This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

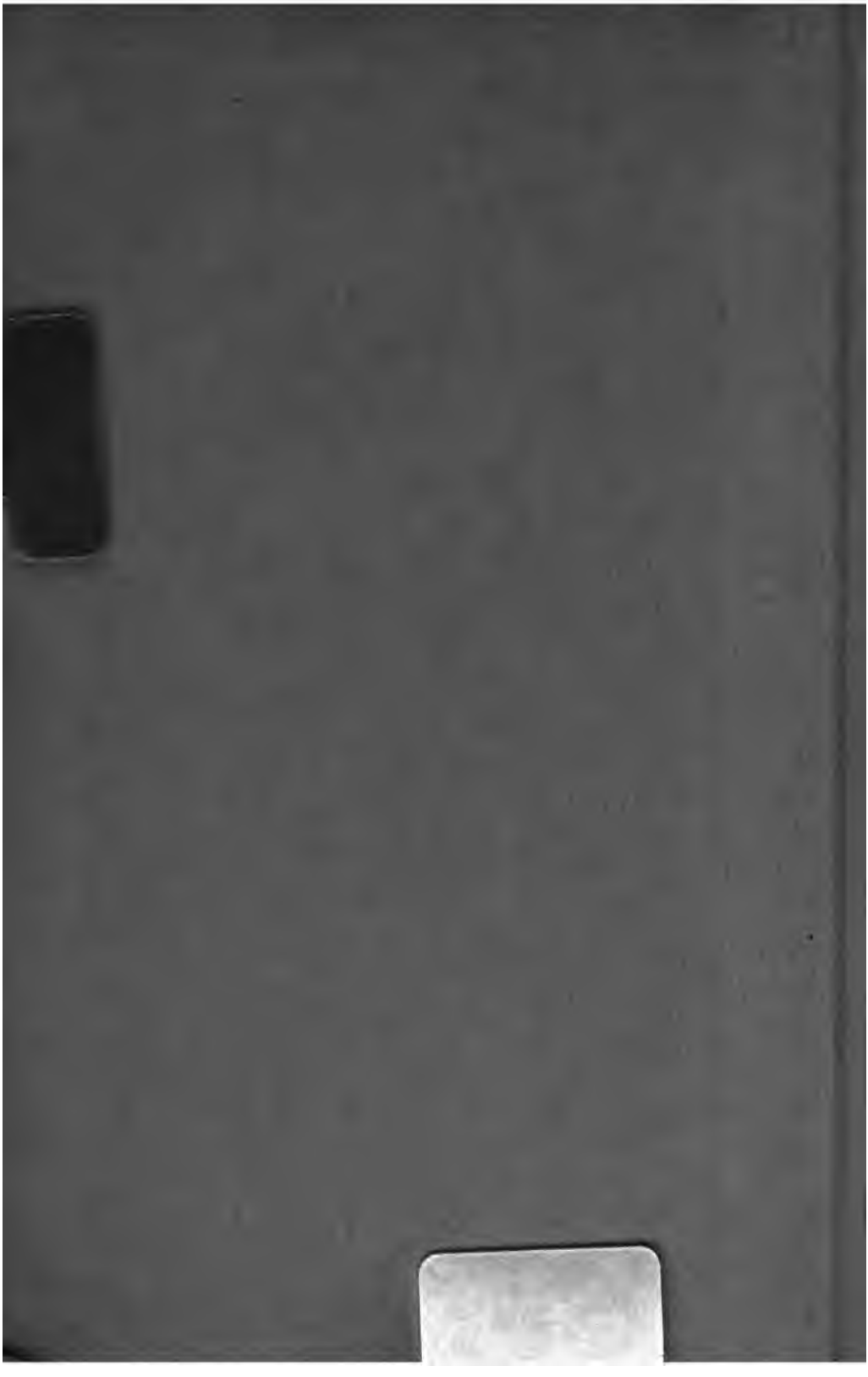
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07078423 0



Geschichte

der evangelischen Kirche

in

Deutschland.

Von

R. Rocholl.

Leipzig.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.
(Georg Böhme).
1897.

Geſchichte

der evangeliſchen Kirche

in

Deutſchland.

Von

R. Rocholl.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Leipzig.
A. Deichert'ſche Verlagsbuchhandlung Nachf.
(Georg Böhme).
1897.

ZCH

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
91872
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1897.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

Die Arbeit, welche hier der Öffentlichkeit übergeben wird, ist Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche. Er enthält wesentlich längst Zusammengestelltes. Es ist mit Berücksichtigung der neuesten Litteratur auch nach Seite der Zeit- und Kulturgeschichte vervollständigt. Es ist auch durch Archivalien vermehrt, von denen einige wohl zum erstenmal hier gedruckt erscheinen dürften.

Die Veröffentlichung dieser Arbeit war mir eine Pflicht. Denn soweit ich zurückblickte — in langem Zeitraum — fand ich weit bedeutendere Arbeiten, als diese, aber nicht eine irgend zusammenhängende, welche zugleich mit deutlichem Wohlwollen auch für diese bestimmte Kirche geschrieben erschien.

Aber niemals, freilich, so setze ich hinzu, war mir die Größe der Verantwortung schwerer, ja drückender, als bei dieser Veröffentlichung. Es galt, den kleinen Ausschnitt einer großen Bewegung zu zeichnen. Seine hohe Bedeutung für die ganze stand mir fest. Aber das in diesem Ausschnitt kreisende Leben bot zugleich soviel oft des Unharmonischen, daß es Überwindung kostete, den Blick an dem hohen Gedanken haften zu lassen, der auch hinter unschöner Hülle arbeitet. Denn so nur kann es doch sein, wie es in den Dingen auf Erden nun einmal ist.

Es ist nur ein Ausschnitt der großen Bewegung der christlichen Kirche über die Breite der Erde hin, den wir hier zu schildern suchen.

Damit ist unsere Stellung gezeichnet. Entgegen dem Consensus repetitus halten wir die evangelische Kirche überhaupt nicht für die Kirche als solche.

Aber wir sind überzeugt, in ihr gerade das zu besitzen, „was — um mit Thomasius zu reden — das wahrhaft Allgemeine ist, was insbesondere die rechte schriftmäßige Mitte zwischen den konfessionellen Gegensätzen bildet". Und wir sind ferner überzeugt, daß die Einzelkirche nicht bedeutender für das Ganze zu werden vermag, als wenn sie kraftvoll, allen Machenschaften widerstehend, sich aus sich selbst entfaltet und so dem Ganzen der Kirche auf Erden, dem Hause Gottes dient, jenem guten alten Spruch gemäß: Ein Jeder lern sein Lektion, so wird es gut im Hause ston.

So, denken wir, wird unser Standpunkt der katholische im rechten Verstand.

Wir wissen genau, welche Bedeutung für das Ganze der christlichen Kirche das von Wittenberg ausgehende, und im Norden Europas bis Island sowie im Norden Amerikas bis zum Stillen Ozean hin die kirchlichen Gebilde tragende evangelische Bekenntnis in seiner Einheit besitzt. Diese Einheit, im Konkordienbuch dargestellt, durch nationale und territoriale Einwirkung nie gebrochen, kompakt gegenüber der Vielheit reformierter und der Zweiheit katholischer Bekenntnisgruppen, diese stille regulierende Macht evangelischen Bekennens mahnt uns aber gerade zur Weitschau, zum katholischen Standpunkt im rechten Sinn des Worts. Dieser Standpunkt „zwingt — wie Th. Zahn sagt — Den, welcher noch daran glaubt, daß eine stiftungsgemäß ertheilte Taufe niemals eine leere Ceremonie ist, seinen Blick über die Schranken seiner Confession — zu erheben zu jener allgemeinen Kirche, welche ist sanctorum omnium congregatio".

Ist unseren Brüdern in der römischen Kirche, mehr als denen in den reformierten, dieser Blick oft verloren gegangen, uns darf er nicht verloren gehen. Wir haben in Gedanken, in Wunsch und Weite die Kluft immer neu zu überwölben.

Die noch fortwährende Bedeutung der katholischen Kirche, namentlich der römischen, für die gesamte Christenheit habe ich anderwärts (Phil. d. Gesch. Bd. II) gezeigt. Gerade in unserer Stellung wird es uns immer zu tiefer Trauer gereichen müssen, daß neuerdings die Kluft unter uns erweitert ist.

Im übrigen dürfen wir mit größerer Beruhigung vielleicht auf jenseitige Geschichtschreibung und Forschung blicken. Das hat uns neuerdings Ludwig Pastor in Innsbruck hinsichtlich der Papstgeschichte gezeigt.

Auf Janssen und Hergenröther können wir ruhig mit Melanchthon antworten. Als Staphylus zur römischen Kirche zurückgetreten war, rief er: „Er wirft uns unser Elend vor, als wenn seine Sekte keine Sünde auf sich hätte; es sind viele Krankheiten und viele Laster auf beiden Seiten, welche wir gerne erkennen müssen, daß sie nun gestraft werden, und uns zur Besserung ermuntern."

Beklagen wir uns über Mangel an leidenschaftloser und ehrlicher Geschichtschreibung, so werden wir desto sorgfältiger den Verdacht des Schönfärbens hinsichtlich unserer eigenen Geschichte zu vermeiden suchen. Und dies um so mehr, je freudiger wir uns innerhalb der Markſteine bewegen, welche sie in ihren Bekenntnissen aufgerichtet hat.

Diese Objektivität gilt, wie der katholischen, so der reformierten Kirche, auch Ebrard und Heppe gegenüber. Wir werden immer die providentielle Aufgabe dieser Kirchengestalt schon in dem Kampf erblicken, den sie auf der Linie von Genf bis Saumur und wiederum von den Niederlanden bis Edinburg für das Abendland zu führen hatte. Es könnte uns nur mit Freude erfüllen, wenn sie in Deutschland wirklich dahin gelangte, sich nicht ferner nur als ergänzendes Element benutzen, und so um ihre Eigenart bringen zu lassen.

Denn wir vermuten, daß man von den Versuchen, eine Melanchthon-Kirche mit Heppe zu machen, durch Subhoff und Gillet, dann auch durch Franks Theologie der Konkordienformel zurückgekommen sei. Auch selbst Ritschl riet bei Brieger 1871 I, „die deutlich erkennbare Kirchengeschichte nicht zur Legende zu machen, indem man Melanchthon zum Urheber einer fast fertig gewordenen Unionskirche stempelt". — Und doch haben wir immer noch derartige Versuche.

„Aus dieser evangelischen Gesamtbewegung separierte sich allmählich das Luthertum", sagt noch der neueste reformierte Symboliker Karl Müller in Erlangen. Also immer noch trotz der Arbeiten von Köstlin bis Ritschl. Gehört denn etwa Luther nicht zu jener Gesamtbewegung? Wenn Ja, nun so halten Überzeugung und Treue an seiner Stellung doch einfach fest. Oder man müßte es wie ein Wangemann machen, der Luthers Brief an die Frankfurter für „unlutherisch" erklärte. Dann geht ja eben alles.

Die Benennung „evangelische Kirche" ist die ältere. Im 16. Jahr-

hundert findet man wohl keine andere. Im Anfang des 17. schreibt Philipp Nicolai verwundert an Schlüsselburg, daß man in Holland die „Evangelischen“ aus Deutschland „Lutheraner“ nenne. Hollaz wie Hoë, und Cyprian wie Goeze und endlich Rudelbach ziehen zur Bezeichnung „evangelisch“ vor. Das „evangelisch-lutherisch“ hat sich Eingang verschafft, um den Gegensatz hervorzuheben, und ist vielleicht auch nicht zu entbehren. Ich erlaube mir, die Kirche, deren Geschichte ich zu schreiben versuche, im Gegensatz zu „katholisch“ und „reformiert“ mit ihrem alten Namen „evangelisch“ zu nennen.

Leibniz fühlte richtig, wenn er bei den Unionsverhandlungen an Jablonsky schrieb, und für seine Glaubensgenossen den Namen „Evangelische“ ausdrücklich vorbehielt, „damit wir doch — so schreibt er — gleichwohl auch einen eigenen anständigen Namen behalten, denn den Namen lutherisch kann ich an meinem Ort gar nicht wohl leiden, und wer die christliche Antiquität kennt und liebt, dem wird er als nach der Sekte schmeckend nicht anstehen“. — Eben deshalb werden wir auch die reformierte Konfession niemals „calvinisch“ nennen. Es widerspräche dies der nötigen Achtung.

„Die evangelische Kirche Deutschlands“, oder „die deutsche Kirche“, wie Richter in seinen „evangelischen Kirchenordnungen“ 1846 sie nennt, kennen wir nicht, da sie nicht existiert, sondern vom Territorialismus nur beabsichtigt ist.

Unser Urteil wird gerecht, es wird unparteiisch sein müssen. Es wird aber nicht nur berichtend über den Dingen schweben. „Die wissenschaftliche Objektivität einer historischen Darstellung schließt keineswegs das Schlußurteil des Historikers über die von ihm behandelten Gegenstände aus. Ja ich glaube, jedes historische Werk, das nicht deutlich und unzweideutig anzeigt, welche Ansicht sein Verfasser über Wert oder Unwert, über Fortschritte oder Rückschritte, überhaupt über die Bedeutung und Stellung des von ihm behandelten Gegenstandes innerhalb der ganzen Entwicklungsreihe sich gebildet habe, es hat seine Aufgabe nicht vollständig gelöst.“

Dieses Urteil Maurenbrechers müssen wir uns aneignen.

Der zu behandelnde Stoff ist, auch bezüglich der Masse täglich anwachsender neuerer Arbeiten und Funde, unübersehbar, die Auswahl schwierig. Versuchen wir es, indem wir auf dem Hintergrund der Zeit- und Kulturgeschichte möglichst die geschichtliche Folge inne halten, nach links und rechts hin das Gleichzeitige andeuten, und

zuweilen synkroniſtiſche Durchſchnitte, Querdurchſchnitte für Überſicht des in der Geſchichte gleichzeitig Erſcheinenden geben. Sie ſollen mit einem Schlag die Elemente vorführen, welche nebeneinander auf der Bühne ſtehen. Es ſind die Kräfte, welche die Spannung und damit die Aufgabe der kommenden Zeit voraus ſagen.

Wo von wiſſenſchaftlicher Theologie die Rede iſt, werden hauptſächlich nur die dogmatiſchen Arbeiten in Frage kommen. Und in der neueſten Zeit handelt es ſich nicht um die Lebenden. Nur abgeſchloſſene Entwickelungen ſind überſehbar.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß in Betracht der großen Zahl der ſo ſehr verſchieden geſchriebenen Namen auch hier mancher Irrtum untergelaufen ſein kann. Mit Dank werde ich auf Fehler der Rechtſchreibung auch der Verwechslung mich aufmerkſam machen laſſen.

Hoffentlich ergeht es — möchte ich noch hinzuſetzen — dieſer Arbeit, welche ein Handbuch wie das Lehrbuch der Kirchengeſchichte von Kurtz (II. Bd. 1892) zum Nachſchlagen immer vorausſetzt, nicht, wie einer früheren Monographie über Philipp Nicolai. Damals meinte ein Rezenſent, es ſei doch wohl einiges, um farbig ſchildern zu können, hinzugethan. Ähnliches iſt auch mit der Arbeit über Rupert von Deutz wohl geſchehen. In der That war kein Strich gegeben, der nicht guten erſten Quellen oder Gewährsmännern entſtammte. Auch bei vorliegender Arbeit iſt verſucht, nicht nur Lehre und Lehrſätze, ſondern, ſoweit möglich, Figuren auf dem Hintergrund der Zeit treu zu zeichnen. Verf. ſtrebte wenigſtens. Das ernſte Wort von Chr. Aug. Cruſius aber kannte er: Christiani doctoris est, animum adsuefacere, ut Deo et Christo unice secundum veritatem serviat, eaque in re, si multis quoque displiceat, ferat hoc patienter.

Düſſeldorf, 7. Oktober 1896.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1—10

Erſtes Buch. Die Einführung der Reformation.

Erſter Abſchnitt. Grundlegende Arbeit.

Erſtes Kapitel. Worms. Die Zeit. Wiſſenſchaft. Adepten und Aſtrologen. Kunſt. Humanismus. Die Höfe. Der Klerus. Luther in Erfurt. Wittenberg. Disputationen und Theſen . . . . . 11—39

Zweites Kapitel. Marburg. Karlſtadt. Schriften und Sermone. Augsburg. Ulm. Bucer. Die Konkordie . 40—57

Drittes Kapitel. Das Erbe. Schwenckfeld. Die Antinomer. Agricola. Tiſchreden. Liturgie. Klöſter. Bistum 58—75

Zweiter Abſchnitt. Formung des Lehrſtoffs.

Erſtes Kapitel. Kämpfe um den Lehrbau. Das Interim. Oſiandrismus. Adiaphoriſtiſches. Majorismus. Synergiſtiſches . . . . . 75—99

Zweites Kapitel. Kampf ums Nachtmahl. Melanchthon und Calvin. Weſtphal und Lasco. Franzöſiſche Politik. Pfalz und Bremen. Bullinger und Beza. Die Lage . 100—112

Drittes Kapitel. Chriſtologiſches. Alte Kirche und Scholaſtik. Brenz. Andreä. Ingolſtädter. Maulbronn. Die Heimlichen von Wittenberg. Konkordienformel . . . . 112—138

Viertes Kapitel. Arbeit und Geſtaltung. Rechtsbildung. Zucht. Schule. Asket. Litt. Lied. Ungnad und Schwendi. Ringwald. Rollenhagen . . . . . 139—169

Seite

Zweites Buch. Die Ausführung der Reformation.

Erster Abschnitt. Die Zeit objektiver Gebundenheit.

Erstes Kapitel. Die Zeitenwende. Die Lage in 1600. Hof. Die span.-burgund.-österr. Gruppe. Prag. Die Kurie. Gegenreformation. Französisch-calvinische Vorstöße. Höfe. Städte. Das Land. Die hohen Schulen . . . . . 170—185

Zweites Kapitel. Die westliche Invasion. Französischer Dominat. Anhalt, Hanau, Baden, Heidelberg, Kassel reformiert. Verbesserungspunkte. Hospinian. Ramus. Lampad. Kurfürst Sigismund . . . . . 185—201

Drittes Kapitel. Christologische Weiterbildung. Böhme. Weigel. Arnd. Nicolai. Gießen und Tübingen. Konvent von 1621. Decisio von 1624 . . . . . 202—217

Viertes Kapitel. Der Synkretismus. Helmstädt. Das Haus Cornel. Martinis. Calixt. Rathmann. Der Tag von Leipzig. Hornejus. Latermann. Thorn. Der Krieg. Joh. Schmidt. Val. Andreä. Moscherosch. Schupp . . . . . 217—232

Fünftes Kapitel. Scholastik und hohe Schulen. Ursprung des Scholastizismus unter den Evangelischen. Mängel der dogmat. Anschauung. Professoren. Disputationen. Disziplin . . . . . 232—254

Sechstes Kapitel. Synkretismus und Orthodoxie. Leipzig und Helmstädt. Calov. Weller. Das Corpus evang. Calixts Epitome. Duräus. Der Consensus repetitus. Berg und Calov. Quistorp. Das preußische Edikt. Ernst von Gotha. Musäus . . . . . 255—272

Siebentes Kapitel. Der Pietismus. Geschichtl. Rückblick. Spener. Tippel. Die Streitigkeiten in Leipzig, Erfurt, Hamburg, Berlin . . . . . 272—287

Achtes Kapitel. Praktische Theologie. Die Rechtsbildung. Das Pfarramt. Beichtstuhl und Dienst. Predigt. Katechese. Sendung zu Juden und Heiden. Asketische Litt. Rindermann. Opitz. Gryphius . . . . . 288—317

Zweiter Abschnitt. Die Zeit subjektiver Erörterung.

Erstes Kapitel. Die Zeit. Die Zeit von 1700. Leibniz. Die Höfe. Thomasius. Die Universitäten. Niederländische Einflüsse. Poiret. Labadie . . . . . 318—331

Zweites Kapitel. Die östliche Invasion. Ursinus. Jablonsky. Leibniz. Molanus. Carpzov. Löscher. Pfaff. Cyprian 332—340

Seite

Drittes Kapitel. Der Pietismus (Forts.). Spener und Berlenburg. Fecht. Schelwig. Lange. Löscher und Francke. Cyprian. Regensburger Anschläge . . . . . 340—355

Viertes Kapitel. Die Orthodoxie. Cyprian. Pritius. Bengel. Die Salzburger. Urlsperger. Storr. Rieger. Hollaz. Schelwig. Fecht. Franz Buddeus. Gotth. Carpzov. Wernsdorf. Rambach. Löscher . . . . . 356—366

Fünftes Kapitel. Philosophie und hohe Schulen. Wolff. Voltaire. Blick auf die Hochschulen. Gottsched. Mannigfaltiges . . . . . 367—375

Sechstes Kapitel. Die Zeit der Aufklärung. Baumgarten. Semler. Bahrdt. Basedow. Teller. Büsching. Ernesti. J. D. Michaelis. Griesbach. Mosheim. Walch. Carpzov. Seiler. Crusius. Oetinger. Roos. Ph. M. Hahn. Goeze. Boysen . . . . . 375—394

Siebentes Kapitel. Der Rationalismus und Reaktion. Toleranz. Kant. Herder. Döderlein. Morus. Planck. Danov. Teller. Das Edikt. Stäudlin. Tieftrunk. Henke. J. G. Eichhorn. Krug. Ammon. Flatt. Abbt. Jacobi. Hamann. Möser. J. G. Schlosser. Klopstock. Perthes. Claudius. Pütter. Esper. Storr. Burscher. Treschо . 394—416

Achtes Kapitel. Praktische Theologie. Die Rechtsbildung. Das Pfarramt. Die Predigt. Altar- und Kirchenzucht. Katechese. Erbauungs-Litt. Das Lied . . . . . 416—436

Drittes Buch. Die Durchführung der Reformation.

Erster Abschnitt. Hochgang des Territorialismus.

Erstes Kapitel. Kultur-Elemente. Politische Zustände. Weltbürgertum. Goethe. Herder. Hohe Schulen. Kant. Fichte. Schelling. Hegel . . . . . 437—447

Zweites Kapitel. Romantik und Rationalismus. Salzmann. Stilling. v. Meyer. Schubert. Kanne. Henke. Niemeyer. Wegscheider. Gieseler. Ewald. Röhr. de Wette. Hase. Ammon . . . . . 447—459

Drittes Kapitel. Union und Vermittelungstheologie. Die Union. Schleiermacher. Nitzsch. Twesten. J. Müller. Neander. Lücke. Daub. Marheineke. Rothe. Ullmann. Lange. Tholuck. Gass. Göschel. Dorner. Hengstenberg. Stahl. Sartorius. Sydow. Bunsen. Schwarz . . . 459—481

Seite

Zweiter Abschnitt. Aufgang der Reaktion.

Erstes Kapitel. Die kirchliche Erhebung. Steffens. Scheibel. Huschke. Esper. Bomhard. v. Roth. Löhe. Caspari. Diemer. Horning. v. Arnswaldt. Petri. L. Harms. v. Strauß u. Torney. Klaus Harms. Koopmann. Kliefoth. v. Maltzan. Roller. Lindner. Rudelbach. Graul . . 482—499

Zweites Kapitel. Die kirchliche Frage. Löhe. Delitzsch. Krabbe. Huschke. Höfling. Harleß. Münchmeyer. Vilmar. Lechler. v. Scheurl. Th. Harnack. Flörke. Mejer. Kahnis . . . . . 500—520

Drittes Kapitel. Die kirchliche Theologie. Die Hochschulen und die betr. Landschaften. Erlangen. Tübingen. Straßburg. Göttingen. Marburg. Kiel. Rostock. Jena. Leipzig 520—551

Viertes Kapitel. Arbeit und Gestaltung. Rechtsbildungen. Das Pfarramt. Ethisches. Pastoraltheologie. Liturgie. Lied. Innere und äußere Mission. Vereinswesen . . 551—558

Abschluß . . . . . 559—568

Anmerkungen . . . . . 569—580

Verzeichnis der hauptsächlichsten im Text selbst angeführten Personen und Sachen . . . . . 581—593

Geſchichte der evangeliſchen Kirche in Deutſchland.

Einleitung.

Das wichtigste Ereignis des Abendlandes ist, so gewiß wir den Glauben als Innenseite und Thema der Weltgeschichte bezeichnen dürfen, die „Reformation“. Das, wodurch Europa an die Spitze der Welt gestellt war, kommt in ihr zur Selbsterfassung. Sie ist so der große Akt im Selbstverständigungsprozeß der europäischen Menschheit und endlich der Menschheit überhaupt.

Dieser Prozeß ist indes Entwickelung nur auf dem Grund einer Reihe von Enthüllungen.

Auch der chemische Prozeß verläuft ohne Zuthat und Ingredienz im caput mortuum, im Tode. Auch das Werk der Schöpfung schritt nur vor durch eine Reihe göttlicher Setzungen. Auch das Werk der Neuschöpfung ging bis zum Eintritt des Erlösers durch die Stufen immer neuer göttlicher Einstiftungen, Einsprachen und Wunder. Auch der Gang der Kirche ist, seit die höchste Enthüllung persönlich eintrat, der Gang fortschreitender Enthüllungen aus dem Schatz des in der heiligen Schrift für alle Zeiten Niedergelegten.

In diesem Sinne reden wir von Dogmenkreisen, in denen die Kirche nach einander arbeite. Wir dürfen auch nicht zweifelhaft sein, welchen Männern wir die sogenannten Hauptaufgaben zuteilen sollen. Athanasius leitet die anfängliche, die ontologisch-christologische Arbeit. Augustin führt in die anthropologische ein. Es fehlte, was beide vermittelt, beide in soteriologischer Zusammenfügung sich durchdringen läßt. Dort die Mitte und der Umkreis. Hier dann der sie verbindende Radius.

Die Aufgabe der morgenländischen Kirche, weil Gabe an sie, war diejenige vorzugsweise sinnig denkender Begründung der transcendenten, der jenseitigen ewigen Gründe der Mitteilung des Heils. Die Aufgabe der abendländischen Kirche in diesem Sinne war vorzugsweise diejenige der begrifflichen Begründung und Fassung der im Zustand des Menschen gegebenen, von ihm diesseitig, also immanent geforderten Notwendigkeit der Mitteilung des Heils. Es fehlte die Zusammenfassung. Den auseinander strebenden Linien fehlte der Schneidungspunkt.

Die morgenländische, die griechische Kirche, sie hatte sich für ihr Denken wie für ihren Kultus gewissermaßen in hellenische Gewande gehüllt. Nun, sie trat damit der sie umgebenden Kulturwelt näher. Aber die antike Denkweise war nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung ihres Ideals von Heiligkeit und der Wege, dasselbe zu erreichen. Und von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu den Kataraften des Nil blieben darum die alten Patriarchate weiterer Gestaltung verschlossen. Sie lagen und liegen wie massive Sedimente verhüllt in das, in was sie sich hüllten.

Die abendländische, die römische Kirche war auf demselben Boden alter Weltanschauung groß geworden. Geschmack und Farbe des Erdreichs teilte sich dem Gewächs mit. Aristotelische Weltweisheit und die Formen alter Götterkulte bestimmten. So ergab sich, wie man mit Ptolemäus die Erde als Mitte des Weltalls zu denken habe, und weit hinter den Planetenringen jenseits den Himmel Gottes. Es ergab sich auch, wie man die Glaubens- und Sittenlehre schulgerecht auszugestalten habe. Für alles waren alte Formeln vorhanden. Sie schufen mit das System von Anbetung und Übung, von Leistung und Werken. Und alle haben nach alter Anschauung der Völker ihren Wert, losgelöst von der Persönlichkeit, in sich. Die Sittenlehre bleibt behandelt wie im alten Rom. Sie ist, wie Mommsen sagt, „ein Katechismus erlaubter und unerlaubter Handlungen“. Und die Übersetzungen der Bibel sind, wie Wilh. Walther noch 1889 zeigte, spärlich und nur solche der Vulgata, wenn auch die Ausgaben der Bibel nach Buisson reichlich sind, meist freilich lateinische (Hist. Jahrb. d. Görres-Ges. 1896. I).

Dahinter kreiste unruhig das Innenleben. Es war von der profanen Welt des Diesseits losgerissen. Es verzehrte sich in Sucht nach dem Jenseits. Es stieß die Weltwirklichkeit asketisch von sich.

Diese war damit weder verstanden, noch überwunden. Sie rächte sich an der Romantik, die sie mißhandelte. Sie klopfte unaufhörlich an die Thür selbst der Klosterzelle und der Schulen. Sie that es am nachdrücklichsten als Renaissance und Humanismus. Wer konnte von diesen Schwankungen befreien? Wer vermochte vom Zwiespalt, des Jenseits und Diesseits, der Kirche und Welt erlösen?

Offenbar gingen darauf auch die großen mittelalterlichen Reformationen. Es gingen die cluniacensische wie die gregorianische Reform auf Errettung der einzelnen und darum der Kirche, dort vorwiegend von weltlichem Sinn, hier von staatlichem Eingriff. Aber jene „Einzelnen", das waren immer noch nur Klerus und Orden. Und wenn die Reform der Franziskaner das Ideal des Heiligen, welches der Klerus in Generalpacht erhalten, auf Laienkreise auszudehnen suchte, so wurden diese Laien eben damit reguliert. Es wurde das mönchische Heiligkeitsziel, in seiner ungeschwächten Idealität bewahrt, nur erweitert. Auch die Reform im Orden der Augustinereremiten überschritt nirgends jenen Bannkreis.

Dennoch ist nicht zu leugnen, daß auf die neue Blüte christlichen Lebens, deren Zeichen nur die Klosterreformbestrebungen sind, von uns zu wenig Wert gelegt ist. Wie Wilh. Walther unser Urteil über die vortrefflichen Bibelausgaben korrigieren mußte, so bleibt auch die asketische Litteratur der alten Kirche unmittelbar vor Luthers Auftreten besser zu beachten. Es dürfte richtig gesagt sein: „Kann in einer Zeit alles faul sein, in der die herrlichsten Erbauungsbücher erschienen?" So lasen wir neulich in der „Römischen Quartalschrift". Und denken wir nur an die „Summa der Heiligen Schrift", welche Benrath zu erklären suchte.

Es ist eben ein großer Fehler, von einer Erstarrung der römischen Kirche zu reden, welche erst von Wittenberg gebrochen sei. So liegt die Sache nicht. Was wir von mittelalterlichen Reformationen eben andeuteten, findet seine Fortsetzung in einer „Geschichte der katholischen Reformation". So nennt Maurenbrecher richtig und andere sind ihm darin nachgefolgt, jene Menge der Ansätze für Rückgestaltung innerhalb der katholischen Kirche selbst, in Italien, Spanien und Deutschland. Wie wäre sonst die Entstehung von neuen deutschen Universitäten in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, wie wären sonst die Brüder des gemeinsamen Lebens, wie wären selbst ein Caraffa, ein Erasmus, wie wäre die Kloster-

reformation des eifrigen Proles in Erfurt, wie wäre ein Staupitz zu verstehen! Der Erregung, die vom Elsaß und den Niederlanden ausging, begegnete eine stille geistliche Bewegung von Böhmen bis zum gelehrten Rus in Rostock.

Aber die zentrale Stellung des Glaubens und damit schließlich das Problem der Durchdringung des Diesseits vom Jenseits, des Weltlichen vom Geistlichen und endlich kosmisch des Himmels und der Erde, das Problem der Vermittelung des die christliche Welt durchschneidenden Widerspruchs konnte nicht durch kleine Mittel, es konnte nur im Mittler selbst gelöst werden. Dies ist die Bedeutung der Reformbewegung auf dem Boden der germanischen Völker. Mit der Scholastik brach sie. Auf die Schrift und vielfach auf die Theologie der griechischen Väter zurück griff sie.

Die Bewegung selbst aber ist Enthüllung des in der Heiligen Schrift von ihrem Schöpfer Gegebenen. Und diese Enthüllung in ihrer Ausgestaltung ist Reformation. Denn Reformation heißt Rückgestaltung. Die Reformation ist Reproduktion.

Seit Eusebius schreibt die Kirche ihre Geschichte. Aber sie schrieb sie nicht immer in freier und großer Art. Sie vermag es nicht, wo sie die Hälfte oder einen Teil der Christenheit für das Ganze hält.

Niemals vermochte demnach die Geschichtschreibung der katholischen Kirche den sich auf Erden gestaltenden und entfaltenden christlichen Gedanken genügend zu erklären. Sie wußte selbst Sinn und Bedeutung des griechischen „Schisma" nicht zu erkennen. Sie vermag auch, selbst beim redlichsten Streben, die Bedeutung jener Abzweigungen nicht zu verstehen, welche mit der Reformbewegung des 16. Jahrhunderts eintraten und ihrem Machtbereich Länder entrissen. Sie vermag es nicht, indem sie, durch ihre Vordersätze ein für allemal gebunden, sich für das Ganze hält. Es fehlt ihr die freie Stellung zur Geschichte überhaupt. Die Arbeiten der Väter des Oratoriums, sowie der Mauriner, für Kirchengeschichte sind bewundernswürdig. Sie dienen in rührender Harmlosigkeit und Pietät „der Kirche". Diese ist ihnen die Christenheit. Wir nehmen dankbar diese Arbeiten hin. Sie helfen uns Wesen und Gang der christlichen Kirche auf Erden verstehen, deren Teil auch sie bilden.

Bei allen Mängeln, die uns übrigens ankleben mögen, wir stehen freier zur Geschichte. „Als durch die Reformation die wahre

Katholizität der Kirche wieder ans Licht gestellt wurde," wie wir mit von Hofmann sagen, da wurde uns Auge und Standpunkt gegeben.

Er ist nicht sofort von uns verstanden worden. Die Centurien sind nicht frei von konfessioneller Parteifärbung. Gottfried Arnold machte absichtsvoll einen Salon der Zurückgewiesenen. Bei Spittler und Plank finden wir eben so wenig Sinn für das Geheimnis und das Wunder, als wir ihn bei Gibbon für das Christentum überhaupt erblicken. Damit schon ist ihre Enge erklärt.

In der That ist Kirchengeschichte oft als Zweig der Dogmatik behandelt. Die Akten wurden daraufhin angesehen, ob sie die Wahrheit der kirchlichen Sondergestalt beweisen könnten. Und es setzt sich diese Arbeit vom Parteistandpunkt immer neu fort.

Dorner stellte, nachdem Heppe die melanchthonische Kirche gefunden, die Geschichte protestantischer Theologie dar, indem er alles, was sich aus dem Materialprinzip der Rechtfertigung nicht ableiten ließ, für diese Theologie überhaupt beseitigte. Und neuerdings schloß man die Darstellung mit der Wittenberger Konkordie ab, womit den Oberländern ein für allemal „von Luther die kirchliche Gemeinschaft gewährt" worden sei. So ist Köstlin nicht verfahren. Seine Arbeit ist durch ihre Objektivität uns ehrwürdig, wie diejenige Koldes. Jene Schriftstellerei aber fügte sich unwillkürlich dem Interesse des Territorialismus.

Aber alle diese Fehlversuche sind doch Ausnahmen, Thatsache ist, daß man vom großen Standpunkt aus, also nur aus dem Ganzen der Geschichte, die Reformation wieder verstanden wissen wollte. Nur als einzelner Akt der großen Bewegung des christlichen Gedankens überhaupt wird sie begriffen. Nur darin hat Ranke recht, daß hier auch der Geist der Deutschen auftrat, und „ein Moment der großen welthistorischen Bewegung zu sein anfing". Aber er trat nicht „schöpferisch" auf. Er tritt nur auf, in jene Bewegung des christlichen Gedankens hineingezogen. Denn die Schwärmerei einer sogenannten patriotischen oder national-deutschen Geschichtschreibung wird immer wieder abzuweisen sein.

Allerdings gingen die Deutschen oft voran. Wie Luther echt volkstümlich schrieb und sang, wie Flacius der Nation Otfrieds Evangeliendichtung wieder gab, wie Cyriacus Spangenberg und unzählige Chronisten deutsches Altertum aufgruben, so schien durch

die Reform ein durch romanische Staatskunst und lateinische Liturgieen zurückgedrängtes Volkstum gleichzeitig wieder aufzuleben. Dies hat auch seine Richtigkeit. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß der Humanismus hier schon die Wege gewiesen hatte.

Nicht darauf aber kommt es an, daß das Christentum sich in Luther mit dem germanischen „Geist endgültig vermähle", wie Löfche neulich sagte, und wie man oft gesagt hat. Darauf vielmehr kommt es an, daß das, was in der Schrift für alle Zeit in organischem Ineinander niedergelegt ist, sich den Völkern stufenweise enthülle. Daß die tiefste dieser Enthüllungen sich auf deutschem Boden vollzog, daß die Deutschen zu einer Aufgabe in jenem fortschreitenden Werk zeitlichen Offenbarwerdens des ewigen Guts berufen wurden, das ist im Heilsplan begründet, der uns einst völlig offenbar werden wird. Ein Verdienst der Deutschen ist es nicht. Und die Entwickelung kann ebensowohl über sie hinüberschreiten und sie zur Seite werfen.

Mit auffallender Beharrlichkeit führt uns Janssen durch die dunklen Gassen deutscher Streittheologie. Aus den Fenstern auf beiden Seiten fliegen in Schrift und Gegenschrift sehr gemeine Dinge herab. Wir sollen dies alles erdulden, um die Überzeugung zu gewinnen, wie versunken das deutsche Volk infolge der Reformation geworden. Aber wir gewinnen eine andere Überzeugung. Wir gewinnen die, daß dieser oft so rohe Lärm immer noch besser als die stille Fäulnis ist, in welche ohne die Reform zu versinken, das unausbleibliche Geschick des christlichen Abendlands gewesen sein würde.

Der Vorwurf, durch die Reformation sei die Revolution eingeführt, zeigt eine fast unglaubliche Unkenntnis. In der That ist Revolution immer nur die Folge gehemmter Evolution. Die germanischen Länder bewiesen das, und scheinen es ferner beweisen zu wollen.

Findet man in der Reform die Zerreißung der Kirche, so ist gerade umgekehrt die wahre Katholizität, weil der wahre Begriff des Reichs Gottes in ihr wieder hergestellt worden.

Darum ist die Gliederung der einen apostolischen Kirche in eine Vielheit kirchlicher Körper nicht Zerreißung zu nennen. Wir dürfen sie so nennen, blicken wir auf die Sünde, welche sich an jeden Fortschritt heftet. Wir müssen sie Gliederung nennen, blicken wir auf das Gesetz alles Wachstums. Daß die lebendige

Eins, um sich zu entfalten, naturnotwendig in eine Vielheit eingeht, welche allein im stande ist, den inneren Reichtum der verschlossenen Tiefe zu offenbaren, das ist Gesetz im Natur- wie im Geistesleben.

Die Reformation hat auch die Einheit Deutschlands nicht zerrissen. „Wir hatten — wie Häusser sagt — damals bereits keine mehr zu verlieren." Jedenfalls machten die Evangelischen die Einigkeit im Reich nicht schwer. Nur die Reformierten werden wir nicht freisprechen können.

Und nicht erst mit Luther ist die Kirche unter die Gewalt der Fürsten gefallen. Sie war es längst. In Württemberg und Sachsen, deutlich in Merseburg und Meißen, lag lange vorher die Anstellung der Geistlichen in der Hand der Landesherren. Die Herzöge von Lüneburg haben nach Treuers Vorlesungen über Staatsrecht immer schon „Bischöfe ein- und abgesetzt, ihre Lehre und Leben untersuchen lassen, die Schenkungen an Stifter und Klöster eingeschränkt und bestätigt". Und die Sächsischen Herren nach neueren Forschungen auch.

Allerdings konnte der Territorialismus zum Prinzip dann nur auf protestantischem Boden werden.

Eins ist immer wenig berücksichtigt.

Die Abgliederung der Wissenschaften aus dem sie tragenden Schoß der Theologie war notwendig geworden. Die Scholastik betrachtete die Philosophie wesentlich als Handlangerei für formallogische Gestaltung der kirchlich gegebenen Wahrheitselemente. Das erkennen selbst Katholiken wie Kuhn, es sei „immer ein Mangel, eine Unvollkommenheit gewesen, daß die Philosophie in der Scholastik nicht als eigene, selbständige Wissenschaft neben der Theologie zugelassen war".

Ein neues Weltalter brachte Untersuchungen, die ohne Verselbständigung der Wissenschaften, welche doch der ehrwürdige Bau der alten Kirche weder vollziehen noch tragen konnte, — nicht zu lösen sind.

Wir ahnen so die tiefere Bedeutung der Mehrheit kirchlicher Körper für die Kultur.

Mit Descartes, Spinoza, Kant und Hegel vermochte — sagt H. Leo einmal — das römische Bistum nicht zu kämpfen. „Da hat sich, als die Notwendigkeit dieser Kämpfe eintrat, die Kirche getrennt, das Bistum und sein Kreis hat sich fest in sich geschlossen. — Die Protestanten dagegen sind in den Kampf eingetreten, haben

ihn geführt." Leo will damit die Notwendigkeit der Reformation anerkennen. Wir sagen, der Romanismus erwies sich zu eng. Er vermochte den Zustrom der die Geschichte formenden Gedanken nicht zu umspannen. Denn er vermochte den großartigsten Gedanken, den des Reichs Gottes, den er unterband, nicht zu begreifen. Dafür ward die Reformation notwendig.

Wir freuen uns, hierfür an den trefflichen Ernst von Lasaulx erinnern zu dürfen. Er erkannte die Notwendigkeit der Vielheit.

So haben wir auch die Erscheinung des Reformiertentums, des „Calvinismus" zu betrachten. Wir geben, mit Löscher, nicht zu, daß er als solcher gleichzeitig außer und neben der Wittenberger Bewegung entstand. Er entstand, als Luther Karlstadt von sich schüttelte, wie er es auch mit Schwenkfeld und dem Antinomismus that. Aber wie er auch entstand, er ist eine eigentümliche Auffassung des Christentums. Und sie besitzt ein Recht auf Selbständigkeit.

Vergleichen wir die Prinzipien deutscher und schweizerischer Reform, so müssen wir mit Th. Harnack sagen — es kann „keine Anschauungsweise unhistorischer sein, als diejenige, die beide nur als eine doppelte individuell gefärbte Spiegelung eines und desselben Lichtstrahls betrachtet. Die Differenz ist notorisch eine prinzipielle. Sie hat darum auch differente Kirchengestalten zu Tage gefördert, und bricht ebenso sehr an allen wesentlichen Punkten der dogmatischen Erkenntnis hervor." Also durchaus wie Schneckenburger. Er fand die Grunddifferenz „in einer verschiedenartigen, eigentümlichen, ethisch-religiösen Auffassung des christlichen Lebens überhaupt".

Und der Calvinismus hat die Bedeutung seines Berufs uns gezeigt. Er hat von den Alpen der Schweiz bis zum Schottischen Hochland den „Kampf bis aufs Messer" geführt. Er war aggressiv mit oder ohne Fanatismus. Er drang mit einem Ungestüm vor, welches uns immer Bewunderung abnötigen wird. Er zeigte damit jene in dem ihm eignenden gesetzlichen Zug begründete Rücksichtslosigkeit, welche das evangelische Deutschland nicht haben konnte. Und er gestaltete das Leben der Länder, in denen er herrschte, theokratisch bis in die Fingerspitzen der Gesellschaft.

Aber allerdings, „die Welt soll nicht zum Bethaus werden, und wer sie dazu machen will, der läuft Gefahr, eine rein äußerliche Werkheiligkeit, den Keim zur Heuchelei, zu pflanzen. Extreme dieser Art sind denn auch vom calvinischen Wesen nie zu trennen gewesen."

Mit der Reformation, die Deutschland zur Wiege hatte, tritt ein neues Weltalter ein. Die Befreiung der Geister, welche hier durchbricht, zeigt sich als eine doppelte. Kopernikus hebt vom Turme an seiner Domherrenkurie zu Frauenstadt aus die ganze natürliche Welt, wie sie seit alters den Sinn der Menschen gefangen hält, aus den Angeln. Die Erde wird in einen Winkel des Weltalls zurückgeschoben, trotz alles sinnfälligen Scheins. Hinfort kommt es nicht auf Stellungen und Massen, es kommt auf Werte an. Aber der Mensch wird in seiner ewigen Bedeutung hervorgehoben. Auch in verkommenster Stellung und trotz alles sinnlichen Augenscheins besitzt er sie. Er soll endlich voll anerkannt und an den ihm als, solchem gebührenden Platz auch begrifflich gestellt werden.

Es ist die Weltstellung des Menschen, welche in dieser deutschen Reform sich enthüllt. Der Mensch tritt in seinem Adel trotz der Hüllen seiner Knechtschaft hervor. Er tritt hervor, indem er die alte Welt, Einfluß und Bau der Planeten, der himmlischen und irdischen Hierarchie, geistig zerbricht. Es ist ein neues Weltalter welches heraufzieht. Der Humanitätsgedanke tritt im Bewußtsein der abendländischen Welt allerdings ungestüm hervor, wie er Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des einzelnen fordert. Ein Gedanke flammt damit auf, an dessen erkenntnismäßiger Ausführung und thatsächlicher Durchführung Jahrhunderte arbeiten und vielleicht arbeiten werden. Und diesem Menschen, welcher reichsunmittelbar unter sein Haupt, den Mittler, sich fügt, ist in diesem der Himmel Gottes nicht mehr weit entfernt hinter allen Planetenkreisen. Er ist auf Erden ihm gegenwärtig. Das mechanische Verhältnis von Himmel und Erde im räumlichen Außereinander ist damit überwunden. Jene Linien des Jenseits und Diesseits haben nicht in der römischen, nicht in der schweizerischen Kirchenform, wohl aber in der evangelischen, im Mittler: Mitte und Schneidungspunkt auch denkend gefunden.

Wir stehen also vor einem Akt geistiger Befreiung. Die alten tausendjährigen Schalen antiker Vorstellung, welche auch die edelsten Gestalten der Geschichte banden, sind gesprengt. Und langsam, durch zahllose Rückschläge hindurch, auf- und niedertauchend im Gewühl der Kämpfe, beginnt der Gedanke seine Arbeit der Ausgestaltung.

Die Reformation ist, sagten wir, Rückgestaltung. Dann mag der Stoff sich so gliedern.

Das erste Buch, welches wir bieten, behandelt die Einführung der Reformation in die Christenheit, die Einführung des aus der heiligen Schrift Enthüllten innerlich als Gedanke und grundlegenden Lehrbau. Das zweite Buch wird die Ausführung der Reformation umfassen, die Ausführung in Begründung und Sichtung des Gewonnenen. Das dritte Buch wird die Durchführung der Reform in ihren Anfängen darstellen, Durchführung des Gewonnenen und Geprüften in Gestaltung der entsprechenden Erscheinungsform.

Erstes Buch.

Versuchen wir den Anfang der Reformbewegung in seiner zeitgeschichtlichen Notwendigkeit und in seiner grundlegenden Arbeit zu zeigen. Damit gliedert sich der Stoff. Er zeigt den Grundbau evangelischer Gemeinwesen in zwei Abschnitten. Der erste zeigt in drei Kapiteln an Luthers Zeit und Arbeit, was zu überwinden war, wie es überwunden ward, und nun als feste, in sich geschlossene Gesamtanschauung als Erbe hinterlassen werden konnte. — Der zweite Abschnitt dagegen mag darthun, wie dieses Erbe, soweit es Glaubensgrund war, nun als Lehre eingehend erörtert wurde, wie man versuchte, es allseitig näher zu bestimmen, und wie der Lehrgehalt sich im Dienst der Kirche thatsächlich ausnahm.

Erster Abschnitt.

Jede, auch die eigenartigst wirkende Gestalt, urkräftig in ihrer Umgebung hervortretend, wird von dieser auch wieder geformt. Insofern bleibt sie immer auch aus ihr zu erklären. Blicken wir hier auf diese Umgebung. Es ist die Zeit, welche Luther vorfand. Es ist der Boden, der als Standort dem eingesenkten Gewächs die chemischen Elemente, seinen Blüten die Farbe, seinen Früchten den Erdgeschmack gibt. Sehen wir in zwei ferneren Kapiteln, wie im

Ringen mit dieser Zeit der neue Gedanke nach den beiden Seiten hin, in welchen er Gestalt gewinnen will, gefaßt und geformt wird. Das Weitere ist angedeutet und wird sich finden.

Erstes Kapitel.

Die Zeit.

Im Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert ist immer ein bedeutsamer Wendepunkt im Leben der europäischen Völker gefunden worden. Fassen wir einfach einmal gerade das Jahr 1500 ins Auge.

Im Reich regiert Max als Kaiser, „der weiß Kunig". Er reitet auf Turnier und Abenteuer und teilt das Reich in Kreise.

Die großen überseeischen Unternehmungen der Spanier und Portugiesen klangen herein und klangen nach. Sie liefen um im Land litterarisch in manch neuer Zeitung, in Blättern mit Holzschnitt und Reimspruch, in der Nürnberger weithin vertriebenen „Weltchronik". Der Mensch entdeckte allgemach die Erde und sich selbst.

Wenn die Geburt eines neuen, weltgeschichtlichen Zeitalters in Sturm und Drang anhebt, so reißt die schöpferische Strömung das Widerstrebende nieder. Es bricht oder wird zur Seite geschoben, was der Verjüngung nicht fähig ist. Auf allen Gebieten des Lebens und Denkens aber und durch alle Wissenschaften hindurch macht der Strom belebend sich geltend. Und in Naturkunde und Medizin, in Algebra, Geometrie und Astronomie, im Feld der Geschichts- und Altertumskunde, der Dichtkunst und Pädagogik, in allen Fächern sehen wir neue Erregung, frohes Arbeiten, und sichere Errungenschaften.

Paracelsus steht neben Cardanus. Jener gründet in der Chemie, dieser in der Astronomie. Beiden ist die Welt ein zusammenhängendes Ganzes, worin magisch eins das andere bestimmt und sympathisch oder antipathisch berührt und bewegt. Die Welt ist ein lebendiger, durchaus beseelter Leib. Kopernikus lehrt Mathematik in Rom.

Auf Alchymie fußt, in Astrologie gipfelt die Weltanschauung. Adepten und Astrologen finden wir an allen Höfen. Und die fahren-

den Schüler liefern für Zehrpfennig oder Mahlzeit lateinische Carmina und Horoskop. Langsam brechen ernstere Forschungen durch.

Aber auch die edle Kunst blüht! Michel Wohlgemuth ist mit Ausmalung des Huldigungssaales im Rathaus zu Goslar beschäftigt gewesen. Sein Schüler Dürer ist aus Venedig zurückgekommen, hat sich in Nürnberg ansässig gemacht und malt Frau Agnes, seine Hausfrau. Die babylonische Hure auf dem siebenköpfigen Tiere aber hat er bereits fertig. Man sieht neben dem Mönch, der mit spitzem Mund anbetend vor dem Tiere niedersinkt, den entschlossenen Mann, der es prüfend, ernst betrachtet. Es ist der Gedanke des neuen Jahrhunderts.

Hans Sachs läuft sechs Jahre alt in seiner Vaterstadt umher.

Der Warenzug, der von Venedig aus die deutschen Städte zur Blüte gebracht, stockte. Der Reichtum Deutschlands aber war durch den Umstand, daß der überseeische Verkehr andere Wege hatte, keineswegs schon versiegt. Die Fürstenhöfe zeigten bei Lanzenrennen, Schwertturnieren, bei Fackeltänzen und Mummereien, und, setzen wir hinzu, lang andauernden Trinkgelagen einen überraschenden Aufwand. Waidwerk, Tiergärten mit Elenn und dem Auerochs, Bärenzwinger und Falknereien forderten eben so große Summen, als Astrologen, Nativitätensteller, Alchymisten, Hofnarren, Hofpoeten und Humanisten.

Am Kaiserhof spielen diese eine große Rolle. In diesem Jahre gerade verfaßt Joseph Grünpeck, Priester, Quacksalber, Poet, Geheimsekretär und als Ausbund eines liederlichen Humanisten „mitten im Barbarenlande“ geboren, mit Celtes und anderen ein Singspiel Dianens, um es am kaiserlichen Hof aufzuführen. Im Prolog tritt Merkurius auf und erklärt von vornherein, daß Diana sich in ihrem Reich nicht mehr behaupten könne, da Max der Kaiser, aller Jagdkünste Meister, dasselbe nunmehr einnehme, weshalb sie sich beeile, ihm Spieß und Bogen zu Füßen zu legen. Grünpeck wurde in demselben Jahr Kanonikus zu Altötting. [1])

In diesem Sommer hält sich der Kaiser zu Augsburg auf. Hier hat er den Reichstag eröffnet. Im Juli legt er den Grundstein zum Chor von St. Ulrich und Afra mit silberner Kelle, Richtscheit und Mörtelkübel, beschließt auch ein Denkmal für den lieben Herrn St. Ulrich. Übrigens vertreibt er sich die Zeit auch mit

Scharfrennen, Beizen, Tanzen und Gastereien. Erschien die Königin, so zog sie aus mit dreizehn Jungfrauen. Die ritten auf weißen Zeltern und trugen Stieglitze auf ihren Fingern.

Übrigens konnte es diesem Kaiser auch passieren, daß, als er zu Regensburg einritt, ein ganzer Zug liederlicher Frauen, die der Rat ausgewiesen hatte, sich an den Schweif seines Pferdes hing. Und er führte sie so unter dem Gelächter des Volks in die Stadt.

Das war nicht auffallend. Dabei konnten die hohen Herren, wie Max, ihre Särge mit sich führen und in der Karfreitagsnacht die Köpfe auf Stein ruhen lassen. Das und die vielen frommen Symbole und Wahlsprüche fürstlicher Herren und Frauen zeigen uns die Macht kirchlicher Sitte. Aber sie sind ebensowenig für unser Urteil maßgebend, als die Bildnereien und Ausrufe, die wir auf Brustharnische gegraben sehen. Auf der Rüstung des Landsknechtsoberst Konrad von Boimelburg sehen wir Christum am Kreuz eingeätzt, davor ein Ritter kniet. Darunter der Ruf: Hilf Herr am Kreicz. Das galt als ritterlich vom Habsburger Hof bis zum geringsten Hintersassen, der mit seinem Gefolgsherrn zog. Das hinderte nicht eine Roheit des Benehmens, welche unsere Nerven schon nicht ertragen könnten.

Der Hof zu Wien war den Humanisten allen geneigt. Man denke an diesen Gregor von Heimburg. Der Nürnberger Sekretarius war von den neuen berauschenden Ideen angeschwollen. Er vertrat sie am Hof des Kaisers zu Neustadt. Er trieb Leubing, den Pfarrer zu St. Sebaldus, in die klassischen Studien. Er hatte Hemmerlein, den Nürnberger Stadtschreiber, der die Mönche unbarmherzig geißelte und die Kurie nicht schonte, gewonnen. Heimburg aber, an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom, war nach der Audienz beim Papst in ziemlich malproprem Aufzug, die Stiefeln ausgezogen, vor dem Vatikan auf- und abgegangen, auf die Pfaffenwirtschaft fluchend. Und mit Gregor von Heimburg war ja, wie Aeneas Sylvius sagte, Latium vollends nach Deutschland gekommen.

Im September tritt der Humanist Veit Bild als Pfarrschreiber bei St. Ulrich in Augsburg ein. Zu Ingolstadt hatte ihn Jakob Locher, poeta laureatus, man nannte ihn Philomusus, geschult. Auch der kaiserliche Historiograph Stabius war sein Lehrer. Aber wenn er auch in horazischen Versen schwelgte, ein trilinguis, wie

ein echter Humaniſt, wurde er nie. Lateiniſch mäßig, griechiſch und hebräiſch dürftig oder gar nicht. Seine Leiſtung aber, ſeitdem er eine hochnötige conversio morum gelobt, iſt die, daß er eine Briefſammlung in drei Quartbänden, darunter auch an Luther, Spalatin, Denk, hinterlaſſen hat.

Man hat die Empfindung, als ſei etwas zerbrochen. Das maſſive Gewölbe gleichartigen kirchlichen Denkens iſt geſprengt. Eine Fülle des Individuellen ſpringt hervor. Univerſalmenſchen unerhört vielſeitiger Bildung, moderne Kraftgenies, funkelnd nach allen Richtungen, nehmen die Stelle der Heiligen und Lokalgottheiten ein, deren man ſich rühmte. Und der Kult der alten Griechen und Römer und ſelbſtverſtändlich der Carmina, Epiſteln und Editionen der Herren Humaniſten ſelbſt, ſowie ihrer ciceronianiſchen Latinität tritt an die Stelle des Dienſtes der Reliquien.

Die Recken- und Tölpelhaftigkeit dieſer luſtigen Humaniſten zecht, feiert alle Götter Griechenlands und lacht über Ariſtoteles und die Pfaffen. So in Wien und Nürnberg, Freiburg und Heidelberg. Aber ſie decken auch das alte Deutſchland wieder auf. Konrad Celtes hatte das Winzermeſſer zur Seite geworfen. Sein Bild ſtand im Muſeum des Abts von Spanheim. Und dazu gab er Tacitus Germania heraus, und arbeitete mit der rheiniſchen Sodalität, die Äbtiſſin von Gandersheim wieder auferſtehen zu laſſen.

Und gleichzeitig ſchrieb der gelehrte Abt Trittenheim, der Herbergsvater der Humaniſten, eine Sequenz zu Ehren der heiligen Anna für die Annenbruderſchaft in Koblenz. Denn für die heilige Anna war er der Begeiſtertſte. Er meinte: Plerumque Anna fidelibus impetrat, quod filia negat. [2])

Das konnten dieſe Humaniſten nebenbei. Auch des Abts Freund Rudolf Agricola konnte es. Er war der Überzeugung, vor der heiligen Anna fliehe alle Krankheit wie das Gewölk vor dem Winde.

Überall ein wuchernder Annendienſt. Man eilt in Haufen zur Bittfahrt nach Annaberg. Dieſes Jahr eben bringt uns den Briefwechſel zwiſchen Heinrich dem Älteren von Braunſchweig und Herzog Georg von Sachſen.

Kann Heinrich auch diesmal nicht dienen, immer iſt er „zur ehrerbietung der heilig frauwen Sanct Annen“ bereit.

Gerade mit dem Abſchluß des alten Jahrhunderts hatte aber

auch der Dienſt der Mutter Gottes ſich zu voller Höhe erhoben. Die Schrecken der Zeit kamen den Franziskanern zu Hilfe. Denn dem Zorn des Weltenheilands gegenüber war die milde Mutter, die beim Sohn Fürbitte that, die Zuflucht der Elenden. Das Feſt ihrer unbefleckten Empfängnis war bereits gefeiert. Und eben jetzt wurden die Profeſſoren von Köln und Mainz, gerade wie diejenigen der Sorbonne, auf die unbefleckte Empfängnis auch verpflichtet. Thomas Murner müßte nicht Franziskaner geweſen ſein, wäre er nicht zu Frankfurt Vorkämpfer jener Unbefleckтheit geweſen. Der „Landsknecht in der Kutte“ machte 1500 von Freiburg aus einen Streifzug durch die Schweiz. Und es nahte die Zeit, in der er geiſtvoller und derber, als irgend jemand, den „großen lutheriſchen Narren“ beſchwor.

Geiſtvoller als jemand, weil freier. Denn vom Mönchtum ſelbſt hielt er niemals viel. „Sind das geiſtliche Werk — ſagt er — die Haar über die Ohren ſcheeren zu laſſen, ein groß Glockenſeil, zerriſſene Schuh und ein wollenes Hemd tragen, auf dem Strohſack liegen, über Tiſch und im Kreuzgang nicht reden — ſo bekenne ich, daß ich kein geiſtlicher Mann bin noch je werden will.“

Hutten ſaß noch als Mönch im Kloſter Fulda. Zu Erfurt war ein rüſtiger thüringiſcher Bauernjunge zum Bakkalaureus befördert. Es war Johannes Crotus. Unter ihm trat der Humanismus in ſeine praktiſche Blüte. Und dieſe Blüte wird nicht am wenigſten durch die Epiſteln der Dunkelmänner gezeichnet. Es iſt kaum noch zu bezweifeln, daß Crotus der Verfaſſer der erſten 45 Briefe iſt.[3])

Der Angriff auf den alten Bau der Obſkuranten alarmiert die gelehrte Welt. Es iſt heut noch erheiternd, jenen obſkuren Magiſter über ſeine Agitationsreiſe berichten zu hören, die er unternimmt, um gegen Reuchlin aufzurufen.

> Jvi post unum mensem ad universitatem Lipsensem,
> Ubi Richardus Crocus, qui dicitur esse Anglius,
> Vidit me per viam et dixit: „illam bestiam
> Ego novi Coloniae“. —

Nebenher aber ging die mittelalterliche Predigt. Sie war weſentlich, ebenſo wie die Seelſorge in den Parochien, durch das fahrende Mönchtum und ſeine Legenden verdorben. Sehen wir gern

von den skurrilen Possen ab, mit denen sie gewürzt sind. Das Bedenkliche bleibt der sittliche Verfall. Eben jener Dominikaner, jener Herolt, von dessen Predigten, wie Janssen rühmt, bis zu diesem Jahr 41 Auflagen nachweisbar sind, predigt doch seltsam. Es war, so lehrt er, ein Mönch, welcher nachts das Kloster verließ, um auf verbotenen Wegen zu gehen. Er fällt ins Wasser und ertrinkt. Die Teufel nehmen seine Seele. Aber sie haben einen Umstand nicht beachtet. Dieser Mönch hat, ehe er das Kloster verließ, noch vor dem Marienbilde ein Ave gebetet. Dies war sein Glück. Die Engel, die mit den Teufeln um diese Seele streiten, wissen dies nicht. Die Teufel rufen: Diese Seele gehört uns! Da erscheint Maria. Sie tritt den guten Engeln entschieden bei. Sie kann ja erklären, der Mönch habe ihr vorher noch die Ehre erwiesen. Der Streit kommt vor Gott. Er entscheidet für Maria. So nach Fritschel.

Schweigen wir vom Stand der Volksschule. — Aber auch die Lateinschulen waren in „gruwelicker Dusternisse", wie der ehrliche Magister Funck klagt. Den armen Scholaren ward dagegen der Cisio Janus rüstig eingetrieben. Es ist der alte lateinische Kirchenkalender in 24 Hexametern, zwei für jeden Monat. So lernte man die Festzeiten und Tage der Heiligen. Er lehrt mit seinen Abkürzungen, die geeignet sind, zu gelinder Verzweiflung zu treiben:

Cisio Janus Epy sibi vindicat Oc. Feli. Mar. An.

Das heißt: Fest der Beschneidung im Januar. Dann Epiphania. Acht Tage danach das Fest des heiligen Felix, des Marcellus und Antonius. Das ward an erster Stelle gefordert. So geht es durch alle Monate.

Daneben regierte aus dem vierten Jahrhundert der Donat. Das Spruchbüchlein des Franziskaners Alexander de Villa Dei aber brachte behaltlich die Grammatik nebst den Abschnitten des Alten und Neuen Testaments in Verse.

Auch die griechische Sprache lernte man erst auf den Universitäten. Dann dienten die Erotemata von Michael Chrysoloras. Dies genügte noch im Jahre fünfzehnhundert völlig. Erst sechszehn Jahre später erschien die erste in Deutschland verfaßte griechische Grammatik in Leipzig.

Mit dem Jahre 1500 waren nach Kawerau 98 vollständige

Ausgaben der Vulgata, und nur zwölf hochdeutsche Drucke der Bibel erschienen. Die Kirche begünstigte mehr die Historienbibel, welche Schriftwort und Legende mischt. Aber sie ließ jene Drucke gewähren. Traten unbequeme Erscheinungen hervor, so blieb Zeit, sie zu unterdrücken. War doch auch durch den Preis gesorgt. Die Bibel kostete neun Gulden. Ein hoher Preis. Denn ein Ochse kostete drei Gulden auf dem Markt. Gut zeigt Walther, warum die Kirche die Bibelübersetzungen beargwöhnen mußte.

Gern tragen protestantische Schilderungen im Zorn die Farben etwas stark auf, wenn von Zuchtlosigkeit des damaligen Klerus die Rede ist. Es gibt erhebende Ausnahmen. Aber mehr als ein Nonnenkloster war doch, was Gnadenzell in Schwaben, oder Holzzelle bei Eisleben, welches der neulich veröffentlichte Brief der armen Nonne Eva Jodin an die Grafen zu Mansfeld uns beschreibt.

Eben erst hatten es die braven Friesen durchgesetzt, daß ihre Priester sich verheiraten durften. Sie konnten, so behaupteten sie, auf andere Art ihre Töchter und Weiber vor den Pfaffen nicht schützen. Man gab nach. Und im Jahre 1500 eiferte die Synode zu Stettin gegen den Mißbrauch. Denn die „Schlafweiber" von Priestern und Chorherren hatten es in Regensburg gerichtlich erlangt, daß ihre Bastarde erbten.

Ganz offen aber klagt der Bischof von Meißen: „Unsere Pfarrer sind fast sämtlich Konkubinarien". Er wünscht darum milde Praxis des Cölibatgesetzes. „Denn," sagt er gut, „wie jetzt nun einmal die Zeiten sind, lieben die Laien mehr verheiratete, als im Konkubinat lebende Pfarrer." Die Handschrift ist die seines Kanonikus Cochläus.

Man sollte über diesen Punkt gar nicht mehr reden. Noch sechzig Jahre später ergab eine Visitation, „daß in 122 Klöstern Oesterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains nur 436 Mönche und 160 Nonnen, aber 159 Konkubinen und 443 Kinder angetroffen wurden. Die Prälatinnen kindbetteten in den Stiftern", der Kaiser bat in Rom vergebens um Bewilligung der Priesterehe.[4])

Die Steuer, welche der Bischof von Konstanz auf die unehelichen Kinder seiner Geistlichen legte, brachte ihm, wie er sich von Sebastian Meier vorhalten lassen mußte, jährlich doch sechs- bis achttausend Gulden ein. Wie es der Bischof von Basel hielt, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß er unter den Sünden seines Klerus,

die ihm zur Anzeige gebracht werden sollten, allerdings auch die fornicatio kennt, jedoch die „scandalosa, adeo notoria, ut nulla possit tergiversatione celari“.

Dafür wurden denn auch wieder Bischöfe und Kapitel besteuert: Sie müssen, wie die von Naumburg, dem Haugold von Einsiedel Pfründen verleihen, wie der Kaiser Max es will. „Dann wo das nicht geschehen, so wollen wir mit den peenen und pueſſen wider Euch handeln und procedieren lassen.“[5])

Der altehrwürdige Bau der römischen Kirche sah nur zu oft einer Großhandlung ähnlich. Wie auf den Himmel lautendes Papiergeld ward der Ablaß ausgeboten. Jetzt war das Jubeljahr bereits alle fünfundzwanzig Jahre. Man strich wohl in Rom zuweilen das Geld mit Rechen von den Altären. Aber alle Gläubigen konnten nicht gen Rom fahren. Man mußte sorgen, ihnen den Ablaß ins Haus zu schicken. Und wiederum mußten die Deutschen geplündert werden. Die „römisch Gnad“, die im Land feilgeboten ward, fand vor dem Herzog von Braunschweig freilich keine Gnad. Er nahm dem Legaten die Kasse ab. Aber auch dem Reich ward es zu toll. Und gerade 1500 kam ein Reichsbeschluß, nach welchem nur ein Drittel nach Rom fließen, zwei Drittel beim Reich bleiben sollten für den Türkenkrieg.

Aber gerade ein Augustiner, Johann von Paltz, war's, der die Ablaßtheorie noch überspannte. Der Ablaß sollte von der Strafe der Sünde befreien. Aber der Jubiläumsablaß, so verkündete Paltz, befreite von der Sünde selbst. Damit war der Gipfel erstiegen, wenn auch nur in der Theorie.

Hinsichtlich dieses Geschäftsbetriebes ist nichts zu leugnen. „Sähe die römische Kirche um ganze 10000 Gulden sich verkürzt, gewiß, da müßte ein Anathema her, da müßten Heere gerüstet, die gesamte Christenheit müßte zur Hilfe aufgerufen werden“! Es war der eifrige Römer, es war Herzog Georg selbst, der so rief. Er hatte den Nerv getroffen.[6]) Und er hatte seine Gründe. Er war ärgerlich, daß Rom allein aus den Präsentationsrechten der Domherrenstellen Vorteil ziehe. Dieser Vorteil war groß. Siebenmal in einem Menschenalter waren, nach Lenz, 27000 Gulden für Bestätigung von Bischöfen und Äbten von Mainz aus nach Rom abgeliefert worden.

Der Herzog kennt auch das „vnmeſſig menſchlich leben, so man

teglich hort vnd erfert von dem vorſammelten folg zcu rom, wy dy tag vnd nacht trachten, wy ſy al supstencien aller nacion vnder ſich brengen mogen". Er meint, damit dies verblümt werde, würfe man ihm oder anderen Fürſten zuweilen einen Knochen in's Maul.

Da hatte der arme Hutten doch ein Recht zu ſingen:

Ihr habt ſo lang getragen hin
Viel Geld und Gut aus deutſchem Land.

Dasſelbe ſagte eine Flut von fliegenden Blättern. Dieſe Figuren im kräftigen Holzſchnitt haben Spruchbänder im Mund. Da erſcheint der arme Jeſus neben dem reichen Papſt und ſeiner Garderobe. Und beide reden.

Eine echt reformatoriſche Volksſchrift brachte boshaft, aber vielſagend, die „Vergleichung unſeres allerheiligſten Herrn und Vaters Papſt mit dem ſeltſamen und fremden Gaſt in der Chriſtenheit, genannt Jeſus"!

„Die Welt" — ſagt der „praktiſche Theologe" gegen Janſſen — „war ein Chaos voller Sünden und Greuel, und das Papſttum war ſo lange ihr Lehrmeiſter geweſen!" Dies iſt ſo oft nicht beachtet worden. Es ſah ſchlimm im deutſchen Land aus. Es bedurfte eines Erdſtoßes, um dieſe Schläfer aufzuſtören. Eines Herkules bedurfte es, ſo ſtämmig, wie Dürer 1500 ihn malte. Er malte ihn im Kampfe mit den ſtymphaliſchen Vögeln und hing das Bild in die Burg zu Nürnberg.

Und nun war für dieſes Jahr eine allgemeine Heiligtumsfahrt, es war Jubiläum angeſetzt. Romfahrtbüchlein gab es in Fülle. Sie zeigten zur Erlangung der Gnaden den Weg. Sie zeigten, „wye kayſer Conſtantinus dem pabſt ſand Sylveſter dye ſtadt Rome und das landt daſelbſt gabe vnd ſatzt yn vnd ſein nachkomen zu einem haubt allen chriſten. Was kirchen in Rome ſyn und was heyltum und genad in den kirchen allen iſt".[7])

Am 4. Dezember dieſes Jahres ward Gerhard Hecker vom General zum Provinzial der Auguſtiner der Sächſiſchen Provinz beſtätigt.

Leo X. war Papſt. Die venetianiſchen Geſandten berichteten: „Er iſt ein wohlwollender, ſehr liberaler Mann, der ſich nicht gern viel anſtrengt. — Als man ihn zum Papſt machte, ſagte er zu ſeinem Bruder Julian: Wir wollen das Papſtſein genießen, weil Gott es uns geſchenkt hat. — Der Papſt iſt ein Freund der Wiſſenſchaften, in

humanistischen Studien und im kanonischen Recht bewandert, und ein trefflicher Musiker: wenn er mit Jemandem singt, läßt er ihm 100 Dukaten und mehr auszahlen; vakante Stellen und Benefizien tragen ihm monatlich 8000 Dukaten, die er zu Geschenken und im Kartenspiel ausgibt; er hat letzteres sehr gern."

Der Prior von St. Viktor zu Genf, der eine Reise nach Rom machte, sagt: Der Papst sei in griechischen und lateinischen Schriften sehr bewandert, im übrigen „ein Mann von schönem Körperbau, aber mit außerordentlich häßlichem, mißgestaltetem Gesicht, denn es ist mehr durch Geschwulsten als durch Fleisch und Fett dick". Der Florentiner Vettori sagt: Immer litt Leo an Katarrh. — „Seine Mißgriffe wurden meist durch einen glücklichen Zufall wieder gut gemacht, selbst eine Verschwörung der Kardinäle bot ihm nur die Mittel, das Collegium umzubilden und es mit seinen Freunden zu besetzen."

Dieser Papst war der Gönner Raffaels und schwärmte für die Gruppe des Laokoon. König Franz I. verlangte sie von ihm. Der Papst meinte, lieber gäbe er den Kopf eines Apostels. Das sind die Humanisten. Und dieser Humanist war von „doppelzüngiger Staatsklugheit" dabei.

Naturfrische Völker haben immer nur in einzelnen mächtigen Würfen die Staatskunst und kühle Diplomatie durchbrochen. Schließlich sind sie ermattet unterlegen, dann hatte jene Kunst immer das letzte Wort. Die Geschichte des alten Rom zeigt, wie rings ums Mittelmeer Volk um Volk endlich jener Geschicklichkeit zum Opfer fiel. Und die Geschichte des Roms der Päpste zeigt, wie Natur und nationales Bewußtsein schließlich an jener Kunst ihren Meister fanden. Die kühle Berechnung, die dort mit dem Schwert in der Hand Krieg oder Frieden aus der Toga schüttelte, welche teilte und klug abwartend herrschte, diese Klugheit verband sich hier mit Krummstab und Inful.

Der Sinn romanischer Völker, den Macchiavelli das Verderben der Welt nannte, wob sich in tausend Fäden über die Deutschen. Er bestimmte aus der Denkweise der Alten heraus ihre Vorstellungen von dem, was heilig und nützlich sei. Er saß in den Ratskammern der Städte und den Köpfen ihrer Kaiser.

Es bedurfte eines gewaltigen Armes, um an dem alten Netz auch nur einige Fäden zu zerreißen.

Aretino war wegen eines Sonetts gegen den Ablaß aus Arezzo verjagt worden. Arioſt ſah den Druck ſeines Orlando furioſo ruhig beendet. Er ließ darin, es war im Jahre 1516, den großen Kaiſer Karl, umgeben von ſeinen Rittern und Baronen, im Dom zu Paris beten:

„Ich weiß, daß wir ſoviel Verdienſt nicht haben,
Von unſerer Schuld zu tilgen nur ein Gran;
Auf Dein Verzeih'n darf Hoffnung uns nicht haben,
Seh'n wir auf unſeres Lebens ſchlimme Bahn.
Doch ſchenkeſt Du uns Deiner Gnade Gaben,
So wird die Rechnung quitt und abgethan.
An Deinem Schutz verzweifeln nicht wir Armen,
Sobald wir denken, Herr, an Dein Erbarmen!"

So Arioſt, der doch wie die Dichter an Fürſtenhöfen die Reformation angreifen zu müſſen glaubte. „Aber — ſo ſagt ein Geſchichtsſchreiber der Renaiſſance — wer dieſes Gebet des großen Karl geleſen, möchte faſt glauben, der Dichter hätte die mächtige Stimme Luthers ertönen hören."

Sie ertönte im folgenden Jahre.

In den fränkiſchen Thüringern ſaß etwas von dem alten Stolz der Normannen und der Franken. Es iſt der Stolz, in dem das ſaliſche Geſetz ruft: „Hoch lebe Chriſtus, der die Franken liebt. Denn das iſt das Volk, das tapfere, welches das römiſche Joch von ſeinem Nacken geſchüttelt hat mit dem Schwerte"! — Jenſeits des Rheins war dieſer Stolz mehr als einmal aufgeflammt.

Es zitterte eine geiſtige Bewegung durch das Herz Europas vom Buſen von Tarent bis zum Sund. Man fühlte ſich unter der dumpfen Schwüle eines atmoſphäriſchen Druckes. In ſolchen Zeiten lauſcht und vernimmt man die „mächtige Stimme".

Es war zu Erfurt im Kloſter der Auguſtiner-Eremiten.

Luther hatte Profeß gethan. In der Mitte der Brüder, die geweihte Kerze in der Hand, der hagere Leib auf den ſteinernen Eſtrich des Chors geworfen, mit geweihtem Waſſer beſprengt, hatte er Armut, Keuſchheit und Gehorſam nach Auguſtins und des Ordens Regel gelobt. Nun ſtand er da in weißwollenem Untergewand, den weißen Skapulierſtreif über Bruſt und Rücken hinabwallend. Er war ein Glied des myſtiſchen Körpers ſeines Ordens.

„Mir ward also Glück gewünscht vom Prior, Convent und Beichtvater — schrieb Luther später — daß ich nu wäre als ein unschuldig Kind, das itzt rein aus der Taufe käme. Und fürwahr, ich hätte mich gern gefreuet der herrlichen That, daß ich ein so trefflicher Mensch wäre, der sich selb durch sein eigen Werk, ohn Christus Blut, so schön und heilig gemacht hatte, so leichtlich und so balde. Aber wiewohl ich solches süßes Lob und prächtige Wort von meinem eigen Werk gern hörete und ließ mich für einen Wunderthäter halten, der sich selbst künnt heilig machen, und den Tod fressen samt dem Teufel, so wollt es doch den Stich nicht halten. Denn wo nur ein klein Anfechtung kam vom Tode oder Sünde, so fiel ich dahin und fand weder Taufe noch Müncherei, die mir helfen mocht. Da war ich der elendest Mensch auf Erden. Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweiflen." [8])

Er hatte also, was er ersehnte. Aber vor seiner Heiligkeit ward ihm bange.

Occam, Gerson, Peter d'Ailly und Gabriel Biel, alle, die er studierte, die hohen Scholastiker halfen ihm nicht. Seine Werke bis zu den niedrigsten Klosterdiensten und den übertriebensten Kasteiungen heilten ihn nicht. Der Generalvikar, der das Kloster visitierte, der edle Staupitz allein gab seinem Denken eine neue Richtung. Es solle, sagte dieser, die Reue nicht mit der Furcht vor dem strafenden, sondern mit der Liebe zu dem gerechten Gott beginnen, der den Sünder gerecht macht.

Wenigstens lernte Luther nun Gott in Christo anschauen.

„Unter dem Papsttum — erzählt er dann später — war ich ein armer, betrübter Mönch, war stets in der größten Arbeit und Anfechtung; endlich empfing ich Trost aus dem einigen Wort eines Bruders, der mir sagte: unser Heil und Seligkeit ist der Glaub auf Gott in Christo; warumb wollten wir denn Gott nicht trauen, der uns heißt und befiehlt hoffen?"

Durchschlagender war wohl eines anderen Wort.

Nachdem Luther die Unmöglichkeit, genugsame Reue zu leisten, innerlich erfahren, da kam ein Satz aus Bernhard von Clairvaux, der weiter half. Bernhard sagt in der Predigt auf das Fest der Verkündigung Mariä: „Aber glaube auch dies, daß Dir durch ihn die Sünden vergeben werden; — denn so meint es auch der Apostel, wenn er lehrt, daß der Mensch umsonst gerechtfertigt werde durch

den Glauben". Luther glaubt es. Und kann er es noch nicht glauben, so sagt ihm der alte Ordensbruder, daß es ihm aber befohlen sei, zu glauben. Und Luther sieht von allen Zweifeln über die Tiefe seiner Reue ab und ergreift.

Er wird ins Ordenshaus nach Wittenberg versetzt. Wenzel Link und Johann Spangenberg folgen bald nach. Und 1507 war er Priester, 1508 Professor, 1509 Bakkalaureus, 1512 Doktor.

Wittenberg bevölkerte sich. Die Studenten zogen hinzu wie zu allen hohen Schulen. Als fahrende Schüler schlugen sie sich durchs Land. Sie traten nach Bedarf als Heilkünstler, als Taschenspieler, Musikanten oder Schalksnarren auf. Sie weissagten aus den Sternen und stellten Nativität. Sie kamen endlich als Pennale an, wenig Latein im Kopf. Sie wurden von den Schoristen weidlich mißhandelt, bis sie endlich beim gewohnten Gelag durchs Deponieren losgezählt und der Studentenschaft zugeschrieben waren. Da thaten sich denn all die nichtsnutzigen Bachanten und Schwelger gütlich. Und namentlich, wenn ein Student von Adel etwa sein Prandium gab, dazu denn auch neben den Professoren der löbliche Magistrat geladen ward.

Luther bekam bald einen Geschmack.

Noch „am Abend St. Michaelis — 1516 — springt ein Swabe ut dem Collegio und stak Antonium von Schirstedde toidt. Kort darna ward de lange Andreas von Haldensleve vor siner Burse erstoken; acht Tage darna ward Andreas Binnemann von Brunswick erwörget unde in de Beke geworpen".

Und doch war man fleißiger, als früher Brauch war. Noch 1502 hatte der Kurfürst Ordnung in Leipzig schaffen müssen. Die „Absentien" der Lehrer waren so ungeheuerlich, daß die Studierenden ratlos umherliefen. Einige Professoren waren 16 Jahre lang abwesend. [9])

Luther fand noch die alte Art der Promotion vor. Die vesperiae am Tage vorher schloß man nach Disputation mit der humoristischen Rede, in welcher der Vorsitzende zur Promotion auf sieben Uhr des folgenden Morgens wieder nach der Schloßkirche einlud. Hier versammelte sich der ganze Senat. Der Promotor vollzieht nach kurzer Ansprache die Promotion. Der Promovierte preist die Theologie, und es beginnt eine kürzere Disputation. Ein Bakkalaur gibt einem anderen eine quaestio auf. Und dieser hat so viel conclusiones aus ihr zu entwickeln, als promovierte Magister am Platze

ſind. Dieſe beantworten. Nun betritt ein puer, ein junger Student, die Rednerbühne und legt die quaestio problematica vor. Ein Magiſter antwortet. Der zweite beſtreitet ihn. Erklärt keiner ſich überwunden, ſo übergibt der Promotor „die Angelegenheit dem Orakelſpruch des Apoll“ und ſchließt den Akt.

Im übrigen haben wir die alte Ordnung zunächſt auch hier vor uns. Die Fachwiſſenſchaften ſind nicht geſondert. Der Profeſſor tritt ohne weiteres aus der einen in die andere. Der Student ſoll zuerſt alle artes kennen und ſtudieren. Er beginnt mit den artes dicendi. Er ſtudiert Religion, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, die Anfänge der Aſtronomie und Weltgeſchichte. Dann erſt geht er über zur Ethik, Geometrie, Aſtronomie, Phyſik. Und nun erſt kommt er drittens zur Theologie, Jurisprudenz, Medizin. [10])

„Welcher die Bibel leſen will, der muß aber darauff ſchauen daß er nicht irre, denn die Geſchrifft läßt ſich wohl dehnen und leiten, aber keiner leite ſie nach ſeinem Affekt, ſondern er führe ſie zu dem Brunnen, zu dem Creutz Chriſti, ſo wird ers gewißlich treffen und nicht fehlen.“ So hören wir Luther in einem von der Weimarer Ausgabe uns mitgeteilten Bruchſtück der Sermone aus den Jahren 1514—1517.

In einer dieſer Predigten, die vom 10. Trinit. 1516, haben wir Luthers Unterſcheidung der remissio und infusio. Jene iſt Befreiung von zeitlicher Strafe. Sie beſſert nicht. Die infusio iſt immer Erleuchtung des Geiſtes und Entflammung des Willens. Allzu verwegen aber ſei es, zu predigen, durch Indulgenzen werde die Seele vom Fegefeuer befreit. Der Papſt iſt grauſam, si hoc miseris animabus non concedit gratis, quod potest pro pecunia necessaria ad Ecclesiam concedere.

Und im September kamen Disputation und Theſen über des Menſchen Unvermögen, aus eigenen Kräften Gottes Gebote zu erfüllen.

Das Bruchſtück von deutſcher Theologie hatte Luther 1516 kennen gelernt. Er ſagt dazu: „es ſchwebt nit oben, wie ſchawm auff dem waſſer, Sunder es iſt aus dem grund des Jordans von einem wahrhafftigen Iſraeliten erlaßen, wilchs namen gott weyß“. Ein vollſtändiges Manuſkript der deutſchen Theologie hatte er dann gefunden. Im Juni 1518 gab er es heraus.

Durch ſeinen Freund Lang war er mit Tauler bekannt ge-

macht. Die kleine Schrift jenes Frankfurter Deutschordensherrn erschien ihm ein Kleinod. Diese Denkweise tritt nun auch in seiner Freiheit eines Christenmenschen hervor. Er sah aufs neue, daß der Mensch zur Erlangung des Heils aus eignen Kräften unvermögend sei.

Die Werke wie Fasten und Beten waren als solche ihm längst schon wertlos. Losgelöst von der Person waren sie nur im stande, zu verführen. Sich innerlich entäußern, die Gnade Christi ergreifen, in Werken, als Erweis des neuen Menschen, nur danken, dies ist das Wertvolle. Und damit mußte zusammenbrechen, was an verdienstlichen Werken die Welt verlangt. Das riß dieser Welt den Boden unter den Füßen fort.

Alexander von Hales hatte mit seiner Darstellung der Überverdienstlichkeit der guten Werke und der Verleihbarkeit dieser Verdienste aus dem Schatz der Kirche diesen Boden befestigt. Und die Ablaßlehren dieser hochkirchlichen Partei waren es, die den päpstlichen Anschauungen entsprachen. Neulich sind sie aus Bonaventura und Thomas bis auf Sylvester Prierias, Tetzel, Eck und Berthold von Chiemsee dargestellt. Man sieht, wie der Jubelablaß die abenteuerliche Steigerung dieser Theorie ist und jede geordnete Seelsorge zugleich unterbricht.[11]) Der Erwerb dieses Ablasses geht zugleich „über die Pflichten der Liebe gegen die Mitmenschen". Schließlich ergeben alle Untersuchungen, daß die Beschreibung, welche Luther in den Schmalkaldischen Artikeln gibt, dem Thatbestand entspricht. Er hat die Not der Gewissen geschildert. Und nun fährt er fort: „Hie kam nu der heilige Stuel zu Rom der armen Kirchen zu Hilfe und erfand das Ablaß, damit vergab und hub er auf die Genugthuung erstens einzelne, sieben Jahr, hundert Jahr u. s. w.".

Daß es bei dem Ablaß „in erster Linie" aufs Geld abgesehen war, bleibt trotz der Einwürfe Janssens gegen Kawerau bestehen. Mögen wir diesen Ablaß mit Janssens eigenen Worten bestimmen. Er ist dann „nichts Anderes, als daß nach vorausgegangener Vergebung der Sündenschuld auch die zeitliche Sündenstrafe erlassen und somit die Vergebung der Sünden eine vollkommene werde". Möge für Vergebung der Sünden immerhin Bereuung und Bekenntnis gefordert sein, es verändert nichts an der Sache. Die plumpen Krämer, welche die römische Gnad verkauften, sie erhoben den Tribut, den Deutschland wenn auch zornig und errötend zahlte, und spendeten. Wer Ablaß

von sieben Jahren erhält, erhält die Sündenstrafen erlassen, zu deren Abbüßung er hier auf Erden oder im Fegefeuer sieben Jahre gebrauchen würde. — Aber nun kommen die Schwierigkeiten. Woher weiß denn der Kommissar, ob der, welcher den Ablaßzettel kauft, die für den Erlaß von sieben Jahren Strafe nötige Reue besitzt? Und woher weiß denn der Käufer, wann er nun genügend Ablaß gekauft habe?

Dies Geschäft lernt man aus den Gutachten von Tetzel selbst und aus den Instruktionen kennen, welche das Dresdener Archiv auch bezüglich der für Annaberg in Rom zu erwerbenden Gnaden gerade aus 1518 bewahrt. Nikolaus von Hermsdorf handelte hier für Herzog Georg. Er strengt sich an, die Bullen mit Umgehung der päpstlichen Kanzlei zu erhalten, indem sonst „bis in vier ad funff hundert ducaten" mehr ausgegeben werden müßten. Er selbst staunt über den Kardinalschub dieses Jahres. Er meint, „die 31 neuen Kardinäle hätten aber das Fest wol bezcalet, den als man saget, szo haben sie dem Bobst bey achtmal hundert tausend Ducaten gegeben". [12])

Die Romreise, in Staupitz Auftrag mit Johann von Mecheln zusammen, wirkt in Luther nach. Die neunzehn Altäre der Wittenberger Schloßkirche und die fünftausend Reliquien verloren ihren Glanz. Der gekrönte Poet der Universität, Sibulus, kaiserlicher Orator, hatte in lateinischen Hexametern die „Schutzgötter" der Stadt, die Heiligen der Schloßkirche, schwungvoll besungen. [13]) Luthern rührte nicht mehr der hier zu erwerbende Ablaß vieler Hunderte von Jahren. Sein Fuß stand auf anderem Boden. Er las über die Psalmen. Der Dresdener Kodex bewahrt den lateinischen Text von 1513—16 größtenteils.

Es war am 19. Dezember 1516. Sechzig Kardinäle und achtzig Bischöfe waren zur letzten Sitzung des Laterankonzils versammelt. Alle außer einem nahmen das Dekret an, welches den letzten Rest des Baseler Konzils zu gunsten der alleinigen Herrschaft des Papstes beseitigte, und die alten Ansprüche erneuerte. Und im folgenden Jahr geschah, was den Norden Europas dem päpstlichen Stuhl entriß.

Die sieben Bußpsalmen sind die erste Schrift, welche Luther selbst in Druck gab. Die Auslegung gilt, wie er im Mai 1517 an Scheurl schreibt, dem Volk.

Die wirkliche Folge war, daß er die Gnadenlehre des Mittelalters überhaupt verwarf.

Er that es theoretisch. Er ließ einen seiner Schüler in einer von ihm aufgesetzten Thesenreihe den Satz verteidigen: „Es ist ein Irrtum, zu sagen, ohne Aristoteles wird man kein Theologe; vielmehr wird niemand ein Theologe, der es nicht ohne Aristoteles wird".

Und er that es öffentlich, als man über den Thesen an der Schloßkirche am Abend vor Allerheiligentag las: „Um die Wahrheit an's Licht zu bringen, wird das Nachstehende disputiert werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, der freien Künste und der heiligen Theologie Magisters. Derhalben bittet er Die, welche nicht gegenwärtig darüber mit uns handlen können, dies abwesend schriftlich zu thun. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Amen."

Der Sturm war entfesselt, der vor dem Gewitter sich erhebt. Der alte Pastor Albert Krantz zu Hamburg war immer thätig in Gesandtschaften für den Senat. Jetzt, es war kurz vor seinem Tode, sagte er betrübt: Vera quidem dicis, bone frater, sed nihil efficies. Vade igitur in cellam tuam, et dic: Miserere mei Deus!

Aber Luther kroch weder in seine Zelle, noch rief er um Erbarmen. Er hatte die Zeit für sich. In Rom selbst hatte Kardinal de Vio die Ablaßfrage behandelt. Hadrian war auch hier zu Reformen entschlossen. Es galt der ganzen schlechten Ämter- und Finanzwirtschaft. Der Papst wollte das Beste. Seine praktischen Hofämter erklärten indes, man könne die Einkünfte aus dem Ablaß nicht entbehren.

Ablaß in allen Formen um Luther her. Der Bischof von Bamberg sandte am Tage Allerheiligen dieses Jahres „ein stuck vonn dem Schultherbein des heiligen Sant keyser Heinrichs" zum Geschenk an Bischof Adolf von Merseburg. Und aus Utrecht war der Arm des dortigen Bischofs, des heiligen Friedrich, für die Wittenberger Schloßkirche unterwegs. Die Zahl ihrer heiligen Partikeln sollte bald auf 19013 steigen. Darunter auch Ruß des Feuerofens, in welchem die drei Männer unverletzt Gott priesen.

Unverletzt in der That ging Luther weiter als „ein junger Doktor, neulich aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der

heiligen Schrift". — Und er blieb sich gleich. — Denn wir halten in Bezug auf den eigentlichen Ablaß und die erste der Thesen fest, daß er in seiner Bestimmung des Wesens der Buße derselbe blieb. Immer war die Kontritio als dem Glauben vorangehend ihm derart, daß sie durch das Gesetz bewirkt werden konnte. Immer war die Pönitentia, als dem Glauben nachfolgend, geeignet, die tägliche, die fortlaufende zu sein.

In der That war mit der ersten These, daß „das ganze Leben der Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße soll sein", schon mehr ins Wanken gekommen. Der kursächsische Rat Pfeffinger hatte sich in 35 Bruderschaften aufnehmen lassen, die ihre geistlichen Verdienste ihm nun zuwandten. Mehr als ein Pfeffinger mag jetzt zum Nachdenken veranlaßt sein. Denn der Satz zerbricht die alten Garantieen der Seligkeit, die Säulen der mittelalterlichen Kirche. Allerdings, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, suchte Luther noch unklar die Entscheidung der Kirche. Eigentlich angegriffen war ja nur die Ablaßpraxis.

Seine Freunde waren besorgt. Im November fuhr er mit Hieronymus Schurf nach Kemberg. Was wollt Ihr machen, man wird's nicht leiden, fragte Schurf. Luther erwiderte ruhig: „Wie wenn man's leiden müßte?"

Es kamen die Schriften von Tetzel und Eck. Luther schrieb an Brenz: „Jemehr jene wüten, desto mehr schreite ich vorwärts".

Das neue Jahr 1518 kam. In Nürnberg warteten in Pirkheimers Haus Dürer, Scheurl und Tucher ab, was nun kommen würde. An Tucher schickte Kurfürst Friedrich Neues von Luther.

Am 20. Januar verteidigte Tetzel seine Thesen zu Frankfurt an der Oder. Die 56ste lautete: „Wer daher sagt, daß die Seele nicht noch schneller auffliegen könne, als der Groschen auf dem Boden der Kiste zu erklingen vermag, der irrt". Er wendet sich dann gegen Luthers These 27. Tetzel will ersichtlich sagen, daß, werde Ablaß jeder Seele durch Zahlung unfehlbar zu teil, dann auch der Erfolg im Himmel sofort nach Einzahlung des Geldes eintreten müsse. Habe dieses die Hand des Zahlenden verlassen, so warte der Erfolg also nicht auf den Augenblick, wo es den Boden des Kastens berührt. Dies ist von jenem Standpunkt aus durchaus richtig gedacht. Und Wimpina bestätigte diese Auffassung. Daß zur Gewinnung des Ablasses für die Gestorbenen aber nur die Geld-

ſpende, nicht Reue und Beichte, nötig ſei, dieſes deutlich zu machen hatte die Mainzer Inſtruktion geſorgt.

Im Juni 1518 ſchrieb Luther ſeine „Freiheit des Sermons päpſtlichen Ablaß und Gnade belangend“. Er iſt wohlgemut. „Hie byn ich zu Wittenberg, doctor Martinus Luther Auguſtiner, und iſt etwa ein ketzermeyſter, der ſich eyßen zu freſſen und felßen zureißen vorduncket, den laß ich wiſſen, das er hab ſicher geleyd, offene Thor, frey herberg und koſt darynnen.“

Es war am 25. Auguſt, als Luthers Ordensgeneral, Gabriel Venetus, dem oben erwähnten Provinzial der Auguſtiner in Sachſen, Gerhard Hecker, ſchrieb. Er gab ihm den Befehl, Luther gefangen zu nehmen und an Händen und Füßen gefeſſelt nach Rom zu ſchaffen. Alle Orte ſoll er mit dem Interdikt belegen, alle Perſonen ſoll er exkommunizieren dürfen, welche ihm entgegentreten ſollten. Ihm ſelbſt werden die größten Ehren und Belohnungen in Ausſicht geſtellt. Alle Unkoſten werden ihm erſtattet. So ſoll er thun sub poena privationis omnium tuorum graduum. [14])

Das Verhör zu Augsburg folgte im Oktober.

Dort lehrten ihn die Italiener, von denen der Kardinal umgeben war, den Unterſchied zwiſchen deutſchen und italieniſchen Gewiſſen. Dann ritt er ohne Meſſer und Sporen acht Stunden bis Monheim. Hier ſank er im Stall erſchöpft vom Pferd ins Stroh. Es folgt der demütige Brief an den Papſt. Es folgt im Frühjahr 1519 das Geſpräch zu Altenburg. Es kam der Tag von Leipzig.

Es war am 27. Juni. Der Gottesdienſt in der Thomaskirche war gehalten. Man zog paarweiſe zur Pleiſſenburg. Moſellan redete, der Chor ſang über der knieenden Verſammlung das Veni sancte spiritus. Alles ließ ſich feierlich an. Eck war ein Disputax erſter Größe. In den Augen eines größeren Kreiſes, der nicht in die Tiefe blickt, mußte er Sieger ſein. Luther ſtand da, einen Blumenſtrauß in der Hand. An ſeinem ſchlanken Leibe konnte man, wie Moſellan ſchreibt, die Knochen zählen. Die Disputation war, wie Luther an Emſer ſchrieb, „nit in Gottes Namen“ angefangen, wie dies von ſeiner Seite geſchehen ſei. Er hätte das „mit kläglichen Worten und betrübtem Gemüt“ gleich auf dem Schloß in der Kanzlei geſagt. Die Gegner hätten die Ehre, und nicht die Wahrheit im Auge gehabt.

Von der Leipziger Theologen-Fakultät war er überhaupt nur

mit Mißvergnügen aufgenommen. Sie wollten die Disputation Ecks weder mit Karlstadt, noch mit ihm. Der Herzog hatte sie durchgesetzt. Warum man denn nicht darüber disputieren wolle, „ab eyn Sele kegen himmel, wenn der pfennig im begken klingt?“ — Entgegen den Theologen hatten sich freilich andere gegen Luther benommen. Beim Ordinarius der Juristenfakultät, dem spätern Kanzler Pistoris, und beim Mediziner Auerbach war er zu Tisch.

Was von der Disputation für ihn abfiel, war die Erklärung des Galaterbriefes, die jetzt folgte. Und im November kam der Sermon von dem hochw. Sakrament. Hier will er schon „daß die Kirche in eynem gem. Concilio wiederum verordnete, daß man allen Menschen beider Gestalt gebe wie den Priestern“. Den Galaterbrief widmete er Karlstadt.[15])

Miltitz hatte die Aufgabe, den Kurfürsten zu gewinnen. Er hatte ihm die goldene Rose überbracht. So kam das Jahr 1520.

Da kamen aus Bologna im April die begeisterten Briefe des alten Erfurter Freundes Crotus. Der Humanist kehrte nach Deutschland zurück. Und von Bamberg aus, wo er mit Hutten zusammentraf, schrieb er an Luther: „Wohlan denn, du trefflicher Polyklet, führe uns einen Triumphbogen auf über die besiegten Feinde aus dem lebendigen Marmor, welcher ist Christus Jesus!“ Und Zwingli hatte geschrieben: „Du allein warst der Herkules, der sich entgegenstellte, wo irgend Gefahr drohte“. Dann folgen Überschwänglichkeiten.

Karl V. war zu Aachen gekrönt. An Haupt, Brust und Händen gesalbt, war er mit dem Schwert Karls des Großen umgürtet. Und also ruhte denn auf dem Haupt des letzten römischen Kaisers die Krone des ersten. Denn mit der Kirchentrennung war dem alten Gedanken des heiligen römischen Reichs deutscher Nation der Tod angesagt.

Diese Kirchentrennung war mit der Krönung dieses Kaisers schon besiegelt. Sein Beichtvater, der spanische Franziskaner Glapion, war nur der erste derer, die, einander ablösend bis an das Sterbebett, ihn nicht aus der Hand ließen. Von Glapion beraten „stand Karl in der Frage der deutschen Reformation sofort entschieden auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche“.[16])

Huß kein Ketzer. Also hat das Konzil zu Kostnitz geirrt. Der Landbesitz des Papstes keine Schenkung Konstantins. Das erörtert

nun die Schrift vom Papſttum zu Rom. „Der Herr verleihe dem Kaiſer Karl, daß er zunehme in der Wahrheit gegen den Feind der Wahrheit: Rom.“ Aber der Kaiſer war für Glapion.

Sylveſter von Schaumburg berichtet, daß hundert fränkiſche Ritter zur Verfügung ſtehen. „Der Würfel iſt gefallen“, ruft Luther, „verachtet iſt römiſches Wüten wie römiſche Güte.“

Es erſcheint die Schrift an den Adel. „Nun gib uns Gott der Poſaunen eine, damit die Mauern Jericho's umgeworfen wurden.“ Und nun bricht er eine der Mauern nach der anderen, mit denen die Romaniſten ſich gegen jede Reformation verſchanzen. Und dann wieder wird, und darauf kommt uns in dieſem Zuſammenhang mehr an, in der „Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ der Standpunkt tiefinnerlich begründet.

Wir hören, wie es nicht auf Stand und Werk ankommt, nur auf das Seelenleben. Glutrot wird das Eiſen vom Feuer. Gläubig und brennend wird die Seele vom Wort. Chriſtus und die Menſchenſeele werden ein Leib. Denn der „reiche, edle, frummer Bräutgam Chriſtus das arm, verachte, böſes Hürlein zur Ehe nimpt, und ſie entledigt von allem Uebel, zieret mit allen Gütern. So iſt's nit muglich, daß die Sund ſie verdampfen; denn ſie liegen nu auf Chriſto“. Und dann erhebt die Rede uns zu wirklicher Höhe. Es zeigt die unübertreffliche Schrift, wie der Menſch der unter Menſchen lebt, kann nit ohne Werk ſein gegen dieſelben. So lebt ein Chriſtenmenſch denn nit ihm ſelb. Er lebt in Chriſto durch den Glauben, im Nächſten durch die Liebe. So iſt ein Menſch frei in Allen Dingen. Im Glauben iſt er über Allen und niemand unterthan. Und durch die Liebe iſt er zugleich ein dienſtbarer Knecht aller Ding und jedermann unterthan. Damit begann Luther. Und Dies beweiſt er. Die Anwendung: Gute frumm Werk machen nimmermehr einen guten frumm Mann; ſondern ein gut frumm Mann macht gute frumm Werke.

Hier iſt es, wo zugleich wieder der alte Klang deutſcher Myſtik laut wird, zugleich tiefſter Grund, von dem aus Luther nicht anders kann. Er tritt hervor, wie eine Ader edlen Metalls im Gebirg an beſtimmtem Ort zu Tag ſteht. Hier iſt die güldne Roſe, die er nun der werten Magd überreicht.

Was dann die Bannbulle über die Alpen führte, liegt uns hier ferner. Es iſt auch bekannt. Und ſo erſchien die Einladung am

ſchwarzen Brett: Quisquis veritatis evangelicae studio tenetur adesto sub horam nonam ad templum S. Crucis extra moenia oppidi ubi pro vetere et apostolico ritu impii pontificiarum constitutionum et scholasticae theologiae libri cremabuntur — zum Feuer mit päpſtlichen Konſtitutionen und ſcholaſtiſcher Theologie!

So weit war es gekommen. Und es ging im Frühling 1521 gen Worms. Bugenhagen, ein Ordensbruder, und ein pommerſcher Edelmann, Peter Swaven, ſaßen mit im offenen Rollwagen. Voran ritt der kaiſerliche Herold, das kaiſerliche Wappen auf der Bruſt. Jonas ritt hinterdrein. „Meine Wittenberger — da ich gen Wormbs zoch, ſchenkten ſie mir XX Fl. in peutl vnd hielten mir den Wagen frei, da ich auff fure."

In Erfurt aber war es Luthern zu ſtattlich, als Crotus ihn mit Volk und Studenten einholte. Non conveniebat pio patri pompa ſchrieb Crotus an Johann Heß.[17])

In Worms waren ſpaniſche Kaufleute. Sie ſtammten zum Teil von Mauren ab. Sie freuten ſich über Luther. Nun würden doch nicht länger Ketzer verbrannt werden. Denn ſolche Brände hätten ſie hinlänglich geſehen.

Luther berief ſich vor Kaiſer und Reich auf die „prophetiſchen und evangeliſchen Schriften". Wir können hier nur ſkizzieren. Es läßt aber weiter ſchließen, was dann der markgräflich badiſche Kanzler Dr. Vehus am Morgen des 24. April in der Kommiſſionsſitzung äußerte. Er erinnerte Luther daran, daß, wenn er nicht widerrufe, auch das Gute zugleich verloren gehe, welches er mit ſeinen Schriften gethan. Und unter dieſen Schriften hob er den Sermon von den guten Werken und von der dreifachen Gerechtigkeit hervor. Luther berief ſich gegen die Konzilien auf die Schrift. Auch dem Erzbiſchof gegenüber, vor dem er allein ſtand, berief er ſich auf die Schrift. Alſo in allen drei Inſtanzen war es die Schrift, auf der er ſtand.

Hinter ihm ſtand eine Welt der gebundenen Geiſter. Das eiſerne Band waren Ueberlieferung und Konzilien. Zu Worms ward der Riegel geſprengt. Nur ihm ſtellte die Acht einen Riegel anderer Art in Ausſicht.

Die mächtige Stimme war durch die dicken Wände geſchlagen. Nun konnte der Sieger fröhlich wünſchen, daß ſeine Worte „eitel

Donnerschläge" würden und jedes eine „Donneraxt". Das erfrischt sein Geblüte. In ihm erwacht altdeutsche, grimmige Fechterlust zum wilden Dreinschlagen um Gottes Willen. Und hochgemut schreibt er im Juni von der Wartburg aus an Sickingen: „Wohlan, ich hab auch mehr Wasserblasen gesehn und einmal so einen freveln Rauch, der sich unterstund, die Sonne zu dämpfen; aber der Rauch ist nimmer, die Sonne leucht noch".

Rom erscheint ihm jetzt vollends als die Hure, wie sie in Sprüchen Salomonis am siebten gemalt ist. Und „wenn zu einem Concilio nit mehr gehoret, denn eine Vorsammlung vieler, die Kardinalhut, Bischofinseln und Baret tragen, so mocht man auch die hölzern Heiligen aus den Kirchen vorsammeln, ihn Cardinalhut, Bischofinsulen und Baret aufsetzen und sagen: Es sei ein Concilium".

Und was die hohen Herren der Sorbonne zu Paris ihm vorhalten, druckt er ab und schließt: „Siehe da, Luther, schreib mehr Bucher, gang gen Paris und hole ein paar Semmeln".

Dies die That von Worms. Und wo waren die kühnen Humanisten?

Erasmus war der Weise des Altertums. Er sitzt selbstzufrieden da, überall umschmeichelt. Überall die Hand im Spiel, aber überall zieht er sie zurück, wenn es Händel geben könnte. Nun band er auch mit Luther durch den Traktat vom freien Willen an. Luther hatte ihn getroffen. So schlug die tiefe Reformation die lockere Renaissance nicht tot, warf sie aber zurück. Auch Reuchlin war matt. Er war des Streits müde. Er hatte doch wenigstens gekämpft. „Dir mißfällt — rief ihm Hutten im März 1521 noch zu — Luther's Sache, Du mißbilligst sie, Du wünscheſt sie tot."

Doch die Sache Luthers lebt. Das zeigen schon die dem Reichstag zu Nürnberg, der im folgenden Jahr begann, vorgetragenen Beschwerden. Es zeigt's der Brief Pirckheimers an Erasmus.

Der Kurfürst aber wies einen Antrag Frankreichs zu einem Bündnis gegen den Kaiser in diesem Jahr als treuer deutscher Reichsfürst glatt zurück.

Diese Sache lebte damals wie heute. Der Rechtfertigungslehre der Reformatoren galt — meint Janssen — „der Glaube und die Gnade alles, die guten Werke nichts". Es kann ihm unmöglich

entgangen sein, daß sie nichts gelten, wenn es sich um das Verdienen der Gnade handelt, daß sie aber viel gelten, wenn vom Beweis des Glaubens die Rede ist.[18])

Die Vorrede zum Römerbrief wird also immer die authentische Auslegung bleiben. Dieser Glaube ist ein „lebendig, geschäftig, thätig Ding". Er macht lustig und willig, „jedermann Gutes zu thun". Und er hat und gibt so gewiß Werke, als das Feuer Brennen und Leuchten gibt.

Halten wir dieses fest, wenn wir von Luther dann auch scheinbar Entgegengesetztes hören. An den Früchten soll man den Glauben erkennen. Aber wer erkennt ihn nun? Denn auch Christen sündigen. „Darum kann man's — heißt es in einer Predigt — nit erkennen aus den Werken, denn die rechte Frucht, dabei sie erkannt werden, ist inwendig im Herzen. Also muß die Vernunft und das Auge hier nicht richten, sondern Gottes Geist in uns." Darum kann man die Christen nicht „nach ihren Sitten, Werken und äußerlichem Wesen richten". So bleibt der Glaube eine „heimliche Tugend". Welcher ein Christ sei oder nicht, wissen wir also nicht.

So hat dieser Glaube, in dem der Christ über der Erde innerlich steht und schwebt, wenig zu schaffen mit der Welt. Der Christ hat einen gnädigen Gott und darf nun nichts mehr „und wäre wohl Zeit, daß wir bald stürben". Hier scheint der Glaube zur Wirkung nach außen, zur Erfassung der Aufgabe der Arbeit für die Gemeinschaft, für Ausgestaltung der Kirche, und für die Heiligung des einzelnen unkräftig. Auch unkräftig zur Unterwerfung der sinnlichen Begierden. Es erscheint hier ein Mangel in manchem noch, was Luther über die Notwendigkeit des Ehestandes schreibt. Immer fast setzt er die Unmöglichkeit jener Unterwerfung bereitwillig voraus.

Aber Luther dachte eben nicht systematisch. Er konnte jetzt nur in mächtigen Würfen, wie und wo die Zeit es forderte, eingreifen.

Und in dieser Zeit seines Lebens warf er eben mit ganzer Wucht in völlig unbekümmerter Einseitigkeit sich gegen das Rom der Werke, des Cölibats, der Hierarchie.

Die andere Seite der Dinge trat dann später hervor.[19])

Man bedenkt zu wenig, daß Luther, wenn er so redete, nicht in der Luft stand. Er stand in der Kirche. Er setzte sie still-

ſchweigend voraus. Dies führt uns auf die Rechtfertigung aus dem Glauben.

Auch dieſer Satz ſtand nicht für ſich. Er ſtand nicht als ein Prinzip, aus welchem man die Kirche nach Weſen und Arbeit zu entwickeln habe. Er ſtand in der Kirche. Er ſetzt ſie mit ihren Sakramenten und Ordnungen voraus.

Was Luthern die Objektivität des Worts bedeute, dafür gibt es einen ſichern Prüfſtein. Denn ſeine Kraft muß es in der Abſolution erſchließen. „Wohlan, meine Sünde, wie viel und groß ſie ſind, ſind ſie mir doch alle losgeſprochen durch den Schlüſſel.“ So ruft er im Buche „von den Schlüſſeln“. Und er ſetzt hinzu: „Der mir ſagt: Alles was du löſeſt, ſoll los ſein, der leuget mir nicht, das weiß ich. Iſt meine Reue nicht genugſam, ſo iſt ſein Wort genugſam. Bin ich nicht würdig genug, ſo ſind ſeine Schlüſſel würdig genug. Er iſt treu und wahrhaftig; meine Sunden ſollen mir ihn nicht zum Lügener machen.“

Streng darum hält er auf Kirchenzucht nach des Herrn Vorſchrift Matth. 18. Die Gemeinde ſoll dazu helfen. So er ſich bekehret der Sünder, „daß man öffentlich über ihm in der Kirche bete und wieder annehme“.

Und iſt jemandes Sache beim weltlichen Gerichte anhängig, ſo laſſe man Schein beibringen, was die Unterſuchung ergeben. „So er Kundſchaft vom Rath bringt und darüber Vergebung der Sünden bittet, ſo ſoll er öffentlich für dem Altar niederknieen und ſoll der Pfarrherr ſagen, er ſei abſolviert, denn es iſt die ganze Kirche beleidiget.“

Wir ſehen wie das Wort in ſeiner vollen Gegenſtändlichkeit auch die Gemeinſchaft fordert und formt.

Und dazu kommt für Luther als Stütze und notwendige Ergänzung das Sakrament. Nachweisbar hält er die Anſicht feſt, daß das Kind die Taufe verlange. Ebenſo nachweisbar glaubt er, daß das Kind glaube. Und wie er ſich dies denke, zeigen ſpäter die Wittenberger Verhandlungen mit Bucer. „Wie wir, ſo wir ſchlafen, dennoch gläubig gezählt werden, und ſind, ob wir ſchon actu nichts von Gott gedenken noch glauben. —“ Damit lehrt er zwiſchen direktem, unmittelbarem und reflexem, mittelbarem Glauben unterſcheiden. Er fördert hier weſentlich, ſowie er durch die Betonung der myſtiſchen Union fördert. In ihr iſt der Glaube erſt völlig

verstanden. „Die Natur macht aus einem Fleisch viel Fleisch und viel Leiber; der heilige Geist macht ein Fleisch und einen Leib aus viel Fleisch und viel Leibern.“ Verstehen wir hier den mystischen Leib des Herrn, so haben wir die Unterlage für den Begriff, den Luther mit dem Taufglauben und Glauben verbindet. Er ist die Hand, welche Christi Verdienst ergreift. Er ist aber auch das Auge, welches in den mystischen Leib eingerückt und darin gehalten ist.

Hat Luther hier die alte Mystik in sich aufgenommen, so hat er sie durch Betonung des Persönlichen im Glauben, durch Betonung des Glaubens als werkzeuglicher, bewußter Hinnahme des Heils wesentlich wieder geklärt.

Immer aber hat er in Anfechtungen sich schließlich dessen getröstet, daß er getauft sei. Und damit bewies er in jedem Fall die Ergänzungsbedürftigkeit des Satzes der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein“ durch die Voraussetzung der Stiftungen der sichtbaren Kirche.

Wiederholen wir übrigens nach zwei Seiten hin. Nicht Gehorsam gegen Gott und sein Wort auf Grund des Gehorsams gegen die Kirche, sondern Gehorsam gegen diese nur auf Grund des Worts. — Und: „Der Glaub ist der Art, daß er nicht fühlet, sondern die Vernunft fallen lässet, die Augen zuthut und sich schlecht in's Wort ergibt“. Denn daraus kommt, „daß man es glaube und im Herzen also fühle“ durch den Heiligen Geist, „welcher uns in die Herzen sagt, daß es in der Wahrheit so ist“. — So gegen Rom und gegen das schwärmerische Voranstellen des innern Lichts, der Vernunft, und der Erfahrung.

Blicken wir nun auf das Kapitel zurück. Und holen wir weiter aus.

Worin besteht der Fortschritt, den in Luther bezüglich der Lehre vom Glauben die Kirche machte? Auch Augustin legte den Ton auf den Glauben. Es erlangt der bittende Glaube die Gerechtigkeit. Aber sie ist wesentlich die Kraft zum Guten. Und bei Bernhard ist sie wesentlich die Liebe. Bei Luther erlangt der bittende Glaube die Gerechtigkeit. Aber sie ist die zugerechnete, zudeckende Gerechtigkeit Christi. Und das Werk ist Dank für die empfangene Gerechtigkeit.

Dort konnte man zweifeln, ob Vergebung der Sünde erfolgt sei. Fand man in sich nicht die Kraft zum Guten und nicht die

Liebe, so schien sie nicht erfolgt zu sein. Es war somit kein Trost vorhanden. Hier dagegen ist die Gerechtigkeit, ist die Zurechnung des Verdienstes Christi, ist die Vergebung als erfolgt zu glauben, und selbst dort zu glauben, wo das bange Gewissen bei sich von Liebe und Kraft zum Guten nichts finden will.

Auf Stufen ist die Christenheit also aufwärts geführt. Und wir haben der ersten derselben, der Anschauung der griechischen Kirche, nicht einmal gedacht, welcher der Glaube kaum mehr als eine höhere Weisheit ist.

Glaube und Rechtfertigung sind nun auch begrifflich auf die höchste Stufe gestellt. Von hier aus haben sie den Humanismus zurückgeworfen. Freilich in Sturm und Drang und ohne Auseinandersetzung mit dem Gedanken, den er vertritt. Wir werden ihn also wiederkommen sehen.

Eins aber ist vergebens versucht worden, die Rechtfertigung aus dem Glauben zum Materialprinzip der evangelischen Kirche zu machen, so daß zu dieser Kirche gehöre, was sich aus ihm entfalten läßt.

Das versuchte man aus nicht sehr freundschaftlichen Absichten von ganz entgegengesetzten Seiten aus. Man sagte: Die „Sakramente haben in Luther's System beim rechtfertigenden Glauben nur untergeordnete Bedeutung". [20]) Doch lassen wir das. —

Im September 1523 war von Wittenberg der erste Druck des Neuen Testaments ausgegangen. Im November kam für Württemberg das Verbot lutherischer Bücher durch Erzherzog Ferdinand. Aber im Franziskanerkloster zu Ulm predigten frei der von Gunzburg und Heinrich von Kettenbach. Und diesem klagte ein Mütterlein: „Auch wenn ich den Priester hort lesen, so verstand ich in nit. Was macht man doch aus uns armen Laien. Warumb gebeut man nit euch Priester, das ir uns lesen mit heller Stimm in unser Sproch!" — Die Prediger mußten fliehen. Sie gingen nach Wittenberg. Und von hier kommt nun „Ain Sendbrief von aym Jungen Studentten an seine öltern im land zu Schwaben". Und er schickt ihnen ein deutsches Neues Testament. Und dann kamen die Sendbriefe Lotzers, des Kürschners in Memmingen, für die Rechte der Laien. [21])

Und in Mühlhausen hat am 12. März auf Gregoritag des folgenden Jahrs der Rat verfügt, „daß die Schulbuben hinfüro zum Gesang der deutschen Psalmen und Lobgesänge angeführet und die Kinder im Deutschen getauft werden".

Der Rat zu Nürnberg hatte im Oktober 1526 Dürers vier Apostel in die Losungsstube gehängt. Vor Markus erscheint die markige Figur des Apostels der Heiden, in langem weißem Mantel, das mächtige Schwert in der knochigen Hand, der Kopf zürnend und entschlossen auf dem gewaltigen Nacken. Er steht wie aus Erz gegossen. Ein schöneres Monument konnte die deutsche Kunst der deutschen Erhebung nicht setzen.

Und das Land klang allgemach wieder vom großen Trost der Rechtfertigung aus Glauben. Dies Wort tönte in Spruch und Lied auf den Gassen, in den Zunftstuben, in den Bursen, auf dem Rathaus und in den Kirchen, mit oder trotz den Predigern und den alten Geschlechtern. In Königsberg schon klang es: Es ist das Heil uns kommen her, aus Gnad und lauter Güte. Und weiter nach Osten, in Riga, ward es schon zum Volksspiel.

Da ward am 17. Februar 1527 das Spiel vom verlornen Sohn auf dem Marktplatz aufgeführt. Diese Komödie hatte der wandernde Kannengießer Burkard Waldis, der Hesse, gemacht. Zuerst tritt der Autor selbst vor das Publikum. Er rühmt Gottes Gnade:

„Du hefft dyn Hylge wordt erweckt,
Dat langhe tydt her was bedeckt,
Nu breckt hervor der Sonnen glantz,
Wyßt vns den wech der warheit gantz,
Salich tho maken vnß all gemeyn
Junck, olt, arm, ryche, groit vnd cleyn
Vth rechter gnad vnd ydel gunst
On all vnse thodont, werck vnd kunst."

Nun tritt ein Kind auf und liest das Evangelium. Dann erscheint der verlorene Sohn in all seinem Elend. Und es erscheint sein Bruder in all seiner Herrlichkeit. Aber der Elende eilt auf eitel Erbarmen zum Vater und wird angenommen. Da erschallt auf der Bühne das deutsche Laudamus vierstimmig. Der älteste Sohn tritt als Einsiedel auf und dankt Gott, daß er nicht ist wie andere Menschen. Aber der Aktor, der den Chor vertritt, verkündet:

„Idt ys beslaten yn götliken rade,
Dat de salicheit kummet yt G N A D E."

Zweites Kapitel.

Marburg.

Es war im Jahre 1525. Da beherbergte Luther einige Monate hindurch einen Verfolgten in seinem Hause. „Der arme Mann", wie er ihn nannte, den er aus Barmherzigkeit hielt, es war vielleicht Karlstadt.

Mit diesem Namen hängt die Unruhe einer Bewegung zusammen, welche die Gnadenmittel, die der evangelische Gedanke in ihrer Mächtigkeit, Leiblichkeit und Tiefe festhielt, zu gunsten verstandesmäßig abgezogener Geistigkeit entleerte. Diese Bewegung nahm in Wittenberg ihren Anfang. Sie setzte sich von hier fort, um weithin dann von der Schweiz aus Anregung wieder zu geben.

Es ist bemerkt worden, daß Luther die Betonung des Innewohnens Christi in den Gläubigen später mehr zurücktreten ließ. Statt des Christus in uns, sei der Christus für uns in seiner Theologie mehr hervorgetreten.[22]) So gewiß dies ist, so gewiß darf dies nicht auf Luthers Lehre von den Sakramenten, namentlich vom Nachtmahl, ausgedehnt werden. Denn hier findet jene reale Gegenwart in den Gläubigen, so daß die Glieder mit dem Haupte „ein Kuchen" werden, eben ihre höchste Verwendung.

Schon im „Sermon vom hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi" hatte Luther aus dem Gedanken des mystischen Leibes bewiesen. Viele Körnlein werden zu einem Brot, „Christus und die Kirche ein Fleisch und ein Gebein". So sollen wir durch diesen Leib uns auch wandeln und „all ander Christen Gebrechen und ihr Gestalt und Notdurft an uns nehmen". Und diese Anschauung klingt immer ferner durch. Oft scheint es, als ob die Wandlung hier noch den Gedanken beherrsche. Das Brot wird „in seinen wahrhaftigen, natürlichen Leichnam verwandelt". Jedenfalls wird die Spendung unter beiderlei Gestalt empfohlen. Schon 1520, sahen wir, behält er diese einem gemein christlichen Konzilium vor.

Im Sermon von der Messe 1520 erscheinen noch die sieben

Sakramente. Für das Altarsakrament sind die himmlischen Gaben in Brot und Wein ihm Siegel, ans Testament gehängt.

Die drei Gefängnisse des heiligen Abendmahles hat er dann noch in diesem Jahre nachgewiesen. Der Kelch sei genommen, die Wandlung sei hinzugethan. Und nun solle es sogar ein Opfer sein.

„Mit dreien himmlischen Donnerschlägen" schlägt er dann im Buch vom Mißbrauch der Messe alle ihre „Pracht und Pompa" in den Grund. Den Opferbegriff entwurzelt er vollständig 1522.

Ebenso bewies er dem König Heinrich von England in demselben Jahre, daß das „Das ist" auf das Brot gehe, welches der Herr in der Hand trug. Folglich sei dieses nicht verwandelt. Es bleibt aber doch nur die Gestalt des Brotes und der Geschmack, so sagt der König. „So gebe Gott," antwortet Luther, „daß Du müßtest eitel Brot-Farb essen, und nimmer mehr kein Brot, bis Du Dein tolles Gehirn durch Hunger segest und reinigest, ob Du klüger werden künntest".

Von der Wartburg war im März 1522 Luther in Wittenberg eingetroffen. Ich halte, ich wollte Ew. Churf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte, hatte er geschrieben.

In den Predigten gegen die Zwickauer und Karlstadt nun erblicken wir zugleich die rechte geistige und milde Form, in welcher die Reform sich vollziehen soll gegenüber jener wilden. „Allhie, lieben Freunde, muß nicht ein iglicher thun, was er Recht hat, sondern muß sich auch seines Rechtens verzeihen, und sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist." Und wie machts doch eine Mutter? Erstlich gibt sie allerlei weiche Speise, bis das Kind sich an härtere Speise gewöhne. Und dann kommt er zum Sakrament. „Mit diesem Stück so freventlich zu handeln, das kann und mag Gott nicht leiden, in dem daß ihr ein Zwang und gemeine Ordnung habt gemacht, daß ein jeglicher zufahren soll, und das Sacrament, den Leib und das Blut Christi, selbst mit den Händen, so dürstiglich und so frevelich, ohne alle Scheu und Furcht angreifen. Ich darf wohl und frei sagen, daß mir meiner Feinde keiner soviel Leides gethan hat, als eben ihr, meine Freunde, mit diesem einigen Stücke. Ihr habt mich hierinne recht troffen."

Hier schieden sich die Geister. Und Luther sagt in der Schrift wider die himmlischen Propheten, die er sehr angemessen mit dem Heerführer dieses Geistes einleitet: „Doctor Andreas Carlstadt ist

von uns abgefallen, dazu unser ärgester Feind worden". Er war es, seit der Zwickauer Storch in Wittenberg erschien. Er war somit auch der ärgste Feind der ganzen großen Bewegung, in welche er nun einen Keil trieb. Er erschien in der Schweiz. Es begann „die Bildung einer wiedertäuferischen Parthei und der nun deutliche Zwiespalt (Zwinglis) mit Luther in der Lehre vom heiligen Abendmahl. Zu beidem ging die unmittelbare Veranlassung von Karlstadt aus." Der neueste Biograph Zwinglis bestätigt somit wieder das, was die Evangelischen immer gewußt.[28])

„Ists nicht" — sagt Luther dann — „eine feine neue geistliche Demuth, grauen Rock und Filzhut tragen, nicht wollen Doctor heißen, sondern: Bruder Andres und: lieber Nachbar, wie ein ander Bauer dem Richter zu Orlamünde unterworfen sein, und gehorchen wie ein schlechter Bürger, und also mit eigner gewählter Demuth und Unterthänigkeit, die Gott nicht gebeut, und doch dieweil streben und fahren wider Pflicht, Ehre, Gehorsam, Gewalt und Recht der Landesfürsten und weltlichen Oberkeit, die Gott geboten hat! Das ist die hohe neue Kunst Gottes aus der himmlischen Stimme: Der Geist, der Geist, der Geist muß es thun. Nein, nein, man muß Christus Fleisch geistlich essen. — Sie stehlen den Glauben aus dem Buchstaben, daß wer den Teufel nicht kennet, möcht wohl meinen, sie hätten fünf heilige Geiste bei sich."

Und diese Geisterei ist Luther am fürchterlichsten, wenn sie sich gegen das Altarsakrament wendet. Er läßt Karlstadt sagen und auslegen: „Nehmet hin und esset, das thut zu meinem Gedächtniß; denn ich sage euch, daß hier sitzt der Leib, der für euch gegeben wird".

Daß die Unwürdigen den Leib Christi gleichfalls empfangen, darauf steht Luther auch jetzt schon.

In seinem „Gesprächbüchlein" hatte Karlstadt also die Frage durchbrochen. Jesus hat mit dem Wort „das ist mein Leib" auf seinen am Tisch sitzenden Leib hingewiesen. Als wäre die Sache so einfach!

Noch ehe Luther diesen himmlischen Propheten aus seinen Himmeln warf, hatten aber die vierzehn Schwaben unter Brenz und Schnepf in ihrem Syngramma schon Oekolampad geantwortet, und die substanzielle Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament behauptet. Hierin waren sie völlig mit Luther einverstanden. Der Unterschied lag nicht im Daß, höchstens im Wie.

Agricola übersetzte die Schrift, Luther schrieb das Vorwort und trat den Schwaben bei. Nun erst war er auf den weiten Plan getreten.

An die Waldenser in Böhmen und Mähren schrieb er 1523 mild unterweisend über das: „Es bedeutet". „Das Eisen ist Feuer und das Feuer ist Eisen. Gleichwie wir auch von Christo sagen: der Mensch ist Gott und nicht: der Mensch bedeutet Gott. Weil es nur der Glaub leidet, und an keinem Ort wider ihn ist, daß das Brod Christus Leib ist, soll man das Wort „ist" lassen stahn in seinem eigen natürlichen Bedeuten." Er handelt dann vom Sakrament als Opfer. Das Anbeten läßt er frei. — Im übrigen hält er auch hier fest, daß die Kinder Glauben haben, und so getauft werden können.

In den Auslegungen über etliche Kapitel des anderen Buchs Mosis, welche nach Auriſaber 1524 begannen, gab Luther als Stütze den Grundgedanken seiner Christologie. Er citiert Johann von Damaskus: Caro secundum sui naturam non est adorabilis; adoratur autem in incarnato dei verbo, non propter se, sed propter conjunctum ipsi secundum hypostasin Deum verbum. Er will das Fleisch als das des Sohnes Gottes angebetet haben. Er sagt hier auch mit Maxentius und Fulgentius getrost: Gott ist tot. Er sagt es kraft der Einheit der Naturen. Er beruft sich auf das Ephesinum von 1115: Propter assumentem veneror assumtum, et propter invisibilem adoro visibilem. „Das — setzt er hinzu — können aber unsere Papisten und Schwärmer nicht verstehen."

Diese Darlegung schon ging weit über Melanchthons Wünsche. Seine Größe lag in anderer Richtung. Er füllte die Wittenberger Hörsäle. In diesem Jahre las er über Homer, die Antigone und eine Rede des Demosthenes. Er brauchte vier Exemplare für seine Zuhörer. Sie mußten dieselben abschreiben. Drucke waren nicht zu haben, obgleich Melchior Lotter mit seiner Buchdruckerei, welche auch griechische Lettern hatte, aus Leipzig herangezogen war.

Übrigens konnte Melanchthon in diesem Jahre Erfahrungen mit seiner lieben von Luther belachten Astrologie machen. Er hatte sie von Stoffler in Tübingen mitgebracht. Dieser hatte auf dies Jahr eine Sündflut aus den Sternen gelesen — halb Europa zitterte. Präsident Auriol in Toulouse ließ eine große Arche bauen.

Und der ehrenfeste Bürgermeister Hendorf in Wittenberg legte sich vorsorglich ein Viertel Bier auf seinen Hausboden, um der großen Flut sicherer trotzen zu können.

Im Spätherbst 1525 erschien Schwenckfeld in Wittenberg. Er kam auch im Auftrag des Herzogs von Liegnitz. Drei Tage, vom 1. Dezember an, dauerten die Verhandlungen mit Luther, Bugenhagen und Jonas über das Abendmahl. So schrieb Schwenckfeld an Friedrich von Walden. Wir hören, daß das Abendmahlsverhör in Wittenberg schon eingeführt war. Wir hören, daß man vor der Elevation schon niederkniet.

Der Sermon vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister zwingt dann im folgenden Jahre Luther, von der Allenthalbenheit zu reden. Er gebraucht das Beispiel von der einen Stimme, die alle Ohren füllt, von dem einen Herrn, der in eines Jeglichen Herz ganz wohnt. Wir sehen auch, wie Luther die Dinge vor der Gemeinde behandelt. Denn wir dürfen mit Kolde annehmen, daß wir hier die Predigten vor uns haben, die Luther am Gründonnerstag, zwei an einem Tage, hielt.

Wider die Schwarmgeister geht denn auch 1527 das Buch „Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib, noch feststehen". Denn Zwingli ist doch in dieser Hinsicht der disziplinierte Karlstadt. Hören wir. „Wir stiegen einmal" — so läßt Luther seine Gegner sagen — „heimlich in den Himmel eben zur Mitternacht, da Gott am tiefsten schlief. Wir hatten eine Laterne und einen Dietrich mit uns, brachen ihm in das allerheimlichste Kämmerlein, und schlossen alle Kasten und Laden auf, da seine Gewalt innen lag. Da nahmen wir eine Goldwage, daß wir's ja gewiß träfen und genau abwägeten: wir funden aber keine Gewalt, die das vermocht, daß ein Leib zugleich im Himmel und im Abendmahl sein künnte."

Dann zeigt er was die rechte Hand Gottes sei, da Christus thront. Er zeigt, wie sie „an allen Orten wesentlich und gegenwärtig sei auch im geringesten Baumblatt". Es folgt dann der bekannte Beweis aus Christi Person und aus jenem: Wer mich sieht, der siehet den Vater. Gottes Rechte ist Gottes Gewalt, und diese ist Gott selbst. Luther benutzt hier die scholastischen Gleichnisse vom Spiegel und dem Samenkorn, in dem alles im Kleinen ist, und der überall gegenwärtigen Sonne. Er zeigt die Art des Fleisches Christi und stützt sich dabei auf die Kirchenväter. Gegen die Auslegung

des: Das Fleisch ist kein nütze, tritt er als gegen „der größten Lästerungen eine“ auf. Damit wendet er sich auch gegen Oekolampad und Bucer. Mit einem Wort: „Der Münzer ist tot, aber sein Geist ist noch nicht ausgerottet“.

Wie jene scholastischen Gleichnisse teils zuviel, teils zu wenig sagen, nichts aber beweisen, dies darzuthun ist hier nicht der Ort. Luther will indes auch nur vorstellig machen.

An die Christen in Reutlingen und in der bekannten Predigt nahm er Stellung auf dem Schrifttext. „Wenn ich die Worte habe, will ich nicht weiter sehen, noch gedenken; was er sagt, das will ich halten. Darum bleiben wir stracks bei den Worten und thun darnach Augen und Sinn zu.“ So entstand gleichfalls 1527 seine Schrift, „Daß diese Worte Christi: das ist mein Leib noch feststehen. Gegen die Schwarmgeister“. Und alle Künste Bucers waren ihm Teufelswerk.

Im August dieses Jahres tadelte er Schwenckfeld, er werfe die Abendmahlsworte mit Joh. 6 zusammen. Das aber reime sich nimmer. „Ist derhalben meine freundliche Bitte, wollet von dem öffentlichen Irrthum lassen.“

Es kommen 1528 die Katechismuspredigten, deren Bearbeitung wir mit Buchwald im Großen Katechismus finden.

„Hilf Gott, wie zornig sind die Helden!“ so eröffnet dann Luther im „Bekenntnis vom Abendmahl Christi“ seine Verteidigung. Zwingli und Oekolampad hatten angegriffen. Und nun fährt er so fort: „Meine Gründe aber, darauf ich stehe in solchem Stücke, sind diese. Der erste ist dieser Artikel unsers Glaubens: Jesus Christus ist wesentlich, natürlicher, wahrhaftiger, völliger Gott und Mensch in einer Person unzertrennt und ungeteilt. Der ander, daß Gottes rechte Hand allenthalben ist. Der dritte, daß Gottes Wort nicht falsch ist oder Lügen. Der vierte, daß Gott mancherlei Weise hat und weiß etwa an einem Ort zu sein und nicht allein die einige, da die Schwärmer vorgaukeln, welche die Philosophi locatio nennen. Denn die Sophisten reden hiervon recht, da sie sagen: Es sind dreierlei Weise, an einem Ort zu sein, localiter oder circumscriptive, definitive, repletive.“

Es ist bekannt, nur nicht immer gern eingestanden, wie Luther mit der Consubstantialität seiner Abendmahlslehre den Wünschen manches Scholastikers entsprach.

Diese Abendmahlslehre ist also nicht neu. Wir wissen, daß Peter d'Ailly, den Luther wohl kannte, mit der Consubstantiation sich sehr wohl einverstanden erklärte: valde possibile est, substantiam panis coexistere substantiae et corporis. Ähnlich Occam. Schon Duns Scotus würde die fernere Coexistenz der Substanz des Brotes vorgezogen haben. Er unterwirft sich aber der Kirche. Es mag später gezeigt werden, wie die Gretser und Gregor von Valentia, die Ingolstädter überhaupt, dann Bellarmin beitreten und dem Realismus der Reichersberger den Mund verschließen.

Wir verstehen desto mehr, wie Luther die hergebrachte scholastische Lehrweise aufnimmt. Er erklärt sie auch durch die der Scholastik geläufigen Beispiele.

Aber allerdings läßt er, so scheint es, sich hier durch Occam bei Behandlung der repletiven Gegenwart zu einer Beweisführung hinreißen, welche durch seinen Zweck nicht geboten war. Er will die Präsenz des Herrn als im Sakrament möglich beweisen. Um dieses zu thun, reichte der rechte Begriff der Erhöhung und Verklärung des zur Rechten Gottes Thronenden völlig aus. Occam sinnt über die Möglichkeit nach, daß der gesamte Luftraum vom eucharistischen Leibe, dem Leibe des Herrn, ausgefüllt werden könne. Und Luther geht, wie schon früher, zu der Betrachtung über, wie Christus auch nach der dritten übernatürlichen Weise allgegenwärtig, also wie und wo Gott ist, so daß „alles durch und durch voll Christus". Von der offenbaren Schriftwahrheit, daß der Leib Christi überall sein könne, geht Luther also in die Behauptung einer, wie es oft scheint, ruhenden, alles auch außerhalb des Sakraments naturhaft erfüllenden Gegenwart des Herrn ein, vermöge deren der Leib Christi alles eben erfüllen muß. Er verfiel dann unbesehends derselben mechanischen Auffassung des Verhältnisses des Herrn zur Welträumlichkeit, die er doch anderwärts so entschieden bekämpfte. Und ebenso behielt er bezüglich der unio sacramentalis Bestimmungen bei, welche gleichfalls nach den Scholastikern geformt waren.

Übrigens können wir mit Köstlin sagen, daß Luther „das repletive Allgegenwärtigsein des Leibes Christi nicht blos in seinen praktischen und populären, sondern auch in seinen späteren polemischen Schriften nicht wieder herbeigezogen" hat. Und vielleicht hat Thomasius recht, der annimmt, daß Luther eine substanzielle Raumerfüllung dort überhaupt nicht gemeint habe.

Luther schließt die Arbeit bekanntlich: „Und ob jemand nach meinem Tode würde sagen: Wo der Luther jetzt lebt, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren, denn er hat ihn nicht genugsam bedacht, dawider sage ich itzt als dann und dann als itzt, daß ich von Gottes Gnaden alle diese Artikel habe aufs Fleißigste bedacht". So bekennt er denn: „Das Sacrament des Altars, daß daselbst wahrhaftig der Leib und Blut im Brod und Wein werde mündlich geessen und getrunken, obgleich die Priester, so es reichen, oder die, so es empfangen, nicht gläubeten oder sonst misbrauchten".

Er fügt auch in den Schluß des Ganzen: „Ob ich aus Anfechtung und Todesnöthen etwas anders würde sagen, so soll es doch nichts sein, und will hiemit offentlich bekannt haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sei. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus, gebenedeiet in Ewigkeit. Amen."

Man hat finden wollen, darf ich hier einschalten, es sei eine „verschwommene Vorstellung", wenn Luther in der sakramentlichen Gabe die Substanz des Leibes fand, den Christus auf Erden trug, und diesen Leib doch auch wieder verklärt sein lassen wollte. Dies ist ein Irrtum. Luther selbst unterscheidet deutlich genug. „Es ist, sagt er, der selbige, der oder welcher für uns gegeben ist, nicht in derselben Gestalt und Weise, sondern in demselben Wesen und Natur." Er behauptet demnach die wesentliche Einheit des Leibes des Erhöhten mit dem des Erniedrigten. Die Veränderung betrifft nicht das Wesen, sondern die Form. Es ist der deutliche Begriff pneumatischer Leiblichkeit.

Halten wir also fest, daß wir bei Luther diesen groben Realismus finden. Aus dem Leibe Christi geht „in unsern Leib himmlische Kraft und Nutz, daß Christi Leib muß Leben und Seligkeit unserm Leibe geben wie seine Art ist". Dieser Leib wird in und unter den Elementen Brotes und Weines von Würdigen und Unwürdigen mündlich empfangen. — Dieses deckt sich dann mit Luthers Brief an die Frankfurter. Es mußte dies ein Fels des Ärgernisses bleiben, unübersteiglich für alle Versuche der Ausgleichung.

Luther war aber auch auf die griechischen Väter zurückgegangen. Für obigen Satz bezog er sich ausdrücklich auf Irenäus. Die Griechen hat er im Auge, wenn er sagt, „daß — im Abendmahl — wie auch die heiligen Väter davon geredet, unsere sterblichen Leiber

hier auf Erden durch eine unsterbliche Speise zum ewigen Leben ernähret werden".

Und mit dem Jahre 1528 war der Abendmahlsstreit an den beiden wichtigsten Orten Süddeutschlands, in Nürnberg und Augsburg, zu Luthers Gunsten entschieden. Dort war Zwingli in hohem Ansehen. Bis zu 300 Exemplaren wurden seine Schriften abgesetzt. Aber Joh. Denk ward ausgewiesen. Der Magistrat hatte die Schriften Karlstadts, Oekolampads und Zwinglis feil zu bieten verboten. Und zu dem hatte Althamer hier seine Schrift: „Vom dem hochwürdigen Sacrament" ausgehen lassen. Er hatte sich auch gegen Som, den Vertreter Zwinglis in Ulm, gewendet. Und es sandte auch der Magistrat eine Mahnung nach Ulm.

Hier in Augsburg aber schrieb in diesem Jahre Urbanus Rhegius sein: „Gedankenstoff den Handel der Messe belangend". Er drang wieder zugleich mit Frosch und Agricola heftig auf Luthers Meinung und Opinion.[24])

Luther hatte mit voller Wucht die Einheit der Naturen des Gottmenschen vom Augenblick der Empfängnis an betont. Von diesem Augenblick an „heißt der Mensch: Marien Sohn, allmächtiger ewiger Gott, der ewige Gewalt hat, darum daß er mit der Gottheit eine Person und auch rechter Gott ist". Für seine Beweisführung gebraucht er den schultechnischen Ausdruck der praedicatio identica. Aber von da an finden wir ihn den Terminus der communicatio idiomatum verwenden. Wir werden später noch sehen, wodurch Luther christologisch über die Väter und Scholastiker hinaustrat.

Der Landgraf lud im folgenden Jahre nach Marburg.

Am 21. März hören wir Luther in der Predigt: „Satan est huic Sacramento infensus. — Hic habetis quod Christus Sacram. instituit suis ipsius verbis et dicit corpus et sanguis: suum. Da das im schwang gangen ist et haec verba venerunt unter die leutt auff erden hat Satan sich vnterstanden ut inverteret Sacramenti et usum et sic Christianitatem zerrissen vnd so wuste wesen gemacht ut non dici potest. — Multos Rottenses hat er auffgeworfen qui dixerunt non corpus et sang: sed tantum panem et vinum. Das heist dem Sacramento: die natur gar nemen et abjicere et perdere korn, schlecht hulsen behalten. — Lasset clarum textum ewern grund vnd harnisch sein"..... So nach Poach.

Am Donnerstag nach Quasimodogeniti disputierte Bugenhagen mit dem Schwärmer Hoffmann in Flensburg. Bezüglich des Nachtmahls Zwinglianer, entwich dieser dann nach Straßburg.

Am 20. April hatten die Stände zu Speier dem Erzherzog ihre Protestation überreicht. Im Mai sehen wir Luther über die landgräfliche Rastlosigkeit ungehalten. Er schreibt am 22. an Kurfürst Johann: „Christus, unser Herr, wird's geben, daß, ob der Landgraf gleich ja fortführe mit seinem Bundmachen E. K. F. Gnaden sich nicht darein flechten und binden lassen". Es ist unzweifelhaft, daß im Vordergrund der Ursachen für das Religionsgespräch der Bund gegen den Kaiser stand.

Für Wittenberg war es ein kalter und nasser Sommer. Die Elbe stieg und drang zuweilen durch die Schießlöcher der Mauern in die Stadt.

Luther fuhr nach Marburg: zum Kolloquium „inter Schwermeros et nostros". So schrieb Georg Rorer an Roth in Zwickau. Balduyn berichtet demselben: „Thomas hat Doctor Martinum vnd die anderen gegen Margburgk gefurt. Dohin ist auch Er Georg rhorer mit yhnen gezogen".

Nun war man in Marburg.

Nach Bullinger ist es auffallend, wie so oft Luther dialektisch von Zwingli festgesetzt wird. Dieser ruft dann aus: „das bricht üch Herr Doctor den halß ab", oder: „da hab ich üch Herr Doctor!" Aber Luthers beständige Antwort: „i blib darby, das er sagt: das ist min lib". — Ebenso nach Hedios Itinerarium, offenbar der besten Quelle, skizzenhaft aber während der Sitzungen hingeworfen. Und Luther hat auch hier zur Voraussetzung die Anschauung einer geistigen Leiblichkeit, also der Leiblichkeit in ihrer gottgewollten Seinsweise. Und in Christo ist diese nun die durch Teilnahme an den Eigenschaften göttlicher Natur erhöhte. Dies tritt am deutlichsten in der Sitzung am Vormittag des 3. Oktobers hervor. Dies aber nun den Schweizern klar zu machen, war unmöglich. Luther hielt auch hier den Rücken an die scholastische Lehrweise, das esse in loco, die Trennbarkeit der Quantität von der Substanz, gelehnt.

Am 4. Oktober war Hedio bei Luther zu Tisch. Er fand dort Osiander, Jonas, Melanchthon, Brenz, Myconius und den Bürgermeister von Eisenach. Luther that das Tischgebet, die armen Schülerlein, die umherstanden, respondierten. Bei Tisch redete

Luther heiter über die Einfalt der kleinen Kinder. Man sprach von Eck und Erasmus. Philippus redete von Plato und den Philosophen; man war guter Dinge.

Am Abend dieses Tags schrieb Luther an seine Hausfrau: „Wir wollen des Brüdern vnd Glieders nicht, friedlich vnd gut wollen wir wohl."

Mit Zwinglis Thränen, die „ein stehendes Phänomen" geworden sind, hatte es nicht viel auf sich. Luther hatte schon im Juni an den Kurfürsten geschrieben, mit Zwingli zu verhandeln sei „ganz unfruchtbar". Er hatte es nur des Landgrafen wegen gethan.

Zwingli kehrte von Marburg voll großer Ideen zurück. „Von den Vergleichsverhandlungen ist nur noch wenig die Rede, um so mehr von der Politik, und zwar von Politik im großen Stil." Zwingli wollte einen Bund der Länder von Venedig bis Dänemark gegen die Habsburger. Er verhandelte auch mit Frankreich. Und im ersten Brief nach der Rückkehr von Marburg rief er seinem Freunde, dem Landgrafen, mit dem er in der geheimen, von Lenz entdeckten Schiffernschrift korrespondierte, zu: „Es ist ouch alle eer der geburt klein — gegen der eer, da man in himel und erden bekennen und loben wirt, das ir der einig un der erste sind uss allen Fürsten, der, on hinder sich sehen, den pflug hebt. Hallt an, frommer acker man, hallt an!"

Als „politischer Intrigant" ging er nach Marburg. Und so kam er von dort zurück. Die Politik lag ihm mehr am Herzen. [25])

Luther kehrte anders zurück. Ihm war es nur um die Kirche zu thun. Weiterem stand er in seinem Sinn für Legitimität fern. „Denn — so schrieb er an den Kurfürsten Johann — obgleich Kaiserliche Majestät Unrecht thut, und ihr Pflicht und Eid übertritt, ist damit sein kaiserlich Oberkeit und seiner Unterthanen Gehorsam nicht aufgehebt." Und eindringlich spricht er diese seine Ansicht an Spengler und Hausmann aus.

Luther kehrte anders zurück. Sein Sinnen war auf die hohe Frage gerichtet. Man hatte sich nicht verglichen. „Sie haben uns" — sagt er — „so zuplagt mit der Charitet in ihren buchern undt schriftenn: ‚Ir von Wittenberg habt kein charitatem'; wenn man den fragt, was ist charitas? Es heißt, ut consentiamus in doctrina'. Ja, höreſtu, es sein zwo tafeln, prima et secunda.

Charitas gehört in secundam tabulam, da gehet sie über alle hin.“ [26]) Und später fährt er dann fort: „Brüderschaft haben sie von uns begehrt, die haben wir ihnen auch diesmal abgeschlagen. Denn wenn wir sie für Brüder und Schwester annehmen, so mußten wir verwilligen in ihr Lehre. — Ich sage nicht, daß eine brüderliche Einigkeit sei, sondern eine gütige, freundliche Eintracht, daß sie freundlich bei uns suchen und wir ihnen dienen. Wo ihr nun werdet fleißig bitten, wird sie auch brüderlich werden.“ So gleich nach der Reise in der Auslegung etlicher Kapitel des fünften Buchs Mosis.

Der Kaiser kam aus Italien zurück. Kräftig, dreißigjährig, erschien er mit großem Gefolg auf deutschem Boden. Die Blüten des spanischen Adels umgaben ihn.

Die Römer triumphierten. Johann Dietenberger, Prior der Dominikaner zu Koblenz, begrüßt den Kaiser in Dithyramben.

Der Keiser lang uns erwartt
Zu uns komm von wyter fartt
Sey uns Gott wol kommen
Jo: Jo:

Die Thonaw tragt auch dis gross freid
Den Lutheranern ists doch leidt
Das wolkommen Caroli
Jo: Jo:

Und soelt ihn doch der bauch ryssen
Das hirn durch unsin zerschlyssen
Dem Lutherischen volk
Jo: Jo:

Wir wollen nuhn mit grosser stim
Mit hertzen und mit allen sin
Des keisers zukunfft preyssen. [27])

Nicht sehr fein, wenn auch gut gemeint. Man sieht die Aufregung, und ist nicht verstimmt. Die Evangelischen machtens nicht besser.

Es kam das Jahr 1530. Der Kaiser war, von den Fürsten eingeholt, am 15. Juni in Augsburg eingezogen. Er ritt unter dem Himmel, „den die des Radts getragen, auf einem weissen Polnischen Hengst mit guldem Zeug bekleidet, ynn einem gulden spanischen wapen rock vnd auff seinem heubt ein klein spanisch Hütlein gezogen“.

Die evangelischen Räte und Theologen waren kleinmütig. Das Bekenntnis aber wurde am 25. Juni vor Kaiser und Reich verlesen. Es war hauptsächlich Brücks Verdienst. Die Konfutation wurde keinem Menschen gezeigt. Sehr ruhig aber schrieb Luther von Koburg aus nach Augsburg an den bayrischen Musikus Senfel, er möchte ihm doch eine Melodie zum „In pace“ schicken, zum Lied: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden“. Die Nürnberger hatten ihm freies Geleit geweigert.

Und von Rom aus schrieb Kardinal Loaysa, des Kaisers früherer Beichtvater, an diesen: „Begnüge sich Ew. Majestät damit, daß die Ketzer Euch dienen und Treue beweisen, wenn sie auch gegen Gott schlimmer sind, als der Teufel. Wollen sie Hunde sein, so seien sie's; Ihr schließet die Augen, da Ihr nicht die Macht habt, sie zu züchtigen.“

Die Augen hatte er schon auf dem Reichstage geschlossen. Brenz schrieb an Eisenmann: „Der Kaiser beträgt sich, wie man sagt, neutral; denn als unsere Konfession vorgelesen wurde, schlief er ein, und als die Antwort der Gegner vorgelesen wurde, schlief er wieder unter fortwährender Verhandlung ein“. Der Landgraf unterzeichnete nur widerwillig. Bucer hatte Luther in Koburg besucht. Es kamen Vergleichsvorschläge.

Gerade um diese Zeit, am 1. Februar 1531, schreibt Luther an Herzog Ernst von Lüneburg über Bucer. Er stellt schon den Satz, daß Abendmahlsgemeinschaft Kirchengemeinschaft sei. „Sollten wir uns nehmen lassen, solcher Vereinigung, so müßten wir zu beiden Teilen gestatten, daß, wo unsere Leute etwa zu ihnen kämen und das Sacrament empfahen wollten, oder wiederum ihre Leute zu uns kämen, würde der unleidliche Irrtum angehen, daß unsere Leute eitel Brod und Wein empfingen und doch gläubten, daß der Leib und Blut Christi wäre, und ihre Leute bei uns den Leib und Blut Christi empfingen und doch gläubten, daß eitel Brod und Wein wäre, und der Greuel viel mehr.“ Dieser Brief ist neuerdings in Celle erst gefunden.

In diesem Herbst kam Anfrage von Georg von Brandenburg an Luther und Brenz, ob wirklich die tägliche Messe fallen dürfe?

Nach Nürnberg rät er am 1. August von Behaltung des Sakraments in ciborio, „daß dies Sacrament instituiert ist zur Nießung, und nit, damit außerhalb der Nießung und des Worts ein be-

sonderer Gottesdienst anzurichten". Die Frage tauchte später oft wieder auf.

Im April des folgenden Jahres beweist Luther dem Herzog Albrecht von Preußen, daß Joh. 6 vom heiligen Abendmahl gar nicht handle. Dann zeigt er, wie der Rottengeist den Abendmahlsstreit schuf. Dieser Münzersche Geist hat „den Karlstadt, sint der Zeit er das Spiel angefangen hat, hin und her in der Welt gejagt, und kein Statt für seinen Leib noch Ruhe in seinem Herzen gelassen, wie ein rechter Kain mit Zittern und Furcht gezeichnet und geplagt". Und hier beruft sich Luther darauf, daß er im Sakrament mit der ganzen heiligen, christlichen Kirche stimme. Denn dieser Artikel ist „von Anfang der christlichen Kirchen in aller Welt bis auf diese Stund einträchtiglich gegläubt und gehalten". Und dasselbe thut er später. Er gibt nicht zu, „daß die Kirche soviel hundert Jahr durch die ganze Christenheit den wahren Verstand vom Sakrament nicht gehabt habe".

Wir sind im Jahre des Religionsfriedens von Nürnberg. Und ehe wir weiter gehen, ist es gut, zu zeigen, welches die reichsrechtliche Auffassung bezüglich der Stellung der Evangelischen zu den Reformierten. Sagen wir es mit Maurenbrecher in seiner Geschichte der katholischen Reformation: Das Existenzrecht der Protestanten war in jenem Frieden zugestanden. Zwei Jahre später „erfolgte seine Ausdehnung auf ein neues Gebiet. Dagegen hatten die Lutheraner nochmals die Verpflichtung übernommen, Sakramentierer, Zwinglianer und Wiedertaufer nicht zuzulassen". Und gleich wurde in Münster gegen letztere Ernst gezeigt.

Wir können aber vom Jahre 1532 nicht scheiden, ohne des 20. Dezembers zu gedenken. Kaiser und Papst sind in Bologna. Die Konferenzen bewegen sich um das allgemeine Konzil. Die Kardinäle Campeggi und Aleander nahmen teil. Ebenso des Kaisers Minister Granvella neben Erzbischof Marino von Bari. Der Papst nur sträubte sich. Am 20. stimmte man ab, und das Konzil fiel.

Im Schloß zu Dresden ging Herzog Georg, die Adern des Zornes auf der Stirn. Das führt uns zu Luther zurück.

Es ist wesentlich nur Ausführung seines Gutachtens an den Herzog von Lüneburg, was Luther 1533 dem Rat zu Frankfurt am Main schreibt. Es ist ihm „schrecklich zu hören, daß in einerlei Kirchen oder bei einerlei Altar sollten beider Teile einerlei Sacra-

ment holen und empfahen und ein Theil soll glauben, es empfahe eitel Brod und Wein, das ander Teil aber, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi. Und oft zweifle ich, obs zu gläuben sei, daß ein Prediger oder Seelsorger so verstockt und boshaftig sein könne und hierzu still schweigen". Luther geht auf den Kern. Er hatte durch Kaufleute, die von der Frankfurter Messe zurückkamen, gehört, daß dort „vom heiligen Sacrament auf Zwinglische Weise" gelehrt werde. Die angegriffenen Frankfurter Prediger antworteten. Aber heimlich hatte Bucer die Antwort verfaßt. Dieses Verfahren widerte Luthern an.

Wir sehen auch Bucers zweideutige Arbeit bereits beginnen. Die Augsburger Prediger mußten ihm wieder nahe stehen. Die Ausdrücke „in und mit dem Brot" wollen sie freilich vermeiden. Luther schrieb an den Rat, man solle sich seines Namens wenigstens nicht bedienen, wenn man weichen wolle.

Um diese Zeit erreichte Bullinger, Zwinglis Nachfolger, einen für Zürich wichtigen im übrigen nichtssagenden Beschluß. Man nahm als Bekenntnis an, Christi Leib sei im Abendmahl wahrhaft gegenwärtig als — Speise der Seele. Die oberländischen Städte waren in den schmalkaldischen Bund aufgenommen. Jedenfalls glaubte Bucer, einen neuen Stützpunkt für seine Unionsbestrebungen gefunden zu haben.

In Augsburg freilich gelang es ihm nicht. Der Kaiser zeigte deutlich seinen Widerwillen gegen den Zwinglianismus. Er vererbte ihn. Dagegen fand Bucer Eingang in Wittenberg. Melanchthon war ihm freundlich. Und so folgte der Versuch der Konkordie. Zunächst beriet man zu Kassel im Dezember 1534.

Die Sätze klangen nicht übel. Leib und Blut des Herrn sollen wahrhaftig und wesentlich dargereicht und empfangen werden. Allerdings, sie sollen empfangen werden zugleich mit Brot und Wein. Aber in dem „dargereicht" lag ein Fortschritt. Melanchthon brachte im Januar 1535 die Kasseler Formel mit nach Wittenberg zurück.

Was Luther ihm mitgegeben hatte, war die strengste Fassung der sakramentalen Union. In und mit dem Brot wird „der Leib Christi gegessen". Was das Brot wirkt und leidet, wirkt und leidet auch der Leib Christi. Er wird auch „mit den Zähnen zerbissen". Wir sehen seine Bemühung, lieber zu schroff, als zu nachgiebig zu sein.

Indes, es kam manches zusammen, ihm Vertrauen zum Unternehmen Bucers einzuflößen.

Im April des folgenden Jahres reiste dieser von Augsburg nach Eisenach ab. Andere Theologen, darunter Musculus aus Augsburg und Capito aus Straßburg, schlossen sich ihm an. In Eisenach und Gotha trafen Menius und Mykonius hinzu. Am 21. Mai, es war Sonntag, war man in Wittenberg.

Das Weitere ist bekannt. Gestand Bucer zu, daß auch „Unwürdige" den Leib des Herrn empfangen, so beschränkte er dieses sofort. Wenn jemand ohne Glauben zum Tisch des Herrn gehe, so wird ihm der Leib des Herrn angeboten, dieser aber werde von ihm nicht empfangen. Eine bedenkliche Einschränkung. Und die am 29. Mai unterzeichnete Einigung hatte statt des „in", das „mit", welches sich Melanchthon für alle Zeiten nun angeeignet hatte. Alles zeigte übrigens überraschend lutherischen Anstrich.

Luther war getäuscht. Die Arglist in dem „cum pane et vino vere et substantialiter adesse", wie die Festsetzung lautete, war ihm verborgen geblieben.

Also immer noch hofft er, daß die „angefangene Einigkeit" fortgehe. So an den Rat von Straßburg und an denjenigen von Augsburg und Ulm, so an Markgraf Georg von Brandenburg und Huberinus im Jahre 1536. Nach der Unterredung mit Bucer zu Gotha 1537 schrieb er dann noch 1838 an Albrecht von Preußen: „Mit den Schweizern ists auf guter Bahn, Gott helfe forder. Denn Basel, Straßburg, Augsburg und Bern, sampt andern mehr, sich sehr fein zu uns stellen; so nehmen wir's auch freundlich an, daß ich hoffe, Gott wolle des Aergernis ein Ende machen". So am Jakobitag. In diesem Sinn schreibt er im August an den Rat von Augsburg. Im November zeigt er in einem Brief nach Straßburg noch volles Vertrauen zu Bucer.

Im April 1541 liegt die Sache anders. Er zeigt dem Kanzler Brück an, daß er „dem Landgrafen und dem Bucer nichts mehr will vertrauen". „Denn sie wollen nur von Außen her die Neutralia handlen, und die großen Stücke, Lehre und Sacrament, stehen lassen."

Das folgende Jahr brachte ihm die Klagen aus Venedig. Er antwortete, die Züricher seien „Feinde des Sacraments". Sie seien Männer von großer Gelehrsamkeit, „aber von einem fremden Geist

beſeelt, Trunkene, deren anſteckende Nähe und Gemeinſchaft man meiden muß".

Dann kam 1544 ſein kurzes klares „Bekenntnis vom heiligen Abendmahl". Ein Entwurf von Melanchthon und Bucer für die Kölner Reformation hatte dazu bewogen.

Mit den Sakramenten iſt die Kirche auch leiblich gefeſtigt. So hören wir. Das iſt die Grundanſchauung. „Denn wir werden nicht allein getauft nach der Seelen, ſondern der Leib wird auch getauft — item ſo empfähet nicht allein die Seele, ſondern auch der Leib das Sacrament des Leibes und Blutes Chriſti."

Und zugleich iſt das Syſtem bis in die Praxis hinein vollendet.

Wo das Sakrament öffentlich gehandelt wird, wie es Chriſtus eingeſetzt, da mag es auch ein Bube verwalten. Er nimmt und gibt das rechte Sakrament. Nur wo ein Diener „öffentlich hält und lehret", daß Chriſtus nur geiſtlich da ſei, da ſollen wir dieſen Altar meiden. Denn da iſt kein Sakrament.

Nochmals 1545 kommt Luther auch auf Marburg zurück. Er ſagt: „Alſo ſchieden wir von Marburg mit ſolcher Hoffnung, weil ſie alle chriſtliche Artikel nachgaben, und in dieſem Artikel des heiligen Sacraments auch vom vorigen Irrthumb (daß es ſchlecht Brod wäre) abtraten, ſie wurden vollends gar und ganz mit der Zeit zu uns treten. Weil nu durch's Teufels Geſchäft ſolchs gefeihlet, und ich wohl betrogen, wie ich aus dem Büchlein, nach des Zwingels Tode ausgangen, muß merken, daß er nach dem colloquio ärger worden iſt, denn zuvor, werde ich gezwungen, keins Schwärmers, er heiße Stenckfeld, Zwingel, Oekolampad, Karlſtadt, oder wer ſie ſind — anzunehmen."

Bei Tiſch ſagte er: „Es fing das Evangelium fein an zu laufen, aber die drei Sekten Karlſtadt, Münzer und Wiedertäufer haben ihm einen großen Stoß gethan und ſehr gehindert". Unter dem Namen Karlſtadt befaßt er den ganzen Zwinglianismus.

Er aber weiß, daß er im Altarſakrament „in allen ſolchen Stücken der alten Kirchen gleich" iſt.

In den Theſen gegen die Löwener Theologen ſchreibt er dann im Herbſt dieſes Jahres: „Ernſt iſt es bei uns, daß die Zwinglianer und alle Sacramentsſchänder, ſo da leugnen, daß im hochwürdigen Sacrament mündlich empfangen werde der wahrhaftige,

natürliche Leib und Blut Christi, gewißlich Ketzer und von der heiligen christlichen Kirche abgesondert sind". Und im Januar 1546 schrieb er, als er vom Zorn der Schweizer hörte, an den Probst in Bremen: „Darauf hab ich es abgesehn, das hab ich mit meiner Schrift gewollt, daß sie öffentlich bezeugten, daß sie meine Feinde seien".

Jene gern geglaubte Nachricht, Luther habe vor seinem Ende geäußert, es sei den Schweizern gegenüber hinsichtlich des Bekenntnisses vom Nachtmahl zu viel geschehen, werden ja — seit den Untersuchungen Köstlins und A. Walte's ihr Ende erreicht haben. Beide bezeugen selbstverständlich, daß in dieser Hinsicht Luther während der letzten Zeit „keinerlei Annäherung an den Standpunkt der Schweizer bethätigt habe". [28])

Dr. Major ging zu Luther, um für seine Reise zum Religionsgespräch in Regensburg von ihm Abschied zu nehmen, — es war im Anfang des Jahres 1546. Da fand er beim Eingang zu Luthers Studierstube eine Inschrift. Sie war von Luthers Hand geschrieben. Sie lautete: „Unsere Professoren sollen vom Abendmahl des HErrn examinieret werden".

Und gleichzeitig schreibt Luther im Januar gegen die Löwener Artikel und Pariser „Esel", wie er am 19. an Amsdorf meldet. Wie Pilatus und Herodes über Christum, so sind die Schwestern Löwen und Köln über ihn einig geworden. Am Sonnabend danach brach er dann nach Mansfeld auf.

So stand und wendete er sich gegen seine Feinde von rechts und links, gegen Papst und Rottengeist. „Sie brechen beide — ruft er — die christliche Freiheit. Der Papst thuts durchs Gebot, der Karlstadt durchs Verbot, der Papst heißt thun, der Karlstadt heißt lassen. — Wir aber gehen auf der Mittelbahn." Und so ging er. Von seinen Kämpfen für diese seine zentrale Stellung zeugt jener von Bodemann uns mitgeteilte Seufzer. Luther schrieb ihn in Bugenhagens lateinischen Psalter, welcher aus dessen Besitz an Heß kam, so:

In tenebris nostrae et densa caligine mentis
Cum nihil est toto pectore consilii
Turbati erigimus, Deus ad te lumina cordis
Nostra tuamque fides solius orat opem.
Tu rege consiliis actus pater optime nostros
Nostrum opus ut laudi serviat omne tuae.

Drittes Kapitel.

Das Erbe.

Suchen wir uns nun das Bild der außergewöhnlichen Erscheinung insoweit festzuhalten, als sie, aus ihrer Zeit zugleich verständlicher, die Zukunft in sich barg oder uns ein Erbe hinterließ.

Blicken wir ihr aber zuerst einmal ins Haus. Man muß immer auf dem Erdboden bleiben.

Im Augustinerkloster, wo Luther wohnte, gings anfangs etwas sehr wild her. Die vorhandenen zinnernen Gefäße und Kirchengeräte wurden ihm, als der klösterliche Verband aufgelöst war, von den Visitatoren geschenkt. Aber er klagte, daß „Kannen, Schüsseln, Bratspieß, Groppen und was jedermann hat ergrappen können", fortgeschleppt sei.

Auch von Schmuck und Gerät der Klosterkirche war vieles entwendet. Die besten Kaseln verkaufte Luther für fünfzig Gulden. Dafür hat er Nonnen und Mönche gespeist und versorgt. Und dies mit so großem Nutz, „daß ich das Meine und 100 Gulden, so mir mein gnädiger Herr Herzog Hans zur Haushaltung geschenkt, gar weidlich habe zugesetzt".

Er mußte nochmals dann wieder und oftmalen bauen, das Brauhaus, den Stall, Thorbude, Badestüblein mit Wanne und Fäßelein. Er mußte auch am Keller bauen und an der Treppe. Er baute Johanns und Crafft's Stublin, auch Platons des Tischgenossen. Rat und Stadt schenkten etliche tausend Ziegel und Kalk. Er verwendete viel Geld auf den Garten am Hause und den Brunnen.

Auf dem Bücherbrett seines Museums sah man die 1489 gedruckten Sentenzen des Lombarden, die Predigten Taulers von 1508. Man sah auch die Werke Augustins, die er 1509 im Augustinerkloster zu Erfurt studierte. Man fand auch Thomas von Aquino, den er mit Randbemerkungen versah. Augustin, Tauler und Thomas, die jetzt in der Ratsschulbibliothek zu Zwickau sich befinden, sie standen auf dem Gesims. Dabei sein Psalterium.

Im Kleinen spiegelt sich die Zeit. Anfangs das Einreißen.

Manch kühner und wilder Griff. Alle auf dem Grund wertvoller Gedanken, diese Gedanken aber im Gedränge des Augenblicks je nach Härte des Widerstands oder Angriffs oft verschoben und zu wilder Einseitigkeit verzerrt. Endlich beginnt ruhiges Bauen. Und hatte Luther das Haus geöffnet, so warf er nun was eindringen und plündern wollte, heraus.

Er hatte in den Bauernkriegen und im Schwarm zu Münster den Tod der gesunden Begriffe von Freiheit erblickt. Es war die Gesetzlosigkeit, die sich auch äußerlich geltend machte, zurückzuweisen.

Er hatte auf der anderen Seite dieselbe Gesetzlosigkeit abzuweisen, wo sie sich innerlich geltend machte. Wir meinen die falsche Mystik.

Jener schlesische Edelmann Schwenckfeld von Ossig, am Hof der Fürsten zu Münsterberg und Liegnitz angesehen, war auf einer Reise mit Karlstadt in Wittenberg in Verbindung getreten. Er war nun vollends überzeugt, die sichtbaren Elemente im Sakrament seien nur Symbol. Sie bedeuten nur, daß Christus das Brot für die Seele ist. Die innere Wirkung des Heil. Geistes auf die Seele wird im äußerlichen Sakrament nur äußerlich abgebildet. Auch das äußerliche Wort bringt uns nichts, wenn nicht zuvor das innerliche Wort in uns laut wurde. Nirgends also sind Sichtbares und Hörbares Kanäle der Gnaden. Hier liegt das Unerträgliche.

Hierzu kommt das Weitere. Maria, so meint Schwenckfeld, ist durch ihren Glauben wiedergeboren. Aber nicht aus ihrem Fleisch baute der Herr sich seinen Leib. Aus himmlischem göttlichem Fleisch baute er ihn. Es ist eine Substanz aus Gott, die in Maria einging vermöge der geistleiblichen Natur des Glaubens und der Wiedergeburt. So ist Christus auch in göttlichem Fleisch. Und aus ihm nun „fließen die Quellen der Gerechtigkeit, Heiligkeit, Süßigkeit und des ewigen Lebens“. Nun ist der Glaube eine wesentliche Gabe des Wesens Gottes, Tröpflein des himmlischen Quellbrunns, „eine Gemeinschaft und Teilhaftigkeit der göttlichen Natur und Wesens“. So kommt Schwenckfeld doch in den Pantheismus, wenn er ihn auch an Seb. Frank, wie wir gern glauben wollen, verwirft.

Aber es kommt noch etwas hinzu. Es tritt hier ein verkehrtes, ein mönchisches Heiligkeitsstreben deutlich hervor. Auch dies ist der Grund, warum Luther so hart auf Schwenckfeld losschlug.

„Mein Bote, lieber Mensch", — schrieb er an den Überbringer einer Schrift desselben — „Du sollst Deinem Herrn Caspar Schwenckfeld zur Antwort sagen, daß ich von Dir den Brief und die Büchlin empfangen habe. Und wollt Gott, er höret auf! Denn er hat zuvor in der Schlesien ein Feuer angezündet wider das heilige Sacrament, welchs noch nicht gelöscht und auf ihm ewiglich brennen wird."

Bei Tisch sagte er: „Er revociere publice und bringe mir testimonia von Doctor Johann Hessen und Doctor Moibano aus Breslau, sonst glaube ich ihm nicht".

Aber Schwenckfeld ging nach Ulm zu Sebastian Frank. Da hatte er den nackten Pantheismus. „Gott ist das Wesen und die Natur selbst in allen Dingen." Dabei beruft er sich auf Tauler, und er gleicht ihm. Er fordert innerliche Gelassenheit, „daß wir den eingethanen willen wieder frei vnder Gott stellen vnd von vnserm aigenen willen abstehen". Und dieser Mystik ist aller äußerliche, zeremonialische Gottesdienst „eine leere Monstranz".

In diesen Ausscheidungsprozeß indes mußte selbst auch ein Tischgenosse Luthers fallen. Es ist sein Kollege Johann Agricola. Schon zu Eisleben hatte er Melanchthons Visitationsartikel angegriffen. „Es steckt ein Münzer hinter ihm", schrieb Albrecht von Mansfeld an Luther. Jetzt durch Luthers Fürsprache Professor in Wittenberg, ruhte er nicht. Es erschienen seine anonym herausgegebenen Sätze. Luther schrieb dagegen. Die Disputation am 13. Sept. 1538 zu Wittenberg dauerte fast fünf Stunden. Das war der Sturz des Antinomismus.

Agricola meinte, das Gesetz gehöre aufs Rathaus, nicht auf die Kanzel. Hier gelte nur das Evangelium. Luther zeigte, daß es auch auf die Kanzel gehört. Denn vor der Bekehrung zeigt es uns das Wesen der Sünde. Dem einen ist Seligkeit, dem anderen der Schrecken Anlaß zur Buße. Also auch der Schrecken des Gesetzes. Und nach der Bekehrung zeigt es uns täglich, daß wir noch nicht Heilige sind. Denn wir sind noch auf Erden.

Aus diesem Ton gehen Luthers Sätze gegen die Antinomer:

„1. Das Gesetz herrschet über den Menschen so lange er lebt.

2. Er wird aber los von dem Gesetz, wenn er stirbt.

3. Derhalben soll der Mensch vom Gesetz los werden, so muß er sterben. — —

35. Also ist das Gesetz auch den Gottseligen gegeben, sofern sie nicht gestorben und noch im Fleische leben.

36. In Christo, vom Tode auferwecket, ist gewißlich nicht Sünde, nicht Tod, nicht Gesetz, welchen er doch im Leben unterworfen war.

37. Aber derselbe unser Herr Christus, ist noch nicht vollkömmlich auferweckt in seinen Heiligen, ja fähet in ihnen als Erstling an, vom Tod aufzustehen.

40. Sofern nun Christus in uns auferweckt ist, sofern sind wir ohne Gesetz, Sünde und Tod.

41. Sofern er aber in uns noch nicht aufgeweckt ist, sofern sind und bleiben wir unter dem Gesetz, Sünde und Tod."

Agricola erklärte sich beruhigt. Er ging ohne Abschied nach Berlin als Hofprediger. Er that es rechtzeitig und zu seinem großen Glück, wie sein Brief an die sächsischen Kommissarien zeigt. Der „antinomistische Streit" war beendet. Immer indes machte seine innere Stellung es ihm leicht, eine Haltung anzunehmen, wie er sie später dem Interim gegenüber zeigte. Sie blieb locker und unzuverlässig.

In allen diesen Fällen hatte der positive Gedanke der Reform sozial wie kirchlich die Anmaßungen einer falschen Innerlichkeit abzuweisen, welche pantheistisch sich erging oder sich nicht darein finden konnte, daß die Gnade durch sichtbare Mittel gespendet werde, sowie daß Gesetz und Ordnungen für jedes irdische Gemeinwesen Bedürfnis seien.

Das Feld war frei. Rechts und links waren die Grenzen festgelegt. Dazwischen sehen wir den gehobenen Schatz, Wort und Sakrament. Er liegt in edlen massiven Stücken, aber zum Teil vererzt. Die Ausarbeitung und Darstellung hat die folgende Entwickelung zu übernehmen.

Und damit haben auch wir das Feld für unsere Betrachtung frei.

Es ist überflüssig, daran zu erinnern, wie Kardinal Hergenröther „von Luther's Systeme" sprach. — Luther hatte kein System.

Niemals ist er beflissen gewesen, seine Aussagen untereinander zu vermitteln. Er sucht nicht ihren gemeinsamen Quellpunkt. Er wirft sie wuchtig, sorglos, je nach gegebener Veranlassung, nach links und rechts. In jeder ist er ganz und uneingeschränkt. Wie sie mit

entgegengesetzten Aussagen innerlich stimmen, mögen dann andere untersuchen.

Jedenfalls hat er selbst dieses nicht untersucht. Eine Untersuchung, um zu finden, war selten seine Sache; nur bei besonderer Veranlassung, wenn wir von Übersetzung und Schriftauslegung absehen. Niemals hat er Wissenschaft „getrieben", wie wir heut sagen. Er hat niemals studiert, um der Wissenschaft selbst willen. Der geniale Blick griff und hatte.

Las er die lateinischen Klassiker, so doch niemals, um in die Antike sich zu vertiefen. Jene Welt der Schönheit blieb ihm verborgen. Niemals dachte er über den Unterschied von Klassizität und Romantik, Altertum und Mittelalter. Ihm steht das praktische und persönliche Interesse im Vordergrund.

Eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Kirchenvätern und Scholastikern hat ihn nie veranlaßt, sie systematisch zu gruppieren. Nur Occam nennt er seinen Lehrer.

Es ist auch gewiß, daß er für Umbildung der römischen Meßliturgie und Ausbildung des protestantischen Gottesdienstes nicht feste Grundsätze mitbrachte. Der nur erziehliche Gesichtspunkt waltet vor. Er erweitert sich zur Anschauung des Gottesdienstes als Lob- und Dankopfer der Gemeinde. Dieser Gedanke formt aber nicht das Ganze. Statt einer Theorie des Schönen selbst oder des Schicklichen als schweigenden Grundgedankens finden wir oft nur ein beliebiges Gehenlassen angeraten, oder den Gesichtspunkt des Nützlichen hervortretend.

Das Große an Luther ist eben diese seine Planlosigkeit. In der Hauptsache ist er oft wie ein Kind.

„Gott reißt mich mit fort" — schreibt er an Spalatin — „er mag zusehen, was er aus mir macht." Und an Melanchthon: „Was kann der Teufel mehr thun, als daß er uns erwürgt! Du quälst Dich über den Ausgang, den Du nicht begreifen kannst. Wenn Du diesen Ausgang begreifen könntest, würde ich nichts mit dieser Sache zu thun haben."

Gott hat allerdings zugesehen, was er aus ihm mache. Denn mit dieser genialen Urkraft machte er den unberechenbaren geschichtlichen Fortschritt.

Luther war vorwiegend original und zugleich spekulativ. Melanchthon war lehrhaft und nüchtern. Er verfaßte die Gedanken

Luthers. Aber er faßte sie nicht. Er legte sie breit und klug im System entwickelt zurecht. Wo er sie faßte, dort diente er ihnen bedeutend. So in der Bestimmung des Wesens der Gerechtigkeit als Verhältnis, nicht als Beschaffenheit. Oft hat man Melanchthon auch zu hoch gestellt. Man verkennt, daß man ihn besser begreift und höher stellt, wenn man seine Abhängigkeit von Luther festhält. Melanchthon selbst wußte dies besser.

Am 1. April 1534 ward das letzte Stück der Bibelübersetzung der Presse übergeben. Das Werk der Vier war vollendet. „Dr. Pommer — sagt Melanchthon — ist ein Grammaticus, — ich bin ein Dialecticus — Dr. Jonas ist ein Orator — Dr. Martinus est omnia in omnibus."

Dies konnte Melanchthon sagen. Soweit verstand er Luther. Die originale, mystische Tiefe verstand er nicht. Er fürchtete sie nur.

Denn roh, unbändig und ungefüge erscheint uns Luther's Bild oft, wenn wir es nur von außen her betrachten. Das heißt, er erscheint uns dann völlig wieder als Kind seiner Zeit. Darum war er auch gelegentlich dafür, daß man die Bauern totschlage wie tolle Hunde.

Ganz wie seine Zeit glaubte er an den „Basiliscus, der tödtet allein aus dem Gesicht". Der Hirsch ziehet die Schlangen „mit seinem Atem durch die Nasen aus den Steinritzen". Die frißt er und dürstet dann vor großer Hitze der Gift nach einem frischen Born. Ein Wiesel locket die Schlangen heraus, „wenn es vor der Schlangen Loch wirbelt mit seinem Schwänzlein". Und dann erwürgt es die Schlangen. So lehrt ihn die Naturkunde. Er glaubt an Mond- und Wechselkinder. Für alle Zaubereien beruft er sich auf den Abt von Spanheim. Er glaubt an Meerwunder und den Meerbischof, von dem Graf Walrad von Mansfeld ihm erzählt.

Kommen die Krankheiten nicht direkt vom Teufel, so kommen sie „aus Kometen und Conjunctionen oder Aspecten, Saturni und Martis".

Alles teufelt um Luther herum, und überall und in allem sah er Teufel. Sie kommen auch in der Gestalt von Hunden und wilden Schweinen. Jenes Kind sollte der Fürst von Anhalt auf seinen Rat ins Wasser werfen, da der Teufel dessen Fleisch gemacht, damit er darin wohne. Direkt von des Teufels Künsten kommen

Pestilenz, Brand, Stürme und Fluten. Denn der Teufel hat Mittel, die Menschen zu töten. Er hat Gifte und Büchsen mehr, als alle Apotheker. Er kann als Wassernix und Incubus auch Kinder zeugen.

Bald war denn auch fast alles des Teufels. Die Deutschen haben den Saufteufel. Andreas Musculus schrieb über den Hosenteufel, Cyriacus Spangenberg über den Jagdteufel, Joachim Westphal über den Faulteufel und Hoffahrtsteufel. Wenn Luther ungestüm die Mittelursachen nicht ansah, sondern die letzten Gründe beim Kopf nahm, so stand er im Zeitgeschmack und in der Bildung dieser Zeit.

So redet Luther an seinem Tisch, so mit den Theologen.

Man hat gemeint, es wäre wohl gethan gewesen, die Tischreden gar nicht zu veröffentlichen. Und dieses wegen des vielen Anstößigen darin, wegen der Derbheiten nach allen Seiten. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht. Dieses Funkensprühen durfte uns nicht entzogen werden. Wir müssen einige übele Gerüche mit in Kauf nehmen, wenn die gewaltige Hand unbekümmert in Sümpfe schlägt. Aber wir sehen dafür auch die volle souveräne Größe, in welcher diese Hand schaltet und waltet. — Und man trage nur — so sagte man neulich — „alles Häßliche aus den zweifelhaften Quellen zusammen, man stelle es gegenüber dem, was die Litteratur der Zote im Italien der Renaissance, was ein Rabelais, Fischart, Gryphius, Shakespeare, vor allem was die Pseudo-Ethiker der Jesuiten — geleistet, und man wird von der Harmlosigkeit der Colloquia überrascht sein". Gewiß, nehmen wir zusammen, was Lauterbach, Cordatus, Veit Dietrich, Schlaginhaufen, Mathesius über Tischgespräche notierten, so haben wir vollen Grund, dem beizustimmen. Mathesius will kein „unschambar" Wort aus Luthers Mund gehört haben. Wir bringen die Zeit in Anschlag. Wir hören, was ihr durchaus unanstößig war.

Und so redet er mit den Fürsten.

Den König von England behandelt er wie einen Schulbuben. Aber „weil es um des Herrn Christi willen ist, so wollen wir dabei bleiben, und unsere Köpfe an ihn setzen. Denn unser Herr hat auch Stahl und Eisen im Kopf, und Mark in Fäusten und Beinen, daß er's kann ausstehen." Ja, an Herzog Georg von Sachsen schreibt er und erbietet sich zu allem Dienst: „Ist das veracht — setzt er hinzu — da kann ich nicht zu; ich werde mich darumb fur keiner Wasserblasen zu Tod furchten".

Und mit Heinz von Braunschweig, mit dem Hanswurst, macht er noch weniger Umstände.

Aber wir geben hier nicht die Derbheiten, sondern die innere Stellung. Jene kann man sich hinzu denken, wenn man sie noch nicht kennen sollte. Diese hat uns immer neu den Maßstab der Beurteilung zu geben. Und dazu haben wir nun den harten, und doch so kindlich-süßen Ton, haben die vollen, satten Farben seiner volkstümlichen Sprache überhaupt. In ihr wie in massivem Gefäß trägt er in Rede und Lied seinem Volk die ewigen Güter zu und bewegt ihm das Herz.

Dies war nicht möglich, wenn er ein Systematiker war.

Luther hat die „mittelalterliche und altkirchliche Weltauffassung und Lebensordnung durchbrochen und das Ideal religiöser Vollkommenheit so umgestimmt, wie kein Christ seit dem apostolischen Zeitalter". Dem stimmen wir bei. Nennen wir dies den ethischen Durchbruch. Aber wie die ethische, so durchbrach er auch die physische Weltanschauung. Und dies wird fast völlig unverstanden von vielen zur Seite gelassen. Genug, er durchbrach in seiner Auffassung der Allgegenwärtigkeit des Erhöhten die Lehre der mittelalterlichen Scholastik, wie wir sahen.

Aber überhaupt, sein Durchbruch führt zur Sammlung, welche dann maßvoll den Wert des geschichtlich Gewordenen anzuerkennen weiß. Denn dieses Durchbrechen ist eben positiver Natur.

Wir erkennen hier seine Katholizität.

Darauf steht er gegen Heinz von Braunschweig, „daß wir das heilige Sacrament des Altars haben, gleich und eben, wie es Christus selbs eingesetzt, und die Apostel hernach und die ganze Christenheit gebraucht haben, und essen und trinken also mit der alten und ganzen Christenheit von einerlei Tisch, und empfahen mit ihnen dasselb einerlei alte Sacrament, und haben darin nichts Neues noch Anders gemacht". Überall, auch für das Amt der Schlüssel, für das Predigtamt, betont er die Katholizität, da „wir in allen solchen Stücken der alten Kirchen gleich sind und mit Wahrheit die alte Kirche heißen mögen".

Auch im Papsttum ist das Amt. „Es ist nicht Judas', nicht des Papst's, noch der Bischöfe, sondern das Predigtamt ist ihnen befohlen und vertraut von Christo. Also geußt Gott Wein und Oel durch ein stinkend Rohr und Gefäß und gleichwohl gehet dem Wein

nichts abe, was sein Substanz und Wesen belanget." Der Papst mißbraucht des göttlichen Worts, aber die substantiam muß man setzen, et abusus non tollit substantiam. Aber die Sakramentierer nehmen die Substanz gar weg. So hat „unter dem Papsttum Gott noch seine Kirche gehabt, der Papst aber ist in der Kirche in dem Tempel Gottes geblieben und hat gehabt die Sacramente, die Bibel, die Gewalt, die Schlüssel". Darum hat Gott unter dem Papsttum auch die Seinen erhalten. Sie haben Christi Leib und Blut empfangen.

Wie er hier die geschichtliche Kontinuität, wie er die ungebrochene Abfolge, die Succession der Faktoren der Kirche, der Gnadenmittel, betont, so gibt uns dies den Blick in die Haltung unserer Theologen. Wie sonst hätten sie sich immer auf ein frei christlich Konzilium berufen können. Wie sonst hätten sie über die Eigenmacht der Bestimmungen von Trident so erschrocken sein können. Sie hielten mit Luther sich für Glieder der eigentlich alten, der apostolischen Kirche.

Wohl von niemandem mehr als von Bugenhagen mag Luther in seiner Ehrfurcht vor kirchlicher Überlieferung unterstützt sein. Dies auch bezüglich der Klöster.

So schreibt er an den Rat zu Herfort, man möge doch den Leuten im Bruderhause ihre alte Ordenskleidung lassen. „Denn solche Klöster und Brüderhäuser mir aus der Maßen gefallen."

Er hat zum Verlassen der Klöster selbst auch nicht geraten. Wir sehen auch, wie er den Propst zu Leitzkau mahnt, mit den Mönchen Geduld zu haben.

Der Kurfürst fragt ihn wegen Austritts eines vornehmen Abts. „Darauf — so antwortet Luther — wäre mein unterthäniges Bedenken, wie ich denn für mich selbs bisher gegen alle ausgetretne Personen gebraucht, daß in E. K. F. Gnaden noch einiges Menschen Vermögen nicht stehet, jemand zu rathen oder heißen, aus dem Kloster zu gehen, oder seine Religion zu ändern." So am 25. Mai 1529.

Luther ist erbost gegen eine besondere Verdienstlichkeit des ehelosen Standes. Es kommen darum die derbsten Reden über die Notwendigkeit der Ehe vor. Es verbreitete sich die Ansicht, das Cölibat sei immer Unnatur gewesen. Der Zug zur Askese war dann geradezu in seinen Gegensatz umgeschlagen, und eine rohe Anschauung

nahm überhand. Ihr gegenüber erſcheinen die Weißfrauen in Einbeck und die Äbtiſſin Charitas mit ihren Jungfrauen in Nürnberg unter den Pöbelhaufen, die ſie aus ihren Klöſtern riſſen, wie Lichtgeſtalten.

Die Doppelehe des Landgrafen iſt, müſſen auch wir ſagen, „der größte Flecken in der Reformationsgeſchichte und im Leben Luthers". Und auch dieſes Ereignis hängt mit der Unterſchätzung des eheloſen Lebens zuſammen. „Der Wert der Eheloſigkeit, wo ſie für den Dienſt des Reichs Gottes gewollt iſt, iſt zu ſehr verſäumt und vergeſſen worden."[29]) Wir wiederholen dies gern. Aber von Luther ſelbſt doch nicht ganz vergeſſen worden. Aus einem Brief, den er an Pfarrer Schuldorp in Kiel in einer Ehefrage ſchrieb, ſieht man, wie er es meinte. „Und weil denn das ergernis ſo hart bringet, vnd ſtellen ſich, als ſey es vnrecht, ſolt yhr ia da gegen deſto mehr trotzen, wie yhr wiſſet, das s. paulus leret, vnd thut, wo man yhm die freyheit weren will. — Den wyr muſſen yhe trotzlich vnd kecklich handeln, ſo ſie vns die freyheit ſchwechen odder weren wollen." — Darum ſoll Schuldorp in die Ehe treten, wie er ſelbſt es that. Er will die Freiheit gerettet haben. Denn wo das Leben der Geiſtlichen nicht vom ſtarken Gedanken der Arbeit für das Heilige getragen wird, einer Arbeit, welche die ganze Natürlichkeit in Dienſt nimmt und aufwärts hebt, dort verſumpft dies Leben nur zu leicht in Einſamkeit und Müßiggang hinter dem eintönigen Mechanismus des Dienſtes.

Darum — ſagt derſelbe Luther — „wer nun die Gnade hat, keuſch zu bleiben, der halte ſeinen Fürwitz und hüte ſich für ehelichem Stand und begebe ſich nicht in ſolche Mühe, die Not zwinge ihn denn. Denn es eine große, edle Freiheit iſt, ohne Ehe zu ſein — welches St. Paulus Jedermann gönnt, wie er hie ſpricht: Ich verſchonet eur gerne." Er meint: Wiewohl eines Ehemann's Sorge und Arbeit auch gut iſt, „ſo iſt doch viel beſſer, frei ſein, zu beten und Gottes Wort zu treiben, denn damit iſt er viel Leuten, ja der ganzen Chriſtenheit nütz und tröſtlich".

Und ebenſo meint er: „So thut nun derjenige wohl daran, der do der Kirchen dienen wolt und deſto mehr Ruge hätte, daß er ohne Weib bliebe, denn da durfte er weder Weib noch Kind ernähren, und konnte ſagen: Ich will mich laſſen brauchen zum Evangelio und zum Reich Gottes — alſo ſagt auch S. Paulus

1. Korinther 7: Wer ledig ist, der saget was dem Herrn angehört."

Durch sein Verhalten in der Ehe aber hat Luther diese neu geadelt. Und so wurde in vieler Hinsicht der „Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation".

Entvölkerten sich die Klöster, so war dies Schuld der Erregung. Aber diese war auch Folge des maßlosen Zwangs, mit welchem die Klöster bevölkert wurden. Hielt man in ihnen doch elfjährige Kinder, wie jene Schwester Florentine, gefangen und so lebendig begraben. So mußte der Zorn erwachen Und dann konnte die Verachtung, in welche Klöster durch Sittenlosigkeit gesunken waren, den Sturm auf ihre Pforten nur erleichtern.

Ihre Güter waren dann nicht überall so gesichert, wie in Braunschweig-Lüneburg. In einem Bedenken vom April 1532 zeigt aber Luther eingehend, in welcher Weise ein Landesfürst die Klostergüter „für Pfarrer, Prediger, Schulen und was mehr zum Gottes Wort und Sacrament und Seelsorgen gehoret" gebrauchen soll. Allerdings will er, daß die Fürsten sich auch für jene Ausgaben bezahlt machen, welche ihnen aus der neuen Ordnung der Dinge und ihrer Sorge für die Kirche erwachsen. Ebenso zeigt er im Oktober, daß von Kirchengütern zum gemeinen Besten Abgaben zu entrichten seien. Also soll auch der Kurfürst von diesen Gütern „etlichen Armen vom Adel geben, oder auch sonst Hochverdienten, oder zum gemeinen Bau, Brücken, Wege, Steg, Landfestung, doch mit einer Maßen".

An den König von Dänemark schreibt er am 2. Dezember 1536, er bitte „demütiglich, von den Kirchengütern soviel abzusondern, damit die Kirchen ziemlich wohl versorgt werden können".

Er schreibt an Fürst Wolfgang von Anhalt: — — — „wie herzlich gern ich wollt, daß die Bistums und großen Kloster mochten zur Kirchen Unterhaltung bleiben, damit Deutschland nicht ein Böhemische confusio wurde".

Er will auch Nonnenklöster erhalten. „Solche Nönnlein sollt man lassen bleiben — die sich allzeit ihrer Hände Arbeit genähret — wie auch die Feldklöster sind, Fürstengestifte für die vom Adel."

Dieser sein durchaus konservativer Sinn umfaßte in Liebe das deutsche Volk in allen seinen Ständen.

Wie pietätsvoll blickt er zum Kaiser auf. Karl V. ist ihm immer und ganz im Gegensatz zu der schweizerischen Bewegung ein

frommer Fürſt, den er liebt. Gegen ihn ſoll man die Hand nicht aufheben, auch nicht wenn er des Evangeliums Feind iſt. Man muß von ſeiner Perſon, welche irren kann, das Amt unterſcheiden, welches er von Gott trägt. Anders iſt es, wenn er des Papſtes Geſchäfte beſorgt. Das thut er nicht des Reichs wegen. Da ſollen alle bedenken, daß er die Glieder des Reichs nicht mit Krieg überziehen darf „ohne Vorwiſſen und Bewilligung des ganzen Reichs".

Und dieſe deutſche Pietät verſtärkt ſich ihm nun.

„Es hatte" — ſo ſagt er einmal — „niemand gehört noch gelehrt von der weltlichen Obrigkeit. Die Allergelehrteſten hielten — ſie — für ein heidniſch, menſchlich, ungöttlich Ding, als wäre es ein gefährlicher Stand zur Seligkeit. — Da ich zuerſt von weltlicher Obrigkeit ſchrieb, war mein gnädigſter Herr Herzog Friedrich ſo froh, daß er ſolch Büchlein ließ abſchreiben, ſonderlich binden, und ſehr lieb hatte, daß er auch mocht ſehen, was ſein Stand wäre für Gott."

In der lateiniſchen Auslegung des Hohenliedes ſieht Luther in der daliegenden Braut die Kirche. Welches aber iſt die linke Hand des Bräutigams, die unter ihrem Haupt liegt? Es iſt die weltliche Obrigkeit, die Politia. Und die rechte? Es iſt das Prieſtertum. Sie machen, daß die Braut des Herrn die Dornen ertragen kann. So liegt ſie in der Umarmung ihres himmliſchen Bräutigams. Denn Fürſtentum und Prieſtertum, beide Arme ſind des Wortes Gottes Träger.

Das Bett Salomos — heißt es in einer anderen Auslegung — iſt das Volk. Darin liegt die Braut des Herrn, die Kirche. Die ſechzig Starken, die das Lager umſtehen, das ſind die Magiſtratsperſonen und Räte.

Hier haben wir im Keime die ſpätere Dreiſtändelehre. Wir ſehen, welche Rolle die Obrigkeit zu ſpielen berufen iſt.

Wir beſchränken uns auf dieſe wenig beachteten Auslegungen. Sie ſind lehrreich. Sie zeigen, warum es anfangs verhältnismäßig leicht wurde, die Kirchenleitung den Landesfürſten zu übertragen. „Die Münch und Pfaffen, die den Ruhm haben, daß ſie mit ihrem Gottesdienſt den Himmel tragen und ſetzen ſich hoch über der Fürſten Amt", ſind ihm wie die Bracken, die auf den Polſtern liegen. Er will lieber ein treuer Schlöſſer bei dieſer Fürſten einem ſein, als ein zwiefältiger Hilarion und Hieronymus.

Die Not zwang aber auch. Jonas und Bugenhagen erklärten dem Fürsten, die Superintendenten hätten kein Geld auch nicht um nur Boten zu bezahlen.

Dazu kam die Last der Entscheidungen in Ehesachen.

„Diese Händel stehlen uns heimlich die Zeit zu studieren, zu lesen, zu predigen, zu schreiben und zu beten." — „Drum ist's fein, daß wir ein Consistorium haben angerichtet." —

Im Mai 1536 während der Concordienverhandlungen hören wir: „Es ist war, wir kunnen des Magistrats nit entperen". „Aber, setzt er schon hinzu, die Magistrat wollen zu meysterlich werden, wollen den Dienern schier vorschreiben, was man predigen solle, wie man Maß halten solle. — Das will zuuil sein."

Indes, man war unmerklich in den Territorialismus eingelaufen.

Luther mußte bald zornig und machtlos zusehen, wie die Juristen und Höfe die Kirche regierten. Das Bedenken, welches Jonas, Cruciger, Melanchthon, Bugenhagen, Pauli und Schurf von wegen der Konsistorien, so angerichtet werden sollten, 1538 aufsetzen, ging über seinen Kopf. Es bedeutete die zwangsweise Handhabung der Kirchengewalt zu gunsten des Landfriedens. „Wir müssen das Consistorium zerreißen — rief Luther —, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Papst nicht drinnen haben." Es klingt wehmütig, wenn er ebenso ohnmächtig ruft: „Wir wollen sie (die Juristen) aus der Kirchen zum Teufel jagen".

Der Unterricht der Visitatoren war von ihm mit verfaßt. Und die Konsistorien waren wirklich damit gegeben. Sie waren „die ständig werdenden Visitationscommissionen". Luther hatte den Kopf in der Schlinge.

Das hatte er nicht erwartet, als er seinen Landesherrn auf Kaiser Konstantin wies. Wie dieser solle er der Zwietracht steuern. Superintendenten werden instruiert. Sie sollen Aufsicht üben, auch zu sich erfordern, aber dann — sollen sie bei Widersetzlichkeit „solchs unverzüglich dem Amptmann anzeigen, welcher denn solchs für unserm Gnädigen Herrn vermelden soll, damit Seine Fürstliche Gnaden hierin in der Zeit billigen Versehung fürwenden mügen".

So, obwohl er früh erkannte und auch Schwenckfeld selbst noch sagte, wie die Gemeinde Gottes sein müsse.[30])

„In Luthers Schriften finden wir nirgendwo" — müssen wir

mit Maurenbrecher sagen — „eine ausreichende Überleitung oder eine haltbare Brücke, die von der Gemeinde zur Kirche hinführt." Die „Kirche" in ihrer Eigenart blieb Gegenstand der Wünsche. Für sie war nur das Material vorhanden.

Wir sehen in Luthers Herz, wenn wir ihn sagen hören: „Ueber die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum wo weltliche Gewalt sich vermisset, den Seelen Gesetz zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verderbt nur die Seelen. Das weltlich Regiment hat Gesetz, die nicht weiter haben, denn uber Leib und Gut vnd was äußerlich ist auf Erden." Und wir sehen in der Kirche Herz, wenn sie in Art. 28 des Augsburgischen Bekenntnisses die weltliche Macht für ihre Zwecke verschmäht.

Wir sehen aber in der Kirche und Luthers Lage, wenn wir ihn der Not weichen und sich der Konsistorien freuen hören. Und wir sehen in die Zwangslage der Kirche, wenn wir sie in Territorialismus und in alle jene Theorien und Mittel verfallen sehen, aus der Not eine Tugend zu machen.

Derselbe Luther also, welcher den Papst verhöhnt, denn er „weidet die Schaf Christi mit Eisen, Buchsen, Feuer und ist ärger denn der Turk", er fährt genau in dieselbe Gasse. „Habt ihr's gesehn" — ruft er im Schreiben an Heinz von Braunschweig — „ihr scharfsichtigen Fledermäuse, daß die Apostel oder alte Kirche mit Schwert die Welt bezwungen, oder mit Krieg die Kirche gemehrt haben?" Ja er behauptet, grade deshalb auch, „mit der alten Kirche" zu halten und die alte Kirche zu sein, weil man dieses verabscheue. Und dennoch, die Lage zwingt. Die Obrigkeit soll die Winkelprediger „dem rechten Meister, der Meister Hans heißet, befehlen".

So bahnte Luther selbst, der kulturlichen Lage weichend, das Territorialsystem an. Die Liebe zu Land und Leuten, zum Reich, des Reichs Ständen und seinem lieben frommen Landesfürsten wird geholfen haben.

Und man hatte ja Fürsten, denen man trauen konnte. Gedenken wir nur seines frommen Herrn zu Torgau. Er hatte sechs Edelknaben, die ihm täglich sechs Stunden — wenn er auch zuweilen darüber einschlief — aus der Bibel vorlesen mußten.

Die Liebe zum Volk trieb ihn. „Es wächset jetzt daher — schreibt er an seinen Kurfürsten — die zarte Jugend von Knäblein

und Mägdlein, mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugerichtet, daß mir es in meinem Herzen sanft thuet." Alles trieb. Und in diesem Sinn dichtete er, formte die alten Schätze der Kirche und musizierte. Das Volk singen lehren, das ist seine Freude.

Konrad Rupff der Thüringer und Johann Walther kurfürstlicher von Sachsen sengermeister saßen am Tisch, die Feder in der Hand, vor dem Notenblatt. Und Luther ging im Zimmer auf und ab, probierte auf der Querpfeife die Melodieengänge, bis die Versweise kräftig und geschlossen dastand. Den Satz machten die Meister vom Fach.

Daß aber das Volk nun hier die Sache in die Hand nahm, daß es nun auch ohne Potentaten und deren Kapellen singen lernte, das machte die Auflösung der kurfürstlichen Kantorei zu Torgau. Da traten die Bürger zusammen, die Gesänge einzuüben und auszuführen. Da entstand die Torgauer Kantoreigesellschaft. Das ist der erste Gesangverein. Luther sorgte treulich dafür und auch für die Kurrende. Denn die Schule mußte zuerst singen lernen.[31])

Diese Liebe trieb ihn unter die Armen.

„Es ist der größten Nöte eine, daß alle Bettelei abgethan würde in der Christenheit." So schrieb Luther schon an den Adel. Es ist sein soziales Programm auf dem Grunde neuer Ethik. Niemals hätte früher so geredet werden können. „Kein Bettler und Bettlerin sollen in unserm Kirchspiel noch Dörfern gelitten werden." Die Alten und Kranken aber „sollen durch die verordneten Zehen und unsern gemeinen Kasten ziemlicher Weise versehen werden".

Aber nennen wir diese Liebe zum Volk zugleich historischen Sinn.

In der Vorrede zu Capellas Schrift über den Mailänder Krieg, die 1538 zu Wittenberg erschien, erinnert er an Dietrich von Bern. Er bedauert, daß die Deutschen nicht mehr über ihre eigene Geschichte wissen. Er rühmt die Historienschreiber als „die allernützlichsten Leute".

So sammelte Agricola die gemeinen deutschen Sprüchwörter, es sammelten Flacius, Cyriakus, Spangenberg, Letztner und viele andere für deutsche Geschichte. Und so hatte auch aus diesem Gesichtspunkt Luther die Liebe zu den geschichtlich überlieferten Kultusformen.

Wolfgang Musculus beschreibt in seinem Itinerar nicht nur

die Wittenberger Konkordienverhandlungen vom Mai 1536. Er gibt uns auch weitere Einblicke. Es ist Sonntag Cantate. Die Diener am Altar tragen noch Meßgewand. Introitus und Gloria werden lateinisch gesungen, die Kollekte deutsch. Die Lektionen sind gleichfalls deutsch. Das Evangelium wird auf der linken Altarseite verlesen. Die Gemeinde singt dann: Wir glauben all in einen Gott. Dann predigt Justus Menius. Es folgt das Fürbittengebet am Altar. Brot und Kelch werden erhoben, wozu das Glöcklein läutet. Das Volk sinkt bei der Elevation auf die Kniee. Während des lateinischen Agnus Dei wird distribuiert.

Georg Buchholzer beschwert sich über den Kurfürsten von Brandenburg, welcher Prozession und die alten Bräuche festhält. Luther schreibt ihm im Dezember 1539: — „Gehet in Gottes Namen mit herumb, und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorcappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat euer Herr der Kurfürst an Einer Chorcappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet ihrer dreie an wie Aaron der Hoheprieſter dreie Röcke uber einander zog. Haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an einem circuitu oder Proceſſion, daß ihr umbhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum. — Denn solche Stücke, wenn nur abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts.“ Auch die lateinischen Gesänge, die Elevation beides Sakraments beizubehalten rät er damals.

An Kanzler Brück schreibt er im April 1541: „Es sind gottlob unsere Kirchen so zugerichtet, daß ein Laie oder Rat oder Spanier, der unser Predigt nicht verstehen könnte, wenn er sähe unser Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln — würde er müssen sagen, es wäre eine rechte päpstisch Kirche und kein Unterschied oder gar wenig.“

Das Systemlose finden wir freilich auch hier. Luther hatte auch für das erziehliche Element des Kultus in Anbetung und Übung nicht eben Sinn. Nur konservativ freute er sich aller Ordnung. Er freut sich, wie er an die Herzöge von Pommern im Mai 1544 schreibt, daran, „mit welcher Form und zu welchem Ampt furohin allezeit ein Bischoff zu Camin zu wählen, und wie das Dumbcapitel zu Erhaltung christlicher Lehr und anderer nutzlichen Sachen im Wesen bleiben und erhalten werden soll“. Er fügt hinzu: „Denn das ist wahr und offentlich, daß ein Bischoff als ein Ufſseher die reine christliche Bahn des Evangelii auszubreiten

und selbs zu lehren, wie vorzeiten alle heiligen Bischoffe gethan, item die Kirchen zu visitieren, tuchtige Personen zu ordinieren, ein Ufffehn uf die Studie zu haben, die Ehegericht und andre Kirchengericht zu regieren, und christliche Zucht zu handhaben, dazu erstlich die Bistumb fundirt sind, billig soll gebraucht werden". So die Denkschrift, welche auch Melanchthon, Bugenhagen und Cruciger mit unterzeichneten.

Die Kalenderheiligen ehrte Luther. Er selbst predigte über St. Christoph. Hieronymus Weller schrieb sein „Marterbuch" auf Luthers Anregung. St. Michael, St. Martin wurden gefeiert. Die Schulfeste blieben am St. Gregoriustag. Scholaren und Präzeptoren gingen dann zur Kirche, und Schilder, Wappen und Fähnlein fehlten dabei nicht, wie es vor alters auch war. Das sollte alles bleiben. Die tiefe Kluft, welche das Bewußtsein unseres Volks von der alten Kirche trennt, so daß die Geschichte der Kirche mit der Zerstörung Jerusalems abbricht und erst mit Luther wieder beginnt, war nicht nach Luthers Sinn.

Es ist gewiß, daß Luther alle edle Kunst bewahrt wissen wollte. „Wollt Gott", sagt er, „ich kunnt die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern für jedermanns Augen malen ließen: das wäre ein christlich Werk." Und nur jene Kunstschöpfungen und Stiftungen konnten, wenn es nach ihm ging, ins Stocken geraten, deren Anlaß war, Gnaden zu verdienen.

Der geistlichen Komödie, wie der Fabel, ist er Freund. Im Februar 1525 spielen die Studenten in seiner Wohnung im Kloster. Er ladet Melanchthon zur Aufführung ein. Man kennt eine Reihe in Wittenberg so gegebener Stücke.

Und kehren wir mit einem Wort zu Luthers Theologie zurück, sie ist das schwarze Kreuz im roten Herzen. „Solch Herz aber soll — wie Luther bekanntlich von seinem Wappen an Spengler schreibt — mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe."

Aus Lukas Kranachs Malerwerkstatt gingen die Prachtexemplare der 1541 bei Hans Lufft nun in vollständig revidierter, endgültiger Gestalt erschienenen deutschen Bibel hervor. Die Fürsten

ließen ſich Abzüge auf Pergament machen und Meiſter Lukas zierte ſie künſtlich. Man ſah die Geſtalten der Reformatoren und der Herrſchaften. Dieſe erſchienen von den Landeswappen umrandet. In die Prachtbibel, die man noch heut zu Deſſau zeigt, ſchrieb Luther:

Mose Lib cap 32

Meine Lere trieffe wie der regen. Vnd
Meine Rede fliesse wie der thaw. Wie
der Regen auff das Gras. Vnd wie die
Tropffen auff das Kraut. Denn ich wil
des HERREN namen preissen.

Zweiter Abſchnitt.

Der vorige Abſchnitt zeigte ein Werk der Wiederherſtellung. Widerſtrebende Maſſen waren in harter, den Boden weithin erſchütternder Arbeit zu ſprengen. Und was geformt war, erſchien in Umfang und Stellung wenigſtens deutlich abgegrenzt. Man hatte Stellung genommen.

Sehen wir nun, wie die Lehrſtücke, bisher im Drang der Zeit oft wenig bearbeitet oder nur in den Grund geſenkt und übereinander gerollt, nun nachgeprüft und bearbeitet werden. Und richtete ſich die Aufmerkſamkeit der Bauenden früher mehr nach außen, ſo werden wir nun faſt das Umgekehrte finden. Was wir zeichnen, erſcheint als innerer Krieg. In der That iſt's die notwendige, wenn auch leidenſchaftliche, Vertiefung in das Lehrganze, welche wir vor uns haben.

So mögen wir denn die erſten Kämpfe um den Lehrbau, dann den Kampf ums Nachtmahl betrachten. Wir werden dieſen in einem dritten Kapitel in die chriſtologiſchen Erörterungen hinein verfolgen. Dann erſt ein Blick in die praktiſche Theologie.

Erstes Kapitel.

Kämpfe um den Lehrbau.

Machen wir uns die kirchenpolitische Lage klar.

„Nicht der König der Deutschen, sondern der katholische König von Spanien, der Herr von Neapel und Sizilien, der Gebieter der Niederlande, der Herrscher der Indier empfing in jenen Tagen die lombardische und die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes. Nicht deutsche, sondern spanische und italienische und niederländische Große waren die Zeugen und Träger dieser pomphaften Erneuerung kaiserlicher Herrlichkeit. Ein wesentlich auf romanische Kräfte gestützter Kaiser schien hier die Epoche Karls des Großen zu erneuern."

Und doch brannte es diesem Nachfolger Karls des Großen unter den Füßen. Wir meinen die evangelische Bewegung in den romanischen Ländern.

Für die Stärke der reformatorischen Bewegung in Spanien ist Bartholeoné de Carranza der beste Beweis. Er, der Erzbischof von Toledo, der Primas von Spanien, welcher später seinem Kaiser Karl V. den letzten geistlichen Beistand geliehen, er wurde wegen protestantischen Glaubens vor Gericht gefordert. Er schmachtete acht Jahre in dessen Gefängnissen. Und weitere zehn Jahre blieb er in Haft zu Rom. Kaiserliche Kapläne büßten meist mit dem Tode.

Nichts beweist mehr für die Mächtigkeit der neuen Gedanken, als der Anklang, den sie in Italien fanden. Vergerio, dessen Nuntiaturberichte nun veröffentlicht sind, wird evangelisch und stirbt in Tübingen. Sein Vetter Kardinal Contarini war in Deutschland, ehe der Zwang der Lage ihn überwand, evangelisch gesinnt. Vergerios Bruder Battista huldigte dem Evangelium, wenn auch der Tod ihn noch als Bischof von Pola fand. Der Kapuzinergeneral Ochino zu Venedig gab alles auf, um jenseits der Alpen seinen Glauben zu bekennen. Der Franziskanergeneral Lupatino zu Albona ward, weil evangelisch, ins Meer geworfen. Bartolomeo Fonzio, desselben Ordens, starb als Märtyrer in den Lagunen. Und Lupatinos Neffe, Matth. Vlacich aus Albona, der zorneifrige Theologe, starb evangelisch zu Frankfurt a. M. Nur Franzesko Spiera zu Padua hatte, in

die Hand der Inquiſiton gefallen, verleugnet. Alles dies zeugt zugleich für die reformatoriſche Bewegung, welche vor 1517 wie in Deutſchland, ſo in Italien und Spanien längſt verbreitet war, nur ohne Vertiefung und ohne Ziel.

Es war eine That, als das von Paul III. im Jahre 1541 auf Contarinis Vorſchlag gebildete und unter ſeinem Vorſitz arbeitende Kolleg dem Papſt das consilium de emendanda ecclesia überreichte. Denn dies Gutachten erkennt den entſetzlichen Verfall der Kirche rückhaltlos an. Es erklärt: „Rom trage die Schuld, daß der Name Chriſti geläſtert werde unter den Heiden. Denn die Vorgänger des Papſtes haben ſich Ratgeber gewählt, von denen ſie nicht ſowohl lernen wollten, was ihnen erlaubt ſei, ſondern die ihnen den Beweis führen ſollten, daß was in ihrem Belieben ſtände, ihnen auch zuſtände; von ſolchen Schmeichlern ſei die Lehre ausgeklügelt, der Papſt ſei ein Herr aller Güter, deswegen dürfe er ſie auch verkaufen, ohne ſich der Simonie ſchuldig zu machen. Von dem Haupte ſei alſo das Verderben ausgegangen, dort müſſe auch die Heilung beginnen.“[32])

Eine breite Schicht evangeliſchen Bewußtſeins war's, aus welcher wir uns die Vorlage zu erklären haben, die im April dieſes Jahres den evangeliſchen Theologen zu Regensburg gemacht wurde. Weiter war man nie gegangen. Und erſt zuletzt wurde die Haltung Contarinis abweiſend.

Dies war der Höhepunkt der Verſuche, die für aufrichtigen Ausgleich aus Italien kamen.

Eine andere Luft wehte ſchon in Regensburg im Todesjahr Luthers. Hier traten die Spanier hinzu. Malvenda war ſogar Präſident des Kolloquium. Er redete von „erträumten“ Glaubenslehren der deutſchen Proteſtanten. Graf Wolrad von Waldeck rief laut: „Wird mit ſo großen Koſten unſerer Fürſten und Stände um eitel Wahn hier gehandelt, ſo ſind wir hier vergebens“. Und hernach beklagte er ſich über den „ſpaniſchen Schelm“.

Das Gewölk zog ſich eben zum Krieg zuſammen.

Am 7. Juli 1546 erſchien eine „wahrhafftig und gegründte Meldung, mit welch loſer Anſchlag und Practick“ man gegen die proteſtierenden Stände vorgeht. Sie iſt bezeichnend. Auf dem Titelblatt erſcheinen „König Eerenueſt“, Herzog Hermann, Friedrich Barbaroſſa und — Jörg von Frondsberg. Sie erſchienen dem

Dichter in einem Traum. „Da ſah ich kommen her zu mir | Edler Helden und Fürſten vier | Die zween, von kleider, har und Bart | von aller Zier heidniſcher Art | die andern zween nach unſer Weis | bekleidet gehn fürſtlich mit Preis.“ Nun geben ſie Deutſchland ihre Ratſchläge. Endlich ſpricht Kaiſer Barbaroſſa:

Das dünckt mich, merck mit verſtand,
Das es der beſte rath müg ſein,
Das ſich Deudſchland ſchick alſo drein,
Dieweil der Kayſer von euch allen
Iſt zu den Welſchem Babſt gefallen,
So ſeit jr auch von jm gantz frey
Das keiner jm verpflichtet ſey,
Vnd widerſtreitet jm mit recht
Dann er iſt jetzt ein Pfaffenknecht,
Handelt wider ſein ampt vnd pflicht
Darumb ſo ſündiget jr nicht,
So jr mit ſtarkem Volck vnd Heer
Euch ſchicket zu der gegenweer.

Wie ſehr man dabei auf Bundesgenoſſen in Italien rechnete, zeigt Schärtlin von Burtenbach. Ehe der Kaiſer gerüſtet hatte, beſetzte er die Ehrenberger Klauſe. Ochino, an St. Anna in Augsburg, ſollte an den Herzog von Ferrara um Zuzug ſchreiben.

Es war am 1. September 1546. Im Lager vor Ingolſtadt ſchrieben die Verbündeten an den Kaiſer: „Weil Ihr denn hiebevor mit Unbeſtand und Ungrund ausgegoſſen, daß Ihr Willens wäret, uns Ungehorſams halber, deß wir nicht beſchüldigt noch überwunden, zu ſtrafen und aber darunter anders nichts, denn Verdruckung und Austilgung Gottes Wortes und unſer wahre chriſtliche Religion gemeint — ſo erſcheinen wir jetzo dahier vor Ewrem Lager, und ſind Ewrer gedeuten doch unverſchuldten Straf gewertig.“

Ein edler Knabe und Trommeter trugen den Brief ins kaiſerliche Lager.

Sachſens und Heſſens Verantwortung begann: „Nun aber Herr, unſer Gott, hilf uns von Sanheribs hand, daß alle Königreiche auf Erden erfahren, daß du, Herr, den wir anrufen, wahrhaftiger Gott ſeieſt!“

So rückte man denn vor, wenn auch nicht eben raſch. Die Landsknechte aber ſangen:

Ach Carle, großmächtiger Mann
Wie haſt ein Spiel gefangen an
Ohn' Not in teutſchen Landen
Wollt Got du hätteſt's baß bedacht
Dich ſolchs nicht unterſtanden
. . . terſtanden

Aber wir haben den Kaiſer nach dem Brief zu beurteilen, den er an ſeine Schweſter Maria von Ungarn ſchrieb. Und ſo fällt unſer Urteil milder aus, als dasjenige vieler proteſtantiſcher Schriftſteller, zumal wir jetzt die „Heimlichkeit" des Landgrafen kennen.

Auf der Lochauer Heide war jetzt der Krieg entſchieden. Der Landgraf ſaß im Niederlande, der Kurfürſt gefangen in Augsburg.

Vor ſeinen Fenſtern tummelten ſich die ſpaniſchen Hellebardierer. Sie hielten auch in ſeiner Kammer Wacht.

Im November legte ſich Moritz vor Wittenberg. Drinnen beteten Cruciger, Bugenhagen und die Magiſter Eber und Rörer für den gefangenen Herrn. Hans Lufft hatte ſeine Druckergeſellen ziehen laſſen und ſtand neben ſeiner Feldſchlange, der „Singerin", auf der Schanze.

Der ſiegreiche Kaiſer aber ließ zu Augsburg am 15. Mai das Interim verkündigen. Joachim II. und ſein uns bekannter Hofprediger Agricola waren zuerſt und zu allem bereit. Dieſer rühmte ſich, die Verhandlungen geleitet zu haben. Dies Interim, nicht katholiſch und nicht evangeliſch, traf nur die Evangeliſchen. Die biſchöfliche Jurisdiktion war wieder hergeſtellt, Faſten, Feiertage und faſt der ganze Meßritus, auch letzte Ölung wurden aufgezwungen.

Man ſah bisher doch noch Verſuche, bei denen auch jene Elemente beteiligt waren, welche, evangeliſch geſinnt, auch in Italien, und ſelbſt im höheren Klerus, nach Einigung ſuchten. Aber nach dem Siege war von dem allen nicht mehr die Rede. Dieſes Interim war weſentlich ein Werk der Kaiſergewalt. Der Markgraf und ſein feiler Hofprediger hatten ſich, ſagte man, ihre Bedenken durch klingende Münze erleichtern laſſen.

Es war die Gewalt, welche redete. Vor dem Quartier des Kaiſers ſtanden gewappnete Knechte. Da drinnen eröffnete man den geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten, warum man, durch die Not gedrängt, aus kaiſerlicher Fürſorge dieſe Schrift aufgeſetzt. Dies Interim war Reichsgeſetz.

Schon die Bestimmung des Altarsakraments mußte erschrecken. Denn „sobald als die wort kommen zum Brodt vnd Wein, sobald wird daraus das ware Blut, vnd der ware Leib Christi, vnd wird die Substanz Brots vnd Weins in den waren Leib Christi vnd Blut verwandelt". Auch außer und nach der Meß bleibt das Sakrament und ist anzubeten. Erschrecken mußte die Umständlichkeit, mit welcher die Meß als Opfer dargestellt wurde, Opfer für die Lebendigen und Toten. —

Das Interim schließt: „Und wir Kaiser Karl bekennen, daß obgesetzter Ratschlag dasjenige ist, davon in unsern und des Reichs Abschied des allhie zu Augsburg gehaltenen Reichstags Meldung geschieht". Es war am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr, als das Interim veröffentlicht wurde.

Es belehrt uns, „daß wir zum Teil aus eingegebener Gerechtigkeit, das ist durch die Liebe und Verneuerung und darnach auch durch das Verdienst Christi gerecht werden". Wir hören ferner, „daß wir auch gerecht werden durch die Gaben und Werk des heiligen Geistes, die er in uns wirket". Wir hören von „der eingegebenen Gerechtigkeit". Der Hauptartikel war verleugnet.

Die Theologen zu Meißen sagten: „Und ist hierin zu sehen, daß viel Meister über diesem Buch gewesen". Dies gilt nicht bloß für diesen Artikel. Und was zu Pegau, Jüterbogk, Meißen und Leipzig auch daran beanstandet und geändert wurde, das Ganze blieb ein unwahrer Vertrag. Manifestum est, schrieb der ehrliche Brenz, quod Interitus (Interim) pugnat cum verbo divino. Inter tam pugnantia quae potest inveniri concordia?

Musculus mußte seinem Augsburg den Rücken kehren. In Nürnberg lag Veit Dietrich krank. Sie alle seien, schrieb er am 14. Juli an Melanchthon, abgesetzt. Alle Regensburger Geistlichen seien schon in Nürnberg angekommen. Nun müsse er diese Tragödie mit ansehen. Sein Kollege Andreas Osiander hatte die Stadt verlassen. Wir werden ihn in Königsberg wiederfinden, wohin er sich von Breslau, wo er zunächst Rast fand, begab. Seiner Ehefrau hatte der Rat gestattet, ihren Hausrat drei Tage lang auf der Straße feil halten zu dürfen. Ihr Schwiegersohn Funk geleitete sie nach Preußen. Der Kaplan Vogel von St. Jakob folgte.

Auf Melanchthon kam jetzt alles an. Er hatte längst seine Unterwerfung angekündigt. Sie lag schon in dem Brief an Kanzler

Karlowitz. Wie Ratzenberger erzählt, ward dieser Brief zu Augsburg wie eine Monstranz zur Schau getragen. Melanchthon riet aber auch nach allen Seiten zur Unterwerfung. An Erasmus Sarcerius und Johann Spangenberg schrieb er in diesem Sinn. „Fortassis natura sum ingenio servili", hatte er an Karlowitz hinzugesetzt.[38]) Aber der Widerstand rollte sich auf. Freilich nicht von der Wittenberger Seite her.

Ende Juni erschien im Druck das „Bedencken auffs Interim der Theologen zu Wittenberg". Sie sagen: „Das alles ist im grund die Meinung, der Mensch ist gerecht, das ist, Gott gefellig, von wegen seiner lieb vnd werck". Sie wenden sich ernst gegen das Opfer, welches Gnade erwirbt, gegen der Heiligen Anrufung und die Erklärung der sieben Sakramente bis zur letzten Ölung. Sie erschrecken, bitten auch, man wolle nymand nicht beladen mit solcher wider auffrichtunge. Doch hinsichtlich des Altarsakraments sind — so behaupten sie — „unsere Kirchen nicht wider das Buch". Dies ist auffallend; denn für ihre Person sind sie „durch Gottes gnade zu weichen vnd sunst zu leyden bereit". — Der Bericht der Theologen zu Meißen tadelt bezüglich des Altarsakraments gleichfalls nichts. Entschieden gegen die Sakramente, namentlich die letzte Ölung, das Opfer und die Anrufung der Heiligen, gestehen sie bezüglich der Mitteldinge und Zeremonieen zu, daß die eingeführte Agende „gebessert wieder gedruckt werde". Sie versprechen auch „den sachen ferner vnnd weiter nach zudencken". Sie wünschen endlich etwas kleinlaut „das dis grosse werck, so vieler Nation seelen Seligkeit vnd Gottes Ehr belanget, mit solchem ernst vnd vleiss betrachtet würde, wie die grosse not erfordert".

Hiergegen flog nun die Antwort von Gallus und Flacius von Magdeburg aus. Und letzterer verteidigt sich gegen die Vorwürfe, die ihm von Wittenberg aus gemacht wurden, da er dasselbe verließ, um die Arme frei zu haben. Jetzt saß er in der Mitte der Unbeugsamen.

Am Epiphanientag 1548 schon hatte Aquila zu Salfeld seine „sehr uns hoch nötige Ermanung an das kleine, blöde, verzagte Christlich heufflein" geschrieben. Er redet alle Stände in Haus und Land an, und schließt: „Darzu helff vns allen Christus mit seinem teweren Blut | vnd mach vns ein frölichen mut | Erlöse vns von seiner scharffen rut | das wir bald erlangen das Ewig gut. Amen".

Unterm 31. Juli geht Amsdorfs Bekenntnis aus, des verjagten Bischofs zu Naumburg. „Laßt euch — ruft er — des Kaisers Namen nicht erschrecken, denn die Pfaffen haben Kais. Maj. betrogen. Denn S. Maj. weiß nicht, daß ehr kein gewalt vnd macht hat, die hertzen vnd gewissen zu regieren, denn es ist allein Leib vnnd Guth vnter seiner macht vnd gewalt.“ Amsdorf weiß den Meßpfaffen kein Dank, daß sie die beide Gestalt und der Geistlichen Ehe nachgelassen haben. Er will das halten um Gottes, aber nicht um des Interims willen. Denn wo wir dem gehorchen, „so beten wir Gott nicht an, sondern den Teufel und seine glidmas des Interims schmide“. Dann spricht er davon, daß der Glaube nicht gerecht machen solle, die Liebe komme denn hinzu. Und da er alles beleuchtet, wirft er das Interim vollends in Grund. „Trotz hie Rom, Trier, Cöllen vnd Mentz, pfeifft auff, so wollen wir tantzen.“

Am Sonnabend nach Jakobi ist das Bedenken der Prediger zu Weimar, Amsdorf und Kaspar Aquila in ihrer Mitte, unterzeichnet. Sie nun gehen scharf auch gegen die Transsubstantiation. So sagen sie von den Zeremonieen und Gebrauch der Sakramente: „Dieser Artickel Restituirt vnd Confirmirt das gantze Babstumb“. — Und Flacius gab dann den „Lesterlichen Rabsakesbrief“ heraus und schloß: „Es sagen die Adiaphoristen, es were nur umb ein Chorrock zu thun. Es mag wohl sein, aber sieh du armer Christ, wieweit dieser Chorrock sey, nemlich, das er den gantzen Antichrist bedecket.“

Das uns gleichfalls vorliegende Exemplar des Originals-Drucks des Interim enthält auf leerem Blatt am Schluß eine Handzeichnung. Das Interim erscheint als Drachen-Ungeheuer. Es speit Frösche aus. Die Applausores, die an seinen Brüsten saugen, erscheinen als Reptilien. Unter den Füßen der Bestie lesen wir Conculco pedibus dogmata sacra meis.

Die traurigste Rolle spielte der Hofprediger Agricola. Er verglich in einer Predigt den Übergang des Kaisers über die Elbe mit dem Übergang Josuas über den Jordan. Die Niederlage auf der Lochauer Heide war der Untergang der Kanaaniter.

Luther hatte es ja, wie Flacius erzählt, denen, die bei ihm für Agricola baten, vorhergesagt.

In Berlin sah man denn auch wieder die Frohnleichnamsprozession durch die Straßen ziehen. Agricola suchte seinen Kollegen die letzte Ölung annehmbar zu machen. Die Kurfürstin Elisabeth

zu Spandau nur ſtand feſt. Und ihr Sohn, der tapfere Hans von Küſtrin, könnte immerhin jenen Katechismus gegen das Interim geſchrieben haben, der im Staatsarchiv liegt. Er beginnt: „Das erſte Gebot lautet: Du ſollſt keinen andern Gott haben, denn mich, den allerheiligſten Vater, den Babſt“.

Agricola ſelbſt erlebte nicht viele Freude. Auf einem Konvent von drei hundert Predigern rief in ſeiner Gegenwart der alte Leutinger von Alt-Landsberg: „Ich habe Agricola lieb, meinen Kurfürſten noch lieber, aber meinen Herrn Jeſum Chriſtum am liebſten!“ Und damit warf er, was er unterſchreiben ſollte, ins Kaminfeuer.

Nun kam jene Reihe der Unterwerfungen evangeliſcher Stände und Städte, Handlungen zu Pegau und Torgau, die für unſeren Zuſammenhang ausreichend das Corpus Reformatorum enthält.

Auf dem Weinmarkt zu Augsburg vor des gefangenen Kurfürſten Fenſter war Moritz belehnt. Auf der Wittenberger Kanzel beteten Bugenhagen und Melanchthon für den neuen Herrn. Und der Herzog ſchenkte jedem eine ſamtne „Pumpelmütz“ voller Thaler, wie Ratzenberger erzählt. Das Leipziger Interim ward angenommen, ſtanden auch die Stände feſter, als die Theologen. Es war der 22. Dezember. Die Theologen nahmen das „Joch“ auf ſich; Pfeffinger an der Spitze. Die letzte Ölung war wieder da und das Faſten wurde Polizeigeſetz. Wittenberg ging in Unterwürfigkeit voran. Nur der Annaberger Superintendent Wolfgang Pfentner nahm das Joch nicht. Er hörte, daß nun den Kindern bei der Taufe wieder Salz eingeſtrichen werden, Salz und Waſſer geweiht, Kerzen und Fahnen um die Kirchen getragen werden ſollten. Da rief er laut: „Wo ſie doch mit dem Narrenwerk herkämen, ob ſie wieder wollten zu Kindern werden? Er wolle ſich lieber zu Leipzig den Kopf abſchlagen laſſen und ſolches mit gutem Gewiſſen leiden, als ſeine Kirche ärgern!“

Melanchthon begann 1549 ſeine Sonntagsvorträge über den Katechismus. Ein Knabe las den Text vor, und der Präzeptor fragte. Es war eine gemütliche Unterhaltung. Man hatte nun gute Ruhe. So in Sachſen und Brandenburg.

Weit in der Runde aber zitterte alles vor den ſpaniſchen Hellebarden. Und man ſchien ſich ſtumm unterworfen zu haben.

Aber es ſchien nur ſo. Die harten Köpfe der trotzig-treuen

Pfarrer waren noch da. Und es folgte jener Widerstand, der immer ihr Ruhm bleiben wird.

Brenz schrieb den Prolog zu diesem Trotz. Er schrieb gleich an Melanchthon: „Wenn die Kirche und ihre Diener nur durch die Schändung der frommen Lehre gerettet werden sollen, so befehlen wir diese Christo, uns aber laß geduldig unsere Verbannung tragen". Und wie später der Hamburger Westphal, so stand jetzt Johannes Äpinus, der Superintendent der Stadt, sofort zu Brenz.

Die Verbannung ließ nicht auf sich warten. An Frecht in Ulm in erster Linie, und an Brenz in Schwäbisch-Hall wollte der Kaiser ein Exempel statuieren.

Es war am 24. Juni 1548. Hall war in des Kaisers Gewalt. Der Ratsherr Büschler kam nach der Eidesabnahme in die Sitzung. Er hört, um was es sich handelt. Fuge, fuge, Brenti — schreibt er auf einen Zettel. Jsemann hebt den unter den Tisch vor seine Füße geworfenen auf. Er eilt zu Brenz, der gerade mit den Seinen zu Tisch sitzt. Brenz flüchtet. Seine wunderbaren Bewahrungen unter dem Holz, auf dem Dachboden wie im Steingeklüft, sind bekannt.

Im schwarzen Kleid, mit dem goldenen Fließ geschmückt, zieht der Kaiser am 15. August in den Münster zu Ulm. Und als er dann weiter fährt, werden die Pfarrer Frecht, Spieß, Fließ und Rauber, paarweise zusammengeschlossen, von spanischen Söldnern umringt, hinter ihm her geführt. Granvella hatte sie verhört. Zum Nachgeben war keiner zu bewegen gewesen. Am 6. September sah man sie an dieselbe Kette geschlossen. Die Fahrt war unbequem. Peter Aichelin, der Profoß des schwäbischen Bundes, rühmte sich, er habe vierzig lutherischen Geistlichen den Strick um den Hals gelegt.

Aus Tübingen wanderte Ehrhard Schnepf. Die Gemeinde gab weinend dem alternden Hirten das Geleit. Der Freiherr von Gemmingen nahm ihn auf. Kurfürst Johann Friedrich gab ihm dann einen Lehrstuhl zu Jena, wo Strigel sein Schwiegersohn ward. Sein Sohn Theodor aber stand neben Bidembach, der, wie er, eine Tochter von Brenz heimgeführt hatte, als Professor in Tübingen.

Über vierhundert Kirchendiener mußten in Schwaben und am Rhein in's Elend ziehen. Denn sie trotzten dem Interim.

Math. Alber hatte in Reutlingen die lateinische Messe abgeschafft. Vor das Reichskammergericht nach Eßlingen geladen, geleiteten ihn fünfzig Bürger bis vors Thor. Das Examen war heiß,

aber seine Freimütigkeit groß. Frage: was er über den Ablaß gelehrt? Antwort: „Des Pabstes Ablaß reinigt die Geldbeutel, Christi Ablaß reinigt die Gewissen". Als Reutlingen das Interim annehmen mußte, verließ er die Stadt. Am 16. August schon kam sein „Dialogus vom Interim": „Seind wir doch alle zu weyber worden, vnd lassen uns die heylosen Spanier und Italianer vexieren, wie sy nur wöllen."

Zu Straßburg wurden, etwas später, Bucer und Fagius vom Magistrat „mit freundlichen guten Worten mit einem Zehrgeld versehen". Einige Tage lebten sie heimlich bei Zells Witwe und zogen dann auf einem Nachen, der bei der Wilhelmerkirche für sie bereit lag, den Rhein hinab.

Auch der gräflich nassau-weilburgische Hofprediger Erasmus Sarcerius mußte wieder wandern. Des Wanderns war er gewohnt, seit er in Rostock und Lübeck, in Wien und Graz gelehrt hatte. Jetzt vertrieb ihn das Interim. Leipzig nahm ihn auf. Dann ward er zu Eisleben, als Superintendent der Grafschaft Mansfeld, Johann Spangenbergs Nachfolger.

Mit 160 Gulden Gehalt und einem Fuder Wein jährlich saß Erasmus Alberus als Pfarrherr zu Babenhausen. Er war ein begabter Mann. Seine Schrift: „Der Barfüßer Mönche und Eulenspiegel" hatte er mit Luthers Vorwort ausgegeben. Sein „Christ, der du bist der helle Tag" und „Nun laßt uns Christum loben fein" sind uns allerdings erquicklicher. Jetzt mußte er dem Interim weichen. Magdeburg nahm ihn auf.

Hierher wandte sich auch Amsdorf, aus Bistum und Naumburg vertrieben. Aus Wittenberg hatte Flacius entrüstet Abschied genommen, seinen Lehrstuhl preisgebend. In Magdeburg fand er sein Asyl.

Justus Jonas, früher vom Rat aus Halle gedrängt, saß verborgen in einem Gartenhaus vor seiner Vaterstadt Nordhausen, bis ein Ruf nach Hildesheim kam. Dann, nach Halle zurückgekehrt, ward ihm das Predigen verboten, damit er die Stadt nicht kaiserlicher Ungnade aussetze.

Im waldigen Thal zu Münden, wo Werra und Fulda sich einen, lebte auf ihrem Schloß die Herzogin Elisabeth, verwitwet. Für ihren Sohn Herzog Erich schrieb sie jene herrliche Kirchenordnung. Darin heißt es: „Das sei dein höchster Dank gegen Gott, daß du nicht allein für deine Person seine Gebote hältest, sondern dich auch als Hüter derselben betrachtest, daß die Unterthanen nicht

von ihnen lassen, daß du dem falschen Gottesdienste wehrst". Und nun mußte sie den Abfall dieses Sohns erleben.

Superintendent Corvinus, der bald die Spanier und die Steinkammer auf Schloß Kalenberg kennen lernen sollte, hielt zu Münden Synode. Man beriet über das Interim. Und man unterschrieb gegen das Interim. „Herr Abt von Bursfelde, hie gilt's kein Gelde, es gilt die Seel dazu die Haut." So rief Corvinus, und der Abt unterschrieb. Herzog Erich ritt gerade durch die Stadt. Er hörte von der Versammlung und stieg nicht vom Pferd. Er ritt durch und legte sich ins Kloster Hilwartshausen. Von hier begann er die Gegenreformation. Er lag dann im Kloster Weende vor Göttingen. Der Rat schickte zum Superintendenten Mörlin, einst Luthers Kaplan, er möge „fein säuberlich thun", also nicht gegen das Interim predigen. Das wolle er aber sofort thun, ließ er melden. Und er ging zur Betstunde in St. Johann. Jobst von Hanstein brachte ihn mit 14 gewappneten Knechten aus der Stadt und sicher über das Weichbild hinaus. In Königsberg werden wir ihn wiederfinden.

Damals versammelte Graf Wolrad von Waldeck seine Geistlichen um sich auf seinem Schloß Eisenberg. Er fand sie entschlossen, lieber alles zu leiden. Er erklärte, sie als „seine Gäste und Angehörige" betrachten zu wollen, wenn das Interim sie vertriebe. Was dies sei, hatte er in Regensburg gelernt.

Seine Frau Schwiegermutter Gräfin Katharina zu Rudolstadt hatte Kaspar Aquila geborgen.

Zuerst, schon am Freitag nach Jakobi 1548, hatte er, der Superintendent zu Salfeld, seine Stimme öffentlich erhoben: „Darum nur weit, weit, weit von dem Interim fliehe als für einer giftigen Schlangen wer da will teilhaftig sein des seligen Verdienst und Leidens Jesu Christi —." Und er schloß seine nötige Beweisführung: Darum wollen wir „bei Christo als dem Brunnen des Lebens bleiben, im Licht verharren und der Finsternis ihres tödlichen Interim's müßig gehen. Amen." Er hielt zum kleinen Häuflein, und die Gefahr nahte. Jene mutige Tochter des alten Grafen von Henneberg, Gräfin Katharina, hatte, so erzählt man, auf ihrem Schloß zu Rudolstadt den Heerführern, Herzog Alba und Herzog Heinz von Braunschweig, zugerufen: „Fürstenblut für Ochsenblut!" Jetzt barg sie den flüchtigen Aquila im Turm ihres Schlosses und ebenso manchen der vertriebenen schwäbischen Pfarrer.

In Breslau war es Musäus, der sich dem Interim nicht fügte. Er mußte seine Stelle an St. Elisabeth verlassen. Dann erhielt er Stellung im Weimarschen Land und ward Superintendent in Gotha.

Nikolaus Gallus mußte Regensburg meiden. Er half in der Schloßkirche zu Wittenberg, bis er nach Magdeburg ging. Später zog er wieder nach Regensburg zurück, ein Segen selbst für Österreich und Steiermark. An seine Stelle in Magdeburg kam dann der Mansfelder Wigand, der einst zu St. Lorenz in Nürnberg predigte und dann, von Johann Spangenberg eingeführt, sich mit den Mansfelder Geistlichen mannhaft des Interims erwehrte. In Magdeburg war Matth. Judex sein Freund, die Edelleute von Meyendorf und Alvensleben seine besonderen Gönner.

So führt uns denn alles nach Magdeburg.

In Magdeburg saßen sie nun von allen Orten her die Exules Christi. Da sehen wir auch Nikolaus von Amsdorf, Flacius, Nikolaus Gallus, Erasmus Alberus, Westphal aus Hamburg. Alle sind verbannt wegen Widerstandes gegen das kaiserliche Interim. Von hier flogen die offenen Briefe gegen den Begriff, den Melanchthon und seine Freunde vom Adiaphoron hatten, in unvergleichlicher Schärfe oder Grobheit. Joh. Wigand zu Mansfeld und Aquila standen rüstig zur Seite.

So war denn Magdeburg „Gottes und Christi Kanzlei", wie Aquila sie in einem Brief an den Herzog Albrecht von Preußen nennt. Und an Erasmus Alberus schrieb Brenz am 5. Dezember: „Weil nu die Stadt Magdeburg ihr festiglich fürgenommen hat, bei Gotts Wort zu bleiben und darüber alles zu wagen und bei zu leiden, — darum laßt uns beide unsere Hände und Herzen aufheben und Gott den Vater unsers Herrn JEsu Christi über die Stadt Magdeburg anrufen und bitten, daß er ihr nach seiner großen Güte, Macht und Kraft gebe, bei ihrem christlichen Fürnehmen zu beharren."

Die Geistlichen der Magdeburger Kirchen standen wie ein Mann.

Mitten aber unter dem Donner der Feldschlangen des Kurfürst Moritz begann Flacius in der Stadt die „Centurien" zu schreiben. Der Herzog lag im Namen des Kaisers vor den Wällen. Seine Kugeln brachen durch Wände und Balken. Alberus erzählt, wie er mit den Seinen kein Holz zum Kochen der Malzeit gehabt. Da überschüttete ihn das zerschossene Gebälk mit Splittern, und die

Seinen konnten ihre Fische kochen. Rat und Bürgerschaft waren einig und trotzten dem Sturm.

Und im Sturm saßen die sieben Studenten und schrieben die Auszüge aus den von Flacius aus aller Welt herbeigesuchten Schriftwerken. Flacius, dann Wigand und Matthäus Judex an St. Ulrich, auch Basilius Faber, sie sagen uns selbst, worauf es bei unserm Geschichtswerk ankam, nämlich die Geschichte der Kirche, die so schändlich verdunkelt sei, klar zu stellen. So in der Widmung an die dänischen Fürsten.

Abt Trithemius hatte die Bibliothek zu Sponheim, Maximilian I. diejenige von Wien zur Blüte gebracht. Dort wie hier half Celtes, welcher zu St. Emmeran in Regensburg die Werke der Roswitha entdeckt hatte. Aber Flacius' „scharfer und weitblickender Geist", wie Preger sich ausdrückt, sann auf Größeres. Die Bibliotheken der Fugger, diejenigen zu Fulda, Heidelberg und Wien wurden durchsucht. Der thüringische Pastor Markus Wagner und der Burgunder Languet durchstöberten die Bibliotheken und Klöster in Dänemark, England und Schottland. Der kaiserliche Rat Kaspar von Niedbruck half von Wien aus. Es galt die Geschichte der Kirche reden zu lassen. Es galt also auch die Stimmen zu hören, welche von Rom zum Schweigen gebracht waren.[84]) So entstanden nach und nach die zwölf Folianten der Centurien.

Magdeburg trotzte fröhlich dem Kaiser, seiner Acht, und seinem welschen und spanischen Volk. Die Landsknechte drinnen sangen:

Zur Magdeburg in der werden stat
Da sind der buchsen vil
sie trauern alle morgen,
daß der kaiser nit komen wil.

Aber die „Klag vnd Bitt eines sächsischen Mägdleins" drückt das Bewußtsein der Bürger aus:

Kein man, kein man in deudschem Land
der uns schützet vor solcher schand!
Kein schmuck an meinem leibe sei
biß deuschland werde wieder frei,
kein man noch jüngling sei auf erd,
dem ich freundlich zu sprechen werd.

In der Stadt war man unverzagt. Die Pfarrer ließen im „Lindwurm“ bei Michael Lotther eine mannhafte Erklärung drucken. Der heilige Moritz habe dem Kaiser getrotzt und sich geweigert, den Götzen zu opfern — sie würden der Abgötterei des sächsischen Moritz trotzen.

Im Oktober 1551 vertrug man sich. In die unbesiegte Stadt ritt der Fürst. Alberus sang:

Gott sei lob, danck, preis, rhum vnd ehr,
Die Stadt Meidburg durchs Rote Meer
Mit Gottes Wort gegangen ist,
Für ihr ging her der HErre Christ.

Aber schließen wir mit Wittenberg wieder ab.

Major schrieb nach den Celler Interimsverhandlungen an Herzog Albrecht nach Königsberg: „Das Interim will, daß der römische Pontifex seinen Primat aus göttlichem Rechte habe“. Damit begann er seine Beschwerden. Und er schließt: „Die Veränderung und anderen Beschwerungen sollen die Unseren allein tragen“. Hier war die Natur des Interims als Reichsgesetzes begriffen. Es galt nur für die Protestanten.

Anders Bugenhagen. Er geht auffallend leicht über die Dinge hinweg. Er erzählt:

Man hätte darauf gedacht, die Universität nach einem thüringischen Ort zu verlegen. Da aber zogen kaiserliche Truppen ein. Der Kaiser selbst wünschte den evangelischen Gottesdienst auch nicht einen Tag unterbrochen. Er ist gnädig. Kaiserliche Truppen gehen in den Kirchen ab und zu. Bugenhagen predigt über den Unterschied der evangelischen und päpstlichen Religion ruhig weiter. So schreibt er an Wanckel und Schumann. Und nun, wo die Anklagen gegen die Wittenberger laut werden, wo Flacius' und Westphals Schriften gegen sie erscheinen, weiß er an Christian III. und Herzog Albrecht nur von der Freundlichkeit des neuen Kurfürsten zu erzählen. Wenn er aber über die Verhandlungen spricht, welche bezüglich des Interims zu Leipzig, Celle, Güterbock und wieder zu Leipzig, Dessau und Grimma von den Wittenbergern geführt wurden, so könnte man in der That irre werden. Man könnte fragen, was in aller Welt denn die Magdeburger an diesen unschuldigen Wittenbergern auszusetzen hatten! Den Beteuerungen Bugenhagens gegen-

über waren alle Theologen eitel Thoren, welche von Brenz bis Westphal jeder Verbeugung vor dem Interim, jeder „Dienstbarkeit in Ceremonien", wie Westphal es nannte, sich standhaft weigerten und lieber Haus und Hof verließen.

Im Buch „von wahren und falschen Mitteldingen" ließ Flacius einen Brief Äpins abdrucken. Dieser schreibt: „Ist mir anders recht zu mut, so werden uns diese weltliche Regenten ein solch Kirchenregiment anrichten, dadurch am ende der welt der Glaub an Christum durch triegerei vnd Tyranney so verloschen wird werden, daß er bei sehr wenigen wird rein erfunden werden, wenn der Son Gottes kommen wird."

Hier haben wir den Nerv der Frage. Die Sache ist also einfach, wie Brenz im Januar 1549 an Melanchthon schrieb: „Viele sind berufen, wenige auserwählt. Wer sind die Vielen? Der Staat. Wer die Wenigen? Die Kirche. Der Staat ist nicht in der Kirche, sondern die Kirche ist im Staat; der Staat herrscht, weil es die Vielen sind, die Kirche wird unterworfen, weil es die Wenigen sind So hat die Kirche zu tragen, was zu tragen der Staat ihr auferlegt, daß fromme Lehrer der Kirche ausgestoßen werden, daß der Götzendienst wieder aufgerichtet, daß die Disciplin aufgelöst wird."

Der adiaphoristische Streit war die Auseinandersetzung mit den Wittenbergern.

Den Anfang des Lehrstreits malte Aquila sofort in seinem Brief an Melanchthon vom 22. Juli. Er erzählt, Agricola habe ihn in Saalfeld, um ihn zu gewinnen, besucht. „Er sagte, das Interim wäre das beste Buch und Werk zur Einigkeit im ganzen Reich und zur Vergleichung der Religion per totam Europam. Der Papst wäre nun reformiert, der Kaiser wäre lutherisch. — Darauf ich, Aquila, antwort: daß mir das Interim nicht könne gefallen; im Anfang zeigt es den Schafpelz, hernach den grimmigen Wolf mit ihrem Meßopfer, Blasphemo Canone, Heiligen anrufen, der Papisten Sacrament, oleo, confirmatione, Chrismate, Seelmeß, Verdienst der Heiligen, de summo Episcopo, und ander Teufelsgeschmeiß. — Sagt Eyslebius! dies seiend *ἀδιάφορα*."

Auch für Wittenberg waren sie es. Für die anderen Theologen waren sie es nicht, und schon darum nicht, weil der weltliche Arm dahinter stand, und ein fremder Herr an den Altar der Kirche trat. Geschichte und Kirche haben ihnen Recht gegeben.

Jene zeigte sehr bald, daß es nur das weltliche Schwert war, welchem Melanchthon die Kirche unterwarf. Kurfürst Moritz zerbrach endlich dies Schwert. Er drückt den Sinn der Fürsten aus. Sie wollen den Pfaffen und den Spaniern nicht unter den Füßen liegen.

Die Kirche aber hatte es mit einer weiteren Frage zu thun. Es war der auf die Formen kirchlicher Existenz angewandte Antinomismus, der hier zu bekämpfen war. Der zehnte Artikel der Konkordienformel gab den Magdeburgern dann Recht. Und er holte zugleich das Nötige nach.

Aber die Aufregung, welche das Interim in den evangelischen Ländern hervorrief, mußte notwendig weitere Folgen haben. Die römische Theologie hatte von einer irgendwie eingegossenen Gerechtigkeit geredet. Ähnliches fand man aber auch im eigenen Lager. Und ehe der Passauer Vertrag den adiaphoristischen Bewegungen von selbst ein Ende gemacht, waren darum neue eingetreten.

Der Kanzel der Nürnberger St. Lorenzkirche gegenüber war Herzog Albrecht von Preußen zum evangelischen Glauben gekommen. Seitdem stand der begabte Prediger ihm nahe. Es war Andreas Osiander. Das Interim vertrieb ihn, so sahen wir. Er hatte in Breslau gerastet. Sein Gönner rief ihn nach Königsberg. Und hier disputierte er am 24. Oktober 1550 über die Rechtfertigung. Unter seinen Opponenten bemerken wir einen jungen Mann, des Herzogs Bibliothekar und Kalendermacher. Es ist Chemnitz. Der Herzog ließ Osianders Sätze drucken.

Hier war die Rechtfertigung nicht Folge der zugerechneten Gerechtigkeit Christi. Sie war nicht Folge eines juridischen Akts der Lossprechung. Sie war Folge physischer Einsenkung der Gerechtigkeit Christi. Diese ist dann im Menschen dessen „wesentliche Gerechtigkeit".

Wie kam Osiander hierzu? Wie konnte er, statt die Rechtfertigung in der Zusprechung zu sehen, dieselbe in einer Zuteilung finden?

So meinte auch Mörlin. Auf Verwendung der Herzogin Elisabeth in Münden war er im September dieses Jahrs, als Domprediger zugleich, in Königsberg angestellt. Wir kommen auf ihn zurück. Denn die Zeitfolge zwingt, auf andere Bewegung einzugehen. Wir meinen nicht die Frage von der Höllenfahrt Christi, welche Äpin in Hamburg aufnahm. Drei Geistliche mußten infolge der Ver-

handlungen 1551 weichen. Wir meinen anderes. Zeigen wir zuerst indes den politischen Hintergrund.

Auf dem Schloß zu Lochau unter Donner und Blitz hatte Kurfürst Moritz den schmachvollen Bund mit Heinrich von Frankreich geschlossen. Metz, Toul, Verdun, waren Frankreich zugesichert. Alles war fertig, das Bundessiegel war bestimmt. „Also soll man's machen, das in der mitte des königs, und aussen herumber aller fürsten wappen stehen, mit diser schrift: Das siegel des unuberwintlichen bunt's vor die freiheit Teutschlants wider Carolum quintum den tyrannen." So die „Friedewaldische Handelung", jetzt im Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Die sächsischen Stände benahmen sich würdig. Sie protestierten sofort gegen dies Bündnis. Aber Toul ward verraten. Und zu Metz: als palt man die feendlein sach wol uber die mauer ein fliegen.

Und gleichzeitig erschien gegen Calvin Westphals Farrago. Dies nebenbei.

Die Spannung, welche dem Interim gegenüber Magdeburg gegen Wittenberg trieb, mußte auch nach anderer Seite hin eine tiefere Wurzel haben. Das Verhältnis des Glaubens zu den guten Werken war bisher noch nicht abschließend geklärt. Das hatte sich gezeigt, als man sich dem Leipziger Interim unterwarf, dessen Grundanschauung doch die Notwendigkeit guter Werke war.

Amsdorf warf dies von Magdeburg aus Major in Wittenberg vor. Dieser, es war im Frühjahr 1552, antwortete. Allerdings seien, sagte er, die guten Werke nötig, freilich „nicht, um Seligkeit zu erlangen, sondern um die Seligkeit zu behalten und nicht wiederum zu verlieren". Auf Melanchthons Loci konnte er sich stützen. Justus Menius in Gotha, welcher auf Majors Seite trat, forderte den neuen Gehorsam aus demselben Grunde, aus welchem Major die guten Werke forderte. Es lag, wie Major erklärte, daran, den Papisten eine Waffe aus der Hand zu winden, dem Antinomismus und der falsch verstandenen evangelischen Freiheit, und auch — Osiander entgegenzutreten.

Dennoch hatte der Ausdruck seine Bedenken. Er schien den alleinigen Wert des Glaubens zu beschränken. Aber größer war nun die Übertreibung Amsdorfs. Denn auf der Synode zu Eisenach erklärte er zu allgemeinem Erstaunen, daß, welches er denn auch drucken ließ, „die propositio: gute Werke sind zur Seligkeit

schädlich, eine rechte, wahre, christliche Propositiön sei, durch die Heiligen, durch Paulum und Lutherum gelehrt und geprediget".

Gutgemeinte Übertreibungen zur Sicherung der Heilsordnung auf beiden Seiten. Und die Wogen gingen hoch. Im Januar 1557 war es, als auch in dieser Sache die niedersächsischen Theologen vom Konvent in Braunschweig aus unter Mörlins Leitung nach Wittenberg zu Melanchthon reisten. Sie baten ihn, sich von der Propositiön, gute Werke seien nötig zur Seligkeit, loszusagen. Melanchthon hatte durch seine Haltung auch im Interim dieses hervorgerufen. Jetzt erschrak er, als Curtius und Schünemann von Lübeck, Paul von Eitzen und Westphal aus Hamburg, Henning und Wippermann aus Lüneburg und Chemnitz aus Braunschweig über Magdeburg plötzlich eintrafen. Von hier hatten Flacius und Wigand ihnen bis Coswig das Geleit gegeben.

Die Verhandlungen hatten keine Folge. Die Wogen gingen höher. Die Fürsten suchten endlich diesen Streit beizulegen. Aber es war nicht möglich ohne Beilegung des Osiandrischen. Die weimarschen Gesandten schrieben am 21. August von Worms aus an den Herzog. Sie fürchteten, die Römischen würden sagen, „Osiander habe ihre Lehre mit seinem Dogma de essentiali justicia confirmiert — gleicher Gestalt habe auch D. Major mit seiner Lehre dem Papstthum an den Stegreif gegriffen und ihm wieder in Sattel geholfen". Ihr Wunsch war, vor weiterem jene Abweichungen Osianders verworfen zu sehen. Er fand nicht Anklang. Die weimarschen Gesandten verließen die Sitzung. Das Kolloqium war ohne Erfolg.

Am 18. März 1558 endlich unterzeichneten die Fürsten, Pfalz und Hessen eingeschlossen, den Frankfurter Abschied. Es wird darin festgehalten: der neue Gehorsam ist nötig. Aber es wird absichtlich nicht hinzugesetzt: zur Seligkeit. Denn „weil dieser Anhang gedeutet wird auf das Meritum oder Verdienst, wird die Lehre von der Gnade verdunkelt". Melanchthon hatte die Unterlage gegeben.

Damit endete der majoristische Streit, wenigstens als solcher.

Auch das kleine Zwischenspiel kam zum Schluß.

Im Mai schrieben die Prediger zu Halle zur Beilegung des Streits in Nordhausen an den dortigen Rat. Er hatte sie aufgefordert. Denn es hatte Luthers Schüler Poach Protest gegen Major erhoben, und Otho erklärte, daß der Wiedergeborene überhaupt vom Gesetz frei sei.

Mit Recht ist bemerkt, daß mancher, der aus der vorreformatorischen Scholastik mitgenommenen Gedanken der Klärung hinderlich war. „Die Entwicklung der evangelischen Theologie war für viele Schüler Luthers zu schnell gegangen.“ So auch in Nordhausen.

Den praktischen Abschluß hat später die Konkordienformel in dem Satz gefunden, daß von guten Werken völlig abzusehen sei, sowohl wenn von Rechtfertigung, als wenn von der Seligkeit — de salute nostra aeterna disputatur.

Indes diese Frage mußte weiter treiben. Es war doch mehr zu erledigen.

Luther hatte die prädestinatianischen Härten seines Anfangs mehr und mehr abgestreift. Er konnte dies, wenn er tiefer in die Natur des Menschen drang. Augustin legte, wenn er von Verderbnis des Menschen redete, den Ton auf dessen Sinnlichkeit. Hier erblickte er die Wurzel der Sünde. Luther erblickte sie im Geistesleben des Menschen selbst. Wie aber haben wir uns dann die Bekehrung zu denken, in welcher dieses Geistesleben eine völlig veränderte Grundrichtung annimmt?

War die Gnade der Lossprechung, also der passiven Rechtfertigung, durch irgend eine Mitthätigkeit des Menschen zugleich erworben, so kamen die guten Werke dennoch wieder. Sie erschienen dann vor der Bekehrung. Die Gnade war dann nicht frei geschenkt. Der Wille des Menschen war dann immerhin vor, in, oder nach der Bekehrung so gut, daß diese seine Güte, diese Beschaffenheit, deren Erscheinungen die Werke sind, in Rechnung kam. Sie hatte Anteil am Zustandekommen der Bekehrung. Die Lossprechung war dann nicht freies Geschenk der göttlichen Gnade.

Gerade durch die neue Ausgabe seiner Loci hatte Melanchthon auch für diese Erörterung Anlaß gegeben. Und dies stimmte mit seinem Verhalten zum Interim. Denn ist im Menschen die facultas se applicandi ad gratiam, die natürliche Fähigkeit, die Gnade zu ergreifen, so ist der Mensch für die Bekehrung und in derselben mitthätig.

Es handelte sich also, wenn man Melanchthon angriff, um eine Frage, welche zu beantworten die Wucht Luthers, der gegen Erasmus schrieb, niedergehalten hatte. Es handelte sich um die Frage vom

natürlichen Verderben des Menschen. Der majoristische Streit war noch nicht erledigt, als der Leipziger Kollege Melanchthons, Pfeffinger, dessen Standpunkt popularisierte. Der Mensch, sagte er, sei in der Bekehrung nicht nur Statue, er müsse dabei auch das Seinige thun. Sofort waren die Magdeburger Amsdorf und Flacius gegen ihn ins Feld getreten. Der synergistische Streit war entbrannt.

Er zog weite Kreise. Wir sahen vorhin, wie die niedersächsischen Theologen nach Wittenberg eilten, Melanchthon zur Rede zu stellen. Es war auch in dieser Sache.

Da fand unerwartet Flacius einen Widersacher im eigenen Lager. Er war nach Jena berufen, um der Hochschule eine Zierde zu sein. Und hier erklärte sich sein Kollege Strigel, welcher über Melanchthons Loci las, nun synergistisch. Man war auf dem besten Wege, sich für das herzogliche Sachsen durch eine zu Weimar ausgearbeitete „solida confutatio“ in Flacius' Sinn zu sichern. Es gelang auch. Da entbrannte auch hier der Kampf.

Flacius hatte den Hof für sich. Hundert weimarsche Hakenschützen erschienen. Strigel und Pastor Hügel wurden sogar eine Zeitlang, sehr gegen Flacius' Wunsch, auf die Leuchtenburg gefangen gesetzt. Da kam das verhängnisvolle Gespräch.

Es war am 2. August 1560. Melanchthon war im April heimgegangen, der gubernator studiorum et disciplinae in academia. Auf dem Schloß zu Weimar war Disputation. Es handelte sich um die Bekehrung. Wie kommt sie zu Stand? Dies war die Frage. Und genauer: Liegt im Menschen die Kraft, zu ihr mitzuwirken oder nicht?

Strigel sagt: Ja. Er sagt: operatio spiritus sancti non excludit voluntatem. Er sagt: die aptitudo naturalis ist im Menschen als Kraft vorhanden, denn der Mensch ist auch in seinem Verfall nicht willenlos wie ein Stein. Allerdings, diese Kraft, dieser Wille, ist gebunden. Er muß durch den Heiligen Geist erst befreit werden. Also der Mensch hat die Kraft, mitzuwirken, wie der Magnet die Kraft der Anziehung hat und sie, wenn er vom verhüllenden Überzug befreit ist, auch äußert. Die Bekehrung geschieht demnach mit seinem Willen, sie geschieht homine intelligente et volente. Die Mitwirkung des menschlichen Willens tritt also ein ante conversionem, vor der Bekehrung.

Flacius sagt: Nein. Er sagt, im geistlich toten Menschen ist

seine Kraft zur Bekehrung, also keine aptitudo naturalis mehr, auch nicht eine gebundene oder gehemmte. Der Mensch verhält sich demnach vor der Bekehrung leidend, mere passive. Die Kraft wird durch den Heiligen Geist erst gegeben. Noch mehr, der Mensch verhält sich mere hostiliter, er widerstrebt. Demnach tritt die Bekehrung ein non solum non cooperante naturali libero arbitrio, sed etiam contra furente ac fremente. Der Mensch wird also durch den Heiligen Geist erst geformt, wie man das Siegel dem Wachs aufdrückt. Die Bekehrung ist also eine impressio violenta. Die Mitwirkung des menschlichen Willens tritt also ein post conversionem, nach der Bekehrung.

Flacius führt dann auf eigene Faust dies noch weiter aus. Bis hierher aber hat er eine Seite der Sache vertreten, die nicht übersehen werden durfte, während Strigel die entgegengesetzte betont. Beide Seiten waren als Unterlage für den in der Konkordienformel später erfolgten Ausgleich notwendig.

Denn wir dürfen die weiteren Bewegungen in Thüringen selbst übergehen.

Musäus, Flacius' Kollege in Jena, wurde mit diesem, sowie mit Wigand und Mathäus Judex des Landes verwiesen. Jena wurde nach dem Rat Wittenbergs besetzt. Durch ein neues Regiment in Weimar, sowie durch die Schriften von Heßhus, Wigand und Amsdorf erhielt dann endlich die strengere Richtung wieder den Sieg. Wir dürfen dieses übergehen. Die Höhe der Verhandlungen lag im Tag von Weimar. Es war, als Flacius seinem Gegner zurief: Quaero, an dicas: voluntatem cooperare ante donum fidei aut post acceptam fidem! Ob der Mensch aus natürlichen Kräften mitwirke zur Bekehrung, oder soweit der Heilige Geist den guten Willen dazu, das bonum velle, in ihm gewirkt — darauf komme es an. Die ganze Quästio war klar, als Flacius rief: Unde illud bonum velle, unde hic assensus?

Für diesen Willen war nach Flacius im alten Menschen kein Raum. Denn dieser ist nach seiner „forma substantialis" in das Gegenteil des göttlichen Bildes umgewandelt. Diese substantielle Veränderung, die Verkehrung der substantia formalis, ist materielle Verderbnis, ist corruptio materiae. So ist die Erbsünde die Substanz des Menschen geworden. Denn die vernünftige Seele, anima rationalis, und ihre nobilissimae substantialesque potentiae sind

jetzt verderbt. Sie sind jetzt vera ac viva imago diaboli.

Flacius ließ sich durch scholastische Begriffsbestimmungen hier offenbar verleiten.[35])

Sein Mensch kann sich vor, in, aber auch nach der Bekehrung überhaupt nur mere passive, ja nur widerstrebend verhalten. Die Bekehrung geht dann aber ohne den Menschen, sie geht nur an ihm vor sich, niemals in ihm. Denn sein Wille wird nicht bekehrt, sondern ein neuer göttlicher Wille wird ihm eingesenkt. Flacius und seine Freunde waren damit offenbar, wie sich dies auch an Heßhus zeigte, zur Prädestination gedrängt.

Was 1560 schon genügend klar auseinander trat, die Konkordienformel hat es dann vermittelnd später zum Abschluß gebracht.

Zuerst wendet sie sich gegen die Gefahr des Manichäismus. Die Erbsünde kann so wenig Substanz, Essenz oder Natur des Menschen werden, wie der Aussatz etwa die Natur des menschlichen Leibes selbst ist. Sie bleibt immer nur eigenschaftliche Erscheinung. Auch nach dem Fall bleibt die menschliche Natur, und sie ist immer noch Gottes Kreatur.

Sodann wendet sich die Konkordienformel gegen das pelagianische Element. Jede Mitwirkung des Menschen zur Bekehrung wird abgelehnt. In dieser Hinsicht steht der Mensch tiefer als Stein und Stamm. Diese können wenigstens nicht widerstreben. Aber im Menschen ist capacitas passiva, leidende Empfänglichkeit. Kann also der Mensch aus natürlichen Kräften nichts zur Bekehrung beitragen, so zwingt ihn Gott doch auch nicht wie das tote Wachs, welches geformt wird. Er zieht (trahit) vielmehr den, welchen er bekehren will, durch die Gnadenmittel. So wird aus dem widerstrebenden Willen der willige. Und sobald der Heilige Geist sein Werk in uns beginnt, beginnt nun der Mensch durch Kraft dieses Geistes auch mitzuwirken.

Dies nun war die Bedeutung und das schließliche Ergebnis des Tages von Weimar, zu dem wir wieder zurückkehren.

Er bezeichnet einen Höhepunkt, zu welchem gewisse Gedankenzüge sich erheben, um dann im Zusammenprall ihre eigentliche Natur klar hervortreten zu lassen.

Gehen wir nun, von diesem Punkt, dem 2. August 1560 aus, zurückschauend, wieder nach Königsberg. Was war aus den Sätzen Andreas Osianders geworden?

Er war zwei Jahre nach Aufstellung jener bedenklichen Thesen gestorben. Kirchlich regierte jetzt sein Schwiegersohn, der Hofprediger Funck, das Land. Aber auch nur dieses. Gegen Osiander standen seine Kollegen Staphylus, und der streitsüchtige, abenteuernde Stancarus, welcher, völlig Nestorianer, bald nach Frankfurt a. O. ging und in Polen starb. Gegen Osiander erklärten sich vereint Melanchthon und Brenz. Gegen ihn waren alle, und alle für Mörlin. Die Fakultäten waren einig. Die langwierigen Wirrnisse in Preußen waren nur durch die Verblendung Herzog Albrechts möglich.

Vierhundert Männer und Frauen des Adels und des Bürgerstandes standen zu Königsberg vor dem Schloß. Es galt den Herzog zu erweichen. Er hatte seinem Oberburggrafen Christoph von Kreuzen befohlen, Mörlin aus dem Land zu schaffen. Allerdings in der Form maßlos, hatte dieser gegen das Mandat des Herzogs gepredigt, welches forderte, daß man den Gegner auf der Kanzel nicht verdamme. — Der Herzog hatte die Ausweisung befohlen. Er ritt über die Schloßbrücke. Die Volksmenge beschwor ihn fußfällig. Es war vergebens. Da zog man in Prozession auf den Schloßhof. Man zog um den Brunnen und sang: Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich des erbarmen!

Der Streit regte, ebenso wie jener in Thüringen um das Wesen der Erbsünde, das Volk tief auf. Osiander ging mit der Zündbüchse unterm Kleid über die Straße. In die Sitzungen des akademischen Senats kam man mit Gewehr und Waffen an der Seite.

Versuchen wir, uns die innere Stellung Osianders klarer zu machen.

Ein pantheistischer Zug war das unbewußt Bestimmende. Er nötigte, die Menschwerdung so zu verstehen, daß sie, auch ohne Eintritt der Sünde in die Erdwelt, dennoch notwendig gewesen sei. Es ist eben der alte Gedanke, daß die Vollendung des Menschen, also der endlichen Welt, deren Spitze er ist, nur erreichbar sei durch Einwohnung des Göttlichen in das Menschliche. Es mündet bei Osiander jene Anschauung, die von Irenäus aus zu Scotus Erigena, Rupert von Deutz, und weiter über Pico von Mirandula und Wessel sich hinzieht. Jene Vollendung des Menschen nun besteht darin, daß er in das göttliche Leben erhöht, daß er göttlicher

Natur teilhaftig wird. Dieses Einwohnen der göttlichen Natur in den Menschen macht diesen vor Gott wesentlich gerecht. Wenn Christus durch den Glauben in ihm wohnt, so bringt er nach Osiander seine Gerechtigkeit mit sich, seine göttliche Natur. Sie fließt durch Christi menschliche Natur in uns in eigentlichster Weise ein. Sie kommt aus dem Haupt in die Glieder. Diese „wesentliche Gerechtigkeit" ist das göttliche Ebenbild zugleich.

Ist den Vätern das Verdienst Christi zugerechnet? So fragt dagegen Flacius. Allerdings. Aber durch die menschliche Natur des Herrn ist ihnen dann doch „die wesentliche Gerechtigkeit" nicht eingegossen. Denn diese menschliche Natur war ja noch gar nicht vorhanden. Also sind nach Osiander die Väter des Alten Bundes nicht gerecht vor Gott.

Das war richtig. Aber es schlug nicht durch. Osianders Hinterlassenschaft lag in seinen Worten: Gott erklärt (pronuntiat) uns nicht für gerecht nur propter fidem. Nein, er macht (efficit) uns durch den Glauben vielmehr zu wirklich Gerechten.

Und hiermit drückt sich die Besorgnis vor einer äußerlich-juristisch gefaßten „Rechtfertigung" aus, die den losgesprochenen Menschen doch wesentlich in seinem alten Zustand belasse. Eben dies war es, was die römischen Theologen vorwarfen. Und diesem Vorwurf schien durch Osiander die Spitze abgebrochen.

Und dennoch hatte er, abgesehen davon, daß er, wie Alpin, Menius und Flacius ihm zeigten, die Naturen trennte, die evangelische Rechtfertigung in ihrem Wert nie erkannt. Denn dieser liegt eben in der Unterscheidung von Rechtfertigung und Erneuerung. In jener nur liegt unser Trost, in dieser folgen die Früchte des Danks.

Und so unterschied denn später mit Beziehung auch auf diese Fragen die Konkordienformel klar und weise. Sie tadelt Osiander, der nur die göttliche, sie tadelt Stancarus, der nur die menschliche Natur Christi wirksam sein läßt. Sie hält Erlösung und Rechtfertigung als gleichzeitiges Werk beider Naturen fest. Und sie teilt, wo geteilt werden muß. Der Glaube ergreift die Gnade, qua persona justificatur. Ist aber der Mensch für gerecht erklärt oder gerechtfertigt, dann wird er auch durch den Heiland erneuert und geheiligt.

Zweites Kapitel.

Kampf ums Nachtmahl.

Wir besprachen Lehrfragen, welche notwendig innerhalb unserer Kirche zum Austrag zu bringen waren. Es waren diejenigen über die Bedeutung des Adiaphoron, über die guten Werke, über die Mitwirkung des Menschen zur Bekehrung, und endlich über das Verhältnis der Rechtfertigung zur Erneuerung.

Wenden wir uns nun zum Kampf ums Nachtmahl. Wir führten die Erörterungen über die verschiedenen Lehrpunkte bis zum wichtigen Jahr 1560. Nehmen wir hier wieder, wenn auch nicht ohne Rückschau, Stellung.

Im August tagte man auf dem Schloß zu Weimar. Im Mai hatte man Lehrbesprechung in Bremen gehalten, wie im Juni des Jahrs vorher schon in Heidelberg. Diese Namen schon zeigen, was bevorstand.

Seit 1540 hatte sich ganz unvermerkt die veränderte Augsburger Konfession an die Stelle der unveränderten geschoben. Ohne Zweifel hatte Melanchthon seine Veränderung an der Augustana gemacht, „um Calvin entgegenzukommen, mit dem er sich im Jahr vorher zu Frankfurt über die Abendmahlslehre unterhalten hatte, und zwar auf eine Weise, welche Calvin zu sagen berechtigte, sie stimmten beide miteinander überein". Melanchthon hatte darum statt des „sub specie panis et vini" eigenmächtig: „cum pane et vino", er hatte statt des „distribuantur" sein „exhibeantur" gesetzt. Dies war seine Variata, eine Unionsformel, auf welche die Schweizer gern eingingen, schon um Augsburgische Konfessionsverwandte zu werden.

Vorurteilsfrei und zutreffend zeigt ein Planck selbst dieses Verfahren Melanchthons. Seine Kunst war, daß nun „die Anhänger der calvinischen Theorie ebenso gut und ebenso ungehindert die Gegenwart *mit* und *bei* dem Brode, als die Lutherischen die Gegenwart *unter* dem Brod damit bezeichnen konnten". [36])

Melanchthon hatte eine unbeschreibliche Verwirrung angerichtet.

Der Konsensus von Zürich war dann erschienen. Calvin und Bullinger waren einig. Nun sollte dafür in Europa und vor allem im nördlichen Deutschland geworben werden. Johann von Lasco ging von Polen über Hamburg nach England. Er arbeitete hier. Zu Oxford wirkte in diesem Sinn Peter Martyr Vermigli. Der Angriff auf das evangelische Deutschland war vorbereitet. Melanchthon schwieg, Calvin triumphierte. — Denn seine bequemere Theorie hatte Aussicht auf einen glänzenden Erfolg. Das Sakrament nur Anhang des Worts, nur Siegel und Pfand, — diese Anschauung hatte auch jenen Konsensus geformt. Si quid boni, so hieß es, nobis per sacramenta confertur, id non fit propria eorum virtute — Deus enim solus est qui spiritu suo agit (Cons. Tig. XII). Das Sakrament war entleert.

Da kam 1552 des Hamburger Pastor zu St. Katharinen Westphal Farrago. Es war das Jahr, in welchem Major gegen Amsdorf auftrat, und Andreas Osiander starb.

„Wat mit Godt is — hatte Westphal den Hamburger Ratsherren gesagt — dat weigere ick mi nicht anthonehmen, und wat ock nicht mit Godt is, sondern jegen dat geringste Wort Godes und meine Conscientie, dat nehme ick nicht an, und wenn dar ock jegen mi stunden alle Engel im Himmel und zehn Kaiser und Könige."

Der handfeste Westphal war der Mann dazu, zuerst auf den Wall zu springen und den ersten Wurf zu thun. Er zeigte den Mangel jeder Übereinstimmung bei den Gegnern. Er zeigte, daß sie nicht weniger als 28 verschiedene Auslegungen der Einsetzungsworte aufzuweisen hätten.

Aber die niedersächsischen Theologen standen zur Sache wie Luther.

„Mein Herr Christus weiß sehr wohl" — hatte er in der Auslegung des Galaterbriefs gesagt — „daß mir viel Jahre her kein Ding so weh gethan hat, als diese Uneinigkeit in der Lehre, welcher Uneinigkeit ich doch je kein Ursächer und Anheber bin, wie sie selbst wohl wissen. — Sie (die Sakramentierer) haben aufs erste die christlichen Gemeinden verwirrt und ihre Einigkeit zertrennt; seit der Zeit sind der Rotten je länger je mehr worden."

Dies war die Stellung der Niedersachsen. Sie waren berufen, zuerst zur Abwehr auf die Schanze zu treten.

Es war im Juli 1553, daß Kurfürst Moritz bei Sievershausen gefallen war. Der wilde Albrecht von Brandenburg mit seinem roten Bart und den mächtigen Faustkolben am Sattel war flüchtig ins Stadtthor zu Braunschweig gesprengt. Um diese Zeit war auch von Königsberg her Mörlin, der Feind Osianders in Braunschweig eingezogen. Es war am Tage St. Jakobi, vierzehn Tage nach der Schlacht. Kaum war er in der Stadt, so legte sich der alte Herzog Heinrich mit seinen Fähnlein und Feldschlangen vor dieselbe. Eine Stückkugel schlug auch in Mörlins Haus. Er war gegen alle Stückkugeln gewappnet. Auch gegen alle Schriften Calvins. Er pflegte zu sagen: „Sie sehen nicht, daß der Grund schon längst gelegt ist, es hat länger, denn vor tausend Jahren geheißen: Das ist mein Leib". Er sprach, wie Melanchthon erzählt, gern das Wort Luthers nach: „Du mußt nicht sagen Mumm, Mumm, sondern mußt sagen, was das ist, das der Priester in der Hand hat".

An ihm nun erhielt Westphal einen sturmfesten Kampfgenossen. Mörlin war nicht vergebens Luthers Kaplan und Tischgenosse gewesen.

Melanchthon war, wie seine Briefe zeigen, über Westphals Auftreten sehr verdrießlich. Er äußert sich sehr erregt. Er schrieb nach Zürich und Bern höchst entrüstet über die indocti homines, welche den Krieg beginnen. Ist nicht, ruft er, dieses Werk, die schon verbundenen Glieder zu zerreißen, die Arbeit eines tollen Hundes (rabiosi canis)? So im Dezember 1554.

Gleichzeitig war der junge Chemnitz in Braunschweig an Mörlins Seite getreten. Er hatte, von Melanchthon an Professor Reymann gewiesen, in Wittenberg nebenbei gelernt, welches die günstigen Aspekten des Himmels seien, und wie man Horoskop stelle. So war er dem Herzog Albrecht unentbehrlich. Der Streit aber trieb ihn von Königsberg fort. Da erhielt er den Ruf nach Braunschweig.

Im Anfang des Advents trat er seine Stellung an. Er erhielt jährlich 200 Gulden, vier Scheffel Roggen, zehn Gulden zu Holz. Mörlin betete täglich für das graue Haupt in Königsberg, für den Herzog. Er und Chemnitz neben ihm, damit war Braunschweig-Lüneburg gerüstet, in den Kampf mit einzutreten.

Im folgenden Jahre schon hatte sich die Einwirkung Melanchthons in Bremen gezeigt. Der Domprediger Hardenberg pflegte den 10. Artikel des unveränderten Augsburgischen Bekenntnisses rücksichts-

los anzugreifen. Hatte doch Melanchthon eben jetzt in seiner Antwort auf die bayrischen Inquisitionsartikel in der gegenseitigen wirklichen Mitteilung der Eigenschaften der beiden Naturen Christi nur eine forma sermonis gelten lassen wollen.

Jetzt erschien Calvin. Er gab zu Zürich seine Defensio heraus. Nicht anders teilt Christus uns sein Leben (vitam ex carne) mit, als daß er, nach seinem Leibe im Himmel verbleibend, mit seines Leibes Kraft auf uns niedersteigt (ad nos sua virtute descendit) und diese Kraft so in uns gießt, wie die Sonne ihre Wärme durch ihre Strahlen verbreitet. So gegenüber alle den „idocti homines", welche durch ganz Sachsen hindurch den Sakramentskrieg machen.

So war das Jahr 1556 gekommen. Alles sah aus wie calvinischer Sieg. Melanchthon schwieg.

Da kam die reformierte Exulanten-Gemeinde unter Lasco. In Kolding, Wismar, Lübeck versagte man ihr die Ansiedelung. Lasco kam nach Hamburg. Aber er wollte mit Westphal nicht nur disputieren, wozu dieser bereit war, sondern öffentlich disputieren. Er wollte missionieren. Man lehnte es ab. Man lehnte die Ansiedelung der Fremdlinge ab. Eine Weheruf über die Unduldsamkeit der Evangelischen erscholl. Und Lasco bewies, daß man ja doch eigentlich desselben Glaubens sei Im Mai disputierte er auf Herzog Christophs Betrieb in Stuttgart mit Brenz. — Des Herzogs Blick ging in die Weite. Suchte er doch durch Vergerio, wie nach Graubündten, so nach Polen hinein für evangelisches Bekenntnis zu wirken. Von hier kamen Edelleute zum Studium nach Tübingen, unter ihnen der junge Fürst Radziwill. Doch dies nur nebenbei. — Zu Basel erschien nun Lascos Purgatio ministrorum in eccles. peregrin. Er sucht zu zeigen, daß man mit dem Augsburger Bekenntnis völlig übereinstimme. Man müsse nur, statt des „mit Brot" — setzen oder denken: „zugleich mit" Brot und Wein. Man könne auch annehmen, daß von Melanchthon der Wortlaut im Sinn der Reformierten so aufgestellt worden sei. Also habe der Artikel den Sinn: „vermittelst des Brotes". Lasco will sagen, daß neben und gleichzeitig mit diesem Brot: das Sakrament „vermittelst des Glaubens" empfangen werde.

Er hatte das veränderte Bekenntnis vor Augen. So harmlos war man noch auf Seite der Evangelischen, daß man den Unterschied beider Bekenntnisse gar nicht beachtete. Lasco war durch

Melanchthons That ins Recht gesetzt. Die Reformierten saßen in seiner, der veränderten Augsburgischen Konfession.

So konnte Lasco desto zuversichtlicher von Frankfurt her dem Calvinismus bei seinem Vordringen in der Pfalz, in Bremen und in Hessen helfen.

Denn von Westen her dringend, ward er durch die Höfe von Nassau-Oranien, Heidelberg, Kassel langsam eingeführt. Er drang zugleich mit der höfischen Sitte auf Grund französischer Bildung und Glätte vor. Und es ist natürlich, daß an sich die westliche Bildung mehr anzog, als die trotzige und ungelenke Kraft der sächsischen Art.

Die Gefahr wurde für diese immer deutlicher. Calvin gab seine zweite Defensio gegen Westphal. Er schrieb und widmete sein Buch „den Dienern Christi in den Kirchen von Sachsen und Niederdeutschland". Er rechnete bereits Deutschland zu seiner Domäne.

Und noch ersichtlicher war es, daß es jetzt galt, das Sakrament vor Geisterei und Subjektivismus zu schützen. Hatte doch Calvin auch jetzt gegen Westphal wieder bekannt: Christum spiritu suo ad nos descendere, ut vere substantia carnis et sanguinis animas nostras vivificet. Also eine Speisung der Seele durch den Heiligen Geist.

Es lag der Politik des französischen Hofes daran, den ihm gefährlichen Huguenotten die Hilfe deutscher Protestanten zu entziehen. Indem man mit den meist calvinisierenden Höfen liebäugelte, erreichte man außerdem neue Bündnisse gegen den Kaiser. Man schwächte das Reich. Man half mittelbar den Reformierten.

Da erklärten sich die geistlichen Ministerien der Städte Magdeburg, Eisleben, Hildesheim, Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Hannover, Wismar, Schwerin, Nordhausen für Westphal. Es war, als sei die alte wetterfeste Hansa aufgewacht. Auch Bremen ermannte sich noch. Brenz ließ zu Frankfurt seine drei Predigten über das Abendmahl erscheinen. Schnepf in Jena, Erasmus Alberus in Mecklenburg schlossen sich jener Erklärung an. Halb und halb auch Jakob Andreä. Es war ein Landsturm, welcher auf die Fläche trat.

Melanchthon erschrak. Calvin rief: „Es ist, als ob sie eine Verschwörung gegen uns geschlossen hätten".

So war das Jahr 1557 gekommen. Am 10. Januar schrieben die Wittenberger, Melanchthon und Pomeranus an der Spitze, ihr

Gutachten an den Senat von Bremen. Sie berufen sich auf die Konfession, so Kaiserliche Majestät anno 1530 zu Augsburg überantwortet. Und dennoch meinen sie die von 1540. Denn sie weisen hin auf die von den „Gelehrten in Sächsischen Landen“ gebrauchte Form: „cum pane sumitur corpus“.

Damit war Domprediger Hardenberg gedient. Das Weitere folgte. Er bediente sich mehr, als „eines sehr unfeinen Kunstgriffes“, wie selbst Planck gesteht, um reformierte Kirche in Bremen einzuführen.

In diesem Monat, einige Tage später, hatte, wie wir sahen, Melanchthon den nicht sehr angenehmen Besuch aus Coswig in Sachen des majoristischen Streits. Er ging vom Konvent der niedersächsischen Theologen aus, der in Lüneburg versammelt war.

Wie sehr Westphal übrigens mit seinem Vorwurf der reformierten Uneinigkeit im Recht war, zeigte schon jener Brief, den jetzt Haller am 26. Juli an Bullinger schrieb. „Du weißt, daß ich unsern Franzosen (in Genf und Lausanne) nicht ohne Ursach mißtraue. Sie sind unbeständig und haben mehr als zuviel vom Geiste Bucers eingesogen, der, anstatt bei dem einfachen Ausdruck der Wahrheit zu bleiben, das verderbliche Spiel mit zweideutigen Ausdrücken in die Kirche gebracht hat“.[37]) Und mehr noch, wie man sieht, bestätigt dieser Brief. Er zeichnet auch Melanchthon.

Schon bei den Vorberatungen für das Kolloquium in Worms, welche am 4. September auf dem dortigen Rathause eröffnet wurden, fand er sich wieder in unglücklicher Lage. Vos vultis me premere, velim igitur, me abesse ex tota actione! rief er. Seine Freunde auf der anderen Seite rechneten auf ihn. „Die Schweizer haben ihre Botschaft zu Worms, dergleichen sind auch viel Engelländer allda, die täglich in Philippi Herberge sind, und Philippus gar freundlich mit ihnen umgehet. Vor denen hat er müssen die Pfeife einziehen.“ So erzählte Aurifaber.

Melanchthons Schwager war Sekretär am Hofe zu Heidelberg. Auch dies förderte seine Verbindung mit diesem Hofe.

Manchen Dienst in der That leistete er ihm. Er konnte ja nicht anders. Auch diesem Kolloquium gegenüber war er gebunden. Am 20. Oktober noch schrieb Petrus Martyr nach Worms an ihn von Zürich aus. Es sei ihnen dort — sagt er — ein großer Trost,

daß durch ihn, als ihrem „gütigen Patron", Gott geben werde, daß ihre Sache nicht verdammt würde.

Die Weimarschen Gesandten hatten sich dem Konvent, wie wir früher sahen, entzogen. In Wittenberg ward Luthers Freund, Kaspar von Köckritz, auf Befehl des Kurfürsten gefangen gesetzt. Er hatte sich laut beschwert, daß die Wittenberger Theologen die neue Ausgabe von Luthers Werken fälschten.

Das Jahr 1558 hatte dann den Frankfurter Fürstenkonvent gebracht. Am 18. März kam der Rezeß. Er war von Melanchthon. Es ward erklärt, „daß gewißlich uns der Sohn Gottes sich und seine Verheißung applicirt und mit dem Brod und Wein wahrhaftiglich gegeben werde". Also wieder das „mit". Aber arglos unterzeichnete man. Mit dem Augsburger Bekenntnis, wie es Melanchthon gemacht, stimmte es ja. Gefahr der Abweichung von der wirklichen Augustana ahnte man nicht. So konnte auch der Pfalzgraf unterzeichnen.

Im folgenden Jahre erst predigte Heßhus über den Unterschied der beiden Ausgaben. Es kam das Jahr 1559.

In Heidelberg war Pfalzgraf Friedrich III. zur Regierung gelangt. Der Kampf der Huguenotten hatte ihn immer angesprochen. „Die Deutschen, sagte er, sind bisher in Rosen gesessen, die andern aber mitten im Blut. Ist ihnen mehr Ernst, als den Deutschen." Und die Huguenottenlitteratur ward in Heidelberg in Übersetzungen verbreitet.

Weder die Lauterkeit der Gesinnung überhaupt, noch den Ernst und die Einsicht, womit der Pfalzgraf die Dinge behandelte, dürfen wir bezweifeln. Für beides legt schon jener Brief ein Zeugnis ab, dessen Autograph im Archiv zu Weimar liegt. Er ist nicht von Ursin, er ist vom Pfalzgrafen selbst verfaßt, und seinem Schwiegersohn gesendet. Der Pfalzgraf studierte aufmerksam den Entwickelungsgang Luthers. Er hielt dessen Werk noch nicht für abgeschlossen. Er selbst glaubte, wie er an die Äbtissin Margarete Dolau schrieb, daß er im Sakrament die himmlische Gabe freilich nicht für den Mund habe, aber „daß es sei eine Speise und ein Trank unserer hungrigen und durstigen Seele".

An der Spitze der Landeskirche stand Heßhus zu Heidelberg.

Es ist viel verlangt, wenn man meint, er habe schweigen können. Zugleich erster Professor der Theologie, sah er, daß zum erstenmal an dieser evangelischen Hochschule ein zwinglisch Gesinnter den Doktor-

grad erhalten ſolle. Er ſah hinter dem Diakonus Clebitz mit Recht eine vordringende Bewegung. Und es lag durchaus in der Art der Zeit, daß er eine Angelegenheit auf die Kanzel brachte, welche die Stadt beunruhigte.

Im Juni erſchien Johann Friedrich von Weimar am Hoflager ſeines Schwiegervaters zu Heidelberg. Mörlin und Stößel begleiteten ihn. Sie disputierten mit den Pfälziſchen Theologen.

Im Spätherbſt ſchrieb Melanchthon an den Kurfürſten. Und im Dezember übergab ihm Paul Eber ein Bekenntnis der Wittenberger vom Nachtmahl. Man hatte darin, wie Planck ſagt, „Melanchthon nachzuahmen verſucht, zugleich offen und zurückhaltend zu ſein. Es ſtellte auch in der That den Kurfürſt ganz zufrieden“. Melanchthons Brief aber entſchied. Quae est igitur tanta auctoritas Heshusii, ut ipsi potius assentiamus, quam tot probatis veteribus scriptoribus? So lautete er. Und ſein Rat war einfach: „Remotis contentiosis prodest reliquos de una forma verborum convenire“. Die Contentiosi wurden am 16. September entfernt. Das Convenire gelang dann.

Es war ſchon mit dem „cum“ gelungen, welches Melanchthon in ſeine Konfeſſion gebracht hatte. Und wer konnte es dem Pfalzgrafen verdenken, wenn er ſich auf dieſe berief! Ihr gegenüber hatten Heßhus' Forderungen als Neuerungen erſcheinen müſſen. Denn unerſchütterlich hatte er das „in, mit und unter“ verlangt.

Melanchthon hatte ſeine Vorleſungen über den Koloſſerbrief im Auszug drucken laſſen. Ausdrücke über die Himmelfahrt Chriſti ſchienen deſſen Gegenwart im Abendmahl aufzuheben. Das gab in Württemberg Anſtoß, wie auch die Vorgänge in der Pfalz. Und unterm 19. Dezember ward auf der Landesſynode zu Stuttgart ein unzweideutiges Bekenntnis aufgeſtellt. Es iſt das „Bekenntnis und Bericht der Theologen und Kirchendiener im Fürſtenthum Württenberg“. Es heißt darin von Austeilung des Leibes und Blutes Chriſti, daß ſie geſchehe „mit der Hand des Kirchendieners“, daß alſo auch „mit dem Munde empfangen werde, daß die Subſtanz oder das Weſen des Leibes und Blutes Chriſti auf dieſelbe Weiſe im Abendmahl gegenwärtig ſei, wie die Subſtanz des Brodes und Weines darinnen zugegen“. Und dies wurde nun Bekenntnis des Landes. Begründet iſt dieſe Gegenwart mit dem Bezeugen, daß der zur Rechten Gottes Thronende „nicht allein mit ſeiner Gottheit

alles erfüllet, sondern auch den Menschen Christus erfüllet, alles auf eine himmlische Weise, welche der Vernunft unerforschlich ist". „Durch diese Majestät des Menschen Christi", durch welche er „nun allen Dingen gegenwärtig ist", bestätigt sich das Abendmahl.

Und nun stehen wir endlich auch für Darstellung dieses Kampfes wieder im Jahr 1560. Wir erinnern uns. Es war so bedeutend durch die Disputation zu Weimar. Früh am 2. August ward die erste Sitzung in Gegenwart der Fürsten eröffnet. Flacius begann ebenso wie Victoren Strigel mit Anrede an Johann Friedrich. Die Verhandlung folgte dann. Zuweilen, aber kurz, unterbrach der Kanzler. Gleich in der ersten Sitzung spitzte sich die Frage zu. Vis corruptionem esse accidens — erwidert Flacius — quoddam malum in quodam subjecto bono, quae est acuta disputatio. So aber rede Luther nicht, der die ganze Substanz verderbt nenne. Dann tadelt er, daß er von Strigel nicht die Schrift, sondern philosophische Gründe höre. Am Schluß der Woche und der Verhandlungen reden beide die Fürsten an und bezeugen, daß sie nur die Wahrheit gesucht. Vom Erfolg redeten wir.

Und gleichzeitig wurde nun, um auf die vorliegenden Verhandlungen zurückzukommen, mit dem Abgang von Heßhus die Pfalz völlig den reformierten Lehrern übergeben. Sie strömen in die Universität und in die Pfarrämter. Der Pfalzgraf war, wenn er etwa noch gezaudert hatte, von jetzt an gebunden.

In Bremen hatten die Stadtprediger unter Timanns Führung den Domprediger Hardenberg auf Calvinismus verklagt. Der Bürgermeister von Büren war sein starker Rückhalt. Aber er genügte nicht. Melanchthon, der früher sein Gutachten gegeben, mußte helfen. Und so eröffnet dieser am 1. Januar das Jahr 1560 mit einem Brief an Hardenberg, worin er ihn stärkt und für eine Disputation mit Heßhus rüstet. Denn dieser steht im Begriff, vom Rat geladen, nach Bremen zu kommen. Am 6. dieses Monats folgt schon wieder ein Brief Melanchthons. Am 12. schreibt er, er sehe schon zwanzig Jahre lang der Verbannung entgegen, da er die Artolatrie nicht billige. Am 9., 28. und 29. Februar folgen weitere Briefe. Er wolle, sagt er, nach Bremen kommen, Hardenberg in der Disputation beizustehen. Übrigens möge er auch Peter Martyr zu seinem Beistand einladen.

Der Mai kam. Melanchthon war heimgegangen. Eber war

in die Fakultät getreten. Heßhus erscheint mit Mörlin und Paul von Eitzen zu Bremen. Am 13. soll die Disputation eröffnet werden. Heßhus will sogar von der Ubiquität ganz absehen. Aber Hardenberg erscheint nicht. Er erscheint auch trotz dreimaliger Ladung nicht.

Christoph von Württemberg traf im Gefolge des französischen Königs, der nach Aquamort ritt, mit Papst Paul zusammen. Da geschah es, „daß ermeldter König samt anderen großen Herrn sich also hingelegt, daß sie dem Pabst die Füße geküsset". Herzog Christoph blieb stehen. So erzählt sein Hofprediger Bidembach. Und so blieb er auch jetzt gegenüber dem Strom des Calvinismus stehen. Sein Arm reichte nicht unmittelbar nach Ulm hinein. Hier aber waren schon im vorigen Jahre Zwinglis Schriften verboten worden.[88]) Jetzt aber hörte er nicht auf, im Sinn seiner Theologen nach Kursachsen hin zu wirken. Denn Wittenberg war gewichen.

Im Dezember dieses Jahres endlich forderte der Kurfürst seine Wittenberger Fakultät auf, ihm ihr Bekenntnis einzureichen. Er war von vielen Seiten gewarnt.

In der That, nicht nur die Wittenberger Professoren, Paul Eber an der Spitze, spielten die bekannte „bedenkliche Rolle". Kanzler Kiesewetter, die Geheimräte Crakow, von Carlowitz, Ulrich, Mordeisen, sie alle standen ihnen zur Seite. Das Anathema über Schlüsselburg zeigt, wie weit man gehen zu können glaubte. Das Bekenntnis der Wittenberger war, wie zu erwarten, zweideutig, und völlig unredlich. Sie „hielten sich auf das Genaueste an das Muster, welches ihnen Melanchthon für Fälle dieser Art hinterlassen hatte". So Planck, den wir so gern reden lassen, da er Feind aller evangelischen Orthodoxie ist. Sie hielten sich also, wie seit zehn Jahren, auf das genaueste an Redensart und Doppelsinn.

Großes hatten sie in diesem Jahre erreicht. Diese Theologen hatten für ihre Stellung eine Brustwehr geschaffen. Sie hatten das Corpus doctrinae Misnicum oder Philippicum, mit Abdruck der Variata statt der unveränderten Konfession, veröffentlicht. Es war die Verkündigung melanchthonisch-calvinischer Herrschaft über Sachsen.

Nicht nur für die Pfalz, auch für Bremen war dieses Jahr das entscheidende. Und mit der wehmütigen Absonderung dieser Territorien war die evangelische Kirche in Deutschland auf sich selbst hinge-

wiesen. Sie trat als Einheit zugleich klarer dem Calvinismus gegenüber. Sie war für die späteren Abfälle vorbereitet. Und sie war hinsichtlich des versteckten Feindes im eigenen Lager, hinsichtlich der heimlichen Calvinisten in Wittenberg sehend geworden. Es blieb viel zu betrauern und viel zu thun. Aber man kämpfte am Tage.

Das folgende Jahr 1561 schon zeigte es. Gleich der Januar brachte einen Vorgang, der nun erst möglich war. Es war der Tag zu Naumburg. Er war Herzog Christophs Werk. Kurfürst August zu Sachsen saß noch neben Friedrich III. von der Pfalz. Aber unterzeichnet wurde das Bekenntnis von 1530. Dasjenige von 1540, also Melanchthons Arbeit, wurde abgelehnt. Endlich kam also Klarheit.

Im Februar traten die Theologen des Braunschweiger Konvents, Mörlin und Chemnitz voran, noch einmal für die Bremer Prediger gegen Hardenberg auf.

Von Genf und Zürich, von Schwaben und Niedersachsen her regnete es Streitschriften. Calvin, Beza, Bullinger, Ursinus, Boquin traten auf den Plan. Heßhus, Chemnitz und Brenz antworteten.

Für Bullinger war die Nachtmahlslehre der Evangelischen nur ein noxium delirium. Beza gab am weitesten nach. Aber er beharrte darauf, daß der Leib Christi nur im Himmel empfangen werden könne.

Er sollte damit Erfahrungen machen, die auch für Frankreich verhängnisvoll waren.

Es war, als er im September dieses Jahrs vor der großen Versammlung zu Poissy stand. Der König, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, hatte unter dem Thronhimmel Platz genommen. Der gesamte Hof umgab ihn. Kardinäle, dreißig Bischöfe, Mitglieder der Sorbonne, Zuhörer in Menge in immer weiteren Kreisen waren zugegen. Der Herold rief Beza auf. Er betete. Dann redete er. Er trug geistvoll den reformierten Lehrbegriff vor. Da kam die verhängnisvolle Klippe. Er redete vom Abendmahl. Und er erklärte, daß der Leib Christi vom Brot so weit entfernt sei, als der Himmel von der Erde! — „Blasphemavit", rief Kardinal Tournon. Die von der Sorbonne stimmten ein. Man scharrte mit den Füßen. Die Bewegung war allgemein. Und was auch in den folgenden Sitzungen verhandelt wurde, das Urteil war in der ersten schon gesprochen. Andreä,

Beurlin, Bidembach trafen am 19. Oktober erst ein. Man hatte ausdrücklich sie nicht abwarten wollen.

Blicken wir zurück, so finden wir die Vorstellungen noch vielfach verworren, soweit sie dies Sakrament als Handlung umkreisten. Man schwankte hinsichtlich der Notwendigkeit oder Zulässigkeit der Elevation, hinsichtlich der dem Sakrament zu zollenden Anbetung, hinsichtlich der Gegenwart der himmlischen Gabe in den Elementen außerhalb des Gebrauchs und der Handlung. Indes, diese Fragen trennten nicht. Glücklich war die wahrhaftige Gegenwart, die Realpräsenz, festgehalten. Sie war der Sammelpunkt auch im Kampf, welcher noch bevorstand. Und die Anschauung verdichtete sich immer mehr in der Richtung, welche die Konkordienformel später zum abschließenden Ausdruck brachte. Aus der mündlichen Nießung folgt, daß auch die Unwürdigen dasselbe, allerdings zum Gericht, genießen, was den Würdigen dargereicht wird. Von diesem mündlichen Empfang wird die geistliche Speisung Joh. 6 sorgfältig unterschieden. Diese ist, als geistige im Gegensatz zur mündlichen, nichts anderes, als der Glaube an das Wort Gottes, in welchem Christus uns dargeboten wird.

Blicken wir von hier auf die Verhandlungen mit Bucer, blicken wir auf Luthers Entwurf für die Schmalkaldischen Artikel zurück, in welchen er das „unter" Brot und Wein strich, und nun setzte: „das Brod vnd wein im Abendmal sei der wahrhaftige leib vnd blut," — so übersehn wir nun deutlich den Weg, den die Geschichte der evangelischen Nachtmahlslehre zurücklegte. Aus der Entfaltung des Lehrbegriffs auf dem Grunde der endlich von Luther eingenommenen Stellung, und nur aus ihr, aus der Treue, die das Geheimnis zu opfern zitterte, hieraus ist der Kampf zum Schutz desselben zu erklären. Und damit war, fehlte es auch nicht an Ausbrüchen auf seiten der Verteidiger, die wir nicht billigen dürfen, die Stellung nach schweren Verlusten behauptet, und die Grenzregulierung gegen Westen beendigt.

Wie beurteilte man die Lage vom reformierten Standpunkt aus? „Niemals war — so schrieb der englische Gesandte an Burleigh — Deutschland so aufgelöst und uneinig. Und dieses Mißtrauens, dieser Spaltung Ursach und Nahrung ist jener hartnäckige Wortstreit über das Abendmahl des Herrn."

Wie beurteilte man die Lage von katholischer Seite her?

Am 7. Oktober 1561 schrieb der Jesuit Canisius an Kardinal Hosius: „De sacramentaria re summa nunc istorum est concertatio. Calvinus Lutherum suppressurus videtur — Resistunt quidem Saxonici tantae impietati, sed vincuntur arte, fraude, subtilitate, eloquentia, vafricie Calvinianorum.“

Drittes Kapitel.

Christologisches.

Den Kampf ums Nachtmahl führten wir als solchen nur bis zu diesem Punkt. Denn jetzt ändert sich seine Form. Man ward genötigt, auf die Christologie zurückzugreifen.

Die Gegner griffen ja, um die Unmöglichkeit der Gegenwart des Herrn in der Handlung darzuthun, die Einheit seiner Naturen an. Und es galt, sie neu zu erhärten. Luther hatte Occam und die Scholastiker aufgerufen. Jetzt mußte man weiter zurück. Man mußte zu den alten Vätern zurück. Man mußte in christologische Erörterungen einlenken. Die eucharistische Frage wurde zur christologischen.

Und hier wiederholt sich auf engerem Gebiet, was zu Anfang der mittelalterlichen Scholastik geschah.

Von Anselm aus ging in zwei Linien auseinander, was in ihm noch wie im Keim geeint war. Ein Nominalismus und ein Realismus der Anschauung zweigten sich ab und bestimmten die betreffenden Dogmenkreise. Und so legte auch hier zur Linken und Rechten sich auseinander, was im Luther von Worms und Marburg noch ineinander lag. Wir werden eine vorwiegend sächsische und eine vorwiegend schwäbische christologische Anschauung finden. Durch sie hindurch hat der Gedanke zu gehen, um endlich in der Gemeinsamkeit eines Bekenntnisses zum Ausgleich oder wenigstens zum Stillstand zu kommen.

Suchen wir diesen Gang, immer jedoch die Ereignisse in ihrer Zeitenfolge beachtend.

Wir haben früher schon gezeigt, wie Luther von einer organischen Einheit der beiden Naturen des Gottmenschen für die Nachtmahlslehre ausging. Diese Einheit wurde von ihm so energisch aufgefaßt, daß eine wirklich gegenseitige Mitteilung der Eigenschaften, also eine wirklich durchgeführte Idiomenkommunikation die Folge war.

Hiermit war über die Christologie der alten Kirche, sowie der mittelalterlichen kühn hinausgegangen.

Eine organische Einheit freilich der beiden Naturen, organisch wie diejenige von Leib und Seele, hatten die griechischen Väter auch erreicht. So Cyrill. Mit seiner *κοινοποία, οἰκείωσις, ἰδιοποίησις* hatte er eine Stellung eingenommen, in welcher die Elemente der Beweisführung aus physischen wie diejenigen aus ethischen Anschauungen, in welcher also die Arbeiten der alexandrinischen wie der antiochenischen Schule auf höherer Stufe zusammengeschlossen erscheinen konnten.

Aber Cyrill war doch am entscheidenden Punkt zurückgewichen. Die göttliche Natur blieb die unveränderliche. In die Erniedrigung war sie nicht eingegangen. Sie blieb die leidenslose, wie das Feuer nicht leidet, wenn das Eisen, welches von ihm durchdrungen ist, geschlagen wird. Und das Chalcedonense wehrte ab. Aber es lehrte nicht. Es stellte sich über nestorianische und eutychianische Denkweise. Die Naturen sollen als unvermischt, unverwandelt und ebenso als ungetrennt erkannt werden. So laufen sie, jede in ihrer Eigenart geschützt, in die Personeneinheit zusammen. So treffen sich zwei Linien in ihrem Schneidungspunkt. Damit aber waren zwei Naturen nur dyophysitisch zusammengefaßt.

Das Ungenüge der Entscheidung zeigten dann die folgenden Bewegungen, wenn sie, gegenüber den bloßen Naturen, über die Willen handelten. Sie führten wenigstens das ethische Element wieder ein.

In ein innigeres Verhältnis hatte Johann von Damaskus die beiden Naturen durch seine Perichorese gebracht. Durch sie stehen sie in gegenseitiger Mitteilung und Antidose. Und dies betrifft gleichzeitig die Naturen und die Willen. Aber auch hier bleibt die göttliche Natur, wenn auch das Fleisch vergottet wird, doch in ihrem leidenlosen Ansichsein. So wird die Sonne, welche einen Baum

beſcheint, nicht leidend berührt, wenn man mit der Axt in den Baum ſchlägt.

Und dies blieb weſentlich die Chriſtologie des Mittelalters, mit einer Ausnahme, auf die wir zurückkommen werden. Wir meinen die Reichensberger. Wir meinen ihren Realismus im Gegenſatz zu den Dialektikern.

Abgeſehen von dieſer Strömung in der Scholaſtik war Luther über die Theologie des Mittelalters hinausgeſchritten. Ihm war es mit der Antidoſe Ernſt.

Dies iſt das Entſcheidende. Und dies iſt nur durch wirkliche Mitteilung der Eigenſchaften, wie dann auch der Allgegenwart, möglich. Denn „wo du mir Gott hinſetzeſt, da mußt du mir die Menſchheit mit hinſetzen“. So Luther. Und ſo nur kann man ſagen: „dort gehet Gott auf der Gaſſen, holet Waſſer und Brod, daß er mit ſeiner Mutter eſſe und trinke“. Alſo die Idiomenmitteilung beruht auf der Einheit als Weſensverhältnis. Die Perſoneneinheit iſt Ergebnis dieſer Natureneinheit, welche mit der Empfängnis ſchon völlig gegeben iſt.

Mit ihr hat Luther alſo Ernſt gemacht, weil mit der rückhaltloſen Gegenſeitigkeit der Idiomenmitteilung. Und dies hat er mit dem völligen Bewußtſein der Bedeutung dieſes Schrittes gethan. Er wußte ſich gegenüber demjenigen, was „die höheſten Theologi“ geleiſtet, im Vordringen. In dieſer Richtung ſeine Stellung zu begründen, hatte er der menſchlichen Natur jene Exiſtenzweiſe zugewieſen, für die er die alte Teilung in repletive, definitive, zirkumſkriptive Seinsform verwendete.

Knüpfen wir nun wieder an das vorige Kapitel an. Wir ſchloſſen es mit 1560 und ſeinen Folgen.

Das Jahr 1561 brachte zwei für die chriſtologiſche Lehrentwickelung wichtige Schriften.

Denn wir dürfen die Erörterungen über Prädeſtination hier übergehen, welche gleichzeitig in Straßburg zwiſchen Johann Marbach und Zanchi entſtanden.

Jene zwei Schriften gingen von Chemnitz und Brenz aus.

Die Schrift des erſteren iſt die „Repetitio sanae doctrinae“ von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti. Joachim Mörlin hatte den Verfaſſer zur Herausgabe beſtimmt. Das Buch erſchien in höchſt unſcheinbarer Form. Aber es wurde dennoch höchſt

bedeutend. Denn, und dies haben wir uns für spätere Fragen zu merken, Chemnitz geht hier bezüglich der Frucht des heiligen Mahles auf Justin, Irenäus und Cyrill mit Liebe ein. Und mit ihnen betont er, daß „die eucharistische Speise die Sterblichkeit unserer Leiber in ihre eigene Natur, in Unsterblichkeit und Lebensherrlichkeit verwandelt (mutat in suam naturam)".

Blicken wir nun auf Tübingen. Es ist eigentümlich. Hier gerade hat Biel seine Vorlesungen, in welchen er so angestrengt eine über die materielle Gebundenheit hinausliegende Daseinsweise des Leibes Christi sucht, und eine Theorie verklärter Leiblichkeit erringt, gehalten, wo nun Brenz und Andreä eingehender als irgendwer in Deutschland nach Luther, auf dem Grunde dieser Gedanken fortarbeiteten, indem sie, was tastend und widerspruchsvoll für den eucharistischen Leib versucht war, systematisch für die erhöhte menschliche Natur Christi in neuer Weltanschauung verwendeten. Die Frage nahm Biel sehr ernst, ob nicht das Gegenwärtigwerden des Leibes Christi in der Hostie durch lokale Bewegung dieses Leibes vom Himmel herab zu erklären sei? Aber diese Frage, sehr bezeichnend unmittelbar vor den Eintritt der lutherischen Bewegung hingestellt, enthielt das ganze Ringen antiker und moderner Weltanschauung über das Nebeneinander von Himmel und Erde, und fordert als Antwort die wirkliche Realpräsenz.

In Tübingen also gab Brenz sein: „De personali unione, über die persönliche Einigung der beiden Naturen in Christo" heraus. Ihr folgte dann im folgenden Jahre die Arbeit: „De divina majestate, über die göttliche Majestät unseres Herrn zur Rechten des Vaters und die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi".

Westphal schon hatte mit Luther die Idealgestalt des Menschen im Gegensatz zu seiner jetzigen Daseinsform hervorgehoben. In erhöhter Weise that dies Brenz. Denn die nur dialektische Form, in welcher man die beiden Naturen in Alloiose nur geeint dachte, hielt die Schweizer wie die Heidelberger bei einem Leib des Erhöhten fest, der „droben über allen sichtbaren Himmeln" ein „fleischerner und beinerner" bleibt. Wie sich Brenz über die Majestät Christi ausdrückte, sahen wir bereits früher. Denn er lieh den Württembergern den Mund (S. 109). Wie dort, so läßt er auch hier die volle Majestät des Menschen Christi hervortreten. Zu ihr ist dieser erstens sofort mit der Empfängnis erhöht, weshalb sie die eigentliche Himmelfahrt

des Menschensohnes ist. In ihr ist er zweitens auf Erden in dreifacher Weise. Als Mensch ist er zirkumskriptiv. Er ist zugleich nach Art der Engel definitiv. Als Gottmensch ist er zugleich, da er dort ist, wo Gott ist, auch repletiv, also allgegenwärtig. In dieser Majestät ist er hier und auch in der Herrlichkeit des Vaters ebenso gegenwärtig. Und diese seine Weltgegenwart ist eine absolute, eine ruhende.

Wir sehen, wie sehr Brenz in Luther eingeht. Wir sehen, wie er ihn überbietet. Denn nun gelangt er ja zu der Behauptung, daß das „Setze dich zu meiner Rechten" nicht erst mit der Himmelfahrt, sondern schon im Augenblick der Empfängnis eingetreten sei. Dies in der Schrift De divina majestate.

Wo aber bleibt nun der Unterschied der beiden Stände?

Er liegt nach Brenz darin, daß der Herr im Stande der Erniedrigung seine göttliche Majestät, in deren völligem Besitz er steht, verhüllt, dagegen in die Ähnlichkeit mit den Menschen in die Knechtsgestalt irdischer Bedürfnisse und Zustände eingeht, also sich beschränkt und seine Macht und Majestät nur verborgen ausübt. Der Herr liegt als Erniedrigter arm, in Windeln gehüllt, aber er erfüllt nach seiner Majestät gleichzeitig das Universum. Er gehört zwei Welten. Er schaut und wirkt bei jedem Schritt auf Erden in zwei Welten hinein, in die irdisch räumliche, örtlich begrenzte sowohl, als in die eigentlich reale und raumfreie überirdische.

Diese Aufstellung hatte ihre Probe zu bestehen.

Schriften von Bullinger, Peter Martyr und Beza erschienen gleichfalls in diesem Jahre. Denn wir dürfen nicht die Zeitgeschichte vergessen.

Es war früh im Jahr 1562. Es war schon am 17. Februar. Brenz saß zu Zabern im Zimmer des Kardinals von Lothringen neben ihm am Tisch. Ihnen gegenüber der Herzog von Guise mit seinen Brüdern. Man kolloquierte. Der Kardinal war noch außer sich über Beza und dessen Behauptung der Entfernung des Leibes Christi vom Sakrament. Die Defekte und Mängel im Meßkanon hatte er Herzog Christian zugestanden. Man kolloquierte. Man bat auch vergebens für die Huguenotten.

Monheim in Düsseldorf hatte indes durch Herausgabe eines Katechismus die kölnischen Theologen gereizt. Sie erhoben sich. Da schrieb 1562 Chemnitz „Die Hauptstücke der jesuitischen Theologie".

„Gegen dich, mein Deutschland, ruft er, und gegen dein Glück ist die Sekte der Jesuiten von Anfang an gerichtet. Wie Schwärme von Heuschrecken sind sie über dich hereingebrochen, um das über dir aufgegangene Licht des göttlichen Wortes zu verdunkeln. Sie haben Österreich überschwemmt, Bayern besetzt, sind jüngst mit großem Geräusch in Westphalen eingedrungen, und schauen nun aus ihren Stöcken umher, wohin sie dieselben vorschieben können."

In Breslau hatte 1563 Ursinus, der Diakonus Moibans, seines Calvinismus wegen weichen müssen. Melanchthon hatte ihn an Calvin empfohlen. Jetzt in Heidelberg verfaßte er den bekannten Katechismus. Er lehrt hinsichtlich der Eucharistie, daß wir „durch den heiligen Geist mit seinem gebenedeyten Leibe mehr und mehr vereinigt werden". Eine leibliche Vereinigung auf leiblichem Wege also ist nicht möglich. Denn Christus kann nur mit seiner göttlichen Natur gegenwärtig sein. Die Naturen blieben nestorianisch geschieden. Im Januar führte der Pfalzgraf den Katechismus nun ein.

So nach dem Blick zur Rechten und zur Linken kehren wir zurück.

Man ward in Dresden wieder aufmerksam auf Wittenberg. Hier war der Einfluß Peucers, als des Schwiegersohns von Melanchthon, merklich gestiegen. Cruciger, Moller und Pezel traten in die Fakultät. An diese trat nun der Kurfürst heran. Er forderte ein Gutachten über den Heidelberger Katechismus. Es fiel noch gewundener und geschraubter aus, als der Dresdener Konsens. Die Wittenberger hatten eben einen Schritt weiter gethan, meint Gillet. „Sie konnten ihn nicht ohne eine Unredlichkeit thun," setzt er hinzu.

Noch mehr. Paul Eber schrieb jetzt eine Schrift vom Nachtmahl. So echt klang sie, daß lutherische Lehrer wie Wigand sie freudig begrüßten. Und doch hatte Eber sich eine Hinterthür für seinen Calvinismus darin gelassen.

So lagen die Dinge, als das Jahr 1564 anbrach.

Der April führte die Tübinger Andreä, Schnepf und Bidembach mit Brenz und Osiander von Stuttgart nach dem Kloster Maulbronn. Die Reformierten Olevian, Boquin, Ursinus und Xylander stellten sich gleichfalls ein.

Das bekannte Gespräch schloß mit folgendem Satz Olevians: „Was nit allenthalben ist, das kann nit zugleich von vielen mit dem leiblichen Munde gegessen werden. Im ersten Abendmahl war der Leib Christi, wie ihr bekennt, noch nit allenthalben, dieweil er sich

seiner Majestät im Stande der Erniedrigung noch nicht brauchte. Derhalben, so ward auch der Leib Christi nit von den Jüngern mit dem leiblichen Mund nach Art seiner Majestät gegessen." Bald darauf zeigt Olevian, was er mit diesem Beweise beabsichtigte, während Andreä seine Verteidigung gegen einen anderen Punkt lenkt. Denn — sagt Olevian: „Ihr müßt beweisen, daß der Herr seine Majestät also habe brauchen wollen, daß sein Leib nicht allein bei dem Brod, so er den Jüngern reichte, zugegen, sondern auch, daß er bei allem Brod, das zu derselben Stund durch die ganze Welt gegessen ward, zugegen gewesen". Den Schluß des ganzen Gesprächs macht dann diese Entgegnung Andreäs: „Soviel das Abendmahl belanget, ist angezeigt und genugsam erwiesen, daß der Herr Christus daselbst nicht allein nach seiner Majestät, welche weder Himmel noch Erde begreifen oder abmessen kann, gegenwärtig, sondern auch vermöge dieses Worts: Nehmet und esset, das ist mein Leib — auch in diesem ersten Abendmahl gebraucht, und seinen Jüngern vermöge derselben Majestät an diesem Ort gegeben hat. Und das ist Gottes Wort, welches die ewige Wahrheit geredet, und billig niemand Christgläubiger darin grübeln oder zweifeln soll. Mit welchem Wort, wenngleich sonst keins in der Schrift stünde, billig ein jeder Christ ihm genügen lassen, und seinem Gott, der Himmel und Erden erschaffen hat aus Nichts, welches viel mehr ist, denn einen Leib nach seiner Majestät an vielen Orten austheilen, glauben und für wahrhaftig halten soll. Soviel aber alle andere Brod in der ganzen Welt belanget, ist Christus nach seiner Majestät, die unabmeßlich ist, nit abwesend. Dieweil er aber nicht gesagt hat zu allem Brod, das in der Welt gewesen ist: Nehmet und esset, das ist mein Leib, so kann man auch nicht sagen, daß mit demselben Brod der Leib und das Blut Christi ausgetheilt sei worden, oder daß sie der Ursach ein Sacrament sein sollten. Soviel auf euer Einrede."

Hiermit schloß das Gespräch in der Sitzung vom Nachmittag des 15. April. Es war also der Unterschied zwischen definitiver und repletiver Existenzform, welcher in der Anschauung der schwäbischen Theologen lag, in der der Heidelberger aber keine Statt fand, wie Ursinus durch längere Auseinandersetzung am Tage vorher bewiesen hatte, oder es war die Betonung der wirklichen Mitteilung der Eigenschaften der göttlichen Natur des Herrn an die menschliche, welche die Heidelberger verwarfen.

Länger konnte Jakob Andreä nicht schweigen. Er hatte zugegeben, daß die Allenthalbenheit des Herrn für den Stand seiner Erniedrigung in Frage gestellt werden dürfe. Brenz hatte jene Allenthalbenheit eine unräumliche Seinsweise genannt, durch welche die räumliche Umschriebenheit des Leibes durchaus nicht aufgehoben sei. Dann, so antworteten die Gegner, ist auch jene Allenthalbenheit eine völlig überflüssige Annahme, die man ablehnen müsse, um den Stand der Erniedrigung nicht zu verlieren.

Ursinus war bei seiner Behauptung geblieben: „Der Leib Christi auch in seiner Herrlichkeit und Majestät bis in Ewigkeit, ist und bleibt ein wahrer, naturlicher, erschaffener, menschlicher, fleischerner, beinerner, greiflicher, sichtbarer Leib".

Aber hatten die Gegner nicht darin recht, daß die Tübinger den Stand der Erniedrigung nicht festhalten konnten?

Andreä sah, daß hier tiefer begründet werden müsse. In diesem Jahre noch schrieb er seine Disputation „de majestate hominis Christi", auf welche in „Disputationen" eine Antwort von Ingolstadt her erfolgte. Er entgegnete in einer Apologie.

Die Thesen der Jesuiten machen das Chalcedonense geltend. Sie erörtern, daß Zweiheit der Naturen, die nun einmal bestehen bleibe, auch Zweiheit der Eigenschaften und Thätigkeiten verlange. Sie wenden sich dann gegen die Transfusion der Eigenschaften der göttlichen Natur in die menschliche, wie Andreä sie lehre. Und sie zeigen, daß diese Art der Mitteilung ebenso widersinnig sei, als wolle man sagen, das Haus, in welchem wir wohnen, habe teil an unseren Eigenschaften. Immer ist ihnen die Person nur der mathematische Punkt, in welchem die auseinanderliegenden Linien der beiden Naturen einander schneiden.

Die Erörterung war immerhin eine sehr geschickte. Aber wir finden eben jene alte Auffassung, der die Person nur Einheits- und Schneidungspunkt des übrigens Auseinanderstehenden ist. — Dazu nun wissen wir auch jetzt, daß Gretser in Ingolstadt einen Kunstgriff gebrauchen mußte, damit seine Schule die Auffassung Luthers und der Tübinger als eine unerhörte Neuerung darstellen konnte. Gretser unterdrückte eben die gegen Abälard und die Dialektiker gerichteten Arbeiten der Reichersberger. Denn sie sprechen für Brenz deutlich. Der Rektor der Universität Wittenberg aber, wo im Mai Amsdorf heimgegangen war, beeilte sich, die Thesen der Ingolstädter

neu drucken zu lassen, um eine Waffe gegen die Tübinger zu haben.

Wir sehen, die Jesuiten hatten sich in Ingolstadt festgesetzt. Canisius schrieb von hier an Kessel in Köln: „Wir haben ein Nest gefunden, das ganz geeignet ist, dich und noch andere Vögel aufzunehmen". [39])

In Tübingen ließ Brenz noch in diesem Jahre seine Rekognition erscheinen. „Wie das Fleisch Christi der unendlichen Eigenschaft, lebendig zu machen teilhaft gemacht ist, denn vom Nichts zum Sein oder vom Tod zum Leben ist ein unendlicher Abstand — so ist es auch der unendlichen Macht und Gegenwart teilhaft gemacht. Oder ist nicht Vergebung der Sünde der Ausfluß einer unendlichen Macht?"

Im folgenden Jahre erst, 1565, erschienen Arbeiten, welche Brenz' Standpunkt überschritten.

Andreä war ja auf eine tiefere Begründung von zwei Seiten her getrieben. Und er schrieb seine „Assertio" und seine „Pia brevis et perspicua expositio". Damit waren die Arbeiten für Erprobung des Lehrsatzes von der Realpräsenz des Erhöhten auch im Stand der Erniedrigung begonnen. Es war der eingehendere systematische Ausbau in Angriff genommen.

Das eigentliche Ergebnis finden wir schon in der gleichfalls in diesem Jahre veröffentlichten „Erklärung der Würtembergischen Theologen Bekenntniß von der Majestät des Menschen Christi". Hier war die Apologie des Maulbronner Protokolls. Hier haben wir zugleich Brenz und Andreä zusammen.

Wo liegt der Fortschritt?

Der Unterschied der beiden Stände ist ernster genommen. Es wird gelehrt, daß der Herr im Stand der Erniedrigung die göttlichen Eigenschaften nicht, wie Brenz wollte, besessen, aber nur verhüllt gebraucht habe. Es wird gelehrt, daß er sie besessen, aber gewöhnlich nicht gebraucht habe. Gottes Sohn hat sich also entäußert. Er hat sich „ausgeleert als wäre er nichts weiter, denn ein anderes Kind". Er hat durch den Menschen, den er angenommen, „eine Zeitlang seine Majestät nicht erzeigt, sondern also alle Dinge im Himmel und auf Erden regiert, daß dieser Mensch wahrhaftig nach seiner menschlichen Natur nicht mitgewirkt hat". Und dieses zeigt man am Schlafenden, auch an der Entwickelung des Kindes. Es hat

die rechte vernünftige Seele, „gleichwohl versteht es nichts“. So hat auch der Menſch Jeſus die volle Majeſtät gehabt und doch „nicht Alles gewußt, nicht Alles geſehn, nicht Alles gehört, nicht Alles gethan“.

Und ſo beſteht dann die Erhöhung darin, daß die Schätze, welche verborgen in ihm lagen, nach der Auferſtehung „in ihm aufgegangen“ ſind.

Alſo der Beſitz dieſer Schätze war voll vorhanden. So war auch die illokale repletive Seinsweiſe vorhanden, wenn auch nicht immer gebraucht. Er war alſo im Mutterleibe als Menſch zugleich allenthalben, nur daß er dieſe Art der Gegenwart außer Kraft ſetzt.

Damit ſchließen wir auch das Jahr 1565. Es war dasjenige, in welchem das „Examen“ des Konzils von Trient zu erſcheinen begann. Herzog Chriſtoph beſchickte dieſes. Es richtete in weiten Kreiſen die Aufmerkſamkeit auf Chemnitz. Und zu ihm hin bewegte ſich die Chriſtologie von Andreä, wenn er über Brenz hinausging. Dieſer faßte die Allgegenwart des Menſchen Jeſus als ruhende Seinsweiſe. Andreä beſchränkte, und ſuchte ſie dem Willen unterzuordnen. So werden wir nun von der chriſtologiſchen Arbeit der Niederſachſen zu reden haben. Vertreter war Chemnitz.

Indes wollen wir das Nacheinander der Dinge bis dahin nicht unbeachtet laſſen.

Das folgende Jahr ſchon ſah die heimlichen Calviniſten Sachſens in geſteigertem Machtbewußtſein. Es erſchien 1566 zu ihren gunſten ein kurfürſtliches Mandat gegen den Elenchus.

Auf ſeinem Gute Ummendorf kehrten bei Andreas von Meyendorff, dem frommen Edelmann im Stift Magdeburg, die feſtverbundenen Freunde ein. In dieſem Jahre unterzeichneten ſie billigend ſein Glaubensbekenntnis. Es unterſchrieben es Chemnitz, Mörlin, Wigand in Roſtock, Chyträus, Simon Muſäus, Heßhus, Cyriacus, Spangenberg, Aurifaber in Eisleben, Timoth. Kirchner, Cöleſtin, Sarcerius.

Im folgenden Jahre ſchrieb Chemnitz bezeichnend an Schlüſſelburg: „Et miror et doleo in schola Vitebergensi rem eo rediisse, ut contra manifestam et scripturae et totius antiquitatis sententiam de manducatione indignorum non vereantur, quaedam sibi fingere argumenta, quae vocant adamantina“. Er zürnt,

daß sie gegen Schrift und gesamtes Altertum die Nießung der Unwürdigen leugnen.

Flacius war noch in Frankfurt a. M. Im Kloster der weißen Frauen hatte er von Anbeginn Herberge. Im Anfang November brachte er mit Andreä, Brenz und Bidembach einige Tage in Stuttgart zu. Am 14. November traf er in Straßburg ein, von Marbach, Pappus und Flinner freundlich aufgenommen.

Mit Besorgnis aber nur konnten, wie Chemnitz so auch Flacius, jetzt auf Andreä blicken. Denn er ging einen eignen Weg. Um die Wittenberger zu gewinnen, und zugleich um ein Band der Einheit zu schaffen, verständigte er sich im Auftrag seines Fürsten im Jahre 1568 mit Herzog Julius zu Wolfenbüttel über eine milde Form für die Einigung, während sein Herr in diesem Jahre heimging. „Wenn das erwartet Stündlein kommt, so singet alle miteinander: Mit Fried und Freud ich fahr dahin", sagte er; dann starb Herzog Christoph. Am 18. Dezember war es, am Geburtstag der Herzogin.

Und am 26. Juli 1568 trat, um wieder auf die Umgebung zu blicken, die ständige Kardinalskongregation für Deutschland im Hause des Kardinals Otto zum erstenmal zusammen. Sie hatte zu beraten sul modo della reduttione delli heretici oltramontani. Es war der Anfang der planmäßigen Gegenreformation. Später wurden zehn Kardinäle für das Werk bestimmt, und die Bekehrung des sächsischen Kurfürsten ward erwogen.

Sehen wir nun auf das Werk der Einigung. Am Sonntag Estomihi des folgenden Jahres predigte sogar Heßhus, der jetzt in Jena stand, in der Kirche zu Weimar gegen Andreä.

Der Dezember hatte Herzog Julius, Chemnitz und Andreä zusammengeführt. Aber immer noch erschien der Kanzler dem Superintendenten von Braunschweig zu diplomatisch. Durch seine Verhandlungen mit Wittenberg war er in Braunschweig ebenso verdächtig geworden, als Selnecker aus dem nämlichen Grunde. Chemnitz schrieb deshalb im Mai 1570 für das Braunschweiger Ministerium die „Einfeltige christliche erklerung und bekentniss". Das geistliche Ministerium warnte. Unbestimmtheit, Zweideutigkeit in Verhandlungen (ambiguitas) — so sagte es — schaffen immer nur neue Kämpfe.

Und nun ist es uns gestattet, näher auf Chemnitz einzugehen, welcher bisher Zurückgestelltes für die Christologie verwendete. Denn

in diesem Jahre schrieb er sein: De duabus in Christo naturis. Es kamen andere Schriften hinzu. Aber jene schon war epochemachend.

Chemnitz legt in ihr das später in die Theologie allgemein eingeführte dreifache genus communicationis idiomatum dar. Es kam ihm darauf an, im dritten genus dasjenige genau auszusondern, bezüglich dessen man nicht einig sei. Denn in diesem genus „wird aus der Schrift erklärt, was der menschlichen Natur in Christo von wegen der persönlichen Vereinigung neben und über ihren natürlichen Eigenschaften, wie die Schrift sagt, gegeben, oder wie die patres reden, kommuniziert und mitgeteilt sei, non verbaliter, sed realiter".

Der Fortschritt, den Chemnitz nun macht, ist ersichtlich. Zunächst hält er bestimmt fest, daß die Eigenschaften der Naturen nicht als von diesen ablösbarer zu denken seien. Propria non egrediuntur sua subjecta. Damit geht er auf das Beispiel des Damaszeners vom glühenden Eisen zurück. Auch hier ein Fortschritt. Denn wenn nun auch hier die Wesensunion der beiden Naturen als sofort mit der Empfängnis vollendet festgehalten wird, so ist doch für die Art der Mitteilung der Eigenschaften etwas gewonnen. Es ist nicht mehr von Transfusion der Eigenschaften in physischer Art die Rede. Wir haben vielmehr eine Durchwirkung. Wir haben aber auch statt eines ruhenden Verhältnisses eine Thätigkeit, eine Energie der Einwirkung. Die göttliche Natur ist in der menschlichen, indem sie durch dieselbe wirkt. Oder gehen wir weiter und sagen: Es sind Gaben, es sind thätige Kräfte, mit denen die göttliche Natur die menschliche durchdringt. Die Mitteilung der Idiome ist Energie. Und nicht gleichmäßig sind die göttlichen Eigenschaften in der menschlichen Natur thätig. Die Ewigkeit und Unermeßlichkeit sind es nicht. Die göttliche Aktivität durchwirkt, weitet und hebt die menschliche Natur zur Mitwirkung empor. Auch diese ist erhöhte Willensthätigkeit. Und so gelangt Chemnitz durch die Stellung, die er dem Willen einräumt, zu dem Satze: Filius Dei assumta sua natura seu corpore suo adesse potest, quandoque, ubicunque et quomodocunque vult.

Chemnitz hat also die absolute, ruhende Ubiquität in eine respektive, vom Willen des Sohnes Gottes abhängige, umgesetzt.

So konnte er auch den Stand der Erniedrigung deutlicher erklären. Nach Brenz hatte Christus die göttlichen Eigenschaften ge-

braucht, aber im Verborgenen. Nach Andreä hatte er sie gewöhnlich nicht gebraucht. Ihm stimmt Chemnitz bei. Gebrauch und Erweisung der Gottesfülle sind zeitweise aufgehoben. So nur wird für eine Entwickelung der menschlichen Natur Raum gelassen.

Wir können nun in genauem Anschluß an die Zeit wieder weiter gehen.

Brenz hatte sich eben noch der Erklärung und Umkehr des Generalsuperintendenten Parsimonius zu Ansbach gefreut, welcher die Erlösung nur durch den leidenden Gehorsam Christi geschehen sein lassen wollte. Da rief Gott ihn heim. Es war am 10. September. Auf seinem Sterbebett hatte er sich sein Testament vorlesen lassen. Es rief zur Abwehr des „Zwinglischen Geistes" auf. Sofort nach seinem Tode gab Bidembach es heraus. Er machte auch „Seinem lieben Vatter vnnd Praeceptor" die Grabschrift. Sie schließt:

O frommer Brentz, behüt dich Gott,
vor vil Gefahren freyt dich der Todt
Mit Christo hab jitzt deine Frewd
von nun an biß in Ewigkeit.

Im Frühling 1571 gaben die Wittenberger ihren Katechismus. Die Aussage Apostelgesch. 3, 21 erklärten sie mit Beza. Christus also werde vom Himmel eingenommen, meinen sie. Diese Auslegung genüge für die Gegenwart im heiligen Abendmahl, fügen sie hinzu.

Chemnitz meint dagegen in seiner „Einfältige Antwort", es sei aber doch ein großer Unterschied zwischen einem Herrn des Himmels und einem Gefangenen des Himmels.

Und er schrieb damals an den Rat von Halle: „Ach, wenn Du frommer Lutherus leben solltest und sehen, wie die neuen Wittenberger Deine treue, eifrige Schriften wider die Sacramentsschwärmer meuchlisch verdammen, und Dein deutsches Neues Testament Dir öffentlich so schändlich verfälschen! — Aber was ist's Wunder, schonen sie doch das Testament des Sohnes Gottes nicht! Wenn Deutschland solch öffentliche grobe Verfälschung kann hingehen lassen, so muß es ja an dem sein, was Paulus weissagt: dafür das sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, wird ihnen Gott kräftige Irrthümer senden."

Mörlin erlebte diesen raschen Rückgang Wittenbergs nicht mehr.

Er starb im Mai. Er erlebte auch die Schrift nicht mehr, darin Wittenberg die Angriffe zurückzuweisen suchte. Wir nennen sie kurz die „Grundfeste". Sie rühmt Wittenberg. Chemnitz ist ihr ein Judas-Bruder. Die Professoren von Wittenberg und Leipzig wurden nun nach Dresden geladen. Sie hatten sich zu erklären, und machten den Consensus Dresdensis. Sie „brauchten — sagt Planck — den Kunstgriff, jeder Formel und Redensart, welche sie von Luther entlehnten, eine von Melanchthon an die Seite zu setzen".

Im Januar schon des folgenden Jahres 1572 sandte Herzog Julius von Braunschweig seinen Heinrich von der Luhe mit dem „langen Brief" ab. Er brachte das Bekenntnis der Niedersachsen an Kurfürst August. Aber noch einmal besiegten die Wittenberger dessen Bedenken.

Zu Heidelberg ward im Dezember Silvan als Antitrinitarier auf öffentlichem Markt enthauptet. Dies entsprach dem Gutachten der Olevian, Ursinus, Boquin und Zanchius. Denn, sagten sie, „gewiß ist, daß an das Steinigen heutigen Tags eine christliche Obrigkeit nicht gebunden ist". Pfarrer Neuser war nach der Türkei entflohen, mit der er schon Verbindung hatte.

Die zu Wittenberg feierten im folgenden Jahre 1573 sogar einen großen Sieg.

Am 3. März war Johann Wilhelm von Weimar entschlafen. Als Vormund übernahm Kurfürst August die Regierung. Sofort wurde dieser bewogen, eine Visitation der thüringischen Kirchen zu halten. Er beauftragte die Wittenberger Widebram, Stössel und Max Mörlin. Und diese visitierten so rasch, daß im folgenden Monat bereits mehr als 70 Professoren und Prediger der Ämter entsetzt waren. Heßhus und Wigand hatten dann Herberge auf dem Gut Ummendorf gefunden, dem Sitz des treuen Andreas von Meyendorf. Auf Chemnitz' Vorschlag wurde Heßhus an Mörlins Stelle nach Königsberg berufen und Wigand folgte dorthin. Timotheus Kirchner fand Aufnahme in Wolfenbüttel, von wo Selnecker bald nach Dresden zurückkehrte.

Chemnitz' „Examen" war nun vollendet. In Steiermark war der Kanonikus Leopold von Reissing durch dasselbe gewonnen. Er schrieb: „Ich bekenne mit höchstem Trost meiner Seele, daß ich einzig und allein durch Lesung des göttlichen Worts und des un-

vergleichlichen Examinis Concilii Tridentini des hocherleuchteten Doctoris Martini Chemnicii bin bekehret worden".

So kam das Jahr 1574. Im Kloster der weißen Frauen zu Frankfurt a. M. von der Priorissin Katharina von Meerfeld beschützt, schrieb Flacius, der fahrende Ritter der Reformation, über die mystische und sakramentale Gegenwart. Ort, Lage, Zeit, Bewegung sind, so zeigte er, nicht zum Wesen der Sache gehörig. Sie sind also vom Begriff der Leiblichkeit des Herrn ablösbar. Auch das Universum ist nicht in einem gewissen Ort. Daß übrigens ein Körper nicht im Raum ist, es ist dasselbe, als wenn er in mehreren Orten zugleich ist. — Keiner unter jenen Theologen stand an Gabe und Sinnesart Luthern näher. Den Heimatlosen hatte, ehe er nach Frankfurt kam, Hermann von Riedesel auf seinem Schloß Eisenbach gehalten. Man hatte ihn auch auf Schloß Langenau in Schlesien beherbergt. Jetzt aber sollte er in Frankfurt zur Ruhe kommen.

Mit Jakob Andreä hatte Chemnitz im Auftrag des Herzogs Julius Kirchenvisitation zu Wolfenbüttel gehalten. Am 6. August unterzeichnete er das Vorwort zu seinem Enchiridion. Da wurde die Sache der Einigung wesentlich gefördert. Andreä hatte sich von den Wittenbergern deutlich zurückgezogen.

Diese waren sehr regsam gewesen. Jetzt brach der Boden unter ihren Füßen. Der Glogauer Arzt Cureus schrieb die Exegesis perspicua controv. de coena Domini. Vögelin in Leipzig gab sie 1574 heraus. Aber er gab sie versteckt unter ausländischer Form auf französischem Papier. Einige Exemplare erschienen, als seien sie bei Vignon in Genf herausgekommen. Es war kennzeichnend für dies Treiben. Es ging auf Calvinisierung des Landes. — Man war nun hinreichend aufgeklärt. Herzog Christoph hatte, ebenso wie Herzog Julius, dem Kurfürsten warnend geschrieben. Der alte Graf von Henneberg war selbst nach Dresden gereist.

Die Exegesis hatte aufgerufen: „Laßt uns eins in Christo sein und die gefährlichen Reden von der Ubiquität, vom Genuß des wahren Leibes von Seiten der Gottlosen unterlassen. Wenn Streitsüchtige Streit und Unruhe erregen, so ist es das Beste, wie Philippus gerathen hat, solche Personen auf beiden Seiten abzusetzen". — Daß sie das Absetzen verstanden, hatten sie gezeigt. Jetzt aber war der Tropfen gefallen, der das Gefäß überlaufen machte. Im folgenden Jahre bereits waren Dr. Kaspar Peucer und Geheimrat

Cracau im Gefängnis. Die Wittenberger und Leipziger Theologen waren, nach kurzer Haft auf der Pleißenburg, des Landes verwiesen.

Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, war von der Fürstin von Anhalt aus der Haft losgebeten. Er ging nach Dessau.

Lassen wir einen Reformierten sein Urteil geben.

Es war ein „unwahres Schweigen", welches schon Melanchthon geübt hatte. Seine Schüler hatten es gelernt. Sie haben ihr schweres Geschick auf sich herabbeschworen. Sie waren eine politische Partei geworden, in welcher „das calvinische Dogma leider wirklich fast immer mit jener unredlichen Bemäntelungssucht auftrat." [40])

Die verschlagene Heimlichkeit bei diesem Vorgehen war eben das Empörende für Kurfürst August. So in dem mit eigener Hand niedergeschriebenen Bedenken: „Und ist dieser langwierige Zank in diesen Landen allein aus der Ursach hergeflossen, daß die heimlichen Calvinisten sich nicht öffentlich zu ihrer Lehre haben bekennen wollen, sonsten wäre der Pauken zeitlich ein Loch gemacht worden."

Der Kurfürst handelte nach den Anschauungen und mit den Mitteln der Zeit gegen Landesverräter. Er schlug das Loch in die Pauke. Es ist thörichte Empfindsamkeit, ihn zu verklagen, daß er nun auch hart zuschlug. Er hatte seine großen Schwächen. Er glaubte, daß man aus acht Unzen Silber in sechs Tagen drei Unzen Gold machen könne. Hier aber war keine Schwäche.

Andreä war mit Chemnitz geeinigt. In diesem Jahre noch entstand die schwäbisch-sächsische Konkordienformel. Chemnitz war schon im Juni nach Hamburg gegangen. Er hatte seinem Freunde Stammich eine Abschrift des Entwurfs übergeben. Er hatte dann in Lübeck mit den Freunden von Hamburg, Lüneburg und Rostock beraten. So hatte man eine gemeinsame Grundlage gefunden. Auf ihr hatte man sich schon mit den Schwaben geeint.

Im März 1575 war Flacius im Kloster der Weißfrauen zu Frankfurt a. M., seinem letzten Zufluchtsort, gestorben.

Die Theologen in Württemberg versammelten sich zu Maulbronn. Sie nahmen die ihnen gesendete schwäbisch-sächsische Formel, jene Grundlage, durch. Und diese hieß nun, weil angenommen, die maulbronnische.

Im Winter auf 1576 saßen Chemnitz und Chyträus zwei volle Monate im Kloster zu Riddagshausen, um auf Grund der Braunschweigischen Kirchenordnung die Statuten für die Universität Helm-

städt zu entwerfen. Als Zweck der Hochschule bestimmten sie: ut puritas et consensus verae de Deo doctrinae in ecclesiis nostrarum regionum conservari rectius possit. So ward denn die Universität feierlich eingeweiht. Dazu hatte Pankratius Krüger, Professor und Poeta, einen Aufzug mit den Studenten gemacht, „die sonderlich dazu auf antiquische Art und Manier gekleidet waren mit schönen, lieblichen Instrumenten; dieselben recitirten in lateinischen Versen die alten Geschichten der Herzoge zu Sachsen".

Dann finden wir sie mit Andreä, Selnecker, Körner, Musculus, Chemnitz und Chyträus in Torgau. Es entstand das Torgische Buch. Es wurde das von Selnecker entworfene Bedenken von den Theologen unterzeichnet. Man hatte über die maulbronner, sowie über die von Chemnitz und Chyträus gearbeitete schwäbisch-sächsische Formel gehandelt. Auch wurde bestimmt, daß die Schriften der Verfechter des „allgemechlich eingeschlichenen Calvinismus wie der Katechismus und die Grundveste abgeschafft", auch Dr. Andreä eine Zeitlang seinen Wohnsitz in Wittenberg zu nehmen eingeladen werde. Und in der That nahm Andreä in demselben Jahre seinen Sitz in der „jämmerlich verfürten" Stadt.

Auf jenen Grundlagen konnte endlich 1577 im März im Kloster Bergen die Konkordienformel zu stande kommen.

Oben über der Kirche in der Bibliothek hatten, vom Abt Ulner bewirtet, Chemnitz, Andreä und Selnecker die 25 eingegangenen Zensuren beraten. Dann traten zu erneuter Sitzung Andreas Musculus, Körner, Chyträus hinzu. Neun Tage saßen, berieten und dann unterzeichneten sie. Es war am 29. Mai.

Am 11. Juli verkündete in Wittenberg in der Schloßkirche Polykarp Leyser feierlich die Annahme der Konkordie. Im Dom zu Magdeburg schloß die Verkündigung mit dem Ambrosianischen Lobgesang.

Zwölf Tausend Pastoren und Gemeinden unterzeichneten die Formel. Und allen Anfeindungen gegenüber konnte Andreä erklären: „Ich kann wahrhaftig sagen, daß kein Mensch zur Subscription gedrungen, noch deshalb vertrieben worden. So wahr der Sohn Gottes mich mit seinem Blute erlöset hat, denn ich will sonst des Blutes Christi nicht theilhaftig werden." So auf dem Konvent zu Herzberg.

Die Kommission war nach der Stadt Chemnitz gekommen. Vor

allen verſammelten Kirchen- und Schuldienern wurde die Formel laut verleſen. Da rief der 86jährige Archidiakonus Cellarius: „Biſt Du endlich gekommen? Mit Luther iſt die Wahrheit und Concordie begraben, und ſiehe, nun habe ich mit höchſter Freude verleſen hören, was uns zu Luther zurückführt!“ Und als noch im Juli die Formel vor zweihundert Predigern in Berlin verleſen wurde, da ſchloß Cöleſtinus mit lauter Dankſagung: „Für dieſe Wohlthat ſei Gott gelobt in Ewigkeit; der erhalte uns und unſere Kinderlein bei dieſer reinen Lehre!“ Und die Verſammelten riefen laut ihr Amen.

Kurfürſt Auguſt hatte Recht behalten. Er ſchrieb, wie ihn ſeine Punktierkunſt lehrte, alſo wie er wünſchte. Die Theologen würden, ſagte er, im Anfange „etwas czanckenn, keyffenn und eynander dye wahrheyt ſagenn“. Wenn ſie einander aber hören würden, ſo „wyrrt das thrube wetter, ſo kummen mochte, mit Gottes gnedyger hulffe balde voruber gehenn und ſich czurteyllen und als balde dorauff dye lyebe helle ſunne ſcheynen, und allen czanck und wyderwillenn wye eynen ſchweren nebel nider druckenn und czu beſtendyger klarheytt und eynikeitt leuchtten, das ſych ſolliches nichtt alleyn dyſſe lande, ſondern alle derſelbygenn religion verwanten, ſo nicht Calviniſch ſeynt, czu erfreuenn habenn werdenn, und ſolliches helffe dye heylige dreyfaltikeytt, ammenn“. [41])

Die Konkordienformel nun hat die ſchwäbiſche wie die ſächſiſche Faſſung der Natureneinheit weſentlich verwertet. Die Perſonalunion iſt Ergebnis realer, aber auch aktualer Idiomenmitteilung und Durchdringung. Die Aktualität iſt in den Feſtſetzungen zu ihrem Recht gekommen, ohne daß damit der Realität der vollen Einheit ſeit der Empfängnis Eintrag geſchehen iſt. Teilweiſe Verhüllung des Gebrauchs der Eigenſchaften der göttlichen Natur und teilweiſer Nichtgebrauch derſelben im Stand der Erniedrigung — damit iſt dieſer Stand als ſolcher feſtgehalten. Es iſt kein fertiges und ausgebildetes Syſtem gegeben. Dies auch nicht bezüglich der Allenthalbenheit des Gottmenſchen. Man hat die theologiſchen Ergebniſſe hingeſtellt, um dem Zeitbewußtſein Ausdruck zu geben, ohne abzuſchließen. Man hat der Kirche für weitere Erfahrungen Raum gegeben.

Im Februar 1580 finden wir Chemnitz mit Andreä wieder im Kloſter Bergen. Man entſchied ſich gegen den Vorſchlag, die Vorrede der Formel zu gunſten des Kurfürſten von der Pfalz zu ändern.

Und nun wurde am Tage des Augsburger Bekenntnisses, am 15. Juni, das vollendete Konkordienbuch ans Licht gegeben.

Es galt nun, dem Werk Anerkennung zu verschaffen.

Johann Habermann war der friedlichste Theologe auf Erden. Nur sein Gebetbuch hat ihn bekannt gemacht. Es führt in Duodezformat und unzähligen Auflagen seinen Namen fort. Jetzt hatte er seine Professur in Wittenberg aufgegeben, um die Superintendentur der Stifter Naumburg und Zeitz zu übernehmen. Und er gerade erhielt 1581 den Auftrag, den Wittenberger Professoren die Konkordienformel zur Unterschrift vorzulegen.

In Straßburg hatte Pappus gegen Sturm die Bekenntnisschrift zu verteidigen. Der treffliche Johann Marbach, sein Vorgänger, war im März dieses Jahres verschieden. Mit Brenz und Sleidan war er einst zum Konzil nach Trident gesendet. Offen hatte er sich zu Westphal und Andreä gehalten. Pappus trat jetzt auch in seine innere Stellung.

Die Zensuren der Formel kamen aus der Pfalz und aus Bremen, wie von den Flacianern.

Aus der Pfalz kam 1582 die Admonitio des Ursinus. Deshalb verfaßten Chemnitz, Selnecker und Kirchner, namentlich letzterer, zu Erfurt die vierteilige Apologie. Es war im Mai und Juni. Aber auch sie war dann wieder zu verteidigen.

Am 7. Januar 1583 wurden auf dem Rathaus zu Quedlinburg die Verhandlungen des Konvents eröffnet. Die drei Kurfürsten hatten ihre Theologen und Räte gesendet. Es galt hauptsächlich den Widerstand der Helmstädter zu brechen. Aber Heßhus, von Königsberg nach Helmstädt vor fünf Jahren berufen, war unerbittlich. Denn Helmstädt nahm eine vereinsamte Stellung ein. Der Herzog, der sie geschaffen, war erbittert seit der Tonsur und Inthronisation des vierzehnjährigen Prinzen zum Bischof von Halberstadt. Chemnitz mit der Stadtgeistlichkeit Braunschweigs hatte ihn auf der Kanzel angegriffen. Selbst der alte Herzog Wilhelm zu Celle sagte laut über Tafel: „Ehe ich wollte meine Kinder also scheeren und schmieren lassen, wollte ich denselbigen lieber zum Kirchhof und zum

Grabe folgen." Die Sache aber war geschehen, und Herzog Julius zog sich erbittert vom Konkordienwerk zurück.

Erbittert wie der Helmstädter Daniel Hoffmann, „dessen Hand wider alle und alle Hand wider ihn". So bezeichnete ihn später Calov. Erbittert wie Hoffmanns Kollege Heßhus, welcher Chemnitz' alten Standpunkt eigensinnig übertrieb. Das mußte überwunden werden. Die Folgen des Friedenswerkes waren nicht aufzuhalten.

Am Niederrhein hatte freilich niederländisch-reformiertes Kirchenwesen Fuß gefaßt. Zugleich mit dem Heidelberger Katechismus war der Anschluß Wesels vollendet. In Jülich-Cleve-Berg breitete sich die reformierte Kirche aus.

Dagegen hatte Westfalen seinen Stützpunkt an Niedersachsen gefunden. Und seit der Konkordienformel konnten nun die Grenzsteine der evangelischen Kirche der reformierten gegenüber aufgerichtet werden. Weithin gebietend stand Soest. Und Soest und seine Börde bekannte sich nun deutlich zur „unverfälschten" Augsburgischen Konfession. Durch Hamelmann, den Osnabrücker, und den Waldecker Nicolai zu Unna ward dann weithin die Grenze festgelegt.

Dies leitet den Blick auf die reformierten Kirchen.

Am 25. Juni 1584 noch schrieb der Gesandte Heinrichs von Navarra von Kassel aus an Kurfürst August, indem er auf die Einheit der Römischen hinweist: „Conjungamus nos igitur obsecro".[42]) Allerdings kannte der Kurfürst, wie wir gleichfalls jener Briefsammlung entnehmen, die dem Gesandten mitgegebenen Mandate. „Fatemur enim omnes heißt es darin — panem et vinum esse symbola." Die Instruktion schmeckt nach dem Kasselschen Hof. — Die Kurfürsten, denen selbst Herzog Julius sich anschloß, lehnten auf Chemnitz' Rat die von Frankreich her beantragten Verhandlungen ab. Sie sandten dem König die Konkordie mit dem Ersuchen, dieselbe selbst zu lesen, und seine Theologen sie lesen zu lassen.

Pfalzgraf Kasimir führte übrigens den Calvinismus in der Oberpfalz ein. Heilbrunner mußte in diesem Jahre aus Amberg weichen.

Das folgende Jahr brachte eine bedeutende Arbeit. Sadeel in Genf schrieb sein De veritate humanae naturae Christi.

Er war Franzose, in Paris gebildet, von Calvin und Beza

bevorzugt. Seine Angriffe sind durch Schärfe der Beweisführung in der Regel sehr beachtenswert. Allerdings erreichen sie ihr Ziel nicht. Meint Sadeel, durch die Allenthalbenheit der menschlichen Natur des Herrn werde die auf das Abendmahl beschränkte unmöglich, oder durch die absolute werde die respektive Gegenwart aufgehoben, so irrt er. Denn im Sakrament ist der Herr in dieser bestimmten Form eben für uns wirklich und faßlich gegenwärtig. An dieses Mittel hat er seine Verheißung geknüpft. Die andere Art, die kosmische absolute Gegenwart, lag praktisch, so fügen wir hinzu, jetzt außerhalb des Gesichtskreises. — Joh. Wigand schrieb sein De sacramentariismo.[48])

Hunnius, vor neun Jahren von Tübingen nach Marburg berufen, gab jetzt sein: De persona Christi — „über Christi Person und seine Majestät zur Rechten des Vaters" heraus. Es zeigt seine Belesenheit in den Kirchenvätern. Er bespricht dann Luther. Den Stand der Erniedrigung bestimmt er schon genauer. Die menschliche Natur besitzt die göttlichen Eigenschaften sofort und sämtlich, gebraucht sie aber nicht, außer etwa bei Wundererweisungen. Wir werden auf ihn zurückkommen.

Im März 1586 disputierten Andreä und Beza auf dem Schloß Mömpelgard erfolglos über das Abendmahl. Am 8. April ging Chemnitz in Braunschweig heim.

Es war ihm vorgeworfen, er habe mit Unterzeichnung der Konkordienformel der Auffassung der Württemberger zu ungunsten seiner eigenen Stellung zu weit nachgegeben. Er selbst muß anderer Überzeugung gewesen sein. „Ich bitte meine lieben Herren und fratres — heißt es in seinem Testament — so im ministerio der Kirchen allhie binnen Braunschweig entweder jetzund sein oder künftig sein werden, daß sie bei der Formula Concordiae — einmütig bleiben, und darüber halten wollen, und in derselben keine Aenderung entweder in rebus oder modis loquendi einführen und gestatten wollen."

Johann Wigand, den wir eben nannten, von Jena zugleich mit Flacius vertrieben, nun Bischof in Preußen, schrieb im folgenden Jahre über die Ubiquität. Lichtvoll unterscheidet er sie von der mystischen Union, für die er, wie auch für die Ubiquität die Einwohnung des Göttlichen als thätig, als operativ faßt.

Das Vorwort schrieb er am 3. August. Der 21. Oktober war sein Todestag.

Indes hatte still im Hintergrund der Pfarrer Weigel, der 1588 zu Zschopau in Sachsen starb, die Kette mystischer Theosophie fortgeleitet. Wir werden dort auf ihn zurückkommen, wo dieser Zug in den kirchlichen Vordergrund tritt.

In Frankreich war Heinrich von Navarra Erbe des Throns geworden. Er hatte die Messe noch nicht als Heinrich IV. gefeiert. Desto eifriger suchte er Bundesgenossen in Deutschland. Und wir werden sehen, von welcher Bedeutung die Arbeit des frommen Huguenotten für Deutschland ward.

Der Kanzler der Universität Tübingen, Andreä, erlebte es nicht mehr. Er ging im Januar 1590 heim. Der Arzt trat an sein Bett und fragte, wie er sich befinde? Er antwortete: „Von Gott ungeschieden!"

In diesem Jahre noch schrieb Philipp Nicolai in Wildungen, mit Egidius Hunnius in Marburg befreundet, seine Kontroverse über die Ubiquität an Hoffmann in Helmstädt. Er hielt sich in den Wegen schwäbischer Theologie. Schließlich beschwor er Hoffmann mit Thränen, der Kirche Frieden zu geben. Aber Helmstädt blieb sich gleich. Auch Polyk. Leyser und Chyträus schrieben noch gegen Hoffmann in diesem Jahre.

Johann Arnd mußte vor den Reformierten weichen. Der Fürst von Anhalt entsetzte ihn seines Amtes, da er den zu gunsten der Reformierten verbotenen Exorzismus nicht fallen lassen wollte. Also auch hier drang der Calvinismus vor. So auch in Sachsen wieder.

Es waren jetzt in erster Linie die Dresdener, welche arbeiteten. Pierius, Superintendent, sodann Salmuth, Hofprediger, und Steinbach, sein Kollege, sie waren schon siegesfroh. Der Hofprediger schleuderte ein Bierglas gegen Luthers Bildnis, und taufte, welches wichtiger war, die Kurprinzessin Dorothea ohne Exorzismus. Nun konnte er versichern, ehe er anders taufe, als er bei Hof getauft, wolle er sich umbringen lassen. Die Weglassung des Exorzismus regte das Dresdener Volk auf. Ein vierschrötiger Fleischer begleitete sein Kind und die Gevattern mit dem Beil unterm Arm in die Kirche. Er wolle, wie er sagte, dem Diakonus am Taufstein den Kopf spalten, wenn er Miene mache, sein Kind ohne den Exorzismus zu taufen.

Zur Entscheidung trugen auch solche widrige Auftritte bei.

In der That ward schon 1591 der vom Kanzler Crell begünstigte zweite Versuch der heimlichen Calvinisten enthüllt. Es war während der Vormundschaft des Herzogs von Altenburg. Der Kanzler ward als Hochverräter zu Prag verurteilt und dann hingerichtet.

Daß dazu politische Motive führten, ist aus dem von Kiesling aus dem Prager Erkenntnis gegebenen Extrakt völlig ersichtlich. Es wird auf das weitläufige Zeugenmaterial die Annahme gebaut, „daß Crell gerne das Spiel dahin gedrehet, damit der König aus Frankreich, so dozumal noch Calvinisch gewesen, Römischer Kaiser vnd König werden mögen, vff den Fall wehre victoria erhalten vnd Calvinismus in totum Romanum Imperium all bereit introduciret worden".

Wer seit den Entdeckungen von Lenz im Marburger Archiv die „Heimlichkeit" Zwinglis und des Landgrafen kennt, sowie die unausgesetzten französischen Intriguen im Reich — wird dieses nicht unglaublich finden können.

Nach Wittenberg war nun Polykarp Leyser zurückgekehrt. In siebzehn Kutschen fuhr man ihm entgegen. Und 1592 ward auch Hunnius nach Wittenberg berufen. Er trat sofort neben Mylius in die Visitationskommission. Auch neben Mirus in Dresden. Denn im Mai war Selnecker dort heimgegangen. Es galt, zu überblicken, wie nach langer geheimer Arbeit der Calvinisten im Lande die Geistlichkeit stehe. Die Kommission entwarf die knappen und maßvollen „sächsischen Visitationsartikel", welche von den Geistlichen zu unterschreiben waren. Man begann am 8. Trinitatis die Arbeit im Lande.

Beachten wir auch, daß im folgenden Jahre nun auch Benedikt Morgenstern in Königsberg die erwähnte Abhandlung Johann Wigands „über die Ubiquität oder Allgegenwart Gottes" drucken ließ. Offen erklärt sie die kosmische Gegenwart, wie wir uns kurz ausdrücken können, unter dem Gesichtspunkt nicht der ruhenden Inexistenz, sondern der nur in die Kreaturen hineinwirkenden Adessenz.

Also auch in Königsberg hatte man sich auf Chemnitz Seite geschlagen.

Man hatte Huber nach Wittenberg berufen. Auch Hunnius glaubte damit der Rechtgläubigkeit neuen Halt zu geben. Und nun fand es sich, daß Hubers „allgemeine Gnade" über die Konkordienformel weit hinausgehe. Man disputierte mit ihm im Februar 1594

auf dem Schloß, und im Juli auf dem Reichstage zu Regensburg. Auch Heilbrunner nahm hier teil. Huber blieb dabei, Gott habe alle, Gläubige wie Ungläubige, erwählt, und nicht weil er bei jenen den Glauben vorhersah und in Rechnung brachte. Hunnius und Leyser gaben sich alle Mühe mit ihrem Kollegen. Auch Mylius in Jena, Schilter in Leipzig bemühten sich für ihn. Er blieb auf seinem Kopf, und seine Entfernung blieb notwendig.

Am 7. April des folgenden Jahres finden wir ihn bei Chyträus in Rostock zu Tisch. Dann folgten die Gespräche, an denen auch Backmeister und seine Kollegen teilnahmen. Oliger Rosenkranz, jener dänische Edelmann, war mit Grüßen von Hunnius aus Wittenberg gekommen. Auch jetzt wollte Huber den Glauben nicht als Ursache der Erwählung in den Begriff derselben mit aufgenommen wissen. Die Rostocker bestanden darauf. Im großen Museum des Chyträus, der dort krank auf seinem Bett lag, erhielt Huber Bescheid.

Gegen ihn schrieb auch Philipp Nicolai, der soeben in Wittenberg unter Leysers Vorsitz promoviert hatte. Immer schlagfertig, schrieb er dann im Jahre 1596 seinen „Methodus". In diesem Buch schlägt auch bei ihm die Ansicht der Sachsen durch. Er unterscheidet zwischen impletiver, spiritualer, sakramentaler und lokaler Gegenwart des Herrn. In der impletiven aber ist der Herr allen Kreaturen „durch seine Erhaltung, Regierung und Pflege" nach seiner menschlichen Natur gegenwärtig.

Gegen Ende dieses Jahres begann die Arbeit, Anhalt reformiert zu machen. Denn wir dürfen bei Darstellung der Lehrentwickelung nie das Auge von der Unterlage der Ereignisse abwenden. Jener bekannte Kaspar Peucer, nun Hofmedikus in Dessau, führte hier mit dem Superintendenten zu Zerbst, Amling, das durch, woran er in Dresden verhindert worden war. Kruzifixe und Leuchter wurden von den Altären genommen. Diese wurden durch Tische ersetzt. Die Prediger mußten in bürgerlicher Tracht erscheinen. Die Psalmen Lobwassers mußten gesungen werden.

Die Landstände protestierten und baten flehentlich. Kirche um Kirche verfiel der Neuerung.

Nur die Gemeinde Worbzig wollte ihre Kirche nicht öffnen. Da zieht die Kommission mit einem Fähnlein heran. Die Edelfrau stellt sich an die Spitze der Frauen. Sie ziehen in die Kirche; sie legen ein Faß Pulver unter den Altar. Sie verrammeln die Thüren von innen.

Die Landsknechte rücken heran. Sie fordern zur Übergabe auf. Kein Mann der Gemeinde rührt die Hand. Da erscheint oben auf dem Turm die Edelfrau und erklärt, daß die Kirche in die Luft fliegen würde, sobald der erste Feind sie betreten sollte. Der Kommissarius berichtet an den Fürsten. Dann zieht er ab. Gemeinde und Kirche sind bis heute evangelisch. — Nur die Einzelheiten bedürfen der Darstellung aus den Akten.

Nun schrieben sofort in 1597 Olearius in Halle und die Wittenberger Fakultät gegen Amling. Johann Pappus schrieb den Carolstadius redivivus. — Man wird ermessen, wie Worbziger Vorgänge auf den Ton auch selbst der gelehrten christologischen Schriften wirken mußten.

Hunnius war, sahen wir, nach Wittenberg berufen.

In der „nothwendigen Verantwortung des christlichen Concordienbuchs", welche er mit einem Vorwort vom 18. Juni 1597 gegen Hoffmann schrieb, hören wir seine Stellung. Die menschliche Natur Christi ruht von der Empfängnis an „blos innerhalb der Person des eingeborenen Sohnes Gottes über und außer aller Creatur Raum, Ort und Stätte, und es hat dem Sohn Gottes wohlgefallen, in diesem angenommenen Fleisch mit aller Fülle seiner Gottheit zu wohnen leibhaftig, also daß außerhalb derselben der Sohn Gottes nimmer und nirgend sein will". Dagegen hat er im Stand der Erniedrigung „durch seine Menschheit über alle Creaturen nicht geherrscht".

Hier sehen wir die schwäbische Theologie, denn ihr gehört Hunnius von Haus aus an, in die sächsische übergehen. Dies geschieht in der Rettung des Standes der Erniedrigung. Und es kann ohne Beeinträchtigung der mit der Empfängnis fertigen wirklichen Natureneinheit geschehen. Denn diese sofort vollzogene Einheit, welche Chemnitz festhält, nach welcher in Christo vom ersten Moment der Empfängnis an die ganze Fülle der Gottheit wohnt, wird durch jene Annahme einer praesentia intima vollziehbar. Nach ihr ist die Menschwerdung Eingang der menschlichen Natur in die ewige illokale Hypostase des Logos. Dieser hat die menschliche Natur sich selbst fortan durchaus und unmittelbar gegenwärtig; der Weltkreatur aber ist diese menschliche Natur noch nicht gegenwärtig. Sie nimmt an der Regierung derselben noch nicht teil.

Sie besitzt noch nicht die praesentia extima. Sie herrscht also auch noch nicht über die Kreaturen.

Neben Hunnius ist um diese Zeit Leonhard Hutter in Wittenberg eingetreten. Und so stehen denn diese beiden Schwaben am Ausgang des Jahrhunderts hier vereint.

Hutter steht zugeknöpfter. Seine ganze Art ist steifer. Er gibt zu, daß der Herr als Mensch stufenweise in die göttliche Weisheit erst eingeht. Aber er war doch auch im Stand der Erniedrigung persönlich überall.

Nicht zwar für unsere eigentliche Aufgabe kommt das folgende Jahr in Betracht. Und doch können wir 1598 nicht mit Schweigen übergehen, da wir auch auf die Zeitenfolge Wert legen. In Mühlhausen starb in diesem Jahre unser Liederdichter Ludwig Helmbold. Und ebenso ging Bartholomäus Ringwald heim. Von ihm werden wir noch hören.

Es kam das Jahr 1599. Der Pfarrer am Frauenmünster in Zürich, Hospinian, gab seine Geschichte des Sakramentsstreites. Sie ist, wie schon Löscher behauptete, zum Teil aus Ludolf Lavater abgeschrieben. „Und so hat es, setzt der ehrliche Löscher hinzu, Hospinian auch mit anderen Schriften seiner Glaubensgenossen gemacht, da er ganze Plätze ausschreibet.“ Aber auch ein Planck zeiht Hospinian unredlicher Darstellung wie der vorsätzlichen Auslassung.

Markgraf Ernst Friedrich zu Baden ließ seine Bedenken gegen die Konkordienformel auf Schloß Staffort drucken. Die Württembergischen Theologen antworteten sofort, und später auch die kurfürstlichen Sachsen.

Nicolai aber schrieb seinen „Spiegel des bösen Geistes, der sich in der Calviniſten Büchern reget“ — und machte den Herborner Theologen Vorschläge, wie sie die Heereskraft ihrer gewaltigen Beweise durch die dichten Wälder des Stifts Köln und des Sauerlandes glücklich hindurch führen könnten. — Die Straßburger Theologen hatten ihm durch Johann Pappus für seine Schlagfertigkeit gedankt.

Wir sehen am Ende des Jahrhunderts die Christologie der Kirche in Wittenberg also wieder durch Hunnius und Hutter vertreten. Beide finden, daß die Konkordienformel für sie spreche. Beide sind unwidersprochen rechtgläubige Lehrer unseres Bekenntnisses. Beide zeigen uns damit, daß dieses eine Weise gestattet, innerhalb

derer die Freiheit andersartiger und tieferer Begründungen gegeben ist, soweit die theologia viatorum derer bedürfen wird.

Kaum gibt es einen schärferen Symboliker, als Schneckenburger. Und seine Stellung im Verband der reformierten Kirchen hindert ihn nicht am Geständnis: „Die lutherische Christologie ist in der That tiefsinniger, als die Oberflächlichkeit auch nur ahnt."

Dürfen wir aber von hier rückschauend noch einen Blick auf die Behandlung unserer Dogmatik überhaupt werfen, so müßten wir etwa so sagen:

Den Anfang machen die Loci Melanchthons. Sie geben völlig unsystematisch die Lehrstücke nebeneinander, auf welche es ankam. Sie lassen, praktisch wie sie sind, die Not der Zeit erkennen. Der spekulative Hintergrund der jenseitigen Welt ist fortgelassen. Nur die Aneignung des Heils, nur die Heilsbedürftigkeit des Menschen stehen in Frage. Sünde, Gesetz, Gnade sind die Angelpunkte.

Wir können die Betrachtung umgehen, daß die Freiheitsleugnung Luthers auf Melanchthon übergegangen war. Dieser hat sie in den späteren Ausgaben gemildert. Uns liegt nur daran, hier als die Anfangsmethode für unsere Dogmatik die synthetische, allerdings nicht methodische angedeutet zu haben, die über dieses Jahrhundert sich ausdehnt. In demselben bleiben die Loci immer das Normalbuch. Sie werden analysiert und kommentiert. Strigel, Selnecker, Flacius, Chemnitz lehren nach ihnen mehr oder weniger auch in ihren Kompendien. Die spekulative Theologie hat sich daneben ihr eigenes Bett gegraben. Der Streit um das Nachtmahl verlangte es. Wir fanden und verfolgten es in der christologischen Frage.

„Die protestantische Dogmatik ist tiefer gedacht, als die Theologie der Kirchenväter, wahrer und haltbarer angelegt, als die der Scholastiker, wissenschaftlicher durchgeführt und ehrlicher ausgesprochen, als die Theorien der römischen Kirche." Wenn Gaß so sagt, so meint er zugleich die reformierte Dogmatik. Ich nehme es für die evangelische als solche, und für dieses Jahrhundert, in Anspruch. Und hiermit mögen wir diesen Abschnitt unserer Erörterungen schließen.

Viertes Kapitel.

Praktische Theologie.

Wir haben am Schluß des Jahrhunderts noch einen Blick auf die Arbeit und Bethätigung der Kirche zu werfen, auf ihre Theologie ins Praktische übersetzt. Dieser Überblick wird ein Rückblick sein. Aber er wird sich freilich erweitern müssen selbst bis zu den zunächst in kirchlichen Gedanken kreisenden Litteraturströmungen hin, welche dem protestantischen Norden Deutschlands die litterarische Führung gaben.

Blicken wir zuerst auf die rechtlichen Unterlagen und die territoriale Gestaltung.

Auf der Pregelinsel zu Königsberg, wo die Kathedrale des ehemaligen Bistums Samland steht, wo in ihren Kurien die Domherren wohnten, ward am 20. Juli 1519 Georg von Polentz durch seine Nachbarbischöfe Fabian von Ermland und Hiob von Pomesanien gekrönt. Er hatte für sein Pallium 1488 Dukaten richtig nach Rom gesendet.

Er war dort Geheimschreiber der Kurie. Er war in Kriegsdiensten unter Kaiser Max I. gestanden. Nun war er der erste evangelische Bischof jener Lande. Unter ihm wirkten Briessmann, Speratus und Poliander. Er blieb zugleich Stütze und Freund des Herzog Albrecht. Und er blieb dem Evangelium treu bis zum Tode am 28. April 1550 auf seiner Burg Balga am frischen Haff.[44])

Da hatten wir Bischöfe. Warum blieben sie nicht?

Weil überhaupt und schon längst die bischöfliche Gewalt in Grenzen gewiesen war, und die Lage der Kirche diese Gewalt nun an die Fürsten wies.

Die Rezeption des römischen Rechts war längst vorhergegangen. Sachsen- und Schwabenspiegel genügten nicht mehr, die Fragen zu schlichten, die mit dem aufstrebenden gewerblichen Leben erschienen und ihr Recht forderten. Aber mit dem Recht der Römer war auch der Staatsbegriff der Römer gekommen. Kleine und große Dynasten

rangen nach der Unabhängigkeit. Es steigerte sich territoriales Bewußtsein. Und die kirchliche Bewegung, welcher die Landesfürsten halfen, hatte sich dankbar erwiesen: Sie hatte seit dem Religionsfrieden der Fürstenmacht die Sorge für beide Tafeln des Gesetzes übergeben.

Das hatte der Religionsfriede von 1555 keineswegs verlangt. Nur die Aufhebung der alten bischöflichen Gerichtsbarkeit zu gunsten der Reichsstände war mit ihm gegeben. Die reichsgesetzliche Anerkennung der landesherrlichen Kirchengewalt im allgemeinen nur war ausgesprochen. Was sie in den einzelnen Ländern bedeute, das mußte deren Geschichte ergeben. Diese aber war thatsächlich kirchlich bereits so geworden und so übel geraten, daß „ein fremder Bestandteil der Kirche eingefügt worden". — Alle jene kirchenrechtlichen Theorien, wie sie in der Folge entstanden, episkopal, territorial, kollegial, sie sind ebenso Versuche, diesen der Kirche fremden Bestandteil in und vor der Kirche zu rechtfertigen. Sie sind Versuche, aus der Not eine Tugend zu machen. Sie begannen mit der Annahme, daß der Landesfürst als solcher vornehmstes Glied der Kirche sei.

Niemals aber haben die Evangelischen gewünscht, so fügen wir ein, die Reformierten vom Religionsfrieden ausgeschlossen zu sehen. Sie haben nur dagegen protestiert, daß man sie unter der Bezeichnung als „Verwandte der Augsburgischen Konfession" zulasse. Noch 1620 hat dieses Hoë dargelegt.

Jene Not lag am Tage. Die soziale Lage nötigte. Die Umstände zwangen. Der Zerfall der kirchlichen Herrschaft hatte eine Lücke geschaffen, sittliche und soziale Verwahrlosung drohten. Man mußte die weltliche Obrigkeit eintreten lassen. „Das gleiche Bedürfnis, einer augenblicklichen Unordnung und weiterer Zersetzung zu steuren, hat die Schöpfungen des Reformators beeinflußt." Schon die Kirchenvisitation von 1528 fiel in die Hand des Kurfürsten.[45])

„Vor alle Dynck moete wy vnde willen ock hebben eynen Superattendenten" ruft der Stadt Brunswig Christlike ordeninge von diesem Jahr. So in Lübeck, Soest und weit und breit.

Und man sehe wie gleichzeitig der Unterricht der Visitatoren das bischöfliche Amt als Besucheamt ableitet und als hochnötig betrachtet und schriftgemäß. Allerdings, ist Zucht nötig, so wird an den Kurfürsten verwiesen. Das ist die thatsächliche Lage.

Das hatte Luther nicht gewollt. Aber er hatte nicht einmal

Geld, um die Boten zu bezahlen, wie wir sahen. Er bittet den Kurfürsten. Aber er betont, daß dieser es „nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig sei, da ihm geistlich zu regieren nicht befohlen". Luther kennt nur Notbischöfe. Seine Klagen über die Eingriffe der fürstlichen Kanzleien verstummen nicht. „Du hast keine Ahnung davon, — schreibt er an Eisenmann — unter welchen Bürden die trefflichsten evangelischen Prediger in den evangelischen Fürstentümern durch die fürstlichen Beamten und Räte zu seufzen haben. — In betreff des bischöflichen Amts denkt jeder Verständige so wie wir. Aber, sagst Du, sie sind falsche Propheten und Mörder. Aber, wenn sie unsere Bedingungen und Vorschläge annähmen, würden sie aufhören, falsche Propheten und Mörder zu sein."

Und diese Vorschläge waren vorhanden.

Für Luther fallen Staat und Kirche theoretisch auseinander. Schon 1533, noch vor Aufrichtung des Konsistoriums also, war die „Obersuperattendenz" über alle anderen Superattendenten des Kurfürstentums gegeben. Da kam sechs Jahre später das landesherrliche Konsistorium. Und dann rief Luther in der Wittenberger Reformation 1545: „Es müssen Bischöfe sein als im Grad über den anderen Priestern." Die Pommersche Kirchenordnung von 1536 hat sie. Sie hat die Überschrift: Pia et vere catholica et consentiens veteri ecclesiae ordinatio. Der Superattendent soll, wo er falsche Lehre findet, dem Bischof Anzeige machen. Dieser bestätigt die Pastoren, die ihm präsentiert werden, und sendet sie dann der Gemeinde.

Nicht aus Kurzweil wird von unseren alten Kirchenordnungen und Dogmatikern die Notwendigkeit der Stufen im Amt, die Notwendigkeit des Gehorsams der unteren gegen die höheren dargethan. Hören wir nur Erasmus Saccerius: „Und hat der Herr mit höchstem Ernst geboten, daß die Vorsteher der Kirchen dazu mit großem Fleiß dienen und arbeiten sollen, daß sie allein tüchtigen Personen diesen Schatz befehlen, damit er für und für erhalten werde. — Derhalben alles was der heilige Geist zu Timotheo und Tito hiervon geboten, mit allem Ernste zu betrachten und wieder aufzurichten ist. Und ist kein Zweifel, daß das bischöfliche Amt erstlich eben darum über die anderen Prediger geordnet ist, daß die Bischöfe sollen besondern Fleiß thun, daß man bei rechter Lehre bleibe, und daß tüchtige Pastoren dazu bestellt werden." Und in der Preußischen Bischofswahl 1568 ist dies auch zum Ausdruck gekommen.

In einer harmlosen Treuherzigkeit waren zu Anbeginn die Fürsten aufgefordert.

Wie Luther, so legte Mörlin, so legten sie alle den 82. Psalm aus. Die Vorworte und Widmungen der Postillen an Fürsten und Herren zeigen diesen ihr Amt für die Kirche. Auf dem Titelblatt der Kirchenordnungen, Gesangbücher und Agenden sieht man ihr Konterfei mit Kronen und Evangelienbüchern; daneben ihr Wappen. Der Landesherren, der Reichsunmittelbaren und der Städte hohes Privilegium und allergnädigster Erlaß sind ihnen vorgedruckt. Erasmus Sarcerius gibt eine Gallerie frommer Fürsten von David bis Konstantin, Gratian und Theodosius. Er will, daß die Fürsten „bei der rechten und wahren Religion das Beste thun, so ist es sonst mit dem gemeinen Pöbel verloren". Und Johann Spangenberg schreibt in einem Vorwort an die Herzogin Elisabeth in Münden, daß die Prediger sollen der Oberkeit „als Amtleuten gehorsam und unterthänig sein mit Furcht und allen Ehren", welches doch selbstverständlich.

Die Einheit fiel in eine Vielheit von „Landeskirchen" auseinander. Ein zu beklagender Zerfall. Cur nunquam unam semper plures ecclesias vestras nominas? So schreibt Gretser an Hunnius. „Exagitant, inquis Pontificii nostras ecclesias — cur non nostram ecclesiam, si unum corpus est?" Der Zerfall der Form nach hatte den Vorteil wenigstens, einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit der Arbeit zu schaffen. Denn dieser Zerfall hatte eine bis zu einem gewissen Grade immer berechtigte und erwünschte Freiheit der Ausgestaltung gesichert. Immer aber werden wir mit Lamprecht sagen müssen: „Ein tragischer Gang, eine Geistesströmung wird an die Unterstützung aristokratischer Mächte gewiesen, ein Reformator muß sich fügen in die engen Bedenken fürstlicher und städtischer Politik." Man kann diese Vermischung tadeln, meint Hauck. „Aber das ist das Urteil der abstrakten Theorie, die nur rationelle Erscheinungen anerkennen will, die Wirklichkeit ist erfüllt von irrationellen." Aber, bemerken wir dazu, diese Wirklichkeit soll uns nicht stumpf gegen das Ideale machen.[46])

Am geschicktesten zur Aufnahme der Bewegung war das Bürgertum unserer Städte. Die Städte schufen die ersten Kirchenordnungen. Ächt konservativ verwahren sie sich in der Regel, als wollten sie damit den Rechten kais. Majestät oder der Landesfürsten Abbruch thun. Aber sie schaffen die ersten Ordnungen. So die Leisniger und

Magdeburger ihre Kastenordnung 1523 und 1524, Stralsund und Nördlingen 1525, Schwäbisch-Hall 1526, Braunschweig 1528, Hamburg und Goslar 1529, Frankfurt a. M., Rostock, Göttingen, Minden 1530, Lübeck, Eßlingen 1531, Soest 1532, Bremen, Straßburg 1534, Northeim 1539, Osnabrück und Schweinfurt 1543, Hildesheim, Ritzebüttel 1544 u. s. w. Aber blicken wir auf die Landesherren.

Wie die Brandenburgische „Geistl. Policei-Visitation- und Consistorialordnung" von 1561 noch zeigt, übernahmen Fürsten und Herren oft nur zagend und in wirklicher Furcht die Regierung der Kirche. Die Theologen ermutigten sie. Es macht dies nicht selten einen wehmütigen Eindruck. Man tastete nach Stützen. Man übertrieb darum auch die Würde der Obrigkeit. Sogar ein Mörlin ruft: „Die Obrigkeit bauet mir und dir das heilige Himmelreich, daß ich und du mit Gottes Wort erleuchtet, heilige Tempel Gottes werden".

Es gab ja auch eine große Reihe frommer Fürsten. Sie handhabten in der Furcht Gottes das Regiment in Land und Haus. Sie lagen dem Gebet ob. Sie lasen wie Georg Wilhelm von Celle den Kammerjunkern und edlen Knaben die Postillen dermaß laut vor, „daß man's auch im Platz hat hören können". Sie bekannten wie Fürst Georg zu Anhalt in seiner „Kurzen und tröstlichen Betrachtung unsers allerheiligsten Glaubens". Und sie legten die Schrift aus wie Graf Wolrad zu Waldeck. Viele legten sich schriftlich für alle Fälle eine Sammlung von Gebeten an, wie Herzog Christoph von Württemberg.

Solche Fürsten hielten denn auch, wie die Lüneburger und Kalenberger Herren, wie namentlich auch Herzog Christoph die Hände vom Kirchengut rein. Dort sammelten sich diese Güter dann in einem „Klosterfonds". Hier sprach der Herzog schon 1559 es aus, daß er diese Güter „allein zur Erhaltung der Kirchendiener, Schulmeister, zur Erziehung junger Studiosen für das Ministerium, Armenunterstützung, und Bestreitung alles andern Anliegens der Kirchen verwendet wissen wolle". Das verdankte man der Beratung von Brenz.

Nicht nur für Kirchen-, auch für Kanzlei-, Polizei- und alle Regimentssachen sind die Theologen noch die Berater. Auch freilich in so bedeutenden Fragen, wie die, ob aus einem Hahnenei ein Basilisk kommen könne? Sie war für Landgraf Wilhelm den Weisen

wenigstens so bedeutend, daß er unterm 19. September 1578 dieserhalb das Gutachten Strigels einholte. Schloß doch in Thüringen Johann Friedrich der Mittlere, der sich von zwei Pfarrern Rat holte, mit ihnen förmlich Vertrag ab. Er gab ihnen 16 Lot feines Gold und 760 Thaler. Dafür machten sie sich anheischig, zu entdecken, wie Eisen in Silber und Gold zu verwandeln sei. Pastoren, welche im Land gegen allerlei Schande und Schwindel predigten, wurden von der Rechthaberei der kleinen Fürsten oft auf das grausamste bedroht. Diese fühlten sich verantwortlich. Die Landesherren sind ja „auch der ersten Tafel custos und Hüter", wie Herzog Wilhelm zu Celle landesväterlich verordnet. „Gott hat — sagt Herzog Julius von Braunschweig — mit besonderm Ernst den Königen und Herrschaften seines Volks auferlegt und durch Mosen befohlen: Wenn der König auf dem Stuhl seines Königreichs sitzen wird, soll er das Gesetz des Herrn von den Priestern und Leviten nehmen und auf ein Buch schreiben lassen" — —.

Vor alters hatten die Deutschen ihre Herzoge und Gefolgsherren auf festen Schilden jauchzend in die Höhe gehoben. Und jetzt, sich selbst zurückgegeben, erneuert dies Volk jene Schilderhebung treuherzig trauend. Sie sehen fromme Herren über sich. Diese lassen es sich gefallen. Denn die Summa reiner Lehre ist ihnen ein „christlicher und himmlischer Landschatz". Und unbefangen, von einer und derselben Ratsstube aus, handhaben sie geistlich und weltlich Regiment.

Schon Landgraf Wilhelm IV. zeigt freilich, wie nur zu bald von ihrem kirchlichen Beruf die Landesherren dachten. Den Pfarrer zu Allendorf an der Werra machte er zugleich zum Salineninspektor. Der Superintendent erging sich gegen dieses Amt als Anhang zum Pfarramt in den allerehrerbietigsten Vorstellungen. Er erhielt den Bescheid, er habe einfach des Landgrafen, als obersten Superintendenten Befehl abzuwarten. Ein Herzog Julius wartete seines kirchlichen Berufs so, daß er dreien seiner Söhne die regelrechte römische Tonsur geben ließ, trotz Chemnitz und aller Kanzeln von Braunschweig. Als Andreä ihm die kirchlichen Dinge ordnen helfen sollte, forderte er, daß dieser ihm, „soviel die Kirchen anlangt die Zügel recht in die Hand gebe". Und nicht weniger lehrreich liefen die Dinge in Weimar. Von 1560 an hatten Flacius Wigand, Musäus und Judex den Bindeschlüssel gegen Strigels Anhang rücksichtslos

gebraucht. Der Herzog sah sich zur Errichtung eines Konsistoriums genötigt. Die Bedenken, welche jene Theologen gegen die Cäsareopapie in der Kirche überhaupt äußerten, sind „nur zu wahr und von der späteren Geschichte nur zu sehr bestätigt". Männer wie Heßhus indes trieben es freilich danach. Sein Kollege in Magdeburg hatte den Rat in Bann gethan. Mit dem Gebannten wollte Heßhus nicht verhandeln. Er stützte sich aufs Volk. Fünfhundert gewappnete Bürger mußten dem Rat helfen, daß der Zorneifrige ohne weitere Ruhestörung aus der Stadt gehe.

Daß aber Lehrzucht auch ohne die fürstlichen Konsistorien möglich, zeigt uns die Umkehr des Generalsuperintendenten Parsimonius zu Ansbach. Er leugnete die Verdienstlichkeit des thätigen Gehorsams Christi. In Wittenberg wurde er überzeugt. Zurückgekehrt versammelte er, es war im August 1570, die Dekane und Senioren um sich. Und hier leistete er unter großer Bewegung aller feierlich Widerruf.

Nicht als seien nicht auch damals schon treue Hofprediger gewesen. Mit größter Unerschrockenheit sagte Selnecker dem Kurfürst August die Wahrheit. Hofmann hatte, weil er auf der Kanzel der Schloßkirche gegen das Unwesen der Jagden hoher Herren gepredigt, noch am Tage des Verhörs am 8. August 1564 Dresden verlassen müssen, und ist „zwischen drei und vier Uhren gegen Abent zum Elbthor hinausgegangen und also abgeschieden". Da predigte Selnecker vom Wildschaden. Und er schrieb zugleich an den Fürsten von wegen des Wildes, das den armen Leuten das Feld verwüstet, und hielt dem Herrn seine Sünden vor, der mit seinen Jagdreisen sein Amt versäume.

Herzog Heinrich Julius ritt zur Huldigung in Hannover ein und saß mit großem Gefolge im Gottesdienst zu St. Georg. Magister Buscherus aber predigte über das sechste Gebot. Und als er schloß, wandte er sich nach dem Herzog und rief mit starker Stimme: „Und das geht Fürsten und Herren mit an!"

Sehen wir uns auf dem reichsrechtlich gewordenen Boden um.

Mit Luther flutete die volkstümliche Geistesbildung herein. Er gab damit der Predigt Sprache und Haltung. Sie gab Auslegung und Bezeugung der Heiligen Schrift in großer, körniger, überwältigender Einfalt. Diese Predigt war geeignet, in den Vordergrund des

Gottesdienstes zu treten. Ja sie wurde oft mit Zurückdrängung des Altarsakraments sein Höhepunkt.

Schon auf der Wartburg hatte Luther mit dem Beginn seiner Kirchenpostille den Anfang gemacht. So folgten die Postillen in langer Reihe. Denken wir an Corvinus in Münden, an Johann Spangenberg in Nordhausen, an Matheſius in Joachimsthal, an Veit Dietrich in Nürnberg. Für viele, wie für Spangenberg und Brenz, schrieb Luther das Vorwort.

Erinnern wir uns also eines wichtigen Umstandes.

Auch die Professoren fühlten sich mehr als Pastoren. Nicht für Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit als solche glaubten sie angestellt zu sein. Sie fühlten sich Diener der Kirche. Sie verteidigten sie auf Katheder und Kanzel zugleich. „Dem heiligen Geist ins Maul greifen", so nannten sie es, wenn die Höfe oder Magistrate mit ihren Mandaten das Schelten und Verdammen auf der Kanzel verboten. Und sie wanderten lieber wie Heßhus in sieben Exilia, statt sich zu fügen. So sahen wir es an den Streitern gegen das Interim, so in Preußen am Exil Mörlins, so in Jena, so aller Orten. Denn es handelte sich ihnen um die Hauptsache. Es ging ihnen ans Leben. Und dies wirkte auf die Predigtweise. Es handelte sich um der Seelen Seligkeit. Daß auch die Doktoren der Weisen und Unweisen Schuldner seien, mußte bei den Promotionen ein Student allen in Erinnerung bringen.[47])

„Durch die professores — so heißt es 1580 in der Kirchenordnung des Kurfürsten August von Sachsen — die nicht zuvor im Amt gewesen, wird Irrtum und Trennung angerichtet, als die mehr ihren philosophischen speculationibus nachgehängt, weil sie die Anfechtung und Streit des Gewissens in anderen Leuten nicht erfahren; welches vornemlich im Kirchendienst bei den Kranken und Gefangenen sich befindet. Daher Keiner angenommen werden soll, der nicht ein geübter Prediger gewesen, es wäre denn, daß keine solche Person zu bekommen."

Eine uns fast unbegreifliche Grobheit war allgemein gebräuchlicher Ton. Noch 1592 schrieb ein hochwürdiges geistliches Ministerium der löblichen Stadt Braunschweig in pleno gegen den Verfasser eine Schmähschrift: „Höre du Sau, du Hund, du Unflat, du seiest auch wer du wolleſt". Es galt, einen Angriff auf Chemnitz abzuwehren. Und im März 1598 schrieb Lukas Osiander an den

Herzog wegen seines italienischen Hofjuden. Die Juden seien, sagte er, „des Teufels Leibeigene". Es fiel ihm auch nicht ein, Abbitte zu thun. Er schlug dagegen vor, „man solle ihm lieber seinen alten Kopf entweder auf dem Platz vor der Fürstlichen Kanzlei, oder auf öffentlichem Markt herunterschlagen".

Diese Grobheit trug man auf die Kanzel. Das war Kanzelton, wenn Mörlin in Braunschweig predigt: „Oho, rufet jy, wie wollen wy Sassen nu supen, dat de leiffe Gott synen Lust schall daran hebben".

Kennt man die Zeit, so ist man oft geneigt, Luther noch höflich zu finden.

Er sagt einmal: Es stehen „die öffentlichen Zeugen, Galgen, Räder und Rabenstein für allen Städten". Dieser Strafprozeß mit peinlichem Verfahren in den Folterkammern der Rathäuser mußte verrohen. Die Richter und Stadtherren saßen nebenan bei gewürztem Wein und Konfekt auf Rechnung der Kämmerei. Sie vertrieben sich so die Zeit und ließen sich durch die herübertönenden Jammerlaute nicht stören. Diese Wildheit und Roheit hinter Stadtgräben und Fallgattern wie unter fahrendem Volk aller Art auf des Reichs Straßen war so, daß die Nerven der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sie gar nicht ertragen könnten. Aber damals waren die Nerven darauf hin gestimmt. Auch Luther war für schwere Tortur beim Hexenprozeß.

Zu strafen fühlen sich die Prediger verpflichtet. Es liegt in der Weihe.

Die Kinderpredigten, welche der Nürnberg-Brandenburgischen Kirchenordnung von 1592 beigegeben sind, erklären: „Es ist das Predigtamt, das unser Herr selbst angefangen, eingesetzt und verordnet hat, immer von einem auf den andern kommen durch das Auflegen der Hände und Mitteilen des heiligen Geistes bis auf diese Stund. Und das ist auch die rechte Weise, damit man die Priester weihen soll und allewege geweihet hat und soll noch also bleiben."

Daher freilich kam es, daß sich eine polemische Theologie bildete, und wie auf der Kanzel so in Schriften ins Kraut schoß.

Zu den wildesten und widerwärtigsten Streitschriften gehören die, welche im Kampf mit den Konvertiten Staphylus und namentlich Nas hin- und herflogen.

Dieser, Schneidergesell, dann Bischof von Brixen, nahm die Schere in sein Wappen und die Feder zu seinem Speer. Seine Sammlung von Schandwörtern, die er aus protestantischen Schriften allerdings entnehmen konnte, wußte er geschickt zu benutzen. So kam das ganze „lutherische Geschwürm", wie Nas sagte, in Aufruhr. Und an die Seite trat ihm nun der Konvertit Flasch. Seine Lügen übertreffen alles Dagewesene.

Die Antworten von Lukas Osiander und Jakob Herbrand türmten Pech und Schwefel auf Rom. Rollenhagen sekundierte gegen den großen Beißkopf und seine Jesuiten mit seinem „Froschmeusler".

Zu den Streitigkeiten, die am häßlichsten und rohesten geführt wurden, gehören immer diejenigen gegen Konvertiten. Gegen Johann Pistorius, Sohn des Superintendenten von Nidda, schrieben so die Pappus, Egidius Hunnius und Cyriacus Spangenberg und die oberhessischen Prediger. Es gehören dahin die Fluten der Traktate gegen die „Calviniſten" bis zum großen Krieg ebenso.

Die Kanzel war auch hierfür Tribunal. Sie war auch mit oder gegen die Herren vom Rat Kläger und Richter zugleich.

Gegen die Pluderhosen donnerte sie wie gegen Fastnachtsschwank und Balgen. Der Hosenteufel, rief Musculus bekanntlich zur Erbauung der Frankfurter, sei so fürchterlich, daß es gar kein Wunder, „wenn uns die Sonne nicht ansähe, die Erde nicht mehr trüge und Gott mit dem jüngsten Tage gar dreinschlüge von wegen der greulichen unmenschlichen und teuflischen Kleidung, damit sich die jungen Leute zu Unmenschen machen."

Die Homiletik der Zeit war seltsam geartet.

Ohne Frage stellte sich pedantische Schulform dennoch für die Predigt ein. Beständige Abwehr nach zwei Seiten, nach seite der Calviniſten und Jesuiten, gab die Härte. Die scholastische Methode der Gelehrsamkeit aber erschien dabei auch auf der Kanzel. Citate aus den Kirchenvätern nahmen oft großen Raum ein. Lukas Osiander eiferte in seiner Bauernpostille von 1597 vergebens dagegen, daß den armen Bäuerlein von spitzigen Disputationibus geredet werde.

Im allgemeinen ward dabei dennoch die ungeordnete natürliche Anlage der Predigt Luthers beibehalten. Die synthetische Weise fand keinen Eingang. Nur Georg Major etwa macht eine Aus-

Trocken waren die Predigten jetzt eben noch nicht. Sie wurden es später. Nur, wie angedeutet, hören wir viel über Augustin und alle alten Väter. Die Predigten wimmeln von Petrus Lombardus und den Scholastikern. Sie teilen historische Merkwürdigkeiten von Cyrus, von Tamerlan und vielen blutdürstigen Tyrannen mit. Es schwimmen auch hebräische Worte und lateinische Citate oben darauf, und allerlei gelehrte Brocken. Interessante Streitfragen und Kuriositäten sind dem Zeitgeschmack willkommen.

Cyriacus Spangenberg, mansfeldischer, und Christoph Fischer, lüneburgischer Generalsuperintendent, predigten auch über fortlaufende Texte. Hunnius und Selnecker, Heidenreich zu Breslau und Bidenbach zu Stuttgart hielten Predigten in derselben Art über ganze biblische Bücher. Aber ohne einige Schulfuchserei und unnütze Gelehrsamkeit ging es nicht ab. Denn der Hauptgesichtspunkt blieb die Lehre. Labia sacerdotis custodiant doctrinam — stand über der rundbogigen Thür des Pfarrhauses zu Mengeringhausen, in welchem Philipp Nicolai geboren ward, und steht noch dort zu lesen.

Mathesius hatte seine lateinischen Pastoralregeln 1554, Sarcerius hatte 1558 sein Pastorale geschrieben. Es folgte Superintendent Hieronymus Weller zu Freiberg, welcher aus Luther Regeln für Amtsverwaltung und Predigt vier Jahre nach Sarcerius gab.

Der vorhin erwähnte Pastor zu St. Sebastian in Magdeburg, Georg Rollenhagen, steht schaffend am Ende des Jahrhunderts. Er gab „die Leichenpredigt zum Begräbnis des reichen Mannes" heraus. Aber keine Postille. Jene Predigt zeigt glänzenden Humor wie sein Froschmeusler. Aber als ein Magdeburgischer Kollege eine Predigt für eine Postille von ihm fordert, soll er gemeint haben, er wolle sein Haus mit Postillen decken und warte nur auf diejenige Sr. Ehrwürden noch.

Die Schulen waren im Übermaß für die Kirche und ihren Kultus verwendet worden. So war denn auch in gemeinen Schulen noch „eine solche Barbarei und Unrichtigkeit im Lehren, daß mancher bis in zwanzig Jahr alt wurde, ehe er seine Grammatika lernte und ein wenig Latein verstand und reden konnte, welches doch gegen das jetzige Latein lautete wie ein altes Rumpelscheid oder Strohfidel gegen die allerbeste und bestimmteste Orgel; welches man mit den ungelehrten Priestern, so zur selben Zeit viel tausend waren, leichtlich bezeugen und beweisen könnte. Zu-

dem, so wurden die armen Knaben mit dem Singen dermaßen beschwert und gepeinigt, daß man von dem einen zu dem andern kaum Zeit genug haben konnte, die Gesänge anzurichten und zu übersingen, wenn man gleich in der Schule sonst nichts zu lehren bedurft hätte. Und mußten oft die Knaben bei nächtlicher Weile in einer Mette in dem harten, kalten Winter drei ganze Singestunden an einander in der Kirche erfrieren, daß mancher sein Leben lang ein Krüppel und ungesunder Mensch sein mußte." So klagt der redliche Kantor Hermann. Dies wurde anders.

Für gelehrte Schulen schrieb das sächsische Visitationsbüchlein vor: „Die Stunde vor Mittag soll allewege für und für so angelegt werden, daß man darin nichts anderes, denn Grammaticam lehre, erstlich Etymologiam, darnach Syntaxin, folgende Prosodiam. Und stetig, wenn dieses vollendet, soll man's wieder von vorn anfahen." Im Lateinischen waren die Theologen also gewiß nicht vernachlässigt. Der Unterrichtsplan der Johannisschule in Lüneburg zeigt 1570: Melanchth: Rhetorica und Dialectica. Eoban Hessus: Psalterium Davidis. Joh. Murmelii Anleitung zum Versmachen. — Die Neuerungen gingen hier langsamer. Und doch beginnt Petrus Nigidius, der Wittenberger, der als Professor in Marburg dann starb, seine lateinische Grammatik von 1556 mit den zehn Geboten, dem Glauben, dem Vaterunser, alles lateinisch und schließt mit lateinischen und deutschen Tischgebeten.

Denken wir an den Aufschwung des Volksschulwesens, so haftet unser Auge wie auf Luther, so auf Melanchthon. „Es wächst jetzt daher — schrieb Luther, wie wir sahen, an seinen Kurfürsten — die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein, mit dem Katechismus und Schrift sowohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft thuet, daß ich sehen mag, wie sie mehr lernen, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn zuvorhin, und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können."

Und nun gedenken wir nur noch der drei Schüler Melanchthons, der Rektoren Trotzendorf, Michael Neander und Hermann Wolf. Nehmen wir zu ihnen Johann Sturm in Straßburg, so überblicken wir einen Reichtum kräftiger Arbeit für die Gelehrtenschule. Und dazu gehört für die Volksschule der fromme und kindliche Kantor Hermann, des alten Matheſius Freund und Beistand. Er widmet den Kindern seine Lieder:

Ihr allerliebsten Kinderlein,
Das Gesangbüchlein soll ewer sein,
Es ist fein alber und fein schlecht,
Drum ist es für euch Kinder recht.

Aber Luthers Katechismus herrschte. Er ward mustergültig. Vor ihm erblichen die Katechismen des Urbanus Rhegius. Vor ihm auch derjenige Althamers und Rürers, die Vorrede ist vom November 1528.[48]) Ebenso treten diejenigen von Brenz in Schwäbisch-Hall und von Gräter in Heilbronn zurück. Luthers Katechismus ward als golden Kleinod geachtet. Der Kurfürst Johann Friedrich saß in kaiserlicher Haft. Dreimal in der Woche sang man in Weimar die Litanei. Und er schrieb an den Pastor Roth in Geiten: „Wollet auch unseren Kleinen vermelden, sie sollten fleißig beten und ihren Katechismum wohl lernen". Johann Friedrich II. von Gotha schickte aus seinem Gefängnis zu Wienerisch-Neustadt seinen zwei Söhnen jedem ein goldnes Kettlein und jedem einen Katechismus Lutheri. Und nach der Kirchenordnung von Halle sind jährlich zweimal immer vier Wochen lang und wöchentlich viermal zu U. L. Frauen Katechismuspredigten zu halten.

Wie seit Cunrad Dietrichs Institutio gearbeitet ist, kann hier nicht erörtert werden.

Am Tag St. Gregorii wurden die Schulpredigten gehalten. Matheſius predigte „van des groten Propheten Elisa Schole" mit ihren hundert Stipendiaten. Adam Crato zu Nordhausen gab 1585 „Christliche Schulpredigten von St. Gregorii Schulfest sambt kurzer Erklärung des Donats" heraus. — Übrigens hatten in Kursachsen 1580 wirklich schon 39 Städte je eine höhere Schule mit einem, 32 eine solche mit 2, 14 mit 3, 10 mit 4 Lehrern. Dann hob es sich. Leipzig hatte eine Schule mit sieben Lehrern.

Schon eine evangelische Liederkunde finden wir. Wir meinen die Hymni, welche Joh. Spangenberg gab. Und 1550 wurden sie dem Bürgermeister zu Wetzlar gewidmet. Nur einiges sei noch erwähnt.

Vom Jahre 1563 stammt der in Handschrift vorhandene „Auszug des Christlichen Catechismi, wie er alle Mitwoch der Jugent wird fürgelesen in der Neuen Pfarr zu Regenspurg". Er ist wahrscheinlich von Gallus. Er hat: „Zur Substanz gehört Brott vnd Wein — vnd zugleich der wahre Leib vnd das wahre Blut Christi,

so mit oder vnder dem Brott vnd wein von Christen in diesem Sacrament wahrhafftig doch sonderlicher vnbegreiflicherweise gegessen vnd getrunkhen wird".

Luthers kleiner Katechismus für die Stadt Amberg, Leipzig 1595, hat auch den „Catechismus Gesangsweise gestellet durch Doctor M. Luther". Zu jedem Stück ein Lied von ihm. Dann folgen Lieder von Matheſius, Paul Eber, Nik. Hermann.

Zur Einführung der Katechismuslehre halfen in ihren Gebieten auch die Gutsherren ihren Pfarrern redlich. Ein Graf Schulenburg an der Weser setzte sich mit seiner Hausfrau unter die Kinder und ließ sich vom Pfarrer fragen. Da lernten es die Bauern. Der von Meyendorf auf Ummendorf im Magdeburgischen machte es ebenso, und andere evangelische Patronatsherren mit ihm.

Dieser Adel war überhaupt wacker zur Hand. Auf Schloß Eisenbach bei Lauterbach sahen wir Johann von Riedesel. Er trat überall für die evangelische Lehre ein. Er geleitete Flacius zur Disputation mit den Jesuiten vor dem Abt zu Fulda. Assa von Cramm war Pate bei Luthers Kind. Im deutschen Süden waren es die Gemmingen und jener mannhafte Pankraz von Freiberg auf seiner Burg Hohenaschau, welche bauen halfen, abgesehen von den Unzähligen, welche fürs Evangelium aufs Pferd sprangen. Wir müssen darauf verzichten, auch nur zu beginnen, die Reihe verdienter Geschlechter aufzuzählen.

Jeder Blick auf die alten evangelischen Kirchenordnungen und Agenden, seit Luther 1523 seine „Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde" entworfen, wird uns von dem erhaltenden Sinn der Väter überzeugen. Alle schließen sie sich liturgisch soweit irgend möglich an die alte Meßliturgie.

Überall finden wir in diesem Jahrhundert tägliche Matutin und Vesper in den Städten. In Augsburg seit 1537 in drei Kirchen. Freitags wird nach der Predigt die Litanei, oft unter Glockengeläut, gesungen oder gesprochen. Die monatlichen Bettage werden neben den Marien- und Apostelntagen fast durchgängig gefeiert. Darum in den Kirchenordnungen Bugenhagens, wie für Braunschweig, Hamburg und Lübeck, immer die Kapitel „von dem Singen und Lesen der Schüler in den Kirchen". Die Kurrende wurde in Nürnberg 1588 erst wieder neu geregelt. Zum Kyrie soll nach der von Brenz für die Stadt Halle 1526 verfaßten Ordnung „die gantz

Kirch dazu knien". Die Wochengottesdienste waren kurz. „Man muß die seelen nicht vberschutten". So heißt es in jener Ordnung für Wittenberg 1523.

Man denke an die Grundanschauung im Ausschreiben des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg von 1569. Es empfiehlt Verdeutschung der alten Gesänge. Es weist auf Gregor den Großen, auf die alte Feier der Festtage, auf die trefflichen Sequenzen hin. Es begehrt, daß man mit Fleiß lese „was die alte Kirche auf unterschiedliche Zeit und Fest vor noch weitere feine christliche Gesänge und Lektionen uñd Gebete ausgesetzt". Denn daraus würde „der rechte Verstand und Konsens der rechten alten reinen und unserer jetzigen Kirchenlehre in unserer wahren Religion der Augsburgischen Konfession nicht wenig bestätigt werden".

Die Lehre vom Nachtmahl mußte liturgisch und zuchtlich bauen und sichern helfen. Man befreite sie auch in Kirchenordnungen vom Opferbegriff. So eingehend in der Brandenburg-Nürnberger von 1533 unter Bezugnahme auf die griechische Kirche und den Kanon von Mailand.

So groß war die Devotion, daß sie, ehe dogmatisch festgestellt war, des Guten mit der mittelalterlichen Kirche zu viel that. Noch 1554 sagt Erasmus Sarcerius: „Item so etwas aus dem Kelch nach der Consekration verschüttet würde, laß ich mir gefallen, daß man die Erde, darauf es gefallen, wo es geschehen kann, aufkratze und verbrenne. Wo aber Steine sein, daß man alsdann auf dieselbige Stelle ein kleines Feuerlein mache und hernach zusammenkehre und in ein fließendes Wasser schütte."

Was wir Kirchenzucht nennen, bis zum Ausschluß aus der Kirche, es kam durch die Beteiligung der weltlichen Gewalt nicht zum klaren Ausdruck als kirchliches Thun.

Aber die Abendmahlsverwaltung im engeren Sinne blieb doch den Fakultäten und dem geistlichen Amt. Was man jetzt „gastweise Zulassung" Andersgläubiger nennt, war unbekannt.

Jene „gastweise Zulassung" hatte Luther durch seine Haltung in Marburg durch die oben mitgeteilten Briefe an den Rat von Frankfurt a. M. und an Herzog Ernst von Lüneburg ein für allemal verworfen. Und nach ihm dachte man nirgends anders. „Unwürdig essen — sagte Chemnitz im Examen — die, welche hinzu-

treten mit schlechten, pietätslosen oder profanen Ansichten über dieses Sacrament."

Dies war auch nicht anders möglich. Man wußte, was man empfing. Wie Luther, so hatten unsere Theologen überhaupt, wenn die Rede darauf kam, sich auf dem Boden der griechischen Väter stehend erklärt. Hinsichtlich der Frucht des heiligen Mahls gingen sie mit ihnen. Wir erwähnten dies bereits früher. Johann Spangenberg sagte: „Es soll uns beide an Leib und Seele zu gute kommen". Dann beruft er sich auf Irenäus. Westphal bemerkt: „Irenäus beweist von hier aus die Auferstehung der Leiber". Dazu erwähnt er Cyrill. Dieser „beweise mehrmals die Wahrheit, daß unser grober irdischer Leib durch das Essen zur Unsterblichkeit zurückgebracht werde". Matheſius ruft: „Der Herr speiset seine gläubigen Gliedmaßen mit seinem lebendigen Fleisch und Blut im Abendmahl, daß auch ihr Leib im Tode und Grabe nicht bleiben, sondern auferstehen und Christi Leib ähnlich werden" solle. Heßhus beruft sich ausdrücklich auf Irenäus, Tertullian und Cyrill. Mit ihnen lehrt er, daß „auch unser Fleisch" durch diese geistliche Speise zum ewigen Leben ernährt und die Unsterblichkeit in uns übergeleitet werde". Urbanus Rhegius sagt: „Auch unsere vergängliche leibliche Natur soll dadurch zur Unvergänglichkeit und zum Leben kommen". Und Johann Spangenbergs Sohn, Cyriacus Spangenberg beruft sich hierfür auf Hilarius, Irenäus und Cyrill.

Flacius weist auf Irenäus hin. Er sagt dann: „Wie die Alten, Irenäus, die Synode von Nicäa und andere Väter gelehrt haben, wird daselbst (im Nachtmahl) der Leib Christi unserm Leibe gegeben, daß er diesem ein Pfand, Symbol und auch eine Ursache der glorreichen Auferstehung wäre".

Martin Chemnitz geht ausdrücklich mit Irenäus. Auch die Leiber empfangen die Eucharistie. Im Examen beruft er sich auf Hilarius und Cyrill. In der Repetitio von 1561 bekennt er sich hinsichtlich der Verklärung der Leiber als Frucht des Altarsakraments für Irenäus und Justin. — Johann Heermann: „Es ist doch — unmöglich, daß der Leib im Grabe bleiben soll, welcher mit deinem Leib und Blut geheiligt worden ist". — Selnecker stützt sich auf Irenäus und Cyrill. Er sagt: „Das Mahl des Herrn einigt uns nicht allein dem Geiste, sondern auch dem Fleische nach mit Christo". Und daher nimmt er seinen vierten Beweis für die Auferstehung und Verklärung unserer

Leiber.[49]) Johann Marbach erklärt sich gegen die, welche die Verklärung der Leiber durch den Genuß des Abendmahls nicht erhärten wollen, eingehend.

Sehr entschieden spricht sich, wie gesagt, in diesem Sinne Flacius in seinem Werk „über die mystische und sacramentale Präsenz" aus. Er lehnt sich an Irenäus.

Aber noch mehr. Auch Jakob Andreä. Im Bericht der Württemberger Theologen finden wir, daß er bekennt, die heilige Speise verwandle uns in ihre Natur, daß die Seele heilig und unser Leib unsterblich wird. Und er wiederholt gegen Grunäus, daß die Teilnahme unseren Leibern die Unsterblichkeit bringe.

Andreas Musculus beantwortet zu Frankfurt a. O. 1560 die Frage, „ob das rechte Christen seien, die sich des öftern Gebrauchs des Sacraments enthalten". Er verlangt, man solle an den „obersten und hohen Personen" anfangen, und zusehen „wie oft im Jahr sich jetzund Fürsten und Herren bei dem hohen Altar sehen lassen". Mit Irenäus, Ambrosius, Chrysostomus, Cyrill zeigt er dann, wie unser Leib durch leibliches Essen des Leibes des Herrn unsterblich werde, weil in Christum eingeleibt. Er läßt dann Luther und durch ihn Hilarius reden, und gibt zu bedenken, „wie wohl die alten Christen gethan haben, daß sie fast alle Tag oder je zwei- oder einmal in der Woche communiciert haben".

Auch Höpfner gehört hierher, wie wir gleich bemerken mögen. Doch da wir uns auf dieses Jahrhundert hier zu beschränken haben, so rufen wir nur noch Affelmann auf. Er bekennt so deutlich, als möglich, daß Christi Leib eine himmlische Speise ist, „dadurch der Leib zum geistlichen, himmlischen und seligen Leben ernährt wird!"

Wie Johann Arnd sich an Irenäus hielt, braucht hier wohl nicht erwähnt zu werden. Philipp Nicolai beruft sich gegen Sadeel auf Tertullian über die Auferstehung der Leiber. Sie sind ja mit Christi Leib und Blut gespeist.

Wo solcher Wert auf leibliche Gabe und mündliches Genießen gelegt wurde, da verstand sich die Umhegung des Altars von selbst.

In Wittenberg erklärten am 14. Oktober 1568 „Dechant und Doktoren der theol. Fakultät einmüthig, daß Andere nicht zum heiligen Abendmahl zuzulassen seien, als solche, welche der Lehre zugethan seien, die zu Augsburg im Jahr 1530 vor dem ganzen

Reich bekannt und folgends vielmals ist wiederholt und erkläret worden". Denn wer dieser Lehre widersprechen würde, würde „sich dadurch von der Kirchengemeinschaft selbst gänzlich ausschließen". Wolle man also Reformierte annehmen, so würde man damit geradezu auch sündigen. „Denn solch' Aufnehmen wollte sich dahin ansehen lassen, als ob man des Widerteils unbillige und irrige Verdammung dieses Kirchenglaubens und Lehre stillschweigend lobte und dieselbe approbierte, oder ja ruchloser, verächtlicher Weise es geringschätzig in den Wind dahin schlüge, was man auch von diesem Abendmahl glaube und halte. Stärketen demnach in dieser Aufnehmung abermals viele und schwere Sünden" — — —.

Und so selbst die Philippisten. Es beschimpfte in Wittenberg gerade in diesem Jahre Kaspar Peucer den Konrad Schlüsselburg als „flacianischen Gesellen" und verwies ihn als ein „lebendiges Glied Satans" aus der Stadt. Aber die hergebrachte Nachtmahlszucht eben respektierete man dennoch. — Ließen doch auch die reformierten Prediger zu Zürich die von ihnen nach Straßburg gehenden Studenten hier nicht kommunizieren. Sie schrieben, wie Danhauer erzählt, deshalb eigens an den Kirchenkonvent zu Straßburg: „Unsere Knaben haben nicht einerlei Glauben mit euch, warum sollen sie denn äußerlich mit dem Munde bezeugen, das sie doch innwendig im Herzen nicht glauben".

Hie Klerus, dort Laien — das war der große Gegensatz im mittelalterlichen Volkswesen. Die natürliche Gliederung des Volkes selbst prägte sich im kirchlichen Leben nicht aus. Hier war die Pfaffheit alles in allem. Sie saß allein im Chor.

Anders im protestantischen Land. In die Kirchen hinein bauten sich die Stände des Volkes in vorspringenden Emporen und Bühnen. Das Einzelrecht trat hervor in Fürstenstühlen, Ratsherrenbänken und Innungssitzen. Hier saßen die edlen Familien der Stadt, die ratsbürtigen. Sie umgaben ihre Stühle mit hölzernen Schranken, oft über die Säulen hervorspringend. Sie richteten sich zwischen den oft mit Tuch umkleideten häuslich ein. Dort unten im Schiff selbst erschienen vergitterte Bänke, und im verschlossenen Raum fand der Bürger sein Gesangbuch. Alles zerstückte den Gesamteindruck. Das Ganze war vor dem Einzelnen zurückgetreten. Ganz wie das protestantische Kirchenwesen.

Vom Bürgertum getragen, so sahen wir die ersten Kirchen-

ordnungen. Und im Bürgertum erſcheinen die erſten Armenordnungen.

Die Aufrichtung des „gemeinen Kaſtens“, der Umſtand, daß die Gemeinde ſelbſt die Armenpflege in die Hand nahm, war ein unendlicher Fortſchritt. Er ruhte auf Anerkennung des Wertes der Arbeit und der Güter, alſo der Perſönlichkeit. Was bisher faſt geheiligt war, der Bettel und die Verdienſtlichkeit des Almoſengebens, es war damit hingefallen. Das beſchauliche Leben war nicht mehr verdienſtvoller, als das thätige. Und Gaben der Kirche zu vermachen brachte dem Himmel nicht mehr näher, als ſie armen Verwandten zu verſchreiben.

„Wille wy Chriſtene ſyn, ſo moete wy jo dat in der Frucht bewiſen“ — ſagt die Braunſchweiger Kirchenordnung von 1528. Darum in allen alten Ordnungen, wie in der der Stadt Leisnig von 1523, das Kapitel von gemeinen Kaſten. Es iſt „dem Dürfftigen armutt tzu gute“ wie die Ordnung der gemeynen Kaſten yn der löblichen Stadt Maydeburgk von 1524 ſagt. „Ynn yewelicker parkercke ynn den ſteden ſchal ſtan vp gelegenem örde eyne kaſte vör de arme lüde“ ſagt die Pommerſche Ordnung von 1535. Vor jeglicher Kirchthür ſteht ein ehrbarer Mann, Almoſen zu empfangen und Sonntag und Mittwoch gehen ſie dazu mit geſchloſſenen Büchſen durch alle Gaſſen. So nach der Württemberger Ordnung des gemeinen Kaſtens von 1536.

So ſah es denn vor den Thüren der Kirchen anders aus, als ehedem. Die Bettler, welche hier zahlreich lungerten, lagerten und ſaßen, waren ſo ziemlich verſchwunden. Die Arbeit war zu Ehren gekommen. Die Armenkaſten ſorgten. Als Johann Heß zu St. Magdalenen in Breslau Pfarrer geworden, hatte er mehrere Sonntage nacheinander ſich geweigert zu predigen. Sein lieber Herr Chriſtus — ſagte er — liege vor der Kirchthür. Er könne nicht über ihn hinwegſchreiten. Da entſtand das Spital zu Allerheiligen.

Die Armen ſind — ſagte Brenz — „der chriſtlichen Kirche hoch verwandt“. Und die Kirche begann, nicht Almoſen zu ſpenden, ſondern arbeiten zu lehren. Aber das öffentliche Frauenhaus wurde, wie 1562 auf Andringen der Geiſtlichen zu Nürnberg, abgeſchafft.

Die chriſtliche Moral war auf neuer Grundlage aufgebaut.

Der Nürnberger Venatorius ſchrieb ſchon 1529 „über die chriſtliche Tugend“. Melanchthons Epitome auf Ariſtoteles fußend

kamen 1538, seine „Elemente“ der Ethik von 1550 folgten. Chemnitz kommentierte sie. Polykarp Leyser gab den Kommentar heraus. Hieronymus Weller teilt seine Arbeit für die drei Stände ein. Chyträus gab fünf Jahre später Tugendlehre nach den zehn Geboten für die Studenten. Paul von Eitzen schrieb bis 1575, wie wir Luthardt entnehmen, für denselben Kreis ein beliebtes Lehrbuch.

Das der Erbauung dienende Schriftenwesen konnte in den alten vorreformatorischen Wegen nur der Form nach beharren. So blieb der Hortulus animae das Vorbild für unzählige Andachtsbücher und „geistliche Würzgärtlein“. So das liebliche von Georg Rhaw. In ihnen mündet dann mit dem neuen Inhalt die alte Innigkeit.

Luther ging voran. Er legte den Grund. Die kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens und Vaterunsers von 1520 kommen immer wieder vor. Der „tröstliche Unterricht“, der Sermon vom Sterben, dann die „Einfältige Weise zu beten“, darin können wir mit Beck die Anfänge einer neuen Erbauungslitteratur erblicken.

Es folgten dann Melanchthon mit seinem Trostbrief, Bugenhagen mit seinen „Trostbüchlein“ und „Gebetbüchlein“. Und wir finden Stücke uralter Überlieferung fortgeführt, einfältig und innig. So gingen den Perlen deutscher Mystik des Mittelalters Ansehen und Einfluß nicht verloren. Tauler, Suso, Thomas a Kempis blieben im Gebrauch. Hatte doch Luther die „deutsche Theologie“ selbst zu Ehren gebracht.

Aber wie die geistlichen „Würz- und Seelengärtlein“, so nahmen andere unserer Bet-, Beicht-, Trost- und Andachtsbücher sorgsam und herzlich arglos die hergebrachte Form herüber. Es trat mehr und mehr dann evangelischer Inhalt hinein. Nirgends aber ward einfach reine Bahn gemacht. Das Haus ward vor allem wohl bedacht.

Es war nach allen Seiten neu geadelt. Luther erfreute sich an Menius' „christlicher Haushaltung“. Es folgten die Arbeiten für geistlichen Hausbedarf von Jakob Weller und Wenzel Link, Matheſius und Egid. Hunnius, A. Osianders Haustafel nicht zu vergessen. Auch nicht Veit Dietrichs Auslegung des 32. Psalm und seine 13 Predigten über Passionsgeschichte. Er widmete sie 1545 der erbarn und tugendhaftigen Frawen Sibylla Baumgärtnerin.

Für Gesunde und Kranke in Todesnöten schrieb Urbanus

Rhegius ſeine „Seelen-Arznei“. Zu Breslau erſchien Moibans „Underrichtinge der Öveldäder, de man döden ſchal“. Myconius hatte ſein Krankenbüchlein drucken laſſen.

Wir ſtoßen dann auf Juſtus Jonas mit ſeinem „chriſtlichen Unterricht“. Es kamen die Erbauungsſchriften von Urbanus Rhegius und Chriſtoph Viſcher, Erasmus Alberus, Johann Spangenberg, Kaspar Aquila, Johann Matthefius, Michael Cölius. Im fränkiſchen Kreiſe erſchien neben Wenzel Link auch Lazarus Spengler.

Siegmund Feyerabend widmete 1578 dem Rat von Nürnberg des Erasmus Sarcerius Hausbuch.

Meliſſander ſchrieb ſein „Chriſtliches Ehebüchlein“. Auch ſein Betbüchlein für Kommunikanten iſt bekannt. Ein ſchön „new Lied von dem heiligen Eheſtandt“ kam 1550 in Bentzenauers oder Hildebrands Ton. Matheſius ſchrieb „vom Eheſtand und Hausweſen“, und Habermann ſeine „Hauskirchen Cantorei“. Sein Gebetbuch wurde Gemeingut. Hunnius hielt in Frankenberg, wohin die Univerſität der Peſt wegen von Marburg verlegt, ſeine Predigten über die Klagelieder Jeremiä. Im folgenden Jahr 1586 ſchrieb er ſeine Chriſtliche Haustafel. Drei Jahre ſpäter erſchien zu Eisleben Selneckers Eheſpiegel.

In Magdeburg by Hans Walther erſchien: „Ein Bedebö/kelin, nye vth der hilligen ſchrifft“, welches ſo recht die Reihe eröffnet:

Alle tydt bedet vnde waket
Dat gy nicht bloth vnde naket,
Vor dem Brüdegam Chriſto ſtan,
Alſe de vyff dullen hebben gedan.

Die „Bedeböklin“ wechſelten dann ab mit den „Paradiß vnd Luſtgarde der Selen“. Das „Troſtbüchlein allerhand betrübeten vnd angefochtenen Perſonen“ von Neuheuſer am Münſter zu Ulm fand ſeit 1593 große Verbreitung. Und Martin Moller ſchrieb am 15. April dieſes Jahres in Sprottau die Widmung zu ſeinem Manuale, ſeiner Todesvorbereitung. Drei Jahre vorher hatte er ſeine Meditationen erſcheinen laſſen.

Zahllos ſind die „Handbüchlin, von dieſem Jammerthal ſeliglichen abzuſterben“. Ebenſo die „geiſtlich Zeughauß“ und „geiſtlich Harniſchkamer“ und der „Myrrhen-Berg“. Selneckers Pſalter „mit kurzen Summarien und Gebetlein für Hausväter und ihre Kinder“

gehört auch hierher. Das „geistliche Antidoton" gibt Arznei gegen die Pest. Wespe schrieb sein „Wat man einem Christen im Dodtbedde uth Gades trostlikem Worde vorlesen schal".

Dazu kommen dann am Ende des Jahrhunderts die „Geistliche Kriegsrüstung wider die Türken", die „Türkenglocken". Schneegast ließ 1597 zu Trost gegen den Feind seine „Bet- und Trost-Gesänglein" drucken.

Joachim von Beust auf Planiz schreibt in diesem Jahre von der „Sterbens Kunst".

Zu Unna in Westfalen stand Philipp Nicolai. Sein Gehalt betrug 60 Reichsthaler, fünfzig Mütte Korn, sechs Fuder Holz. Da kam die Pest. „Da war mir — schrieb er — nichts süßeres, nichts liebers und nichts angenehmers, als die Betrachtung des edlen hohen Artikels vom ewigen Leben durch Christi Blut erworben. Ließ denselbigen Tags und Nachts in meinem Herzen wallen, und durchforschete die Schrifft, was sie hiervon zeugete. Lase auch des alten Lehrers Sanct Augustini liebliche Tractätlein, darin er dies hohe Geheimniß als ein Nüßlein aufbeißet, und den wundersüßen Kern herausgelanget. Brachte danach meine meditationes von Tage zu Tage in die Feder." — So entstand der „Freudenspiegel des ewigen Lebens". Am 10. August 1597 schrieb er die Vorrede dazu.

Unsere ältere Erbauungslitteratur hatte etwa bis gegen das Jahr 1570 ihren Weg auch nach dem Osten gefunden.

Denkwürdig bleibt die Arbeit Trubers. Von Laibach, wo er Domherr war, vertrieben, wurde er 1548 durch Veit Dietrichs Empfehlung Pfarrer zu Rothenburg a. d. T. Hier bearbeitete er den Katechismus in slowenischer Sprache. Paul Vergerius, vom Herzog Christoph aufgenommen, vermochte ihn, nach Reutlingen überzusiedeln. Er wurde dann Pfarrer in Lauffen, und übersetzte dann die Evangelien und den Römerbrief ins Slowenische. Der Tübinger Kreis, die Andreä, Osiander und Heerbrand setzten fort, was auch David Chyträus begonnen. Es waren die Beziehungen zur griechischen Kirche, namentlich zum Patriarchen Jeremias von Konstantinopel. Sie zeigten sich dann erfolglos. Oder es zeigte sich die Erstarrung, in welche jene Kirche in ihrer Gebundenheit durch den Islam erst vollends fiel. Aber noch 1573 ging der junge Tübinger Professor Stephan Gerlach als Gesandtschaftsprediger mit dem kaiserlichen Gesandten David Ungnad nach Konstantinopel, und vermittelte, wie sein

Nachfolger Schweigger, den Briefwechsel der Patriarchen mit Tübingen. Erst 1581 brach man ihn ab.[50])

Für die Arbeit in Österreich sehen wir den Großvater des kaiserlichen Gesandten, den tapfern Hans von Ungnad, thätig. Kaiser Maximilian II. hatte ihm noch unterm 5. Mai 1561 geschrieben: „Wir haben Dir 400 Gulden rheinisch anweisen lassen und werden dir, so du uns angehst, bei deiner vorhabenden Ausgabe des Neuen Testaments auf cyrillisch und kroatisch nochmal eine Summe geben". — Dann war Ungnad aus seiner Statthalterschaft in Steiermark verdrängt. Nun saß er auf Schloß Urach. Was in Schwaben und in Sachsen, im Elsaß und Franken an erbaulichen Schriften erschien, er vertriebs nach Österreich, Steiermark, ja bis vor die Thore von Konstantinopel. Herzog Albrecht von Preußen hatte dem von Ungnad „ein Rößlein, bisher unser eigen Leibroß, ein gemachtes Pferd für's Alter" geschickt. Er bedurfte sein nicht mehr lange. Im folgenden Jahre, es war 1564, starb er in Böhmen, wo er seine Schwester, die verwitwete Gräfin Schlick besuchte. Jakob Andreä hielt ihm die Leichenpredigt zu Tübingen. Er sprach über das Wort: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich. — Die Fässer mit Büchern wanderten später von Urach nach Rom. Die Kaiserlichen im dreißigjährigen Kriege hatten sie erbeutet.

Noch aber war der Weg nach Osten offen. Der tapfere elsässische Ritter Lazarus von Schwendi, im kaiserlichen Dienst, führte 1568 den Vorsitz auf der Synode zu Kaschau. Denn „wie die meisten Feldherren Kaisers Maximilian II., so bekannte auch er sich ohne Scheu zum lutherischen Glauben" — sagt Graf Mailath. Ja Schwendi war Freund des Kaisers. Er schrieb ihm Briefe über Toleranz. Er ermahnt ihn, Spaniern und Italienern nicht soviel Raum am Hof zu lassen. Seinen eignen Glauben, den evangelischen, nennt er „die alte ungefälschte katholisch apostolische Religion."

Ihr gehörte aber auch Zrinyi, der Verteidiger Sigeths an. Wie er jene Feste, so hielten Edle, Bürger und Bauern im Osten den Glauben. Dann ward durch Jesuiten und Galgen Österreich gesperrt. Und 1587 wurde auf dem Klosterhof zu Salzburg der Nachlaß des edlen von Staupitz verbrannt.

Die Leiden der Protestanten in den deutschen Ländern Österreichs hat nicht mehr der fromme von Ungnad, wohl aber eingehend

Jeremias Homberger erlebt. In den von seiner Seite zuweilen allzu tollkühn erregten Kämpfen wurde er aus Steiermark durch Einfluß der Jesuiten verwiesen. Er starb 1593 zu Regensburg.[51])

Aber weiter, als die Schriften zogen und flogen die Lieder.

Nach Luthers Vorgang griff man in den Schatz der alten Kirche. Man schließt ihn in Übersetzungen dem Volke auf.

Und man greift umwandelnd ins Volk hinein. Der alte Heinrich Knaust sprach seine Freude darüber aus, wie man „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein christlich moraliter und sittlich" verändere. So mußte „die böse, ärgerliche Weis, unnütze und schambare Liedlein auf den Gassen, Feld, Häusern und anderswo zu singen" mit der Zeit abgehen. Neue Texte wurden unter die alten Melodieen geschoben.

Da sang man nun „im Ton des Berners", oder des Herzog Ernst, oder „wie man den ritter aus Steiermark singt", oder „im Ton wie man die Schlacht von Pavia singt", oder wie man das Heerlied von 1546 singt im Ton „ihr frommen Landßknecht alle, seid frohlich und guterding".

Luther hob mit kräftigem Ruck die Poesie nach dem Norden. Seine Lieder brachen Bahn.

Ein mächtiger Strom geistlicher Dichtung folgte. Er hob sich, bis man im evangelischen Deutschland 33 700 Lieder und 3000 Choralmelodien zählte. Aus tiefer Not stieg ein Strom von Tausenden der Liederstimmen. Zugleich legten Dürer und Holbein ihre Gaben in den Holzschnitt für die Massen. Alle die fliegenden Blätter feierten den Sieg des hohen Erlösers. Dort gab Palästrina der musikalischen Messe die höchste Steigerung. Hier wetteifern die Tausende frommer Pfarrer, Kantoren und Organisten, das Lied mit Lauten, Cymbeln und Instrumenten ohne Zahl zu begleiten. Und was sie schufen ward in Straßen und auf Märkten feil geboten und drang gestaltend in Haus und Werkstatt.

Denken wir an Decius mit seinem: Allein Gott in der Höh sei Ehr — und O Lamm Gottes unschuldig; Spengler in Nürnberg sang sein: Durch Adams Fall ist ganz verderbt — und Poliander in Königsberg sein: Nun lob mein Seel den Herrn. Zu Breslau stimmte Johann Hesse an: O Welt ich muß dich lassen — und in Nürnberg wiederum Veit Dietrich: Bedenk o Mensch, wie große Gnad. — Speratus in Marienwerder gab der Kirche sein:

Es ist das Heil uns kommen her — und Justus Jonas sein: Erhalt uns Herr bei deinem Wort. Der Kantor zu Joachimsthal, Hermann, sang: Lobt Gott ihr Christen alle gleich — und Wenn mein Stündlein fürhanden ist — und sein Pfarrer Mathesius fiel ein: O Jesu Christ, wahr Gottes Sohn. Zu Berlin machte Agricola das schöne: Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ — und der Thüringer Schnesing hub an: Helft mir Gottes Güte preisen, und Wenn wir in höchsten Nöten sein. Von Nik. Selnecker in Leipzig haben wir das: Laß mich dein sein und bleiben — von Helmbold in Mühlhausen: Von Gott will ich nicht lassen. Und am Schluß des Jahrhunderts hören wir des Pfarrer Bartholomäus Ringwald in der Neumark: Herr Jesu Christ, du höchstes Gut. Dann sang Philipp Nicolai in Wildungen sein: Wie schön leucht' uns der Morgenstern — und Wacht auf ruft uns die Stimme.

Die Gesangbücher, zahlreich wie die Länder und reichsunmittelbaren Städte, formten sich nach Bedarf. In den Seestädten sang man:

Den Seevahrn vnd reysigen Man
Help dat ydt en wol möge ghan.

Und in Nürnberg:

Sonderlich aber unsern Rath
sampt der gemein und ganzen stadt
Wölst, Herr, gnad vnd segen geben
so zu Rath schlagen vnd zu leben.

Zahlreich aber kamen die Liedersammlungen, die „Geistliche Ringeltänze", die „Bergkreyen", die „Wie man Beten und Psaltiren soll". Dahin gehören die „edel Kleinat der Seelen".

Aber fromme Kantoren und Organisten gehörten auch dazu. Gedenken wir nur an den treuen Kantor zu Joachimsthal. Oder an Joachim von Burgk, Kantor und Ratsherr in Mühlhausen, mit Helmbold eng verbunden. Sein Schüler, der gleichfalls ausgezeichnete Eccard, kam nach Königsberg und starb als Kapellmeister in Berlin. Gedenken wir auch der Hamburger Tonsetzer David Scheidemann und Jakob Prätorius. — Der Kantor dagegen steht nach Mathesius am Pult. Wenn er da sein Barett zieht und mit Ehrerbietung selbst seine Kniee beugt, sobald man den Namen Jesu sagt oder singt, so

folgen die Knaben desto eher nach, sonderlich wenn er ihnen noch dazu mit dem Griffel ein Zeichen gibt.

Schön die Bräuche, daß man das Jesulein zu Weihnacht auf den Altar stellt, das Kindlein auf der Orgel mit seinen reinen Liedlein wiegt. Im protestantischen Choral aber steht ein Volk auf. Dieser Choral warf die vorreformatorischen für den Gottesdienst feststehenden Kadenzen der gregorianischen Melodien zur Seite. Er warf anderswo, im calvinischen Sturm von der Schweiz bis nach Schottland, die ganze römische Gottesdienstordnung zur Seite. Nicht so im evangelischen Deutschland. Wenn freilich ein Volk losbricht, so pflegt dies nicht immer schön und im Paradeschritt zu geschehen.

Die Art der Deutschen forderte ihr Recht, und Luther lobte diese Forderung. Und der Choral ging wie ein Sturm übers Land. Lieder wie Melodien sprangen leicht und fesselos, sprangen frühlingsartig empor, aber gewaltig.

Es gab für diese Sänger auf evangelischem Boden keinen gestrengen Lobwasser. Er hatte mit Hilfe des Franzosen Gaurnier die Psalmen zu Grunde gelegt, die wohl zum großen Teil der Proselyt Marot, der am französischen Hofe lebte, zum Teil Theodor Beza übersetzt hatten.

Das weite Land hatte Luther geweckt. Von seinem frommen Ton in volkstümlich kerniger Form waren die Lebensäußerungen auf allen Gebieten getragen.

Fromme Ratsherren, Stadtsyndici und Schöffen finden wir von Straßburg bis Ulm und Nürnberg und Rostock, wo Johann Oldendorp sein „Van radtslagende", seinen Rathmannenspiegel schrieb. „So möte wy nu de rechten dögeden vā Christo leren, welcker als warhafftich Godt vnd minsche nicht feylen kan". Dies ist der Grund seiner Rechtsanschauungen. Und so legte er nach Freybe längst vor Grotius in seiner Schrift „Wat byllik vnd recht is" den Grund zum Naturrecht.

Die Humanisten begannen schon, das deutsche Altertum aufzugraben. Wir redeten davon.

Im Vorwort zu seiner Ausgabe von Otfrids Evangelienbuch, also im September 1571, erzählt Flacius, er habe vor 23 Jahren gearbeitet, um zu zeigen, wie alle Sprachen von der hebräischen

herkommen, wie dies Aventinus in seinem hebräischen Lexikon gleichfalls darzuthun suche. Es sei die Einheit des menschlichen Geschlechts etymologisch zu begründen. — Beatus Rhenanus hatte dies Evangelienbuch zu Freising gesehen. Flacius stellt es nun auf hohen Leuchter. Es beleuchtet auch die Reformation. Bonifacius ist nur „der trew geschworne knecht der Bäbsten hat auch alle Kirchengebette vnn Handel auß der gemeinen spraach in die Lateinisch verwandelt". So klagt er in der Zuschrift an Adolf Hermann von Riedesel, Erzmarschalck zu Hessen. Ihm war das Buch gewidmet. Er hatte zum Druck beigetragen. Zur Ehre Gottes, zum Beweis, daß das Christentum in Deutschland auch ohne das Papsttum blühte, dem Bonifacius das Land unterwarf, und zur Ehre Deutschlands, dem er soviel verdanke, hat Flacius das Buch erscheinen lassen. Andere mögen ferner arbeiten.

Sein Freund Cyriacus Spangenberg schrieb den Adelsspiegel und allerlei Satire. Dazu in Straßburg Komödien wie die vom kananäischen Weiblein. Auch übersetzte er „eine artige Komödie" des Euripides.

Luther hatte das Buch Judith und Tobias „liebliche, gottselige Komödien" genannt. Denen war er auch nicht abgeneigt. Auf ihn berief man sich gern. Wittenberger Studenten führten, sahen wir, frisch lateinische Stücke in Luthers Wohnung auf. Der Generalsuperintendent Polykarp Leyser rät den Schulmeistern, Komödien aufführen zu lassen. So gingen Esther und Hamann, Susannah und Judith, auch Jakob und Joseph, David und Salomo über die Bretter bei Hof und auf dem Marktplatz.

Der Diakonus Boltz in Tübingen übersetzt „für die armen Schülerlein" den ganzen Terenz.

Die geistlichen Spiele des Mittelalters erhielten neuen Aufschwung.

Johann Agricola schrieb noch in Eisleben seine „Tragödie Johannis Huß". Darin treten 41 Personen auf. Im Februar 1538 wurde es am Hof zu Torgau gegeben. Georg Pfund aus Eisleben führte mit seinen Schulgesellen „den jungen König Salomo" auf. Sein Weihnachtsspiel wurde am Brandenburger Hof 1589 gespielt, und Konrad Porta schrieb in Eisleben seine Komödien.

Am 12. Februar 1566 vermählte sich Wilhelm IV. zu Marburg mit Sabine von Württemberg. Der Hesse Petrus Paganus dichtete dazu die Komödie Isaak und Rebekka, wie Hunnius erzählt. Zu

Rotenburg wurde seit 1589 Susanna und Daniel in der Löwengrube auf dem Markt aufgeführt.

Der Organist und Stadtschreiber zu Trebin, Bartholomäus Krüger, machte 1580 seine schöne und lustige neue Action von Anfang und Ende der Welt. Da tritt Christophorus auf und spricht:

Ich danke dir in Ewigkeit,
mein Gott, daß ich erlebt die Zeit,
da dein göttliches Wort mit Macht
ist wieder an den Tag gebracht.

Petrus Meckel, Schulmeister zu Neustadt an der Aisch, schrieb seine: Anklage des menschlichen Geschlechts. Hier erscheint der Teufel als Kläger. Und dem Verklagten bleibt nur die Zuflucht zu Gottes Barmherzigkeit.

Paul Rebhuhn ließ seine „Susanne" von den Bürgern zu Kahla aufführen. Der Pfarrer Lienhard Kulmann zu Nürnberg, Anhänger Andreas Osianders, blieb auch nicht zurück. Seine Schauspiele erbauten die Stadt. Hier hatte Hans Sachs begonnen:

Wacht uff, es nahent gen dem tag
ich hör singen im grünen hag
Ain wunnigkliche Nachtigall,
jr stim durchklinget berg vnd tall.

So hatte er schon die Wittenberger Nachtigall begrüßt. Und nun gab er neben der Überfülle seiner Dichtungen die fünfzig biblischen. Und Jakob Ayrer schrieb hier sein Fastnachts- und Singspiel.

Als am 20. Februar 1577 das Jubiläum der Tübinger Universität gefeiert wurde, ward zum Nachtisch beim Mittagsmahl im Rittersaal des Schlosses ein Festspiel des bekannten Frischlin aufgeführt, wie Klüpfel erzählt.

Auf Luther beriefen sich auch die Dichter der Fabel. Dies nebenbei. Burkard Waldis hatte, wie wir sahen, das Spiel vom Verlornen Sohn in Reval gedichtet. Dann ging er nach Hessen zurück. Nun als Pfarrer zu Abberode an der Werra gab er mit Umformungen den Theuerdank, den Kaiser Max, heraus, der nun erst recht gelesen ward. Er widmete das Buch dem Edlen Wilhelm von Dörnberg. Dann schrieb er seine Fabeln „nach Esopus". Gelegentlich fiel er Heinz von Braunschweig an.

Der Superintendent Erasmus Alberus, welcher zu Neubrandenburg starb, besang Magdeburg. Er gab zu Magdeburg das „Buch von der Tugend und Weisheit“ heraus. Es sind seine Fabeln. Zu seinem „Der Barfüßer-Mönche Eulenspiegel und Alcoran“ hatte Luther, sahen wir, das Vorwort geschrieben.

Der Straßburger Ratssyndikus Fischart trat 1570 mit seinem Nachtraben auf. Sein „Bienenkorb“ von 1579 stellte den Papst als Wunderdoktor dar, der Theriak und Latwerge feil hat, gsegnet Wasser, Brot und Wein, Öl, Salz, Schmer, Wachs und Todtenbein. Luther hatte die Schleusen der wildesten Rede gegen Rom und die Pfaffenwirtschaft daselbst aufgezogen. Die oft recht trübe Flut rauschte durch unsere Litteratur. Und sie machte ein gut Teil derselben.

Bartholomäus Ringwald, der Pfarrer in der Altmark, schrieb „die lauter Wahrheit“, und den „getreuen Eckart“. Es war in den Jahren 1586 und 1588. In heiligem Zorn geißelte er die Zügellosigkeit der Zeit. Er trifft die Faulheit und Üppigkeit. Er klagt, daß der Geiz des Kirchenvolks die Pfarrer darben lasse. Die „lauter Wahrheit“ hatte am Ende dieses Jahrhunderts zehn Auflagen.

Frischlin, der fahrende Professor, Dichter und Schulrektor, schrieb später als Magister an der Martinschule in Braunschweig 1589 seine Pritschmeistersreime. Denn er mußte Chemnitz und den Superintendenten Leyser gegen die Philippisten verteidigen. Die Reime waren freilich so kräftig, daß ein ehrbarer Rat, um den Kurfürsten Christian nicht zu beleidigen, ihn aus der Stadt wies. Gewiß mit Recht. Liest man Frischlins Sanct Christoffel, so kann man dem Hofprediger Lukas Osiander nicht abfallen. Er hatte die Komödien zu prüfen, die vor dem Hof zur Aufführung kommen sollten. Am „christlichen Terentius“ fand er freilich viel auszusetzen.

Im August 1590 wurde in Magdeburg Joachim Lonemanns Aktion vom reichen Mann und armen Lazarus aufgeführt. Man rühmt am Stück einen Fortschritt in Erfindung und Charakteristik.

Der Magdeburger Pfarrer Rollenhagen hatte schon als Schulrektor daselbst seine Komödien geschrieben. Sein Abraham ward daselbst aufgeführt. Nun schrieb er seinen Froschmeusler. Da beschrieb er, wie einst gar guter Friede war im Land. Aber leider ward alles anders. Denn plötzlich — kommen sie.

„So werden wir allda gewar
Eine überaus große schar
Der schwarzen krötlein hin und wider,
Als wären sie geregnet nider.
Die wollen unser brüder sein.
Dazu sprachen wir lauter nein,
Weil sie trugen schwarzgraue kappen,
Und für der brust befleckte lappen,
Nicht hupften, sondern langsam giengen,
Die nasen nach der erden hiengen,
Odr höcker machten auf dem rücken
Mit ihrem wunderlichen bücken,
Welches bedeutet heuchelei
Und ein vergiftes herz dabei.
Aber unser Beißkopf fing an:
„Das sind alsamt heilige man,
Von got vom himmel abgeschickt,
Wol mir, das ich sie anblickt!“ —
So ward ein neu kriegsvolk aufbracht,
Das uns plündert bei tag und nacht.“

Der gute Rollenhagen ging mit seinem Beißkopf hart um.

Sein vater ist der heilige Geiz,
Sein mutter die alte Supersteiz;
Sind gespenst in dem welschen mer,
Von dem ist er entsprungen her;
Ein wunderschrecklich abenteur
Eine merschildkrot ungeheur. —

Das Ganze ward 1595 gedruckt.

Dazu reizten allerdings die Umstände, die Art der Jesuiten. Fischarts Burleske findet nun ihren Gegenstand. Von Ingolstadt und Dillingen aus quaken nach ihm „die letzten Frösche, die das Tier auf dem Stuhl ausspeit — welche mit heimlichem und scheinlichem Lügen und Verhetzen die Leute gegen ihre evangelischen Verwandte, Nachbarn und Landsleute so heftig verbittern“. Der Franziskaner Johannes Nasus, gegen den auch Lukas Osiander schrieb, muß besonders herhalten. So erscheinen der Nasenspiegel und 1580 das Jesuitenhütlein, endlich der „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms“. Aber er singt auch sein:

Ihr Gewaltigen bringt dem Herrn her
Bringt her dem Herrn Stärk und Ehr,
Bringt ihm seins Namens Ehre;

Betet im heiligen Schmuck ihn an,
Denn er allein Gewalt zeigen kann,
Und trotz der sie ihm wehre.

Im Juni 1592 hatte in wilder Kraft der jugendliche Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seinen „ungerechten Richter" geschaffen.

Der Epilog aber schließt:

daß man ja nicht verzweifsen soll,
vielmehr aber den sehen an
der für uns mußt sein Leben lahn,
am Stamm des Creutzs, den HErrn Christ,
der unser selbst Bezaler ist,
vnd das seins Bluts nur ein Tröpfflein
viel schwerer denn all Sünd kan sein.

Es sind die Schäden der Zeit, die in den Schäden innerhalb des geistlichen Amts in Zorneifer und Roheit des Ausdrucks sich nur zu getreu spiegeln. Aber es war eben eine Zeit leidenschaftlichen Kampfes. Und wer den alten Herren in ihrem Museum durch das rauhe Wams mit zottigem Pelz besetzt, und wer durch ihr wildes Gebahren hindurch ihnen ins Herz sieht, aus dem auch Bekenntnisse, Gebete und Lieder quellen — der wird anderen Sinns. Er sieht, daß die neue Zeit Charaktere schuf. Ihnen galts um höchstes Gut. Darum bei tiefer Andacht im Innern dieser Trotz nach außen. Und wer zudem in diesem Gewoge den entfesselten Reichtum zu erkennen vermag, der wird dennoch im Blick auf die Güter und auf die Größe des Jahrhunderts dem alten Selnecker zustimmen müssen, wenn derselbe anhebt:

Der Maye, der Maye
bringt uns der Blümlein viel
Ich trag ein frey's Gemüthe,
mein Herz ist frisch und still.

Zweites Buch.

Gab das erſte Buch gewiſſermaßen den Grundbau, ſo dieſes den Aufbau bis zu einer beſtimmten Höhe. Dort die grundlegende, hier die ausführende Arbeit. Wir könnten alſo ſagen, das erſte Buch habe die Einführung der Reformation dargeſtellt und demgemäß habe das zweite die Ausführung derſelben zu zeigen.

Wie dieſes gemeint iſt, mag unſere Ausführung darthun.

Sie zerfällt in zwei Abſchnitte. Jeder von ihnen nimmt ein Jahrhundert in Anſpruch. Die die Kirche und Theologie beherrſchenden Gedanken decken ſich im ganzen augenfällig mit den Zeitabſchnitten.

Der erſte Abſchnitt zeigt unſere Theologie in ihrer objektiven Gebundenheit. Das ſiebzehnte Jahrhundert baut ſie in Dogmatik und asketiſcher Litteratur aus, ſtreng im kirchlichen Stile. Die ſächſiſchen Hochſchulen, Wittenberg an der Spitze, haben den Vortritt. Ja, ſie herrſchen: ſie geben Norm und Form.

Der zweite Abſchnitt, das achtzehnte Jahrhundert, zeigt den Ausbau der Theologie in ſubjektiver Löſung. Im Eingang ſchon ſtehen Leibniz und die Toleranz in voller Machtentfaltung. Und für die Entfaltung des Pietismus und der Aufklärung iſt das Feld frei. Beide führen in ihrer Art auch aus, ſelbſt wo ſie zerſtören.

Erſter Abſchnitt.

Zuerſt wieder erſcheine die Zeit als kulturgeſchichtlicher Hintergrund. Dann iſt die Invaſion reformierter Anſchauung von Weſten her zu zeichnen. Ein drittes Kapitel muß die chriſtologiſche Weiterbildung, ein viertes den Synkretismus zeigen. Dann mögen wir auf die Scholaſtik der hohen Schulen blicken. Ein ſechſtes Kapitel mag den Synkretismus im Kampf mit der Orthodoxie zeigen, ein ſiebentes den Aufbruch des Pietismus. Dann bringe ein achtes wieder praktiſche Theologie.

Erſtes Kapitel.

Die Zeitenwende.

Zur Umſchau nehmen wir die Zeitenwende von 1600. Sehen wir, was der Querdurchſchnitt uns zeigt.

In der ſpaniſch-burgundiſch-öſterreichiſchen Staatengruppe lag eine ſtändige Gefahr für Europa. Das Papſttum hatte in ihm ſein zuverläſſigſtes Machtgebiet.

In Spanien regierte noch der Geiſt des Großherrn der romaniſchen Chriſtenheit Philipp II. Er hatte die Welt „ſtill machen“ wollen, wie den Eskurial. Eine unentrinnbare Gewalt lag über dem Lande. Über neunhundert Nonnenklöſter, über dreißigtauſend Dominikaner und Franziskaner nahmen es in die tote Hand.

Dieſen konfeſſionellen Abſolutismus hat man zu Ungunſten des Königs ſehr übertrieben. Jedenfalls aber hat er Spaniens Proteſtantismus vertilgt. Und um zu verhindern, daß er wiederkomme, verbot er, wie Diercks erzählt, „daß jemand ins Ausland ginge, um an dortigen Univerſitäten Studien zu machen“.[52])

Valmes vernichtete ihn bekanntlich mit der Feder.

Aber, so schließt er doch ehrlich: „Bei uns war der Protestantismus gestützt durch eminente Autoren, wie Juan Valdez, durch gelehrte Hellenisten wie Enzinas, durch Hebraisten wie Corro und Reina, durch Litteraten voll Anmut und Talent, durch unermüdliche Propagandisten wie Hernandez und Valera.“ So nach Wilkens Übersetzung. Und wo blieb dieser Protestantismus? Man suche auf der Straße, welche das spanische Geistesleben ging.

Dieses spanisch-habsburgische Staatsideal, welchem das der Bourbonen dann an die Seite trat, bedeutete die Zurückdrängung des Protestantismus auch für Deutschland.

Hierfür freilich wirkten allmählich auch andere Ursachen. Nennen wir die hauptsächlichste. Es ist die wirtschaftliche Verarmung des deutschen Bürgertums. Und dies ist Folge der Kriege, sowie der Versandung des Strombetts, das einst der Orienthandel über Venedig durch Deutschland sich schuf. Dieser Handel ging zu den Seestaaten.

Aber der Reichtum, den Beatus Rhenanus in Anton Fuggers Haus fand, blühte noch. Er hatte sich verbreitert. Bauten und Prachtstücke der Renaissance bedeckten das Land. Die Kirchen standen im alten Stil vollendet oder unvollendet da. Um sie her aber legte sich und in sie hinein baute sich die neue Kunstform. Sie schmückte Fürsten- und Bürgerhäuser. Aus den Wänden traten reiche Säulen-Architekturen, in den Feldern zwischen ihnen erschien vielgliedriges Nischenwerk und alles prangte in phantastischem Schmuck. In Füllungen, im Gerank auf den Flächen, im Blattwerk aus getriebenem Eisen, am Geländer der Treppen, wie im edlen Metall der Humpen und Ehrenbecher in Fürstenschlössern, Rathäusern, Zunftstuben überall die Formen und Gestalten der alten Götterwelt.

Deutschland war jetzt ja noch die Mitte Europas. Seine Landsknechte hatten zu Pavia den alten Ruhm des schweizerischen Fußvolkes geschlagen. Sie hatten unter Moritz von Oranien in den Niederlanden denjenigen der spanischen Sturmhaufen zerbrochen. Die deutschen Städte blühten immer noch, und Äneas Sylvius hätte sie wie damals bewundern können. Die Hansa beherrschte das Nordmeer wie Venedig die Levante.

Das war der Einfluß der Romanen, daß das alte deutsche

Fürstentum zum Absolutismus umgeformt wurde. So stützten sich auch die Habsburger.

Auf dem Hradschin zu Prag saß Kaiser Rudolf II., ein Bild der Schwäche. Jetzt gerade neigte dieses Werkzeug der Weiber und Jesuiten zu bedenklicher Melancholie. Aus ihr brach es dann in Tollheiten hervor. Und ließen seine Beichtväter ihn beichten und büßen, so war er Wachs in ihrer Hand.

Daran hinderten nicht Feste und Gelage. Einst war Kurfürst Christian von Sachsen als Gast beim Kaiser. Da dankte er beim Abschied. Er rühmte: Kaiserliche Majestät haben mich gar fürtrefflich gehalten, also daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin. Und dann sah der Kaiser mit seinen Hofastronomen Tycho und Kepler nach den Sternen. Denn, — wie der letztere, der seinem evangelischen Glauben immer treu blieb, sagte — „je nachdem die Strahlen der Gestirne bei der Geburt eines Menschen konfiguriert sind, fließt dem Neugebornen das Leben zu". Also wie die Alten. Das Leben am Hof sah eine Auswahl von Alchymisten und Magiern aller Art. Und Geld war ja vorhanden. Für eine einzige Onyx-Tasse gab der Kaiser zwölftausend Dukaten.

Die Kurie war durch den Abfall ihrer nordischen Provinzen aufgerüttelt. Ihr Verhalten ist „zugleich devot und unruhig, geistlich und kriegslustig, auf der einen Seite voll Würde, Pomp und Zeremonie, auf der andern in berechnender Klugheit, nie ermüdende Herrschsucht ohne Gleichen". — So zeichnet Ranke. In diesem Geist unterwirft sie die Geister. In ihm erhebt sie sich jetzt aufs neue.

Gerade in diesem Jahre wurde Giordano Bruno in Rom verbrannt. Er hatte Wittenberg besucht. Er hebt es weit über Paris und Oxford. Er redet die Evangelischen von Wittenberg an: „Die Keule nicht, die Feder that's. Hier hat euer Herkules triumphiert — Du sahest, Luther, das Licht, Du sahest und betrachtetest es. Du vernahmst den erweckenden Odem Gottes; Du folgtest seinem Gebot, wehrlos tratest Du dem Feind entgegen, vor dem die Könige und Fürsten gebebt, bekämpftest ihn mit dem Wort, schlugst ihn zurück, hieltest Stand, siegtest." — Nun saß er, wir lieben ihn nicht, im Kerker der Engelsburg. Im Februar loderte sein Scheiterhaufen.

Von Spanien kam die konfessionelle Despotie. Von Spanien waren auch die Jesuiten gekommen. Und, geben wir der Wahrheit die Ehre, wo das S. J. in Goldschrift auf Stein über dem Thor eines

Kollegs prangte, dort war man auch ziemlich sicher, einen Generalstab für jede gefährliche Unternehmung zur Vermehrung der Kirche auf Kosten der Ketzer zu finden. Hier waren die Seelen zu Maschinenteilen geformt. Hier fand man die gewundenen Säulen und die ebenso gewundenen Leiber exaltierter und schmachtender Heiliger von Marmor mit den Gebärden Entzückter oder Wahnsinniger. Hier waren die Regisseurs, eingeübt auf pomphafte Effekte und berauschende Aufführungen in der Kirche wie für die Veranstaltung prächtiger Umzüge und Schaustücke auf Straßen und Plätzen unter Glockengetön mit Reliquien, Altären und Weihrauch. Hier war man sicher, elegante und gewundene Beichtväter für die Höfe der Fürsten zu finden.

Dies war das Entscheidende. In diesem Sinne hatte das Jahr 1600 in den österreichischen Landen begonnen.

Am 4. Januar brannte der große Bücherhaufen. Es war zu Radkersburg in Steiermark. Der Bischof war mit 30 Pferden, vier Kutschen und 150 Gewappneten und klingendem Spiel in die Stadt eingezogen. Die Kommission zerstörte dann die mächtige Kirche, welche die steyrischen Stände zu Sachsenfeld gebaut hatten, und zog nach Kärnten und Krain. Im Dezember loderte die Glut von zweitausend Büchern vor dem Rathaus in Laibach. Die Fronleichnamsprozession durchzog wieder die Stadt. „Lichter brannten unter den Fenstern, die Zünfte zogen mit neuen Fahnen daher, schöne Musik erschallte und das Krachen des Geschützes verkündete den so dem Volke als dem Lande gespendeten Segen. Zu der Einweihung der Kapuzinerkirche hatten, 500 Kirchenfahnen folgend, 20000 Menschen sich eingefunden." Und Hurter setzt befriedigt hinzu: „So mochte nach kurzem Verlauf es sich bewähren, daß der katholische Glaube dem menschlichen Geschlecht der zusagendere sei."

Ohne die Arbeit des Jesuitenordens würde die Politik nicht möglich geworden sein, welche Frankreich für das Reich in Bereitschaft hatte. Sie würde bei den Protestanten nicht die nötige Erbitterung gefunden haben. Sie hätte nicht genügend Anknüpfungspunkte gehabt.

Die katholischen Schriftsteller berufen sich auf den Religionsfrieden. Es ist wahr, er gab den Fürsten jene Rechte. Aber die Frage ist, ob man thun dürfe, wozu man gesetzlich berechtigt ist. Und die fernere Frage ist, ob man es in jeder beliebigen Weise dürfe.

Französische Politik ging dahin, der spanisch-österreichischen Gruppe zu widerstehen.

Frankreich hatte dem Papst die Freude der blutigen Bartholomäusnacht gemacht. Der Papst hatte Tedeum singen lassen. Philipp II. hatte triumphiert. Max II. hatte gesagt, er bedauere, eine solche Mordgesellschaft unter seinen Verwandten zu haben. — Um zwanzigtausend Huguenotten, die verscharrt waren, dünkte sich sein Schwiegersohn reicher. Aber das war die Politik eines wahnwitzigen Hofes und nicht Frankreichs. Dieses hat dem Papst nur gedient, wenn es ihm bequem war.

Seine Politik war jetzt gegen jene Gruppe, sie war gegen das Reich, gegen den Kaiser gerichtet. Dazu benutzte es, da es die evangelischen nicht haben konnte, die reformierten Fürsten Deutschlands. Es formierte sie zum Schlachtkeil.

Heinrich IV. hatte es sich eine Messe kosten lassen. Aber er hatte Sully. Hören wir, wer Sully war. „Ein huguenottischer Edelmann, im Glaubenskrieg von Jugend auf herumgeworfen und in dieser Feuerprobe stahlhart geworden, ein Calvinist vom echten Korn, schroff, unnahbar, unbestechlich, starr, eigensinnig — ein Charakter durch und durch, ein Bild jener Genfer Schule, wie sie unter den besten französischen Edelleuten sich kund gab.“ [53])

Im Februar läßt Heinrich IV. dem Kurfürst von der Pfalz sagen, er stehe, obwohl er katholisch geworden, immer noch auf seiten der reformierten Fürsten. Und diese Reichsfürsten glauben an diese Unverschämtheit. Man spielt das alte Spiel gegen die Einheit des Reichs zusammen mit dem Reichsfeind weiter. Zwingli hatte mit seinem Freunde, dem Landgrafen Philipp, diesen Plänen den sittlich-religiösen Mantel gegeben.

Von Frankreich her kam denn auch der Wind, in welchem deutsche Fürsten ihre Überfahrt an das reformierte Ufer bewerkstelligten. Zunächst begann man die Prinzen für feine Manieren nach Paris zu senden.

Es war ein evangelischer Herr, der Graf Wilhelm von Nassau-Idstein, welcher sich gegen diese Fahrten aussprach, wenn auch vergebens. Die jungen Herren, meinte er, lernen „ein krumm Füßchen machen, ein wenig baisez la main, sagt Dr. Johann Schmidt in Straßburg, und bringen heraus einen Wagen voll Laster“.

Das war noch schlimmer, als daß oft gelehrte Reisende aus Frankreich und Holland zugleich Neigung für den bekannten Ramus mitbrachten. Arbeiteten die Schulen mit Aristoteles, so war Ramus

dessen geschworener Feind. Sobald er Reformierter wurde, war er in Paris geächtet worden. Er hatte Deutschland durchreist. Dann war er in der Bluthochzeit ermordet. Sein Einfluß klang in Deutschland ebenso fort, wie der spätere des Baseler Taurellus. Ihn studierte dann auch Leibniz.

Die Erziehung an deutschen fürstlichen Höfen war noch ernst. Landgraf Ludwig V. von Hessen, der Stifter der Universität Gießen, betete als Knabe den Katechismus Luthers wie Selnecker ihn ins Griechische übersetzt. Seine Schwestern mußten einst bei dreitägiger Prüfung alle Psalmen hersagen. Die fürstliche Mutter hatte ihnen, wie dies seitens damaliger Fürstinnen und Edelfrauen oft geschah, eigens ein Gebetbuch verfaßt. Als es mit dem Landgrafen zum Sterben kam, bat man ihn, seine Beichte im Bett abzulegen. Er aber sagte: „Ach nein, nein, nein! Sollte ich meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo nicht so viele Ehre anthun, und die Beichte stehend verrichten, da er für mich einen so schweren Tod erlitten hat?“

Ein Kurfürst von Sachsen, aber auch andere evangelische Fürsten, reisten nicht ohne den Hofkaplan. Sie ließen sich dann in ihrem Quartier Sonntags und wöchentlich Predigt halten und Betstunden.

Bei strenger kirchlicher Ordnung aber war an den Höfen dennoch die Trunksucht entsetzlich. Zuerst wurde der Gottesdienst besucht. Dann kamen die Belustigungen mit Lauteniſten oder welschen Ballonspielern. Des Abends kam der Trunk. Ringelrennen, Reiher- und Entenbeize, das zerstreute die Regierungssorgen in der Woche. Dazu kamen die großen Jagden.

Das Trinken hatte seine Regeln. In der Hoftrinkordnung Kurfürst Christians II. von Sachsen heißt es: „Erst soll man trinken die herrschaftliche Gesundheit; danach soll man bringen den freudigen Bergmann mit dem Spruch: Glück auf! Dann folgt die Nagelprobe mit dem Spruch: So hatten es auch die Alten im Brauch, das heißt, Saufen ist der Deutschen uralt ehrlich Herkommen.“

Die Tanzordnung ward am sächsischen Hofe streng und fromm gehalten. „Die Platzmeister sollen Petri und Pauli, da der Tanz beginnt, zuvor in die Kirche gehen, auf daß der Tanz vor allem in der Furcht Gottes angefangen und vollendet werde.“ So die Ordnung Friedrich Wilhelms vom März des folgenden Jahres.

Wir könnten in dem sich öffnenden Jahrhundert eine Anzahl

trefflicher, tief frommer, für das Kirchenwesen väterlich besorgter evangelischer Fürsten zeigen. Vielleicht findet sich Gelegenheit, zerstreut auf einige hinzuweisen. Denken wir hier nur an die jetzt regierenden, Philipp II. von Pommern und Johann III. von Weimar. Siegmund August von Mecklenburg starb in diesem Jahre. Ernst der Fromme von Gotha wurde darin geboren.

Die „Hystorien vom Amadis ausz Franckreich" drangen zu den Fürstenhöfen. Es war der erste Roman. Siegmund Feyerabend hatte ihn der durchlauchtigen hochgebornen Fürstin und Frauwen Renata, Pfaltzgräuin bey Rhein gewidmet. In den Kemenaten des fürstlichen Frauenzimmers ward er verschlungen. Er beginnt sofort im ersten Kapitel mit vollendeter Unzucht.

Im allgemeinen fand man an den Höfen evangelischer Fürsten noch mehr altertümlicher Roheit. Die Höfe reformierter Herren kamen früher mit Frankreich in Berührung. Sie hatten früher feine Sitte. Oft bedeutete dieses allerdings nicht viel. Freilich die Hofhaltung zu Heidelberg zeichnet sich unter Friedrich III. aus. Dieser edle, fromme Fürst meinte es ernst mit Zucht. Und doch war es schon wieder anders unter Friedrich IV. In seinem Tagebuche merkt er genau an, wann er nach der Predigt Ballonen gespielt, zum Ring gerannt, mit Armbrust-Büchsen geschossen. Er erzählt darum auch ehrlich, er habe das Trinken auf ein Viertel Jahr verredet. Aber bald darauf schreibt er doch, er sei „voll" gewesen.

Nicht viele waren so streng in der Hofhaltung wie der Landgraf Wilhelm. Seine Ritter am Hofe sollten trinken — schrieb er — was im Lande wächst, und wenn sie ein Mehreres begehrten, sich solcher Schmarotzerei in ihr Herz hinein schämen. Man könne in einer fürstlichen Hofhaltung „nit einem Jeden Lampreten kochen und Perdrisken und Capaunen mit schwarzen Füßen speißen".

Die Herren jedoch, welche vor kurzem den Landgrafen und seinen Sohn Moritz auf dem Schloß zu Marburg besuchten, tranken in einer Sitzung ein Ohm und neun Viertel Wein. Dazu spanischen Wein, Eimbecker und Paderborner Bier ohne Maß. Des wilden von Schweinichen Rundreise bei den Herrschaften zeigt uns diese Verwilderung.

Landgraf Moritz schuf gerade jetzt gegen das Saufen an den Höfen einen Mäßigkeitsorden. Bei einer Mahlzeit solle kein Mitglied mehr als sieben Ordensbecher mit Wein trinken. Wer dann

noch Durst hat, darf Sauerbrunnen „und dergleichen schlecht Getränk“ beliebig zu sich nehmen. Auf der anderen Seite freilich will dieser Landgraf seiner Universität Marburg seinen nur zu häufig betrunkenen Privatsekretär als Professor aufdringen.

Bei wichtigen Gelegenheiten werden überall wie auf den Marktplätzen der Städte, so auch an Höfen geistliche Komödien aufgeführt. So einst bei der Trauung Landgraf Wilhelms zu Marburg mit Sabine von Württemberg: Isaak und Rebekka. So erzählt uns Egidius Hunnius. Und so finden wir es jetzt an den meisten Höfen und auf Rat- und Gewandhäusern.

Das entsetzliche Kipper- und Wipperwesen hatten die Fürsten selbst verschuldet. Sie hatten die Münzstätten verpachtet. Nun kam es dahin, daß, wie in Magdeburg, erst zehn Thaler des geprägten Geldes gleich einem vollwichtigen Thaler waren. Die Wut im Volke zeigen uns die Theologen.

In den kleinen und großen deutschen Städten sah es nun, nebenbei gesagt, nicht sehr angenehm aus. Ställe unter den Fenstern der Bürger nach der Straße hin waren nichts Seltenes. Durch Moräste der ungepflasterten und unbeleuchteten Straßen zogen die zu Hoffestlichkeiten geladenen Kavaliere in Ermangelung der Karossen auf hohen Stelzen hinter den Fackelträgern.

Das that aber der Heiterkeit nicht Eintrag. Gerade in diesem Jahr 1600 zuerst meldet man in Hamburg von englischen Komödianten. Sie erscheinen auch zu Kassel und Braunschweig. Französische Formen kommen gleichzeitig und zuerst durch den Hof von Heidelberg. Vielleicht war hier auch die erste Hochschule, welche sich der französischen Sprache bediente, um zum Einzug einer Fürstin zu gratulieren. Diese Fürstin war Elisabeth Stuart. Und die galante Universität überreichte ein Körbchen mit Früchten und ließ dazu deklamieren: Madame, la déesse Flora et Pomona Vous saluent et souhaitent toute Bénédiction et Felicité.

Den rohen Geschmack jener Komödien aber zeigt uns am besten Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinem „ungerathenen Sohn“. Dieser Sohn soll als abschreckendes Exempel dienen: Er begeht die scheußlichsten Mordthaten. Die Geister schreien um Rache. Der Geist seines Kindes ruft: „Rache über Dir, daß Du Dein eigen Fleisch gefressen! Wehe Dir, daß Du mein Herz aus dem Leibe geschnitten und gebraten, und mein Blut gesoffen hast.“ Der Geist

der Mutter, die er tötet, schreit. Alles schreit. Der verlorene Sohn Nero „brüllet und stellet sich greulich an und brüllet wie ein Ochse, und schreiet gar laut: O ihr Teufel kommt und holet mich!“ Selbstverständlich erscheinen sie auf der Bühne. Doch lassen wir das.

Der Nürnberger Ayrer war nicht viel weniger blutig. Allerdings reicht er nicht an den Herzog. Bei beiden und bei vielen tritt uns eine Geschmacksverwilderung ohnegleichen entgegen.

Janssen meint allerdings, die gleichzeitigen Aufführungen der Jesuiten in München entschuldigen und weit höher stellen zu müssen Namentlich betrifft dies das Spiel zu Ehren des Erzengels Michael. Hier sei die Schlußszene so „großartig. Denn hier stürzen dreihundert Teufel auf einmal in die hellauflodernden Höllenflammen.“

Mit den englischen Komödianten, die jetzt eintraten, mit der italienischen Litteratur und den Schäferspielen, kündet sich zugleich der spielende, blümelnde Sinn an, welcher bald die gesamte Litteratur und die Predigt der Kirche überziehen wird.

Dem entsprechen andere Schauspiele. Und sie sind ernster Art. Die Wut der Hexenprozesse war auf protestantischem Boden nicht vermindert. Keine der Konfessionen wollte, wie es scheint, sich von der andern nachsagen lassen, humaner gegen den Teufel zu sein. Die Tortur, welche den Leib Henning Brabants, des Braunschweiger Bürgermeisters, zerriß, war ein gewöhnliches Geschäft. Die blutigen Folterwerkzeuge waren so bekannte Instrumente, daß Ratsmänner und Syndici nebenan und während ihrer Arbeit auf Kosten der Kämmereikassen sich gütlich thaten.

Aber der städtische Blutbann mit seinen Folterkammern und Halseisen war oft weniger drückend, als die Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf dem Lande. Wenige edle Familien, welche nicht Wegelagerer zu Mitgliedern zählten. Der Edelmann hatte seinen Amtmann, seine Peitsche und seinen Turm. Denn er hatte seine hörigen Bauern. Und zum Landesherrn oder Reichskammergericht war der Weg weit.

Dies muß man sich vergegenwärtigen, um die Seufzer der armen Patronats-Pfarrer zu verstehen.

Dazu nehme man all die Plagen des platten Landes. War's Brauch der Zeit, daß mit Planetenlesen die Studenten und fahrenden Schüler eine Landplage werden konnten, so erst recht die „frumben“ Landsknechte. Sie marschierten in ihren Fähnlein mit Profoß, Stock-

und Rumormeistern. In Rotten geschlossen und in Haufen erschienen sie, oder aufgelöst schwärmten sie aus. Als gardende Knechte durchzogen sie das Land und brandschatzten den Bauer. Der Landpfarrer hatte Wehr und Waffen über dem Bett, und schrieb bittere Klage über erschreckliche Dinge ins Kirchenbuch, wenn er Nächte hindurch auf Wacht gestanden.

So die Zeit, in welcher die Kirche sich bewegte und litt.

Ein Visitationsmandat, welches in diesem Jahre in Kurbrandenburg erlassen wurde, zeichnet, wie die Roheit der Zeit die Sitten der Geistlichen beflekt. „Nachdem wir Bericht erlangt, daß insonderheit Ehebruch und Hurerei unter den Kirchen- und Schuldienern gar gemein gewesen und ist, sollen sie, wenn sie notorie überwiesen, suspendiert werden. Als uns Bericht einkommen, daß etliche Dorfpfarrer gefunden werden, so die Bibel nicht haben sollen, sollen sie Bibel und Concordienbuch anschaffen."

Geordnetere Zustände zeigen, meint Tholuck, die sächsischen und württembergischen Visitationsprotokolle.

Aber neben der Verwahrlosung stehen freilich überall auch die Klagen darüber und der Ernst der Abhilfe.

Der Vorort evangelischen Kirchenwesens war Kursachsen.

In der einflußreichen Stellung der Hofprediger und Konsistorialpräsidenten zu Dresden finden wir in diesem Jahre Polykarp Leyser Er war von Braunschweig, wohin der in Sachsen siegreiche Calvinismus ihn vertrieben hatte, nach Wittenberg begeistert zurück berufen. Von dort kam er nach Dresden. Seinen Vorgänger im Hofpredigeramt, Mirus, hatten jene Sieger auf die Festung Königsstein gebracht. Jetzt war Leyser an seine Stelle getreten. Vor Dresden auf der Heide betete er. Dann zog er ein. Er war zugleich Lehrer der Prinzen. Und zugleich führte er seinen Krieg mit dem Jesuiten Gretser in Ingolstadt. Seine Evangelienharmonie und seine Passionshistorie waren sehr gesucht.

Werfen wir einen Blick auf die hohen Schulen.

Der Professor tritt mit dem Doktorbarett im geistlichen, schwarzen Chorrock mit „zugestutztem Kinn- und Lippenbart" ins Auditorium. Er beginnt die Vorlesung mit Gebet. Vor ihm sitzen nun die Studenten. Sie tragen das breite Barett, den Hals bis auf die

Schultern entblößt. Das Haar fällt lang auf die große linnene Halskrause. Zerschlitzte Pluderhosen stecken in den breitgestülpten, kurzen Stiefeln. Federn, zerschnittenes Wams, Hieber und Sporen kommen dann im großen Krieg hinzu.

In Wittenberg finden wir in diesem Jahre die Schwaben Hunnius und Hutter. Ersteren trafen wir schon in Marburg. Er ward mit Runge nach Regensburg gesendet. Hutter aus Ulm, lange in Straßburg, ward maßgebend durch sein Kompendium. Der Kurfürst sandte ihm aus Freude darüber 200 Thaler. Dazu kommt der Schlesier Gesner. Er ersang sich einst das tägliche Brot auf den Straßen Breslaus. Runge, Sohn des Greifswalder Professors, war Exeget. Er las gern über Genesis und Exodus. Er war Meister im Disputieren. Seine innigen Gebete hat uns Adam bewahrt. Dazu kommt der Dresdener Friedrich Balduin. Seine casus conscientiae ersetzen einigermaßen die noch fehlende Moraltheologie. Jener Reise zum Regensburger Kolloquium schloß er sich an.

In Leipzig gibt es schon Meßkataloge. Selnecker war, es war vor acht Jahren, heimgegangen. Der Mitverfasser der Konkordienformel stand in der Frage der Allenthalbenheit wie Chemnitz. Er betonte „Christus kann gegenwärtig sein, wo er will, und wo er gegenwärtig zu sein verhieß". Nun ruhte er auch von seinem Krieg mit Beza, und war im Schauen.

An seiner Stelle finden wir jetzt Schilter. Zugleich Domherr von Meißen, wurde er wohl durch seinen Jesaias-Kommentar am meisten bekannt.

In Jena lehrt noch Georg Mylius. Nach Hunnius Tod wurde er dann nach Wittenberg berufen. Für Mylius war einst, als er in Österreich gefangen war, das Schwerste in Aussicht.

In Rostock finden wir den betagten Chyträus. Als Schwabe hatte er Brenz nahe gestanden. Er hatte dann in Wittenberg studiert und blieb Melanchthon immer befreundet. Nach seiner italienischen Reise hatte er in Österreich und Ungarn gedient. Jetzt im Juni lag er in Rostock auf dem Sterbebett. Ununterbrochen hat er vom Bett aus gelesen. Am Tage vor Trinitatis schrieb er noch an Gesner in Wittenberg wegen einer Berufung Philipp Nicolais nach Rostock. Dann starb er im Juni.

Der geduldige Professor Cothmann bittet die Studenten, doch eine Stunde jede Woche wenigstens in die Vorlesung zu kommen.

Neben Chyträus und ihm steht Lukas Bacmeister. Er war Pappus' Schüler und Wittenberger Doktor. Er war einige Zeit Prediger am Hofe der Königin-Witwe von Dänemark zu Coldingen. Dann trat er aus dänischem Dienst, dem Ruf nach Rostock folgend. Wir haben von ihm Kommentare zu den Propheten. Er drang ernst auf Kirchenzucht.

Einige Jahre später trat der Dortmunder Affelmann in die Fakultät. Paul Tarnov kam an Chyträus' Stelle.

In Greifswald finden wir neben dem älteren Runge, dem pommerschen Vorkämpfer gegen die Philippisten, in diesem Jahre noch den Hamburger Bartholomäus Battus. Zu seinen Schülern gehört auch Heinrich Müller. Battus schrieb über die Rechtfertigung. Er versah nach Runges Tode die Generalsuperintendentur von Pommern. Runge schrieb in diesem Jahre gerade die Thesen de libero arbitrio. Und am 29. August ließ er darüber disputieren.

In Marburg lehren Mentzer und Winckelmann. Jener, ungemein beliebt, war Freund des jungen Johann Gerhard.

In Helmstädt lesen Pfaffrad und Hoffmann. Cornelius Martini vertritt jetzt Aristoteles und den Humanismus. Doch ist Arnd's Einwirkung von Celle her zu spüren, wie vielleicht diejenige des Varenius zu Hitzacker. Hoffmann aber griff in diesem Jahre in seinen Quästionen mit 1. Kor. 3 die aristotelische Philosophie an. Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit vor Gott. Damit stützte er sich auf Luthers Wort: „Es thut mir weh in meinem Herzen, daß der verdammte, hochmütige, schalkhafte Heide soviel der besten Christen verführt." Und damit eröffnete er bei Pfaffrad's Promotion den langen Kampf.

Hier müssen wir, und gerade zum Jahre 1600, eins notieren. Luther hatte gesagt: „Hie wäre nun mein Rath, daß die Bücher Aristotelis — ganz würden abgethan." — Dies war damals Luthers Stellung zur Philosophie. Und es konnte nicht fehlen, daß man darauf zurückgriff. Und nun griff Hoffmann in seinen Quästionen in diesem Jahre mit 1. Kor. 3 an. Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit vor Gott. Dies war sein Thema und damit eröffnete er den langen Kampf. Er griff also auch den alten Satz der Sorbonne an, daß es nur eine Wahrheit gebe. Zugleich zeigte er sich durch

zwei Schriften als völligen Ramisten, der alle Philosophie verwirft. Denn eine andere Wahrheit sei in der Offenbarung, eine andere in der Vernunft. Und nun entbrannte ein Streit, in welchem durch den Herzog der Humanismus hier glänzend siegte. Damit waren dann zugleich die klassischen Studien und das Studium der Philosophie vor dem puritanischen Eiferer gerettet. Es war erklärt, daß es für Theologie wie Philosophie nur eine Wahrheit gebe. Es war durchgekämpft, daß von der Philosophie zu lernen sei. Das verdankt man Cornelius Martini.[54])

Wir sehen, wie die früher abgebrochene Auseinandersetzung mit dem Humanismus sich jetzt schon als nötig erweist.

Vielleicht stand der alte Lehrstuhl noch zu Tübingen, von dem herab Biel den Meßkanon erklärte. Hier hatte man christologisch weiter gearbeitet. Und hier, wo Jakob Andreä den Grund gelegt, sehen wir, zugleich an der Spitze der Verhandlungen mit den Heidelbergern, in diesem Jahre den trefflichen Hafenreffer. Hier erschienen im Mai seine Loci theologici. Sie errangen sich weithin ein solches Ansehen, daß sie auch in Upsala als amtliches Lehrbuch eingeführt wurden. Man hat mit Recht neuerdings auf die Deutlichkeit und dogmatische Feinheit aufmerksam gemacht, in welchen das Buch, die Prädestination bekämpfend, auf die „unbeweglich festgestellte Regel" verweist, „daß in Gott nicht widersprechende Willensentschließungen sind".

Stephan Gerlach, sein junger Kollege, hatte sich als Prediger bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Konstantinopel fünf Jahre aufgehalten, wie wir sahen. Er hatte neben der Augsburgischen Konfession auch Heerbrands Kompendium dem Patriarchen Jeremias überreicht. Mit ihm und dem Patriarchen von Alexandrien, wie mit den Metropoliten von Thessalonich, Nicäa und Philadelphia hatte er häufige Unterredungen gehabt. Dann war er an die Stelle Theodor Schnepfs in die theologische Fakultät getreten. Hier stand er nun neben Heerbrand, welcher gleichfalls lebhafte Beziehungen nach Österreich, Steiermark, Kärnten und Ungarn unterhielt. Aber im Mai dieses Jahres ging dieser, der hochbetagte Freund des seligen Brenz, inmitten seiner Gärten und Weinberge in Tübingen heim.

Bald trat dann Andreas Osiander hier ein. Und als der große Krieg begann, finden wir Thummius, Melchior Nicolai und Lukas Osiander II. in der Fakultät.

Martin Crusius aber, Professor der Rhetorik, der mit den gelehrten Griechen in Konstantinopel korrespondierte, war der fleißigste Kirchgänger Tübingens. Er schrieb volle 7000 Predigten griechisch nach.

Württemberg hatte, außer den Klosterschulen und Pädagogien in Stuttgart und Tübingen, über vierzig lateinische Schulen.

In Straßburg steht noch als Professor und Pfarrer am Münster Johann Pappus. Als Knabe schon war er von seinem Vater, dem Bürgermeister von Lindau, hierher in das Haus des Lindauers Johann Marbach gebracht. Nun führte er Marbachs Werke fort. Er führte trotz des humanistisch-zwinglischen Rektors Johann Sturm die evangelische Kirchenordnung, er führte endlich auch die Konkordienformel ein. „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" — so sang er. Und so ging er zehn Jahr später heim.

Altorf, von Nürnberg in seinem Gebiet gegründet, hatte am Humanismus und dann vom Philippismus der Reichsstadt immer gezehrt. Durch den ehrwürdigen Schopper, den wir jetzt dort finden, war es mehr nun in evangelische Bahn geleitet. Und sein Schüler, der ältere Saubert half dazu in Nürnberg.

Überblicken wir noch weiter, so finden wir in Hamburg an St. Peter Magister Schellhammer, an St. Jakobi Lukas von Cölln. Im folgenden Jahre tritt Philipp Nicolai hinzu.

In Braunschweig steht Johann Arnd nun als Superintendent und Pastor an der Martinikirche. Von Quedlinburg her war er Johann Gerhards Freund. Aus Badeborn hatte ihn die Invasion vertrieben. Sie hatte ihm den Exorzismus untersagt.

Und in Görlitz finden wir, um auch noch auf die praktische Theologie hinzuweisen, als Oberprediger Martin Moller. In seiner Schusterwerkstatt sitzt fünfundzwanzigjährig Jakob Böhme.

Überall ein frisches, wenn auch der Form nach ungeschlachtes, grobianisches Bewegen. Überall ein kräftiger Menschenverstand. „In Glauben und Wissen, in Haß und Liebe war der Schriftsteller eine Individualität geworden, und gerade die unerquicklichen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit, zumal auf theologischem Gebiete, die die Einheit der Kirche zerrissen, und die Geister verbitterten, hatten sich dennoch für die Charakterentwickelung jenes streitbaren Geschlechts nur als fördernd und segensreich erwiesen." So W. Kawerau. Aber „die Einheit der Kirche" war nicht zerrissen.

Damit haben wir mit dem Jahre 1600 die Lage am Schluß des Jahrhunderts überschaut. Wir treten in das folgende. Nur darauf noch machen wir aufmerksam, daß im Hintergrund der Fläche, auf welcher wir die evangelische Theologie sich bewegen sehen werden, schon, wenn auch verschleiert, eine Macht steht, mit welcher zu rechnen sein wird. Es ist die Macht der Philosophie. Und ihr Träger ist Cartesius. Bald wird er nicht nur als bairischer und kaiserlicher Söldner den Degen führen. Er wird andere Bahnen beschreiten.

Zweites Kapitel.

Westliche Invasion.

Wir haben die westliche Invasion darzustellen. Wir meinen das Vordringen reformierten Kirchenwesens unter französischem Einfluß. Und wir sehen zugleich damit die Abwehr auf Wall und Mauer.

Die „calvinistische" Religion nannte Niebuhr hart: „plump und tyrannisch". Sie war es nur zu oft, wo sie herrschen konnte. Das kommt vom Alttestamentarischen und Theokratischen, wozu ihre Anschauung neigt. Diese aber gerade hatte ihr auch Kräfte zum Kampf bis aufs Messer gegeben. Das Volk auf den Wällen und in den Gassen von Harlem hatte nur noch das Gras, das zwischen den Steinen wuchs. Sie hielten aus. Die zu Leiden wollten ihren linken Arm essen, um mit dem rechten weiter zu kämpfen. Sie hielten aus. Da kamen die Geusen und warfen Brot über die Mauern. Und wie in den Niederlanden, so in Frankreich. Hier liegt die hohe Bedeutung reformierten Kirchenwesens.

Aber überall trat zugleich der republikanische Gedanke, pietätloses Denken, fremdländisches Wesen dem deutschen Gemüt entgegen.

Schicken wir also noch etwas voraus. Denn wir haben vom Krieg zu schreiben. Die Art der Reformierten im gelehrten Streit ist feiner. Sie suchen dialektisch zu schlagen. Ihre Vorwürfe beziehen sich auf die Logik des Gegners. Sie sind geneigter zum vornehmen und ironischen Herabsehen. Der Verstand überwiegt.

Die Art der Evangelischen ist gröber. Sie suchen ethisch sich zu wehren. Ihre Vorwürfe beziehen sich auf den Willen des Gegners. Sie sind geneigter, in sittlicher Empörung zurückzustoßen. Das Herz überwiegt.

Jene lassen deshalb Erwägungen und Befürchtungen gelten, um die Union zu wünschen. Nicht hundert Jahre lang, sagte man, könnten die Protestierenden gegen Rom bestehen, wenn sie getrennt blieben. Diese sind umgekehrt entschlossen, allen solchen Gründen die Thür zu weisen. Denn es handle sich um der Seelen Seligkeit.

Und, wenn wir es nicht billigen dürfen, wir werden es doch begreiflich finden, daß der Ton unserer Theologen in betracht des erfolgreichen Vordringens der Gegner gereizter wurde. Im allgemeinen gaben an Grobheit die Parteien einander nicht sehr viel nach. Calvin hatte Westphal einen „tollen Hund“ genannt, und Rennecher nannte Nicolai einen „lästernden Hund“. Und dieser nannte die Gegner: „Erzheuchler“, „Rottenbrüder“, „Geschmeiße“, „Heuschrecken“, „Raupen“, „Esel“. Das ist die unschöne Musterkarte. Wir müssen sie bedauern, müssen sie aber auch nicht zu tragisch nehmen. Wir würden gänzlich die Zeit verkennen. Auch heute noch pflegen Sachsen, Pommern und Schwaben, die damals doch auf der Mauer zu stehen hatten, sich weniger gewählt auszudrücken, als der glattere Westen. Dieser aber war es, welcher mit Belgiern, Genfern und Franzosen die Lehrstühle und die Stellen zu Heidelberg, Marburg und Kassel besetzte, mit Männern, die oft nur französisch und nicht deutsch redeten.

Das neue Jahrhundert fand schon bedeutende Fortschritte des reformierten Kirchentums in Deutschland vor. Von Paris brachte man die Zuthaten mit. „Ein gutartiger Herr, welcher lange in Paris gewesen, wo der absolute Dominat, und die Verachtung und Durchlöcherung der Privilegien wohl erlernt wird“ — so schilderte man um 1600 den Herzog Christian zu Brieg.

Joachim Ernst von Anhalt war noch der ungeschlachte deutsche Ritter mit Jagd und — Trunk. Und bei Tafel sang er lutherische

Lieder. Christian von Anhalt aber hatte für Heinrich von Navarra gefochten. Diese Verbindung mit Frankreich hatte den regierenden Fürsten Johann Georg reformiert gemacht. Sein Land mußte im Abfall ihm folgen. Das verlangte der „Dominat".

Dann ward Philipp Ludwig von Hanau reformiert. Dann folgte Wolfgang Ernst von Birstein. Zwei Jahr später schloß sich der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach den reformierten Fürsten an. Dann war Graf Simon von Lippe in ihr Lager gegangen. Man schrieb 1600.

Im September 1601 war es, wo jene vierhundert Bürger auf dem Marktplatz zu Pforzheim schworen, um jeden Preis evangelisch bleiben zu wollen. Der reformierte Markgraf zog mit Waffengewalt gegen die Stadt. Da rührte ihn der Schlag.

Zu Regensburg disputierten gleichzeitig Hunnius und Heilbrunner mit den Jesuiten Gretser und Tanner.

Die alte Bedeutung des Hofes von Heidelberg war auf denjenigen von Kassel übergegangen. Dort hatte Friedrich III. schon seine Briefe französisch geschrieben. Hier redeten die fürstlichen Kinder schon französisch. Der Kryptocalvinist Schönfeld, aus Dresden vertrieben, ward Hofprediger bei Landgraf Wilhelm. Dieser machte ihn jetzt zum Superintendenten. Und sein Sohn, der Landgraf Moritz besuchte in diesem Jahre Bremen. Hier traf er mit dem dortigen Superintendenten Pezel zusammen. Dieser bat ihn, seine calvinischen Schriften in der Hofbuchdruckerei zu Kassel drucken lassen zu dürfen.

Im Osten schrieb zu Görlitz Möller seine Praxis evangeliorum. Und zu Fraustadt schrieb Herberger das Vorwort zu seinen: Magnalia dei.

Im Herbst 1602 war Landgraf Moritz in Genf, besuchte Beza und war dann beim König in Paris. Er gefiel da bei Hofe sehr. Am Abend vor seiner Abreise saß der König privatim bei ihm und nahm überaus vertraulichen und freundlichen Abschied von ihm. Der König schrieb dann an Bongars: — jay conferé fort particulierement et ouvertement des affaires publiques avec luy et speciellement de celles d'Allemagne, dont je luy ay dit mon advis avec toute franchise.[55]) So wurde der Kasseler Hof in erster Linie des Königs Bevollmächtigter für Deutschland. Und dann schrieb der König über den Landgrafen an Sully: Er erwirbt mir alle

Tage neue Freunde, Verbündete und zuverlässige Diener. — Der Heidelberger Hof arbeitete gleichzeitig in Ungarn und Siebenbürgen für die antihabsburgische Union.

Am 18. Oktober hielt Gesner in der Schloßkirche zu Wittenberg die Predigt zur Säkularfeier der Stiftung der Universität. Er redete über Ps. 122. Er rühmte Gottes Gnade. Er meinte, daß „Wittenberg nicht weniger als Jerusalem ein fruchtbares Zweiglein ist, deß sich das ganze Land tröstet: eine Stadt der Wahrheit, ein Berg des Herrn Zebaoth, ein Berg der Heiligkeit Zach. 8". Dieser überschwänglichen Rede folgte freilich Hinweis auf die Feinde zur Rechten und zur Linken. Redner rief dann den Herrn an, eine Wagenburg zu bauen um Stadt und Schule, daß sie „unanstößig durch dies Jammerthal hindurch" gehe.

Das folgende Jahr brachte den Reihen der Verteidiger der alten Grenzmarken einen Ausfall. Professor Egidius Hunnius in Wittenberg starb.

Im Druck erschien zu Heidelberg Pareus Untersuchung über den Sinn der Abendmahlsworte. Der Professor war wie Ursinus ein ausgewanderter Schlesier. Er wird uns bald wieder entgegen treten.

Nicolai erwiderte mit seinem „Bericht von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl". Dann folgte seine „Grundfest und richtige Erklärung des streitigen Artikels von der Gegenwart Christi nach beiden Naturen im Himmel und auf Erden", Antwort auf reformierte Angriffe. Und in Schwäbisch-Hall wurden die durch Schneck, einen Anhänger Seb. Francks, erregten Unruhen durch kaiserliche Kommissare beigelegt.

Ebenso erschien das „Examen" des aus Wittenberg als heimlicher Calvinist vertriebenen Pierius. Philipp Nicolai in Hamburg schrieb dann das Examen dieses Examens und ließ „auf die faule Abfertigung" seine „Freudige Wiederkunfft" folgen.

Plancius griff die Evangelischen in Holland an. Nicolai, immer schlagfertig, antwortete mit der „Verantwortung der evangelischen Kirchen in Holland". Im April hatte der junge Calixt die Universität Helmstädt bezogen.

Blicken wir nach Kassel. Quercetanus, Leibarzt König Heinrichs IV., war hier 1602 Hofadept geworden. Von Genf aus schrieb er dem Landgrafen: Gott habe sich offenbar in der letzten Zeit des

Hauses Hessen zur Ausbreitung der wahren evangelischen Religion bedient (50). So ward der Landgraf vorwärts getrieben. Der Züricher Rudolf Lavater schrieb ihm aus Hanau bei seinem Rückgang in die Schweiz etwas später: Er möge nicht aufhören, der Kirche aufzuhelfen, gleichwie Vorstius in Belgien thue; „nur durch Vertilgung der neuen horrenden Lehren" könne Frieden und Einigkeit wieder gestiftet werden.

Der förmliche Übertritt des Landgrafen fällt wohl in dieses Jahr.

Dies Jahr auch lichtete wieder die Reihen der alten Kämpfer für evangelische Theologie. Im Februar starb in Straßburg, seiner Zufluchtsstätte, Cyriacus Spangenberg. Im Juli gingen die Professoren Runge in Wittenberg und Schilter in Leipzig heim. Im September starb in Stuttgart Lukas Osiander. In Hamburg veröffentlichte Nicolai jetzt seine „Grundfest".

Im Oktober disputierte Johann Gerhard von Jena aus in Marburg. Er war gekommen, seinen Freund, Professor Mentzer zu besuchen. Mit diesem reiste er dann über Frankfurt a. M. und Heidelberg, wo man Pareus besucht, nach Straßburg und Tübingen. Seine gedruckte Disputation sandte er an den Rat zu Quedlinburg, der ihm sechs ungarische Goldgülden dafür verehrte. In Marburg sah es noch friedlich aus. Es sollte anders werden.

Ludwig IV. von Hessen war kinderlos gestorben. Oberhessen war an Landgraf Moritz gefallen. Und dieser gab die sogenannten „Verbesserungspunkte". Sie räumten zu gunsten der reformierten Anschauung im Lande auf. Es galt nun, Oberhessen aufzuklären.

Es sei noch bemerkt, daß Socin in diesem Jahr in Polen verschieden war. Von hier ging eine Gesandtschaft nach England. Sie kam, wie Philipp Nicolai im November an Schlüsselburg schreibt, durch Hamburg. Und Nicolai schickt sich an, schriftlich auf Osterodt, den Socinianer aus Goslar, einzugehen.

Kehren wir nun zurück. Der Landgraf war selbst nach Marburg gekommen. Am 22. Juli 1605 ließ er den Superintendenten Leuchter, die Professoren Winkelmann und Mentzer zu sich laden. Sie hatten sich der Sache geweigert. Die Amtsentsetzung wurde ihnen in seiner Gegenwart angekündigt. Er hielt acht Tage später eine lateinische Rede an die Professoren und Studenten. Er hielt dann am 9. August in der Kirche von seinem Stand aus eine Ansprache

an das Volk. Es war Kriegsvolk mit ihm eingerückt. Den Tumultuanten wurden die Waffen abgenommen. Das heilige Abendmahl wurde am 11. August zum erstenmal nach den Verbesserungspunkten mit Brotbrechen gefeiert. Mit den „Götzen" wurde aufgeräumt. Das große Kruzifix über der Professorenbühne der lutherischen Kirche wurde nebst dem Flügelaltar abgebrochen. Das steinerne Kruzifix vor der Kirche wurde zerschlagen.

Aber der Bildersturm genügte nicht. Man mußte die kirchliche Anschauung vom heiligen Abendmahl vernichten. Man verbot die Hostien. Man verstand es, den Leuten begreiflich zu machen, daß der heilige Leib fern von solchem Brot sei. Denn man buk „eigne, schwere, runde, in vier dicke Stücke zu zerbrechende Eisenküchlein aus sogenanntem Aftermehl", die schwer im Magen lagen. So wards klar, daß hier eitel Brot und nur Brot sei. So wollte es der Landgraf. Er trat als Nachfolger des Königs Hiskia auf. Dieser hatte die eherne Schlange Nehustan zerstoßen, welcher Israel geräuchert hatte. So wollte der Landgraf, wie er sagt, den lutherischen Götzendienst zerstoßen. Die entlassenen Theologen werden durch reformierte ersetzt. Das Vortragen der Kruzifixe bei Leichenbegängnissen wird verboten. Alle sind als „stumme Götzen" zerschlagen. Dann werden in Schmalkalden die Verbesserungspunkte mit zweitausend Mann und sechs Feldstücken eingeführt. Acht Wagen voll „Götzen" fährt man aufs Schloß.

Im Februar dieses Jahres war in Wittenberg Salomon Gesner, im Oktober war zu Genf der hochbetagte Beza heimgegangen. Das erste Buch vom wahren Christentum hatte Arnd erscheinen lassen.

Nicht polemisch, aber desto tiefer ward im folgenden Jahre gearbeitet. Johann Gerhard trat als Superintendent in Heldburg ein, und schrieb seine meditationes sacrae. Philipp Nicolai in Hamburg gab seine Theorie des ewigen Lebens. Dies nur nebenbei.

Die „von Marburg abgetrollten Theologen" — wie der Landgraf die von ihm Vertriebenen nannte — hatte Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt berufen. Es waren Johann Winckelmann, Heinrich Leuchter und Balthaser Mentzer. Mit ihnen wurde die neue Hochschule Gießen eröffnet. Der Landgraf, ein schöner, stattlicher Herr, hielt auf dem Rathaus selbst die Rede. Dann übergab er dem Kanzler die Szepter. Unter Vortragung derselben ging der

Zug zur Stadtkirche, auf deren Altar sie niedergelegt wurden. Es folgte die Predigt des Superintendenten Vietor. Das Tedeum machte den Schluß. Es war am 7. Oktober 1607.

Es war also ein ungünstiges Jahr, in welchem Hospinian, Pfarrer am Frauenmünster in Zürich, die Entstehung der Konkordienformel angriff. Ungünstig, nicht weil er aus Mangel an Quellen so völlig einseitig die Partei der Wittenberger Philippisten ergriff. Sie war ungünstig für ihn, indem man seiner Concordia discors mit Erfolg die Marburger Vorgänge entgegenhalten konnte.

Auch in anderer Form trat die Invasion auf, und machte sich gerade in diesem Jahr so geltend.

Ramus verwirft das Studium des Aristoteles. Für Bewahrung der Rechtgläubigkeit verzichte man, so riet er, auf alle Philosophie. Er selbst verzichtete nicht. Er machte seine Philosophie. Er hatte eine Schule gebildet. Sein Genfer Schüler Arminius sicherte seinen Einfluß auch in Holland.

In Deutschland hatte in Danzig, mitten im evangelischen Gebiet, Keckermann in diesem Jahr sein Theologisches System herausgegeben. Gott ist darin „reiner Akt". Keckermann vertritt also die reformierte Richtung philosophisch. Es mag dieser reine Akt „die jetzt üblich werdende reformierte Formel" darstellen.[56]) Sie ist aber dennoch nur der Scholastik entnommen, wenn sie auch weiter drang. Wie aber reformierte Denkweise mit dem Ramismus Hand in Hand ging, sehen wir am besten in Leipzig. Hier starb im Oktober dieses Jahres Dresser. Sein Kampf ging eben gegen den Ramismus. Und Volkmann von Berlepsch, der kurfürstliche Kanzler, welcher diesen schon in Paris kennen gelernt hatte, trat ihm fest zur Seite.

Die „Union" von 1608 war der Rheinbund des siebzehnten Jahrhunderts. Die reformierten Fürsten schlossen ihn und Frankreich stand dahinter. Es galt, die Habsburger aus Deutschland zu drängen. Die Höfe von Kassel, Heidelberg, Bernburg waren Werkzeuge.

Die Kirche hatte den Heimgang des Professors Lukas Bacmeister in Rostock und der Pastoren Philipp Nicolai in Hamburg und Schalling in Nürnberg zu beklagen, dessen Lied: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr, — seine beste Gabe ist.

Die Württemberger Theologen schrieben „Examen und Gegenbericht" an die Heidelberger und Pareus. Sie beginnen mit Zanchius.

„Fatemur — hatte er gesagt — Dei ordinatione Adamum in peccatum fuisse lapsum. Quid enim opus est tergiversationibus?“ Sie setzen scharf ein. Sie verteidigen namentlich die reale Natureneinheit, und die bekannte Raumlehre. Sie widmen dem das ganze Examen des sechsten Kapitels. Sie schließen: „Aber komm Du selbst Deiner eignen Ehre zu Hülfe, Herr Jesu Christe — Eile und hilf uns und Deinem heiligen Namen.“

Lampadius in Bremen schrieb 1609 seine Censura ubiquitatis. Sie war noch gegen Nicolai gerichtet. Der Superintendent Nikolaus Hunnius in Lübeck starb. Er hinterließ der Kirche sein in viele Sprachen übersetztes Epitome credendorum.

Affelmann in Rostock ließ dann seine „Censur der Lampadianischen Censur“ erscheinen, worin er Nicolai verteidigt. Es war gleich im folgenden Jahr. Und der uns bekannte Hutter, welcher sein Kompendium im Auftrag des Kurfürsten erscheinen ließ, um Melanchthons Loci zu ersetzen, mußte zugleich gegen die Reformierten in Holstein schreiben. Auch hier war der Hof vorangegangen.

In Dresden war indes der fromme Polykarp Leyser im Februar sanft entschlafen. Er war, mit Chemnitz Evangelienharmonie beschäftigt, gerade an dem Wort stehen geblieben: Lazarus, unser Freund schläft. Hoë von Hoëneg, in Wittenberg gebildet, wurde sein Nachfolger. Ein schärferer Verteidiger der evangelischen Stellung konnte den wichtigen Platz nicht besetzen.

Das folgende Jahr bietet uns nichts. Wir möchten für 1612 dagegen erwähnen, daß Professor Franz in Wittenberg, Propst an der Schloßkirche sein: Syntagma controversiarum cum gente Calvinianorum veröffentlichte. Denn wir stehen vor dem wichtigen Ereignis des Jahres 1613.

Das Erbrecht auf Jülich, Cleve und Berg brachte den Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg zur Entscheidung. Hessen, Pfalz, Holland und Frankreich konnten seine Ansprüche am besten unterstützen. Dies bleibt der ausschlaggebende Grund, wenn auch andere mitwirkten. Seine evangelische Erziehung war nicht weise gewesen.

Am 8. Dezember 1613 schon beschwert sich der Ausschuß der Prälaten, Ritterschaft und Stände gegen den Kurfürsten über den Hofprediger Fink, „der den calvinischen Irrtum einzuflechten und

fortzupflanzen sich hart soll angelegen sein lassen". Ziemlich gleichzeitig erscheint Landgraf Moritz in Berlin. Und am ersten Weihnachtstage nimmt Kurfürst Johann Sigismund mit 54 Kommunikanten im Dome das heilige Abendmahl nach reformiertem Ritus. „Endlich rafft sich das Fürstenhaus zu einem kühnen Entschlusse auf: es tritt zum Calvinismus über, ein Schritt von ähnlicher Bedeutung, wie die Legislation von 1808, wenn auch nicht sofort von gleich rettender Wirkung." So Droysen, der Geschichtsschreiber der preußischen Politik.

Die „rettende Wirkung" kann immer erst später sichtbar werden.

Hören wir, was Propst Gedicke, ev. Hofprediger am Dom, an Hoë berichtet.

Es war am heiligen Christabend 1613. Prediger Martin Fußel aus Zerbst sprach nach der Predigt die Absolution über die Versammlung. Dann that er „Danksagung für Chur- und Fürstl. Gnaden Erleuchtung, daß dieselbe nunmehr zum rechten Licht und Erkenntnis Gottes gekommen wären. Nicht fern von unserm Altar ward ein gemein Tisch gesetzt (der noch daselbst stehet) mit einem Sammet und weißen Tuche umdecket, zu dem trat Fußel. Auf dem Tische lag ein langer Kuche in Stück geschnitten, daß Fußel ein Stück nach dem andern leichtlich kunte abbrechen und einem jeden Communicanten in die Hand geben, damit er es selbst zum Munde führete und nicht der Priester, — reichte auch einem jeden insonderheit den Kelch. Der Communicanten waren etliche fünfzig, erstlich der Kurfürst von Brandenburg flugs nach dem Englischen Gesandten." So der Brief.[57])

Am 25. Dezember hatte der Kurfürst das Sakrament nach reformiertem Ritus empfangen. An demselben Tage hielt Professor Meisner aus Wittenberg vor der Kurfürstin Anna die Festpredigt. Die Fakultät hatte der Bitte der Treugebliebenen willfahrt. Man hat gesagt, der Zelotismus Meisners habe seine, freilich sehr vorübergehende, Ausweisung durch den Statthalter von Putlitz bewirkt. Selbst Tholuck hat ihn aus seinen in Berlin wiederholt gehaltenen und im Druck erschienenen Predigten gerechtfertigt. Die Briefe der Kurfürstin an Meisner enthält im Original die Göttinger Bibliothek. Die Fakultät hatte unter Einsendung der Briefe unterm 8. Januar 1613 erst in Dresden angefragt.

Meisner predigte, Hutter schrieb.

Sehen wir ab von seinem ersten Calvinista aulicopoliticus von 1613. Er ist der Herzogin Auguste von Schleswig Holstein gewidmet, und wendet sich gegen den Nassauisch-Lippeschen Rat Johann von Münster und seine Schrift. Es galt dem Eindringen der Reformierten in Holstein.

Wichtiger ist Prof. Hutters Schrift desselben Titels von 1613. Sie bespricht die Hauptgründe der „Brandenburgischen Reformation". Sie ist dem Kurfürsten Johann Sigismund selbst gewidmet. Sie redet ihn an. Sie zeigt den Beruf dazu mit dem prophetischen Wort Ez. 33: Du Menschenkind predige wider dein Volk. — Sie verweist den Fürsten auf das: So lasset euch nun weisen, ihr Könige und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden! Und nun zeigt sie Schritt um Schritt was der Fürst einst bekannt, was er am 27. Januar 1593 auf der Moritzburg zu Halle „im Kirchstüblein" gelobt, was er nun verlassen, und wie unwahr das sei, was er am 24. Februar 1614 zu Cölln an der Spree im Mandat publiziert. — „E. Churf. Gnaden bekennen in bemeldter Confession und publicirten Mandat sich von Hertzen zu dem Wort Gottes — und dann zu der Augsburgischen Confession, so Anno 1530 Carolo V. übergeben und hernach malen in etzlichen Punkten übersehen und gebessert worden." — Und Hutter zeigt nun dem Fürsten, daß diese Konfession, die er meine, niemals zu Augsburg übergeben sei, daß sie den Reformierten zu Gefallen „allhier zu Wittenberg jung worden".

Hutter zeigt dann die politischen Scheingründe. Er antwortet auf die dem erlassenen Mandat angehängte Drohung, die Übertreter des Dienstes zu entlassen. „Dies müssen getreue Lehrer und Prediger dem getreuen Gott befehlen, dessen Diener sie sind. Jedoch werden sie auch gebürlicher moderation und Bescheidenheit sich zu gebrauchen wissen, damit sie nicht angesehen werden mögen, als ob sie mehr aus privat affecten als aus Liebe zur Wahrheit ihr Amt verrichten — sonderlich aber für den frommen Landesfürsten und verlassene Kirchen ernstlich zu Gott seufzen, und sich trösten, daß der ganze Erdboden seye des HERRN."

Die Brandenburgische Reform nahm ihren Fortgang.

Unterm 21. Februar 1614 schrieb Gedicke von Berlin aus an Hoë: „Nicht durch Ratschlag und Colloquien, sondern durch Nachstellung und offenbare Gewalt scheint mir alles betrieben zu werden.

Sie haben mir den Tag genommen, an welchem zu predigen ich gewohnt bin und haben ihn dann dem Calvinianer Martin Fußel bestimmt; sie schließen mich auch von den Predigten aus, die ich am Sonntag zu halten habe. Was soll ich nun machen? Ist dies der Lohn für meinen achtundzwanzigjährigen dem Brandenburger Hof geleisteten Dienst?"

Das fürstliche Edikt vom 24. Februar 1614 rühmt Friede und Einigkeit. Aber es droht stark den Zeloten und Clamanten. Die 24 „Artikel der Reformation" verurteilen Bilder, Altar, Kruzifix, Hostien und Kelch. „Die Priester sollen nicht mehr stehen und den Leuten den Rücken zukehren. Wenn man den Namen JEsum nennt, soll man sich nicht neigen, auch den Huth nicht abziehen. Man soll nicht mehr beichten. Die Creutzmachung nach der Benediction zu unterlassen. Auf der Kanzel nicht heimlich, sondern öffentlich beten. Die Taufffsteine soll man ausbrechen und ein Becken brauchen." So machte denn auch der Bilderſturm vom März 1614 den Dom von Berlin nun kahl. Altar und Taufstein wurden hinaus und auf den Kirchhof geworfen. Nur was die Kurfürstin Anna in ein Gemach des Schlosses rettete, darunter die Gemälde von Lukas Kranach, blieb bewahrt. Zum „Affen- und Pfaffenwerk", welches abgethan ward, gehörte vor allem der marmorne Hochaltar, ein seltenes Stück edler Kunst.

Ehre gebührt dem Professor B. von Krakewitz in Greifswald. Er schrieb unverzagt die „Christliche Warnung vor calvinischer Lehre und Neuerung". Aber die „Bekehrung" ging rasch von statten. Allerdings sah man im April 1615 einige Hellebarden und Musketen auf den Berliner Straßen. Man sah auch einen reformierten Prediger in grüner Weste und geliehenem Mantel auf der Kanzel. So sehr hatte das evangelische Volk ihn ausgeraubt. Aber die Spitzen beugten sich schnell. Der Generalsuperintendent der Mark Pelargus, Storch zu Deutsch, zeigte sich fügsam allen voran. Eilig änderte er sein theologisches Lehrbuch in zweiter Auflage ab. Propst Gedicke nannte ihn deshalb: Pelargus Apostata. Schlüsselburg meinte, der Storch habe im Sommer ausgehalten, habe damals auch die Reformierten tapfer angegriffen und mit Namen genannt. Nun aber sei Winterszeit ins Land gekommen. Deshalb habe es dieser Storch wie alle Störche gemacht. Er habe sich zu entfernen vorgezogen und sein Klappern vorsichtig und schleunig eingestellt.

Der Kurfürst antwortete den Wittenbergern. Er strich die Konkordienformel aus der Reihe der Bekenntnisschriften, auf die er verpflichten ließ. Er untersagte seinen Unterthanen den Besuch jener Universität.

Hoë von Hoenegg, eben in die Stellung des ersten Hofpredigers in Dresden getreten, schrieb seine „Treuherzige Erinnerung an die Evangelischen der Mark Brandenburg".

Gegen Hospinian und seine Concordia discors hatte gleichzeitig Hutter seine Concordia concors veröffentlicht. Er hatte den Vorteil, viele bisher nicht verwertete Akten benutzen zu können.

So mußte es denn angesichts des Berliner Bildersturms wieder sehr zudringlich erscheinen, als der Heidelberger Professor Pareus, welcher den Landgrafen Moritz einen „göttlichen Helden" nannte, nun sein „Irenicum" herausgab. Er ging von der Voraussetzung aus, man sei in allem einig, was zur Erlangung der ewigen Seligkeit zu wissen und zu glauben notwendig sei. Er war ein gutmütiger Schwärmer. Und bald verwarf man ihn zu Oxford auch. Professor Leonhard Hutter erwiderte in seinem Irenicum vere christianum. Siegwart in Tübingen schrieb erregter seine Admonition.

Es war das Jahr, in welchem auf Schloß Hämelscheburg Calixt mit jenem Jesuiten disputierte. Johann Gerhard besucht seinen Freund Mentzer in Gießen, und schreibt von dort aus an Meisner in Wittenberg. Dieser veröffentlichte sein: De calvinismo fugiendo. Die Vorgänge in Berlin schon erzwangen es.

Das folgende Jahr wird für uns Bedeutung haben, wenn wir wieder nach Preußen blicken. Kurfürst Joh. Sigismund kam 1616 nach Königsberg. In seinen Privatgemächern war reformierter Gottesdienst. Professor Behm aber predigte am folgenden Tage über Amos 8, 10: „Ich will eure Feiertage in Trauer und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln". Er predigte so, weil, wie er im Eingang sagt, „die calvinische Rotte gestrigen Tags ihr calvinisches Brotbrechen gehalten". — Man ist, wie zu erwarten, gewohnt, hier die Partei des Fürsten zu nehmen, der sich von seinem Volk trennte. Wir finden die Treue der Fürstin größer. Und wir erfreuen uns am Mut eines Predigers, der das Volk auch gegen die Fürsten vertritt, und auch in Worten vertritt, welche die Lage fordert, während der Zeitgeschmack ihre Form einigermaßen entschuldigt.

Die Evangelischen verloren im Oktober an Hutter ihren bedeutendsten Vorkämpfer. Meisner hielt bewegt ihm die Leichenrede. Ein großer Gelehrter war heimgegangen.

Im Auftrage des Kurfürsten schrieb am 3. Januar 1617 Dietrich von Rochow an Professor Calixt in Helmstädt. Er zeigt die landesväterliche Vorsorge des Fürsten „zu löblicher Reformation und Abschaffung des in der Kirche noch übrigen päpstlichen Sauerteigs", und fragt Calixt, ob er „mit seinem sonderbaren talento die Thore dem Herrn weit und die Thüren der Kirchen dieses Orts hoch machen helfen" wolle.

So kam das erste Jubelfest der Reformation. Es wurde in Wittenberg mit Glanz gefeiert. Man hatte dennoch zu danken. Wie einst Noah nach der Sündflut ein Dankfest der Erlösung gehalten, so müssen wir ein solches halten — so beginnt Meisner die Festpredigt. Und wo er im dritten Teil von der schuldigen Dankbarkeit redet, fordert er die Gelübde der Gottesfurcht, der Liebe, der Mäßigkeit.

In Eisleben wurde vom Gräflich Mansfeldischen Gymnasium eine „Jubel-Comödie in volckreicher Versammlung agiret". Martin Rinkart hatte sie verfaßt. — Johann Arnd ließ seine Psalmenauslegung, sein Freund Johann Gerhard seinen Methodus studii theologici erscheinen.

Das Jahr 1618 war da. Das Kriegswetter hatte finster den Himmel überzogen.

Zu Loretto hatten, sagt man, die Jesuiten den jungen Ferdinand schwören lassen, die Ketzer vertilgen zu wollen. Man sagte so. Jetzt kam er zur Regierung. Und Scioppius rief in seiner „Lärmtrommel des heiligen Kriegs" der Weg sei eine Straße von Blut. Gleichzeitig zeigte er dem Kaiser am Beispiel von zwölf Fürsten von Josua bis Karl V., daß man Gebanntes nicht dulden dürfe, also nicht homines ob haeresin anathematizati. Scheiterhaufen hatte der Propst Muchitsch schon längst gefordert.

Auf der anderen Seite glühte jetzt der Heidelberger Professor Pareus. Gerade jetzt erschien seine Auslegung der Offenbarung. Alle möglichen Todesarten hatte er für den Papst und seinen Anhang in Bereitschaft. Seinen Herrn, den Pfalzgrafen, wußte er hinter sich.

Pfalzgraf Friedrich V. war zur Erziehung nach Frankreich ge-

gesandt. „Bei der alten Verbindung zwischen Kurpfalz und den französischen Calvinisten schien Frankreich das passendste Land, um dem künftigen Regenten reinen Calvinismus und zugleich die französische Weltbildung der Zeit beibringen zu lassen.“ Am Heidelberger Hof war die alte, nüchterne Lebensweise Friedrichs III. „ohnedies von der verfeinerten Hofkultur verdrängt worden, und universell gebildete Weltleute, glatte und feine Diplomaten, wie Christian von Anhalt, hatten am Hofe jetzt so große Geltung, als zu Friedrichs III. Zeit ein wohlgerüsteter calvinischer Theolog“. So war denn der Prinz am Hof des Herzogs von Bouillon zu Sedan erzogen.

Der Aufruhr der böhmischen Stände gegen den Kaiser eröffnete jetzt das dreißigjährige Trauerspiel. Die Austreibung der „scheinheiligen, giftigen Jesuitensecte“ war das erste Geschäft des Grafen Thurn.

Es war als hätten alle Reformierten im Reich hierauf gewartet. Alle erhoben sich. Nicht ebenso die Evangelischen. Mit verschwindenden Ausnahmen hielten ihre Fürsten zum Kaiser. Die Stände und Theologen sämtlich. Auch in Weimar, wenn auch Herzog Ernst auf die Bitten der Fakultät Jena nicht hörte.

Denn ein Aufstand war es, den die reformierte Partei unterstützte. Noch war der Kaiser Kaiser, und nicht Partei. An die Spitze der Ligue war er noch nicht getreten. Noch schrieb man nicht von der Hofburg zu Wien und vom Hradschin aus: „Im Namen des Kaisers und der Krone Spanien“. Der Kaiser handelte noch als deutscher Kaiser. So erklärte man in Dresden. Und ein Herr wie Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt konnte sich nur eng an Kur-Sachsen halten. Sein Wahlspruch war: „Gott und dem Kaiser treu.“ Dies, hatte er befohlen, auf sein Totenhemd zu sticken. Ein Herr wie Johann von Nassau-Idstein konnte ja nur den Grundsatz echter Treue vertreten. Er trat erst dann zum Kampf, als es den Jesuiten gelungen war „das Restitutionsedikt durchzusetzen, und als der Treubruch von kaiserlicher Seite offenbar geworden“ war.

Was die Evangelischen bestimmte, es war also, wie man jetzt eingesteht, „ein edler Sinn“. Es war „ein Pietäts- und Loyalitätsgefühl gegen das angestammte kaiserliche Oberhaupt“. Aber es war auch mehr. „Die Niederlage der Calvinisten — schrieb später der ehrwürdige Johann Gerhard — wird viele von der Gemeinschaft mit diesen Häretikern abziehen.“ Was die Evangelischen bestimmte,

es war die tiefe „Überzeugung, daß eine tiefere Kluft vom Calvinismus trenne, als von der päpstlichen Kirche".

Die Haltung Sachsens war maßgebend. Der Kurfürst Johann Georg an sich nötigt uns wenig Achtung ab. Er konnte sich rühmen, 28000 wilde Schweine und 208 Bären eigenhändig auf der Jagd erlegt zu haben. Dies war aber auch so ziemlich alles. Die Schwelgerei an seiner Tafel überschritt jedes Maß und zog ihm ernsten Tadel zu. Aber keinen Grund zum Tadel finden wir in dem Umstand, daß er dem Rate seines Beichtvaters folgte, und dem Kaiser die Treue hielt. Denn noch war der Kaiser nicht Partei.

Polykarp Leyser schon, Hoë's Vorgänger, hatte die traditionelle Politik begründet. Nach seiner und der Seinen inneren Stellung hatte er gefunden: „Demnach ist es nicht wider Gott, auch sonst nicht unrecht, wenn sich die Lutherischen in politischen Sachen zur Erhaltung des heiligen römischen Reichs friedlich mit den Papisten begehen und sich entgegen soviel möglich den Calvinisten entschlagen."

Hoë, dessen Bild uns mit Unrecht nur durch die von ihm angenommenen kaiserlichen Geschenke getrübt ist, schrieb am 23. August 1619 an den böhmischen Grafen Matthias Schlick warnend. „Es haben E. G. das Bäpstisch Joch nicht leiden können, fürwahr das Calvinische ist ja so vnertreglich vnd noch vielmehr." Er hatte in diesem rein vertraulichen Brief an den Grafen mit dessen eigenen Ausdrücken die Reformierten „Brandfüchse" genannt. Der Brief durfte vertraulich sein. Der Graf hatte im Gasthaus zu Dresden mit Thränen im Auge mit Hoë konferiert. Dann hatte der Graf den Brief veröffentlicht. Die Vorwürfe der Bestechlichkeit durch spanisches Geld behandelt Hoë mit Heiterkeit: „Hetten hie zu Lande Weltliche und Geistliche sonsten nichts als was sie jährlich von Spanien einkommens zu gewarten, — es sei heimlich oder öffentlich, gewiß würden sie wenig oder gar keinen Heller zu verzehren haben."

Und beachten wir doch, wie die Dinge lagen. In den Religionsfrieden eingeschlossen hielt man die, „welche entweder der alten katholischen Religion, oder der ersten Augsburgischen Konfession, so Kaiser Karl V. 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg von etlich wenig Ständen überreicht worden, zugethan und verwandt sind, und dadurch alle anderen Seiten, als die Zwinglianer, Calvinisten — gänzlich ausgeschlossen und verworfen". So wenigstens immer der Reichshofrat Eder. Ebenso Rechtsgelehrte wie

Besold. Auch in den Passauer Religionsfrieden sind, beweist er, die Reformierten nicht active, sondern nur passive, um toleriert zu werden, eingeschlossen. Dagegen läßt Hoë, wie wir sahen, erklären, daß evangelische Theologen den Reformierten den völligen Rechtsschutz des Religionsfriedens zuerkennen und wünschen. Sie wollen nur nicht, daß sie als „Verwandte der Augsburgischen Konfession" betrachtet werden, oder sich so nennen.

Der junge Pfalzgraf kam aus Frankreich zurück. Dem Heimgekehrten öffnete sich eine große Zukunft. Die böhmische Krone war ihm angeboten.

Er stand im Gemach; vor ihm auf dem Tisch lag schon die Menge der Gratulations-Schreiben aus der reformierten Partei. Der Sturmhauf war fertig. Über einen der Glückwunsch-Briefe war aus Versehen das Tintenfaß ausgegossen worden. Der junge Fürst war betroffen. Angesichts des üblen Vorzeichens zauderte er. Aber neben ihm stand Christian von Anhalt. Er trat hinzu und meinte, man könne ja aber die Schrift noch lesen! Er setzte hinzu: „Ew. Liebden setzen sich nur in den Stuhl; wer wird Dieselben sobald wieder heraustreiben."

Am 4. November 1619 läuteten alle Glocken der alten Stadt Prag. Der Pfalzgraf ward in der Kapelle des heiligen Wenzeslaus als König gekrönt. Die französisch-calvinische Partei hatte kühn die Höhe erstiegen.

In den Straßen von Prag bewegte sich der französisch leichtfertige Hof. Das Kirchliche besorgte Scultetus, der Hofprediger. Und „der pfälzische Calvinismus begann eine wahre Bilderstürmerei; die Kirchen wurden geleert, Bilder, Kruzifixe, kostbare Gefäße weggenommen, die Altäre abgebrochen, hochgehaltene Reliquien verächtlich weggeworfen". So der Geschichtschreiber der Rheinpfalz. Und nun knüpfte man ein Bündnis mit dem Sultan an. Der Pfalzgraf schrieb dem Türken höchst demütig. Er sicherte ihm für seine Hilfe gegen den Kaiser selbst jährlichen Tribut zu.[58])

Man wird es verstehen, wenn die Evangelischen meinten, man könne sich lieber mit den Türken, als mit den Calvinisten verbinden. Sie dachten einfach, es sei dann doch besser, gleich offen und ehrlich selbst mit den Türken zu verhandeln, als erst durch die Reformierten hindurch in die türkische Alliance zu kommen. Sie verschmähten beides. Aber Scultetus suchte auch in einer Predigt das Bündnis mit

der hohen Pforte zu rechtfertigen. Er sprach von gemeinsamer Grundlage. Man habe doch, sagte er, den Glauben an einen höchsten Gott gemeinsam. Und die theologische Fakultät zu Tübingen bewies in öffentlicher Disputation, daß Scultetus Atheist sei.

Es war ein seltsames Verhängnis! Die evangelischen Theologen hatten, seit Pfarrer Neuser aus Heidelberg zu den Türken floh, Calvinismus und Islam häufig und unschön in Beziehung gebracht.

Auch Hoë von Hoenegg hatte früher bereits sein „Augenscheinliche Prob, wie die Calvinisten mit den Arianern und Türken übereinstimmen" geschrieben. Neuerdings findet von unbefangenem Standpunkt aus ein Geschichtsforscher Ähnliches. Wir billigen solche Vergleiche nicht. Man könne, meint er, vor der überraschenden Ähnlichkeit: der Prädestination, dem bildlosen Kultus, dem Fanatismus, mit dem die Puritaner alle „Götzendiener" ausrotten, so weit sie können, die Augen nicht verschließen?" [59]) Damals konnte man eine Bestätigung dessen finden, was der Hofprediger in Dresden demjenigen von Heidelberg entgegenwarf. Im vorigen Herbst erst hatte Scultetus mit den Pfälzern Alting und Tossanus zusammen auf der Synode zu Dordrecht den milden Arminius verdammen helfen. Die Evangelischen hatten empört zugesehen. Die strenge Prädestination ward von neuem festgestellt. Die Gomaristen hatten mit Hülfe des Oraniers gesiegt. Die frommen Dominos verkündeten von der Kanzel herab, die rechtgläubigen Holländer seien der neue Stamm Juda, sie seien die Kinder Abrahams. Die Judenschaft war gerührt, und sie hielt „Mann für Mann zu der oranischen Partei". Der zweiundsiebzigjährige Oldenbarneveld, Arminianer, bestieg das Blutgerüst.

Und nun bestätigte ja zu Prag — so mußte es erscheinen — dieser königliche Hofprediger, siegesbewußt auf der Höhe des Glückes, die alten Vorwürfe selbst.

Im St. Veitsdom auf dem Hradschin zu Prag arbeiteten die Zimmerleute. Sie brachen und warfen das große Kruzifix herab. Die Stücke schlugen dröhnend auf die Steinplatten des Chors.

So zerbrach das junge Glück des Pfälzers. Und so brach sich die westliche Invasion.

Drittes Kapitel.

Christologische Weiterbildung.

Blicken wir nun auf die Lehrentfaltung der Kirche.

Im Jahre 1619 brach sich der Vorstoß reformierten Kirchenwesens, soweit er auch politisch thätig ward, an eigener Unfähigkeit und am geschichtlichen Recht. Und dasselbe Jahr zeigt uns für die evangelische Kirche, die wir nun wieder in ihrer innern Entwickelung betrachten können, zwei bezeichnende Erscheinungen. Wir meinen die Epitome Calixts und die Eröffnung des letzten Akts der christologischen Untersuchungen durch Mentzer.

Mit diesen Untersuchungen werden wir uns zuerst beschäftigen. Und dies schon deshalb, weil sie zum Teil mit der bisher gezeichneten reformierten Invasion, als tieferer Form der Abwehr derselben, parallel laufen.

Aus dem vorigen Jahrhundert herüber wirkte alte Mantik.

Paracelsus war ein Mann aus dem Volke. Er war „nicht subtil gesponnen, sondern mit Käs und Milch und Haberbrot erzogen", wie er sagt. Unter allerlei Volk umhergetrieben, hatte er von allen gelernt. In ihm war der tiefe instinktive Blick aufgegangen. Die Spürung und Witterung war in ihm erwacht, die im Menschen, durch diskursives Denken verborgen, ruht. Vom Platonismus der Renaissance ward er dann zu Basel angefüllt. Von Welschland her waren die Gedanken von Ficino und Pico von Mirandula, durch Reuchlin und den fahrenden Ritter Agrippa von Nettesheim getragen, auch zu ihm gedrungen. Die Welt als Makrokosmus ward ihm ein lebendiger Leib, welcher den Menschen, als Mikrokosmos speist, wie die Mutter das Kind, welches sie noch unterm Herzen trägt. Dieses langt, obwohl aus der paradiesischen quintessentialischen Welt in die Distemperatur der vier Elemente gesunken, dennoch bis in die Sterne hinein. Denn es hat die Kraft der Imagination, das „ynbrünstig begehren". So imaginieret der Mensch und zeucht an sich die Kräfte des Gestirns.

Über alle Kunst-Astrologiä aber geht die edle Alchymie. In Retorten und Tiegeln wird auf feurigem Wege aus Sulphur, Sal und Merkur, aus den der Konkordanz entfallenen, in das vierelementische Wesen zergangenen und niedergesunkenen Elementen der „König von Orient" geboren, die funkelnde Quintessenz, der Stein der Weisen. Dieser König macht „gut Vngerisch Goldt". Er verlängert das Leben auf zwei, auch dreihundert Jahre. „Der liebe Gott, Vatter vnsers Herrn Jesu Christi wolle sein genad geben, das wir solche Kunst mogen recht gebrauchen."

Endlich wird die gesamte vierelementische Welt resuszitiert. Es wird alles auch transmutiert. Die ganze Erneuerung der Welt, die Wiederherstellung des Erschaffenen und Erkrankten aus der Distemperatur in die Temperatur, aus der Diskordanz in die Konkordanz, aus den vier Elementen in die Quintessenz — ist ein großer alchymistischer Prozeß, in welchem der Makrokosmos, durch die Tinktur erlöst, zum großen Universal, zu Christo, in die ursprüngliche Herrlichkeit zurückgelangt. Alles durch Digestion, Putrefaktion, Transmutation.

In der großen Transmutation der elementaren Welt wird auch der Leib des Menschen wiedergeboren. Denn wie die Mutter, so das Kind. Und „kein Mensch ersteht im Fleisch Adae und Evae, sondern im Fleisch Christi; darum was nicht im Fleisch Christi lebt, der wird nicht selig. Hier liegt der Punkt des Sakraments."

Diese Anschauung, oft doch das Innerste der Heiligen Schrift treffend, sieht im Universum eine magische Einheit. Ihr Erkenntnisorgan ist Divination, ist Blick und Griff. Sie fußt auf der Alchymie und gipfelt in der Astrologie. Denn von oben nach unten, von unten nach oben durch alle Stufen und Staffeln gehen könnend und schaffend, steigen auf und steigen nieder alles verbindend Qualitäten und Kräfte.

Es sind paracelsische Träume und Gedanken, welche Valentin Weigel, der Pfarrer von Zschopau so lange heimlich bei sich hegte. „Der Leib hat nicht allein in ihm die Elementa, sondern auch alle leiblichen Geschöpfe." Der Geist ist vom Gestirn; wie im Menschen, so in allen Kreaturen. Die Seele kommt von Gott. „Wasserleute, Erdleute, Luftleute haben keine Seele." Wie bei Paracelsus thut alles die Imagination. Aber bei Weigel werden wir nun erst recht in theologische Fragen geführt. Da finden wir, daß der ganze

Gottesdienst nur für den äußeren Menschen ist. Es tritt die Mystik ein. Alles wird verinnerlicht. Paradies und Hölle sind nicht außen, sie sind nur in uns. Sie sind in Empfindungen umgesetzt. Das Sakrament selbst kann Glauben nicht wecken. Nur die Einwohnung Christi vermag dieses. Darum keine Zurechnung! Und neben der mystischen Verinnerlichung der pantheistische Zug. „Gott ist nicht Gott ohne Kreatur."

Man war erstaunt, als zu Anfang des Kriegs diese Dinge in der Theologia Weigelii jetzt erschienen. Einiges war neun Jahr früher bereits veröffentlicht worden. Man beachtete es nicht. Seit vierzig Jahren entschlafen, trat nun Weigel erst auf die Bühne.

In Alt-Seidenberg bei Görlitz schrieb 1619 der Schuhmacher Jakob Böhme sein „Aurora": „Ich bin des Herrn Zweig, nur ein kleines und geringes Fünklein aus ihm." Und dann zeigt er, daß der Vater das Universum der Gestirne, der Sohn das Herz darin, die Sonne ist. Aber der Geist ist „ein lieblich stilles, sanftes Sausen aus allen Kräften des Vaters und des Sohnes". Feuer, Luft, Wasser sind des Heiligen Geistes Bild.

Es kommen die anderen Schriften. Alle zeigen unter der Fülle und Last unförmlicher paracelsischer Redeform tiefsinnige theosophische Gedanken von Qualgeistern, von Sulphur, Sal und Merkur. Alle zeigen die dunkle ewige Natur, aus der Gott sich emporringt. Alle zeigen pantheistische Züge, aber auch eine Verwendung des evangelischen Gedankens, desjenigen der Geistleiblichkeit, wie die Dogmatik der evangelischen Kirche ihn ausbildet.

„Positiver Fortbau auf der Anschauung von Leiblichkeit und Räumlichkeit, wie sie sich bei Phil. Nicolai und Jakob Böhme finden, wird leider nicht versucht" — sagt man von unserer Dogmatik des 17. Jahrhunderts. Er ist so, daß das für die Sakramentslehre Festgehaltene nicht immer, wenigstens nicht systematisch hinreichend verwendet wurde.

Aber Philipp Nicolai in Hamburg freilich hat dem Gedanken eine Gasse gebrochen. Wir erwähnten seine „Theorie des ewigen Lebens". Es ist ein Buch, in welchem die große makrokosmische Weite des Geschaffenen organisch auf den Menschen als Mikrokosmus bezogen wurde. Denn die Wiedergeburt dieser Mitte des Geschöpflichen setzt sich hier in die Erneuerung des Universums hinein lebendig und naturnotwendig fort. — Wir hören ihn

„hier folget ein Geheimniß aus dem andern, und hat man Wunder über Wunder an der Welt, an dem menschlichen Geschlecht und an dem Fleisch des Sohnes Gottes zu merken und zu behalten. Denn erstlich ist die Welt geschaffen, darnach das menschliche Geschlecht und zum dritten das Fleisch Christi. Die Welt ist aus Nichts bereitet, das menschliche Geschlecht, was den Körper anlanget, hat seinen Ursprung von der Welt, und das Fleisch Christi ist vom menschlichen Geschlechte angenommen. Nun wird das letzte über das erste erhaben und erneuert Alles; hebet an sich selbst an, ist der erstgeborne unter den Todten zum ewigen Leben, gehet folgends zurück durch das menschliche Geschlecht, davon sein Ursprung ist, sammlet ihm unter den Menschen eine christliche Kirche, die er auch vom Tode zum Leben erweckt, und kommt darnach ferner zurück, nämlich zu der Erden (die unser aller Mutter ist) und erneuert auch die ganze Welt zur Herrlichkeit und Freiheit seiner Erlöseten."

Bei Johann Arnd in Celle tritt sodann, wie in den vier Büchern vom wahren Christentum, so in seinen Predigten, neben jenen naturphilosophischen von Paracelsus eingeführter Gedanken, auch die Innerlichkeit der „deutschen Theologie" hervor. Und ebensowenig fehlen Anklänge an Weigel. Dabei studierte er Alchymie. In seinem Laboratorium sann er neben Phiolen und Retorten über dem Geheimnis des Steins der Weisen. Denn das ganze Weltall war auch ihm ein Tiegel, dessen Ingredienzien durch Christum, das einzige Universal, zur Gleiche des Herrlichen, zur Konkordanz und paradiesischen Schönheit sollen zurückgeführt werden.

Im Menschen, sagt Arnd, soll man beides sehn: Gott und die Welt, „Gott selbst in des Menschen Seele, die Welt in des Menschen Leib, darin Gott wunderlich eingeschlossen als in einen Mittelpunkt alle Eigenschaften der großen Welt, daher der Mensch die kleine Welt von den Philosophen und vom Theologen Basilius genannt wird, ein kurzer Begriff der ganzen Welt." Wie hier in der dritten Predigt am Sonntag Lätare, so stellt Arnd auch anderwärts den Menschen, um dessentwillen, wie er lehrt, überhaupt alles geschaffen sei, als Mikrokosmos dar. Er kommt mit Vorliebe darauf zurück, und zeigt die Harmonie zwischen großer und kleiner Welt. Dieselben Leiden führen beide zur Erneuerung. Hören wir Arnd noch weiter. Die Menschheit breitet sich von Adam, in welchem sie keimhaft liegt, aus wie ein Baum. So an Erasmus Wolfart: Von der

Wurzel aus breitet es sich tausendfach, bis der in Adam in den Grund gelegte Same erschöpft, bis Adam vollendet ist. „Was in seinem Fleisch verborgen, noch eingewickelt, noch bloß allgemein gewesen, das ist in seinen fleischlichen Kindern geschieden worden und in besondere Wesenheit auseinandergegangen." Ist der Baum vollendet, so kommt das Ende der Welt. „Die Gestirne haben ihr Endziel erreicht, sie können dem Menschen als der kleinen Welt nichts mehr geben." Mit der Vollendung der kleinen Welt ist die große in ihrem jetzigen Bestande überflüssig. In den Kindern Gottes wird das Wesen des Menschen nun offenbar.

Wer Arnd studiert hat, wird es der evangelischen Orthodoxie hoch anrechnen, daß sie, sehen wir von Osiander ab, von seiner Herzensfrömmigkeit erbaut, seine Irrtümer trug, und zugleich Elemente in ihm spürte, welche vernachlässigt waren.

Arnds Entwickelung war bereits abgeschlossen, als Böhme seine Aurora schrieb. Es war das Jahr 1619. Und damit stehen wir bei den in diesem Jahre beginnenden Erörterungen zur Christologie. Wir glauben sie so vorbereitet zu haben.

Die Lage drängte zu jenen Erörterungen. Die katholischen Fürsten legten die Arbeit der Gegenreformation mehr und mehr, wie ein gelehrter Katholik sagt, „in die Hände der Jesuiten, die demgemäß an den Hochschulen die in ihrem Orden festgesetzte Lehrweise einführten und auf diese Weise die von Spanien und Italien aus regenerierte Scholastik in der katholischen Theologie von Deutschland heimisch machten". [60])

So hatte die evangelische Christologie nach zwei Seiten sich zu behaupten. Der Linie von Genf bis Heidelberg und Kassel entsprach die der Jesuiten von Graz bis Ingolstadt und Dillenburg. Die Stellung in der Mitte forderte eine Arbeit, in welche nicht nur diejenige der griechischen Väter, in welcher auch diejenige der antidialektischen Scholastiker zu ihrem schriftgemäßen Recht kam.

Diese christologische Arbeit hatte seit Abschluß der Konkordienformel nicht gerastet.

Wir sahen am Ausgang des vorigen Jahrhunderts als Vertreter der beiden in unsere Christologie auseinandergehenden Auffassungen zwei Wittenberger stehen. Es sind Hunnius und Hutter. S. 139.

Ersterer hatte mit Nicolai zusammen den Sturm bestanden; der,

mit Kasseler Hofluft versetzt, vom deutschen Westen kam. Nun war Hunnius nach Wittenberg gegangen, und anderes beschäftigte ihn zunächst.

Hutter betonte es dort nach der andern Seite hin: „Die Papisten haben vor der Ankunft der unseligen Jesuiten eben diese Lehre mit uns einheelliglich geführt." Er meinte die lebendigere Idiomenmitteilung und die leibliche Gegenwart des Erhöhten.[61])

Hatte er recht? Erwägen wir. Denn wir müssen hier auf die Sache nochmals eingehen. Wir sagten S. 117, daß allerdings die herrschende Scholastik die Einheit der Naturen in Christo trennte, und nur äußerlich, nur dialektisch gewann. Im Grunde war schon die aristotelische Trennung von Form und Materie schuld daran. Sie verursachte mehr als einen Fehler. Sie schuf die Irrungen der Abälard und Roscellin. Sie wirkte aber auch in Thomas fort. So erneuerte sich im Nominalismus, so könnte man sagen, die alte antiochenische Grundrichtung. — Dem trat ein falscher Realismus, wie in Wilhelm von Champeaux, entgegen. Es trat aber auch ein wahrer Realismus gegen ihn auf. Denken wir nur an Rupert von Deutz und Honorius von Autun.

Hatte Leonhard Hutter, hatten unsere Theologen, welche wie er urteilten, recht? Gern führte man damals Alger von Lüttich, Biel und Peter d' Ailly an. Letzteren hatte Luther eingehend studiert. Er fand den Erhöhten gleichzeitig zirkumskriptiv im Himmel und definitiv im Nachtmahl. Und Biel hielt seine Vorlesungen über den Meßkanon, und errang eine Theorie verklärter Leiblichkeit. Alger aber feierte das Privileg des Leibes Christi, ungeteilt überall (totus ubique) zu sein. Was wäre der Herr, „wenn sein Sein im Himmel und auf Erden nicht seiner Macht, sondern seiner Schnelligkeit zugeschrieben würde?"

Erasmus hatte zu Köln Algers Schrift über die Wahrheit des Leibes und Bluts Christi veröffentlicht, deren 13. Kapitel dieses entnommen ist. Er dachte gewiß nicht daran, welchen Dienst er damit dem that, was auch er „Ubiquität" genannt haben würde, ein „abscheuliches Wort", wie Hutter mit Recht sagte.

Aber Alger führt uns nun wieder in seine Zeit zurück. Und so müssen wir denn, um Hutter vollends recht zu geben, an die Sinnes- und Zeitgenossen des Honorius von Autun, an die alten

Realisten im Streit gegen die Dialektiker, an Abt Gerhoh, an Arno von Reichersberg erinnern.

Hören wir gleich Arno.

„Ich bin bei euch bis an der Welt Ende! Müßte dieses nur von der Gegenwart seiner göttlichen Natur verstanden werden, so würde er Gegenwart und Wahrheit seines Leibes nicht in so vielen Orten zugleich der opfernden und kommunizierenden Kirche erreichen. Daher ist er ganz (totus) im Vater und beim Vater und auch ganz bei uns. So wie jener Stein, nach dem Gesicht Daniels, einst klein, durch die Auferstehung und Himmelfahrt ist er zu einem großen Berge angewachsen, so daß er, die ganze Welt erfüllend, sowohl den Vater, als uns berührt."

So Arno nach Bachs Übersetzung.

Das Fleisch Christi gewährt nach Arno thatsächlich göttliches Leben. Es ist genere naturae caro, virtute tamen quodammodo spiritus et divinitas. Dieses Fleisch verhält sich bezüglich seiner Bewegungsform zu dem unsrigen wie der Flug der Gedanken zu unserm langsam schleichenden Schritt.

Alle Realisten, insoweit sie den Dialektikern gegenüber treten, zeigen dieselbe Auffassung.

Jenes Wort von Gerhoh: „Caro Christi per passionem ita crevit, ita dilatata est, ita mundum universum implevit, ut facit deum et homines aeternaliter copulari" — es zeigt in derber Sinnlichkeit dennoch was der Verfasser will. Es kommt darauf an, die essentielle Ubiquität als Multivolipräsenz zu zeigen, welche die Viktoriner, wenigstens Richard, hatten. Bei Gerhoh heißt es: „corpus Christi spirituale omnem angustiam locorum et temporum supergressum est".

So auch Honorius von Autun.

Die merkwürdige Stelle aus clavis phys., welche schon Bach aus dem Kodex von Lambach anführte, lautet:

„Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende — das zeigt genugsam, daß er nicht nur nach dem Wort, womit er alles erfüllt und über alles ist, sondern auch nach dem Fleisch, welches er in die Einheit seiner Substanz aufnahm und von den Toten erweckte und in Gott verwandelte (in deum transmutavit), immer und überall (semper et ubique) ist, aber nicht örtlich oder zeitlich oder auf irgend eine Weise umschrieben. Auf eine wunderbare und

unausſprechliche Weiſe und über alle himmliſchen Eſſentien iſt er mit dem Vater nach ſeiner Menſchheit."

So redeten in der Kirche berühmte Äbte und Theologen. Und der Platonismus dieſer Anſchauung, der Realismus dieſer Denkweiſe iſt in der deutſchen Reform, iſt in Luther, wenn auch zuweilen nicht ohne Übertreibungen, zu Tage getreten.

Wir wiſſen, wie Gretſer, wie die Jeſuiten von Ingolſtadt die Bücher der Reichersberger mit ihrem „non imprimatur" auf den Handſchriften unterdrückten. Der gelehrteſte Jeſuit außer Gregor von Valentia war Gretſer. Und gerade Gretſer lehrte dann, wie Verf. anderwärts zeigte,[62]) einen ebenſo räumlichen Himmel wie die Reformierten. Sein Himmel iſt der letzte, der oberſte Himmelskörper. So iſt der Sitz Gottes das Empyreum, fern und unbeweglich über der Geſtirnwelt. Dieſen ſcholaſtiſchen Himmel hatte Luther aber zerſtört. Seine Theologie hatte in der „Ubiquität" im Kampf gegen Heidelberg und Ingolſtadt, im Kampf nach beiden Seiten jenen alten wahren Realismus der Anſchauung endlich durchzuſetzen.

Niemals, ſagten wir, habe die chriſtologiſche Frage, welche jetzt zwei Univerſitäten zu beſchäftigen begann, geraſtet.

Von Hamburg aus hatte Philipp Nicolai auch ſeine „Grundfeſte und richtige Erklärung des ſtreitigen Artikels von der Gegenwart Chriſti nach beiden Naturen im Himmel und auf Erden" erſcheinen laſſen. Wir erwähnten ſie.

Aus der geheimnisvollen Liebesgemeinſchaft des Chriſten mit Gott will ſie erklären. Jene Gemeinſchaft iſt Gegenliebe, iſt wirkliche Einwohnung Gottes im Menſchen, iſt endlich Leben des geiſtlichen Menſchen in Gott. Hier findet Nicolai die Kapazität des Endlichen für das Unendliche bereits bewieſen. Von hier aus tritt er an die chriſtologiſche Frage. Denn es iſt in jedem Gläubigen die Abſchattung deſſen, was in der Perſonalunion ſich in der Mitte der Zeit vollzogen hat. Dort wie hier findet eine wirkliche Mitteilung der Eigenſchaften ſtatt. Auf Chriſti Seite finden wir die perſönliche Aneignung menſchlicher Eigenſchaften. Sodann ſehen wir die perſönliche Mitteilung der göttlichen Eigenſchaften. Endlich erblicken wir eine perſönliche gemeinſame Wirkung beider Naturen. Nicolai teilt hier wie Hafenreffer. Jenem Vorgang in Chriſto entſprechen auf ſeite der Gläubigen drei Arten der Mitteilung. Zuerſt eignet Gott ſich Eigenſchaften und Zuſtände der Gläubigen

wirklich an. Sodann teilt er ihnen göttliche Güter und Gaben mit. Endlich wirkt Gott in und so mit seinen Gläubigen zusammen.

Die Reihen entsprechen einander. Nur daß das, was dort real und persönlich ist, hier nur geistlich wiederkehrt.

Führt Nicolai dieses aus, so hat er in der mystischen Union den denkbar besten Ausgangspunkt. Alles wird lebendig warm durchhaucht. Die Trockenheit scholastischer Darstellung tritt hinter die große Anschauung des mystischen Tempelleibes des Herrn zurück. In ihr stand eben auch Luther. Sie faßte er ja so geistleiblich, daß wir mit Christo zusammen „ein Kuchen" sind. Hier wird sie mehr verwendet. Dagegen bringt Nicolais „allschauende Gegenwart Christi" im Stand der Erniedrigung und seine „allerfüllende Gegenwart nach dem Fleisch" nicht tiefer ein. Es ist, weil der Raum ihm verschwindet. Dieser ist und bleibt in Gott versenkt. Er hat Gott gegenüber keine Wirklichkeit. Er ist ein Schatten. Damit verlegt sich Nicolai den Weg. Damit zeigt er die Gefahr der Auffassung der Schwaben.

Aber dies ist das Große an seiner Aufstellung, daß er das Heil in Stufen vom Mikrokosmos, vom Menschen als Herz des Universums aus, sich makrokosmisch auswirken läßt. Auf diesen Stufen ist der Herr überall gegenwärtig, aber — verschieden wirksam. Am innerlichsten ist er bei den Gläubigen. Diese seine Gegenwart ist darum die höchste. Minderwertig ist die bei den Kreaturen, also die absolute oder die kosmische. Sie ist Erhaltung und Regierung.

Damit hat Nicolai genau genommen die ruhende, mit dem göttlichen Wesen an sich schon gegebene, und Christo als Mensch mitgeteilte Allgegenwart, welche auch das Baumblatt durchdringt, beseitigt. Sie könnte ja auch nach seiner Anschauung nur dann eintreten, wenn Himmel und Erde erneuert sind. Sie hat für ihn keinen Wert. Er sagt freilich, „daß kein Ort weder im Himmel, noch auf Erden zu finden, noch zu erdenken, wo Gottes Sohn ist, da nicht seine angenommen Menschheit mit ihm sei, und mit ihm vereinigt bleibe". Aber Gesichtspunkt und Ziel ist nur die Gegenwart Christi für den Menschen.

In seinem Compendium doctrinae coelestis hatte Salomon Gesner gleichzeitig Herbrand und Hafenreffer gerühmt. Das Ganze

ist eine sehr handliche und klare Übersicht. Er behandelt eingehend die Arten der Idiomenmitteilung. Er neigt hinsichtlich der Gegenwart des Herrn nach seiner menschlichen Natur den Schwaben aber nicht zu. Er legt dieser Natur die Gegenwart bei, in welcher sie darum alles erfüllt, weil sie „alles gegenwärtig lenkt, trägt, umfaßt, hegt und bewahrt".

Es waren dann, wie wir nur andeuteten, von Bremen aus die Angriffe von Lampadius gefolgt. Die Abwehr von Affelmann trat ihr entgegen. Wir übergehen Untergeordnetes.

So sind wir auch hier zum Jahre 1619 gekommen.

Der reformierte Professor Martini in Herborn hatte sein „Examen" veröffentlicht. Gegen ihn schrieb Mentzer in Gießen seine Thesen. So kam die Frage der Allenthalbenheit der menschlichen Natur Christi wieder in Bewegung.

Doch hören wir gleich Balthasar Mentzer selbst.

Im Vorwort zu der Historie der Tübinger Kontroverse zeichnet sich sehr genau die Stellung, die er mit seinen Kollegen in Beziehung auf die Allgegenwart der menschlichen Natur einnimmt. „Die menschliche Natur Christi besitzt zwar infolge der Personalunion die Majestät der Omnipräsenz, welche dem Sohne Gottes angehört, aber er hat sie damals (im Stande der Erniedrigung) gar nicht oder nur zu dem besonderen Zwecke gebraucht, durch Leiden und Sterben unsere Sünden zu sühnen. Und so hat Christus sich und seine menschliche Natur auch in betreff des Orts so erniedrigt, daß, wenn er an einem weilte, er nicht am anderen war, sondern vom einen zum anderen in wirklicher Bewegung nach Art eines wirklichen Körpers gelangte. Wenn also in der Schrift erzählt wird, Christus sei nicht zugegen gewesen, als Lazarus starb, so wird hier nicht nur die örtliche Gegenwart gemäß der natürlichen Beschaffenheit des Körpers, sondern es wird damit auch die Annahme und der Gebrauch der mitgeteilten Majestät der Allgegenwart geleugnet. Wenn die Tübinger diese Annahme (usurpatio) vom Besitz unterscheiden wollten, so könnten sie sich leicht von großen Schwierigkeiten befreien. Aber diesen Unterschied kann man nicht machen, wenn und wo die Spekulationen über die Allgegenwart als unveränderliche Eudistanz, als lediglich aus der Unermeßlichkeit abgeleitet, noch herrschen; diese muß man zur Seite legen, und dagegen mit der Schrift betonen, daß die göttliche Gegenwart bei den Krea-

turen aus dem freiesten Gebrauch der unendlichen göttlichen Macht und Weisheit abzuleiten sei."[63])

Mentzer hatte seinem Freunde Professor Hafenreffer in Tübingen die Frage vorgelegt. Dieser besprach sie mit seinen Kollegen Osiander und Thummius. Sie schrieben an Mentzer. Es war am 1. September 1619. Sie baten ihn, diese Definition zurückzuziehen. Denn Präsenz gehe nicht in Operation auf.

Mentzer antwortet sofort unterm 8. Oktober. Er erklärt, nur dies sei seine Ansicht, daß sich im Begriff der Allgegenwart die beiden Seiten, substantiale Gegenwärtigkeit und göttliche Thätigkeit, nicht scheiden lassen. Er nehme also, statt einfacher Adiastasie, eine modifizierte an. Eine sola adessentia, ein ruhendes Sein gebe es hier nicht. So sei die Gegenwart Gottes eine seinem Thun gemäß völlig andere im Universum, in der Kirche und endlich im Reiche der Herrlichkeit. Denn diese Gegenwart sei eben nicht essentielle Eigenschaft Gottes. Sie sei seine freie Beziehung zu einer Welt, die ja auch nicht sein könne.

Thummius antwortete freundlich. Es war im Frühling 1620. Haffenreffer war heimgegangen. Und im April schrieb ihm dann Mentzer, er wisse sich mit seinen Kollegen Winckelmann und Feuerborn völlig einig. Man habe auch Chemnitz, Hunnius, Gerlach und Gesner für sich.

Nun erst disputierte Osiander in Tübingen öffentlich über die Gießener Behauptungen. Nun erst disputierte ebenso Winckelmann in Gießen. Es folgte das Weitere. Umfängliche Schriften behandelten die Frage. Auf Mentzers Defensio und Feuerborns Sciagraphia antworteten Thummius Majestas und seine Tapeinosigraphia.

Die Tübinger hatten alle Ursache, erregt zu sein. Hatten die Gießener recht, so war ihrer Bestimmung dessen, was der Stand der Erniedrigung sei, jede Stütze genommen.

Auch die Gießener lassen mit dem Augenblick der Empfängnis die Personalunion untrennbar gegeben sein. Aber sie finden, diese Union begründe nur eine praesentia intima. Sie begründe keine Beziehung der menschlichen Natur auf die Welt, keine praesentia extima. Sie begründe nur ein Verhältnis, welches auch in dem Fall bestanden haben würde, wenn die Welt nach geschehener Menschwerdung etwa sofort untergegangen wäre. Durch sie ist für jene

Natur nur die Möglichkeit der Gegenwart gesetzt, in der sie wo und wann sie will thätig sein kann.

Ist nun aber diese Allgegenwart, wie die Gießener sie wollen, niemals eine nur ruhende, sondern überall eine thätige, so ist es auch nichts mit der Annahme, der Gottmensch habe sie im Stand der Erniedrigung besessen, aber nur verhüllt besessen, und nicht gebraucht. Der Stand der Erniedrigung muß dann überhaupt anders aufgefaßt werden. Er muß wirkliche Entäußerung (κένωσις) sein.

Und dies ist denn auch der Angelpunkt der Verhandlungen.

Der Stand der Erniedrigung muß vielmehr darin, so sagen die Gießener, bestehen, daß der Mensch Christus die göttliche Herrlichkeit, also Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwart, gar nicht gebrauchte. Dann war freilich auch jene schwäbische Behauptung hingefallen, daß die Empfängnis eigentlich schon die Erhöhung der menschlichen Natur sei, ja ihre Himmelfahrt. Sie mußte aber auch fallen, jene Behauptung. Es kam so nur zu einem wirklichen Stand der Erniedrigung. In ihm erfüllt, im Sinn der Gießner, die menschliche Natur nicht Himmel und Erde. Sie wußte nicht alles, vermochte nicht alles, war nicht überall. Denn sie wollte es nicht. Erst mit Eintritt des Standes der Erhöhung wollte sie es.

So war denn Chemnitzs Arbeit durchgeführt. Aus dem Nebeneinander zweier Stände, welches Brenz festhält, war ein Nacheinander geworden. Denn auf Brenz war man in Tübingen zurückgegangen. Man hatte in der Knechtsgestalt nur scheinbar den Stand der Erniedrigung. Heimlich stand dahinter gleichzeitig der Stand der Erhöhung, dessen Majestät, weil verborgen (κρύψις), nicht hervortrat. Dieses Doppelspiel für die menschliche Natur war von Gießen wenigstens beseitigt. Diese Natur konnte als solche sich wenigstens entwickeln.

Aber wie ist es mit der göttlichen Natur? So fragen die Tübinger. Ist sie nicht von der menschlichen bedenklich nun getrennt? Sie soll alles erfüllen. Die menschliche Natur soll auf den Raum beschränkt sein. Sind damit nicht die Naturen gerade getrennt? Und wenn es so ist, ist es dann noch der ungeteilte, ganze Gottmensch, der uns erlöste?

Und nun suchen sie die Gießener mit den eigenen Waffen zu schlagen. Ihr sagt, jene Eigenschaften seien der menschlichen Natur

von der göttlichen gegeben. Ihr sagt, die Eigenschaft der Allgegenwart sei zugleich immer auch Thätigkeit. Nun, so muß sie auch in der menschlichen Natur thätig sein. Oder die Allgegenwart ist eben gar nicht vorhanden und die Natureneinheit ist dann zerrissen. Nein, die menschliche Natur muß jene Eigenschaften, wenn sie dieselbe hatte, auch, wenn auch verhüllt, gebraucht haben. Denn der Logos muß die menschliche Natur dort, wo er wirkte, mit und an sich gehabt, also mit ihr gewirkt haben. Daraus aber ergibt sich dann auch, daß jene praesentia intima eine müßige Abstraktion ist.

Die Gießener haben, sagen also die Tübinger, den Grundsatz umgestoßen, nach welchem nie eine der beiden Naturen ohne die andere ist. Auf dieser Grundlage aber müsse durchaus gebaut werden.

Und die Tübinger bauen. Sie nehmen zu dem dreifachen Genus der Konkordienformel noch ein viertes, die *ἰδιοποίησις*. Sie bestimmen: 1. Gott eignet sich alles, Beschränktheit, Leiden, alles, was der menschlichen Natur eigen ist, in Oikeiose wirklich an. 2. Gott teilt in wirklicher Metadose die göttlichen Eigenschaften der angenommenen Menschheit mit. 3. Gott handelt apotelesmatisch nur gemeinsam mit der menschlichen Natur, so daß alles nur Ergebnis gemeinsamer Thätigkeit der beiden Naturen ist, von der Empfängnis an. Nur für die hoheprieſterliche Thätigkeit wird der Gebrauch der göttlichen Herrlichkeit zurückgezogen.

Hier haben wir also auch in Tübingen eine wirkliche Selbstentäußerung des Logos, an einem Punkt wenigstens. Wie Thummius sagt, enthält er sich göttlicher Thätigkeit.

Hier tagt etwas. Und hier wäre einzusetzen, um, soweit dies überhaupt möglich ist, in ein Geheimnis einzudringen, welches dasjenige des Lebens überhaupt und des göttlichen Lebens ist.

Die Gießener wollen die Wirklichkeit und Wahrheit der menschlichen Natur des Herrn sichern, und sie treten der Natureneinheit zu nahe. — Die Tübinger wollen die Natureneinheit sichern, und treten der Wahrheit der menschlichen Natur des Herrn zu nahe.

Aber trotz ihrer Krypsis, trotz ihres Rückganges auf Brenz, haben die Tübinger die Konsequenz, sie haben Luther für sich. Und sie haben Schritte in der von den Gießenern geforderten und eingeschlagenen Richtung hier auch wirklich gethan. — Trotz ihrer Kenosis haben die Gießener wohl andeuten können, in welcher Richtung gearbeitet werden müsse, um der menschlichen Natur die

Möglichkeit wirklicher Entwickelung zu sichern. Aber die Ausführung dieser Gedanken unbeschadet der Personeneinheit ist ihnen nicht möglich gewesen.

Treuherzig bat Johann Gerhard zu Jena die Gießener, sie möchten „keine neue Phraseologie in die Kirche einführen. Denn solche Zeiten scheinen unserer Kirche bevorzustehen, welche verlangen, die Herzen und Gebete aufs innigste zusammen zu schließen."

Es kam nun auf Wittenberg an.

Mentzer hatte sein Urteil den „Herrn sächsischen Theologen submittiren" wollen. „Ich will nicht singularis sein, ich will mich weisen lehren, leiten und führen lassen, wie es Gott wohlgefällig, der Wahrheit ersprießlich, der Kirche erbaulich sein werde."

Im September 1621 tagten zu Jena zwölf Theologen. Hoë war „ratione gradus doctoralis et promotionis der Senior". Er leitete also.

Am 5. September beschloß man nach gehaltenem Gebet, sich bezüglich des Streits der Tübinger und Gießener neutral zu halten, beide Teile aber ferner brüderlich zu ermahnen. Man kam überein, den Angriffen Calixts und Martinis gegenüber nicht gemeinsam vorzugehen. Man könne junge studiosos problematice disputiren lassen, übrigens möge „wer angegriffen würde, sich selber bescheidenlich verantworten". Man beschloß auch einer Anfrage entsprechend eine Vorstellung an den Kaiser „ein ganz reines evangelisches Consistorium ohne mixtur bewilligen" zu wollen, damit so dem Calvinismus auch in Böhmen gewehrt würde. Es ward dann eine lateinische Bibelübersetzung in Erwägung gezogen, und hierfür an die Arbeit Mentzers, für eine Evangelienharmonie an diejenige Joh. Gerhards gedacht. Ebenso ward über die Ausarbeitung einer vollständigen Kirchenhistorie verhandelt. Das Examen der Dordrechter Synode von Nik. Hunnius soll dem nächsten Konvent zur Zensur übergeben werden. Die Arminianer sind durch Zuschrift zu stärken. Es wird beraten, wie man sich zum Wucher-, zum Kipper- und Wipperwesen zu stellen habe. Die Jenaer sollen eine Schrift verfassen, welche, wenn vom Konvent gebilligt, der Obrigkeit einzureichen sei. — Das aber jährlich ein solcher Konvent sei — so schließt Hoë seinen Bericht — „ist für die höchste vnd eußerste Nothdurfft befunden, daher auch Churf. Gnaden darum zu ersuchen, Ihres Theils gnädigst dieses christliche Fürhaben zu befördern. Welches ich also zur summarischen relation

was zu Jehna fürgelauffen, fideliter vnd vnterthenigst auffzeichnen wollen vnd sollen. Sign. Dreßden den 9. Septembris 1621. D. Hoë."

So das Protokoll, welches wir von Hoës Hand noch besitzen.[64])

Es kam das Jahr 1624. Höpfner hatte die Solida decisio gearbeitet. Dazwischen Liegendes übergehen wir. Am 1. September schreibt der Kurfürst an seinen Hofprediger, er solle die Kolloquenten für 13. September in die Renterei bestellen. „Zu welchem Ende Er hierbei Befelch an unsere Kammerräthe und Renthmeister zu Dresden zuempfahen, die werden vor Speisung und tractation sowol der Fütterung halben für die ankommenden Pferde bey dem Schößer daselbst gepürende anordnung zu thun auch vff eure anregen euch mit bedürffender Fuhre zuversehen wißen."

Hoës Apologie der publizierten Solida decisio ward approbiert. Ein gemeinsames Schreiben der versammelten Wittenberger, Leipziger und Jenaischen Theologen und der Hinzugezogenen meldet dem Fürsten unterm 18. September den Erfolg. Es unterzeichnen Vinzenz Schmuck, Friedr. Balduin, Pol. Leyser, Balth. Meisner, Heinr. Höpfner, Johann Major, Johann Gerhard, Jakob Martini, Simon Gedike, Erhard Lauterbach, Johann Scheiter, Johann Höpfner.

Die Württemberger verlangten weitere Konvente. Der Kurfürst wies jede Bitte ab. Die Sache war und blieb erledigt.

Es ist wahr, die Herren hatten eine langwierige Arbeit zu beenden. In ihrem „Losament" fehlte es ihnen aber an nichts. Meisner berichtet über die warmen Essen, Konfekt und Getränke. „Müssen dabei aber auch stattlich arbeiten." Vielleicht hatten sie auch Zeit, Jakob Böhme zu verhören. Weisner, der kurfürstliche Arzt, wollte ein Gespräch Meisners und Gerhards mit angehört haben. Gerhard hätte gesagt, er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen. Calov hat später nachgeforscht und leugnet das.

Jedenfalls aber hat die Decisio die Frage nicht entschieden. Höpfner äußerte, man habe absichtlich über die generelle leibliche Gegenwart, die propinquitas substantialis carnis, als von der Heiligen Schrift nicht gefordert und zu weit gehend, geschwiegen. „Wir urtheilen, sagt er, daß es am besten sei, die Mitte zu halten und weder zu bejahen, noch zu verneinen was in der Schrift nicht ausdrücklich ausgesprochen ist." Und man hatte wohl gethan. Im

allgemeinen hatte man sich auf seite der Gießener gestellt. Nikolaus Hunnius schrieb sogar im Juli aus Lübeck, die Herren der Decisio seien wohl calvinisch geworden. Er war eben nicht dabei gewesen.

Viertes Kapitel.

Der Synkretismus.

Wir haben uns über die Bewegung endlich zu unterrichten, welche das Auftreten Calixts veranlaßte.

Wir bemerkten früher (S. 202), daß gleichzeitig mit dem Höhepunkt und Sturz jener politisch geleiteten westlichen Invasion die christologischen Erörterungen neu begannen, und daß gleichzeitig die „Epitome" Calixts erschien.

Wir erblicken hier gleichartige Strebungen. Wir meinen die Schulen von Saumur und Helmstädt. Es sind parallele Erscheinungen; dort Amyrault, hier Calixt. Dieser aber unbesonnener. Er wirft die ganze Entwickelung der Dogmatik seit Jahrhunderten bei scheinbarer Ehrfurcht vor dem Altertum über den Haufen. Das thut sein Humanismus. Er thut es „in radikaler Weise, indem er den konfessionellen Gegensatz, anstatt ihn zu überwinden, einfach beseitigen will". Und das ist Indifferentismus.

Helmstädt hatte seit Heßhus, seit Ablehnung der Konkordienformel eine aparte Stellung. Es ward, und nicht mit Unrecht, des Schwankens verdächtig. Der Humanismus, Ramus und die Aristotelik hatten hier ihr Feld zugleich. Das Haus Cornelius Martinis war noch 1619 Mitte eines heiteren humanistischen Kreises. Er selbst galt als Säule der Universität. Neben Calixt und Hornejus gingen andere jüngere Geister ein und aus. In Eleganz, in antiken Reminiszenzen, in klassischem, lateinischem Ausdruck und im Kultus des Genius überboten sie einander. Die alte Blüte des Humanismus schien neu erstanden.

Man erzählte von einem Studenten, welcher jeden Morgen vor dem Kapitel der Heiligen Schrift zuerst ein Kapitel aus der Metaphysik las. Denn dies sei der rechte Schlüssel zur Schrift. Das hatte er von Helmstädt mitgebracht.

In seinem eigenen, höchst stattlichen Hause am Magdeburger Thor wohnte Calixt. Der weitgereiste Freund Herzog Augusts legte wie dieser Wert auf eine große Bibliothek. Unten im Hause hatte er auch seine eigene Druckerei. Er allein von allen Helmstädter Professoren durfte in seinem Hause lesen. Hierher kamen die treuen Briefe seiner Mutter: „An minen leuen (leven) sonn Jungen Calixtum to Helmstade". Denn das Mütterlein hatte ihm zu Medelbye in Schleswig richtige Hemden mitgegeben. Folglich mußte sie fragen, wie es denselben und daneben auch ihrem leven Jungen wohl erginge.

Er war zu seiner Ausbildung weit gereist. Er hatte auch in der Luft der jungen Aufklärung geatmet. Zu Basel, dem alten Sitz des Humanismus, hatte Taurellus gelehrt. Halb Humanist, halb Theosoph ist er wie Ramus zugleich freilich erklärter Feind des Aristoteles. Will er dabei auch die Dreieinigkeit, die Auferstehung des Leibes aus seiner Philosophie beweisen, so sieht er doch übrigens die jetzt bestehenden Kirchen sämtlich als Sekten an. Er wünscht, daß man sich nur „Christ" heiße. Nur der Unwissende, meint er, könne sich Lutheraner oder Calvinist nennen. — Es kam vor, daß man dies scheinbar Große wirklich groß fand. Calixt lernte es so finden.

Und die Lage der Kirche half ihm dazu.

Das Gebilde evangelischer Kirchenlehre war im Kampf nach zwei Seiten schärfer ausgeprägt. Es war Schritt für Schritt schroffer geworden. Es war damit in Gefahr, sich selbstherrlich wie von den Bildungen, mit denen es im Kampfe stand, so von etwas noch Größerem zu lösen. Es war in Gefahr, sich von dem gemeinsamen Grundbau der drei Konfessionen, von der Kirche der ersten Jahrhunderte zu lösen. Es war versucht, in jenem Grundbau nur sich selbst zu finden und wo es das eigene ausgeprägte Wesen nicht fand, geringschätzig zu sein. Es war also mindestens zeitgemäß, an die Anfänge, an das eine Vaterhaus der Gläubigen, an die ökumenische Kirche erinnert zu werden. Und dies that Calixt.

Stellte er aber die ersten fünf Jahrhunderte in ihrem Konsensus

als mustergültig dar, so konnte er dahin kommen, diesem Muster gegenüber, welches doch willkürlich gewählt war, die Unterschiede der Konfessionen geringwertig zu finden. Und dahin kam er. Er unterschied wesentliche und unwesentliche Lehrpunkte. Zu letzteren wurden ihm die wichtigsten eigentümlich evangelischen.

Darum lag der Vorwurf des Synkretismus, den er oft nicht verdiente, allerdings hier schon nahe.

Sehen wir aber auf eine weitere Eigentümlichkeit. Der Aristoteliker Calixt forderte für die Dogmatik der Kirche das analytische Verfahren. Gezeichnet, wenn auch nicht angewendet, hatte es schon Flacius. Für analytische Methode war vielleicht jetzt erst die Ruhe eingetreten. Das „Epitome" ging von der Überzeugung aus, daß wir unser Wissen nicht des Wissens, sondern des Glaubens wegen empfangen. Ist dies so, so ist die Aufgabe für die Dogmatik verändert. Ihre erste Frage heißt nun: wozu? Wozu die Offenbarung? Die zweite Frage lautet: für wen? Für wen die Offenbarung? Die dritte Frage ist: wodurch? Welches sind die Mittel für den Zweck? Demnach hat Calixt mit Unsterblichkeit und Auferstehung der Toten zu beginnen. Aber man sieht, der Fortschritt liegt in der Betonung des Praktischen.

Übrigens nimmt Calixt dann den dreifachen Modus der Prädikation für die Klarlegung der Natureneinheit als wesentlich altkirchlich auf.

Aber dies ist eben nur seine subjektive Ansicht. Wie er sich zur Kirche stellt, der er dient, ist bald gesagt.

Mit größter Bestimmtheit bezeichnet er die herrschende Christologie als eutychianisch. Wesentliche Eigenschaften der einen Natur sollen der andern durch Vermittelung selbst der Person nicht mitgeteilt werden. Er gibt erst später alle drei Arten der Mitteilung zu. Mit derselben Bestimmtheit aber nimmt er sich der anerschaffenen Gaben der menschlichen Natur an. Er ist überzeugt, daß die evangelische Lehre, abgesehen vom Auswuchs der Ubiquität, den Charakter des Katholisch-Christlichen am reinsten darstelle. Wesentliche Irrtümer hege sie nicht. Ist aber Luther in dem Bestreben, den Pelagianismus zu überwinden, zu weit nach der entgegengesetzten Seite geraten, so mögen wir auch diejenigen ertragen, die in ehrlichen Versuchen nach der entgegengesetzten Seite biegen. Die Abendmahlslehre der Evangelischen sei diejenige der alten Kirche. Über die Art der Gegenwart indes, über die Möglichkeit der Gegenwart in den

irdischen Elementen, hätten sie niemals Sätze aufstellen dürfen. Hinsichtlich der Rechtfertigung will er, daß diese richterlicher Akt sei. Aber so sehr hebt er gegen Hülsemann die Notwendigkeit guter Werke hervor, daß er schließlich an gewissen Tugenden oder Lastern erkennen will, ob jemand selig oder unselig wird. Die Erbsünde besteht nur im Mangel der ursprünglichen Gerechtigkeit, nicht in der bösen Lust.

Es sind römische Gedankenelemente, welche im Neuen Testament das Gesetz sehen, und die Moral von der Rechtfertigungslehre, namentlich im Epitome, bedenklich lösen.

Diese Dinge war man nicht mehr gewohnt. Und doch hat Planck sehr unrecht. Er sagt: „Man lauerte mit dem gierigsten Argwohn auf alles, was dort (Helmstädt) herauskam." Aber er sagt nicht, wo man lauerte. Wir finden das gerade Gegenteil. Denn wesentlich blieb alles still.

Wir sagten früher, vielleicht habe zunächst noch die Wärme auch auf Helmstädt gewirkt, welche vom lüneburgischen Land ausging.

Denn Arnd wirkte in der That. Die wahre Theologie — so hatte er eben noch in einem Briefe geschrieben — ist „nicht ein zänkisch Maulgeschwätz, sondern eine wirkliche, kräftige lebendige Gabe und Erleuchtung Gottes und Bewegung des Herzens durch den heil. Geist. Von einer solchen Erleuchtung reden meine Bücher, dessen sind die guten Herren nicht gewohnt, haben keine Praxin und geistliche Erfahrung." Und dann hören wir ihn in seinem Bedenken über die deutsche Theologie. Da ruft er der Verketzerungssucht zu: „Wird man nicht vom Leben Christi anfangen und von wahrer Buße, und in Christi Fußstapfen treten, so wird nimmermehr das wahre Licht, die reine Lehre, bei uns erhalten werden, wir werden auch nimmermehr in der Lehre einig werden, und zankten wir uns auch bis an den jüngsten Tag."

Allerdings waren Angriffe von Danzig und Stettin bis Tübingen gefolgt. Aber die Theologen ersten Ranges schwiegen. Ein Johann Gerhard mißbilligt in einem Briefe an Schmidt in Straßburg das Auftreten Osianders ausdrücklich. Er nennt dessen Schrift eine „Schandsäule auf Arnd". Die Wittenberger selbst verteidigen Arnd in einem Gutachten an die Danziger.

Nun war Arnd 1621 heimgegangen. Aber wie zu ihm, so stellte man sich im allgemeinen auch zu Calixt. Die Konferenz,

welche man unter Hoës Vorsitz zu Jena hielt, war ohne bemerkenswerte Folgen. Sie war auf dem Schloß. Es tagten dazu auf Hoës Einladung im September 1621, wie wir sahen, zwölf sächsische Theologen. Für unsern Gegenstand nennen wir: Professor Polykarp Leyser II zu Leipzig und seine beiden Brüder, die Söhne des Hofpredigers zu Dresden. Von Leipzig war ferner Höpfner mit Schmuck erschienen. Von Wittenberg waren Balthasar Meisner und Balduin gekommen. Jena sandte die johanneische Trias, Major, Gerhard und Himmel. Von Koburg war Finck anwesend. In der ersten dieser Zusammenkünfte schon trat die Klage gegen Helmstädt hervor. Selbst der milde Gerhard meinte, Calixt „inclinire sehr ad Calvinismum".

Wir haben nach Hoës Protokoll das Wesentliche oben mitgeteilt.

Rathmann in Danzig hatte jetzt dem Worte der heiligen Schrift die Kraft abgesprochen, zu bekehren und zu bessern. Dies bewirke nur das innere Wort, oder die Einwirkung des heiligen Geistes „die Axt hauet nicht, wenn nicht der Holzhauer ihr Kraft und Nachdruck gibt". Calixt stand Rathmann innerlich nahe. Gegen diesen gingen die Gutachten der Theologen von Wittenberg, Leipzig, Jena. Aber noch 1624 schreibt Michael Walther aus Helmstädt an Meisner: „Wir nehmen zu unserm großen Schmerze wahr, daß unser Calvinomixtus alles und jedes was in der Frage vom Worte Gottes von Rathmannscher Seite gelehrt wird, einfach gut heißt. — Wie traurig und mit blutigen Thränen zu beweinen ists, daß Solche uns zur Seite stehen, die unzählige Ungeheuer von Irrtümern in sich tragen, den Calviniſten, Papisten und Schwenkfeldianern das Zeichen geben."

Die mildere Richtung, die Richtung der Johann Gerhard und Glassius, dann auch Musäus, sie blieb immer noch Calixt wegen seiner praktischen Theologie unmerklich zugethan. Herzog Ernst von Gotha vertraut ihm, und zieht ihn auch zu Rat.

Der edle Fürst hatte 1627 den Plan für ein Kolleg veröffentlicht, welches über streitige Lehrfragen ständig und endgültig entscheiden sollte. Kloster Reinhardsbrunn sollte Sitz werden. Das Kloster mit seinen Einkünften, und 200 000 Thaler dazu, bot er der Kirche. Der Plan scheiterte. Der Herzog hatte sich nicht zuvor Kursachsens versichert. Übrigens war es, wie wir sahen, auch Hoës

Wunsch, die Theologenkonvente zu wiederholen, einen festen Ansatz für die fernere Entscheidung theologischer Lehrstreitigkeiten zu gewinnen, diese Fragen der Willkür der Höfe zu entziehen. Indes es war zu spät.

Vom Krieg umtobt ging in diesem Jahre Valerius Herberger — wir schieben dies ein — in Fraustadt heim. Gemütlicher, lebendiger, wärmer, als Johann Arnd, hatte er seine Magnalia geschrieben. Mit seinem Lied „Valet will ich Dir geben" — hinterließ ers Tausenden frommer Leser.

Dem Rathmannschen Streit war mit dem Tode seines Urhebers im folgenden Jahre wenigstens der Stachel genommen. Das Jahr war politisch verhängnisvoll.

Zug um Zug hatte der Kaiser gesiegt.

Da dringen die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Eichstadt, Konstanz auf Restitution. Am 13. September 1628 wird das Edikt abgefaßt. Und am 23. schreibt Nuntius Caraffa, es sei die „Auskunft gefunden, das Erzbistum Magdeburg, ohne weitere Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen oder andere im Reich, den Ketzern zu entreißen". Jetzt kam das päpstliche Ernennungsschreiben für den jungen Erzherzog Leopold. Und am 6. März 1629 wird das Restitutionsedikt publiziert.

Denken wir nur an das ehrwürdige Augsburg. Alle 14 luth. Pfarrer wurden abgesetzt, alle sieben Kirchen ihnen gesperrt, alle Armen-, Kirchen- und Schulstiftungen ihnen entrissen und der Hausgottesdienst bei Geld- und Gefängnisstrafen verboten. Diejenigen Geistlichen, welche nicht Augsburger Bürger waren, wurden unter viel Wehklagen der Einwohner vertrieben, darunter der Senior Göbel, der Dichter des Liedes: Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe und allen Zweifel, Angst und Pein hiemit stets überwinde. — Die anderen sollen täglich den katholischen Gottesdienst besuchen, und weil sie das nicht thun, werden sie ebenfalls ins Elend geschickt. Viele reisten ins Ulmer und Öttinger Gebiet zu Predigt und Abendmahl, wurden aber dafür bei ihrer Rückkehr mit strenger Strafe belegt. Doch wie die Pfarrer sich tapfer hielten und die Gemeindeglieder, so auch die Lehrer an den Schulen. Sie sollten Luthers Katechismus nicht mehr in der Schule treiben; aber nicht ein einziger verstand sich dazu, keiner beugte sich und so mußten auch sie ins Elend wandern. Etliche, die man bei der Unterweisung in

diesem Katechismus traf, wurden ins Gefängnis geworfen. Um die Schwachen zu schrecken, wurde auf dem Fischmarkt ein Galgen aufgerichtet. — Welche Freude, als dann der Schwedenkönig seinen feierlichen Einzug hielt, als er von Lechhausen aus geradenweges in die St. Annakirche zog, wo Hofprediger Dr. Fabricius über die Worte predigte Psalm 12, 6: „Weil denn die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr, ich will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll." Doch wir greifen vor.

Alles atmete kirchlich jetzt Frieden. Neben Pareus tritt mit 1630 der Schotte Duräus mit Reisen und Vermittelungsversuchen. Er schreibt sein Irenicum. Kurfürst Sigismund fördert. Und eine besondere, wenn auch kurze Freude wird Calixt im folgenden Jahre.

Der ganze Druck der Zeit und die ganze Strenge politischer Forderungen gehörten dazu, um Kursachsen einem Religionsgespräch mit dem Berliner Oberhofprediger geneigt zu machen. Am 3. März traten die Brandenburger und Hessen, Berg, Crocius und Neuberger in Hoës Quartier zu Leipzig. Hier erscheint auch Leyser, auch Höfner. Die Augustana von 1530 wollen jene „mit Mund und Herzen" annehmen, aber — — nicht die mündliche Nießung und nicht die Nießung durch die Ungläubigen. Damit zerrann das Gebilde der Union.[68])

Die Evangelischen fürchteten schon. Georg von Darmstadt schrieb an Hoë am letzten Mai und warnt vor „Gebrauchung lutherischer Zung und Reden" durch die Calvinisten. Hoë schreibt seinem Kurfürsten, unmöglich könne der politische Friede auf den kirchlichen warten. Man sieht, worauf es dem Fürsten ankam.

Wie freundlich noch man zu Calixt sich verhielt, sehen wir auch aus seinem innigen Verkehr mit Valentin Andreä.

Der Enkel des großen Tübinger Kanzlers war mit dem jungen von Gemmingen, den er führte und auf Reisen begleitete, Hafenreffers Kostgänger gewesen. Er hatte dann die Evangelischen in Linz, wo er Kepler traf, aufgerichtet. Er hatte dieselben auch in Steiermark, Kärnten und Krain besucht, und ihnen die Hilfe seines Herzogs zugesichert. Seine Spielereien mit Rosenkreuzertum sind bekannt, wie seine ernsten Mahnworte gegen den Apap in der Kirche. Es ist wahr, er wußte trotzdem den fürstlichen Glanz zu schätzen. Erbat er sich doch von Herzog August den Titel „geistlicher Rat". Verzeihen wir ihm diese Eitelkeit. Er hat Kirchenordnung und

Kirchenzucht wieder aufrichten helfen. Vom Kriegswetter in Calw überfallen, rettete er sich, und lebte mit den Seinen und seinen flüchtigen Gemeindegliedern in den Wäldern. Hinter ihnen schlug die Flamme empor. Der bayrische General von Werth hatte die geplünderte Stadt in Brand gesteckt. Man irrte ratlos umher. Der Feind zog ab, und Andreä fand unter den Brandstätten auch die seines Hauses. Er war der einzig übrig gebliebene Geistliche des Orts und hatte in einem Vierteljahr 430 Leichen zu bestatten. So ging es dem Land und so ging es dem Freund Moscheroschs und Herzog Augusts und seines Calixt.

In diesem Jahre war dieser selbst in Jena gewesen, um Johann Gerhard für Helmstädt zu gewinnen. Er hatte an dem einen Tag alle, auch Gerhard, durch seinen Geist bezaubert. So erklärt es sich, daß man von seiten der sächsischen Fakultäten so lange schwieg. Selbst die Schrift Calixts gegen Nihus ward nicht beantwortet.[66])

Das Hinscheiden Johann Gerhards in Jena 1637 war ein großer Verlust. Seine Stimme trug zur edleren Haltung im theologischen Wortgefecht beständig bei. Denn diese Haltung ward von der Theologie, die sich durch Calixt mit Recht bedroht fühlte, keineswegs inne gehalten.

Auch das folgende Jahr beraubte die Kirche zweier Theologen von Einfluß. In Rostock starb Lukas Bacmeister, in Tübingen Lukas Osiander. Dieser war der bekannte Feind Arnds. Aber er war es treuherzig, wenn auch plump wie der Ton der Zeit. Grobheit zeichnete ihn genau ebenso in seinem Predigtamt aus. Doch zu Calixt. Es gibt bei Ramus einen Zug, welcher im Pietismus als reformiertes Element fortklingt. Wir meinen den Zorn gegen die klassische Bildung. So will Pastor Statius Büscher in Hannover Aristoteles aus der Philosophie, die Klassiker aus den Schulen treiben. Dasselbe will in Salzwedel Stephan Prätorius. Auch Val. Andreä neigte hierfür. Büscher griff deshalb 1639 den ihm widrigen Calixt an. Aber er griff ihn auf „Kryptopapismus“ an. Und dies war gewiß ein Fehler. Calixt hatte es nicht nur zu Hämelscheburg gezeigt, daß er den Jesuiten gewachsen sei.

Man sieht indes, die Zahl der Gegner wuchs. Büscher hatte sich durch seine Plumpheit offenbar geschadet. In einer Hinsicht hatte er recht. „Man lasse — sagte er — meine Sache für einen unpartheiischen Richter ausführen, und disputire nur nicht mit dem

brachio seculari, sondern aus Gottes Wort und unseren corpore doctrinae mit mir." Seine Klage war auch, daß Calixt dem corpori doctrinae Julio widerspreche.

Das folgende Jahr 1640 brachte einen Angriff aus Leipzig. Dr. Lyser disputierte hier gegen Hornejus, Calixts Kollegen, welcher die guten Werke zur Seligkeit notwendig fand. Der Streit ward schärfer. Lyser und Höpfner indes „sprachen auch in Privatbriefen mild und anständig ihre Bedenken aus. Sie fanden bei Hornejus und Calixt keine Beachtung."

Die Stände von Preußen gaben im Juni ihre Gravamina an den Kurfürsten. Sie berufen sich auf ihre Rechte, „daß — reformirte Prediger in den Kirchen uffm Land oder in Städten nicht angestellt werden, sondern auch allhie zu Königsberg, ausser Ew. Churf. Durchl. Gegenwart, dergleichen Exercitium total aufhöre".

Immer stand hinter Kalixt der Kurfürst mit seiner Unionssehnsucht. In diesem Jahre erhielt sie einen Beigeschmack. Hofprediger Berg disputierte in Königsberg gegen Calov. Und er bekannte „daß wir Reformierte euch Lutheraner nicht als Brüder anerkennen können, solange ihr eure Irrtümer verteidigt".

Das Leichenbegängnis Georg Wilhelms zeigte im März 1642, wie die Versprechungen, die Rechte der Evangelischen zu schonen, gemeint seien. Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ die Leichenpredigt durch den reformierten Hofprediger auf der evangelischen Kanzel halten. Die evangelischen Prediger „fallen Ew. Kurf. Gnaden zu Füßen und bitten flehentlich, Sie geruhen uns allergnädigst hiermit zu verschonen". Bürgermeister und Rat berufen sich auf die Rezesse und das responsum regium von 1616. Auch sie erreichen nichts. Berg besteigt die evangelische Kanzel. Es war ein „Eingriff sowohl in die Landesverfassung, als in die Parochialrechte".[67])

Die Angriffspunkte vervielfältigten sich zugleich mit der Ungeniertheit in Helmstädt. Der Streit ward bitterer. Wenn Hornejus wiederum in einer Disputation geradezu die Notwendigkeit guter Werke zur Seligkeit behauptete, so durfte man nicht schweigen.

Im April war ein großer Gegner Calixts in Lübeck gestorben. Es war der Superintendent Nikolaus Hunnius. Er, der Sohn von Egidius Hunnius, begegnete uns schon früher. Wie Herzog Ernst hatte auch er Vorschläge für Errichtung eines ständigen Kollegs zur Beilegung der Lehrstreitigkeiten gemacht.

Unter Calixts Vorsitz hatte 1645 wieder Latermann die Thesen über die Trinität verteidigt. Er fand sie im A. T. nicht gelehrt. Aber zum völligen Bruch mit Calixt wurden die meisten evangelischen Lehrer doch erst durch dessen Erscheinen zu Thorn gedrängt. Hier trat er für Königsberg auf, wo er seine Schule besaß. Und er erschien durch den reformierten Kurfürsten von Brandenburg gesendet.

Denn alles sammelte sich jetzt, vom König von Polen geladen, in der alten Weichselstadt.

Hülsemann, eben erst nach Leipzig berufen, kam über Berlin. Hier folgte er, der Führer der Evangelischen zu Thorn, der freundlichen Einladung des reformierten Hofpredigers Berg. Er nahm „ein freundschaftliches Mittagsmahl" bei ihm. Calov traf von Danzig her ein. Calixt erschien mit Berg zusammen. Er erschien in etwas weltlicher Tracht: Feldbinde mit Spitzen, kurzer seidener Mantel, Perlen an der Hutschnalle. Dem ganzen Thorner Konvent war er nun, wie Calov in der Ablehnung sagt, mit Berg zusammen „präsentiert worden, als der auf ihrer Seite stehen sollte und mit einerlei Instruktion in diesem hohen Religionshandel deputiert war".

Feierlich zogen die Deputierten in die Johanniskirche. Vorher hatten die 28 katholischen, die 28 evangelischen, die 24 reformierten Gesandten ihre Gottesdienste besucht. Fürst Ossolinsky begrüßte die Versammlung im Namen des Königs.

Den ersten Unfrieden erregten die Reformierten. Sie trugen dasjenige vor, was als declaratio Thorunensis dann Symbol in Brandenburg-Preußen wurde. Sie trugen aber auch, in Verletzung der Königlichen Instruktion, zu jedem Satze die Antithese vor. Sie verwarfen. Erregt erhoben sich die Katholiken. Sie hatten die Geschäftsordnung für sich. Die Deklaration ward nicht zu den Akten genommen. Dasselbe Schicksal hatte nun auch die Erklärung der Evangelischen. Und diese tadelten nun mit Recht, daß der Kurfürst von Brandenburg seine Deputierten als „Anhänger der Augsburgischen Konfession" bezeichnet habe. Die Anwort von Berg war schillernd.

Äußerlich friedlich schied man von Thorn. Calixt schrieb seinem Herzog, das Kolloquium sei kein karitatives, es sei nur ein irritatives gewesen. Er hatte dazu beigetragen. Nicht einmal der Eröffnungsrede des Großkanzlers durfte er beiwohnen. Calov und Hülsemann

hatten ihn zur Seite gedrängt. Dann hatte er die Reformierten auch offen unterstützt.

Wir finden Königsberg 1646 zu einer Filiale von Helmstädt geworden. Latermann und Dreyer, Calixts Schüler, lehrten nun beide dort. Ersterer hatte, sahen wir, die Dissertation über die Trinität verteidigt. Und er fuhr fort, die Notwendigkeit guter Werke zur Seligkeit zu betonen, und die Verdammlichkeit der Erbsünde zu leugnen. Myslenta, zugleich Pfarrer der Kneiphofischen Kirche, trat dann gegen ihn auf, freilich nicht ohne von seinem Eifer zu Übertreibungen hingerissen zu werden. Wir werden davon noch hören.

Das Jahr hatte Opfer gefordert. Es traf die Universitäten Wittenberg und Gießen. Dort starb Balth. Meisner, hier Winckelmann.

Es traf aber auch den stillen Kreis praktischer Theologen, welche abseits der Heerstraße und ihrer Kämpfe in tiefer Frömmigkeit den Acker der Kirchen bauten. In Nürnberg starb Saubert. Der Hallenser Mengering, dessen Eliasfeuer den Seelsorgern in die Seelen brannte, ging gleichfalls heim. Beide standen mit Meyfart in Erfurt, mit Walther in Celle mit Valentin Andreä in lebendigem Verkehr. Auch der Straßburger Schmidt und Moscherosch gehörten zu ihnen. Und dieser Kreis schied sich nirgends von einer, wie man später schalt, „toten Orthodoxie". Eine solche gab es eben nicht. — Das zeigt selbst Hoë, der in diesem Jahre noch heimging.

Eben war Jakob Weller an seine Stelle von Braunschweig aus nach Dresden gekommen, als am 17. August das bekannte Schreiben nach Wittenberg, Jena und Leipzig abging: Die Fakultäten wurden aufgefordert, die Theologen von Helmstädt zu ermahnen, sie möchten die Studierenden vor Hornejus warnen. Diese Ermahnung erfolgte am 29. Dezember. Aber sie kam erst am 23. Februar 1647, ohne Umschlag, und vielfach schon gelesen, in Helmstädt an. Calixt namentlich antwortete scharf. Hülsemann mag diese Antwort der Fakultät nicht vorlegen. Wir besitzen den ausführlichen Brief vom 26. März, in welchem er Calixt um eine mildere Abfassung bittet. „Schreibt — antwortet Calixt — einen anderen Brief, und ihr werdet eine andere Antwort erhalten."

Im Februar starb auch der liebe Pastor zu Köben Johann Heermann, einst in Herbergers Hause Lehrer. Sein: O Gott, du frommer Gott — allein schon sichert ihm die allgemeine Liebe.

Der Kaiser hatte ihn zum Dichter gekrönt. Die höhere Würde zeigt sein Heimgang. An das untere Ende seines Bettes hatte er geschrieben: Herr, den du lieb hast, der liegt krank.

Aber todkrank lag auch das deutsche Land. Und indem wir dem ersten Akt des synkretistischen Kriegs abschließen, werfen wir für den kulturlichen Hintergrund, auf dem die Kirche sich bewegt, den Blick noch auf den großen Krieg.

Todkrank lag das deutsche Land.

In einer Predigt rief Dr. Johann Schmidt in Straßburg: „Wer Kleienbrod, Bohnenbrod, Hirsbrod, ja Oelkuchen unter dem armen Volk bekommen konnte, hat sich für glücklich geachtet. Haben wir nicht in unserer Stadt mit eignen Augen gesehen, daß die verhungerten Leute Katzen, Hunde ergriffen und verzehrten, ja daß sie auf die Schindleichname und Schindgruben gelaufen und das Fleisch von den todten Pferden und anderen Thieren mit Begierde genommen, sich noch darüber geschlagen? Ist endlich so weit gekommen, daß die Menschen sich selbst einander angegriffen, erwürgt, gefressen haben."

Die Gesandten der hohen Potentaten saßen in Westfalen zu Münster schon lange, und berieten des Friedens halber.

Als Johann Rist durch dieses Westfalen wanderte, konnte er in zwei Tagen nicht einen Mund voll Brot erhalten. Endlich kam er mit seinen Gesellen in ein Dorf, worin noch eine alte Frau war. Sie holten die Flüchtende ein, und hielten sie fest. Da bekannte sie ihnen, sie habe noch eine Kuh, die im dichten Wald verborgen sei, sie habe auch noch Brot. Das Brot kam. Es war aus Nesselsamen gebacken. Und die fahrenden Schüler aßen. Es wäre ihnen eine fürstliche Mahlzeit gewesen, erzählt Rist.

Der wilde Krieg hatte eine Menge der Visionäre und Propheten gezeitigt. Sie eigneten sich Böhmes Redeweise an oder folgten der gegebenen Erregung in anderer Form.

Im Land Meißen weisagt Johann Warners. Schulmeister Reichart zu Seehausen bei Leipzig erzählt, was er sah. Engelbrecht zu Braunschweig läßt seine „wahrhaftige Geschicht und Gesicht vom Himmel und Hölle" drucken, und Paul Felgenhauer läßt sein „Büchlein Ichi-Or" erscheinen. Bei ihm haben wir Paracelsus, Agrippa und Böhme zusammen. Es folgt noch mehr als eine seiner Schriften.

Und alle landflüchtigen Schwärmer lassen über das Babel der Kirche ihre Bußposaunen tönen.

Dann kommt „das Buch des ewigen Evangelii“ von Adolf Helt. Denn „ich bin — sagt er — zu dieser letzten Zeit aufgestanden, und messe den Tempel, den Altar und die darinnen anbeten und werfe den inneren Chor hinaus“. Und es ist denkwürdig, worin er die „Sünde der luth. Priester“ findet. „Sie laufen nach der weltlichen Obrigkeit und ziehen ihren Arm an sich.“ Und dann schreibt Betke sein Excidium Germaniae. Er beschreibt „wie die Leute sich untereinander in Winkel und Keller gerissen, geschlachtet, gegessen, daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre toten Eltern gegessen. — Man wandert bei 10, 20, 40 Meilen und siehet nicht einen Menschen und Vieh, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden.“ Und dann verdammt er alle drei „Hauptkirchen“. Weil sie denn nun geistliche Brüder sind, „wie kommt's denn, daß sie sich untereinander die Hälse brechen? Ach Gott was ist dies für ein Christus, der mit diesen Christen ist, der mit giftigen Granaten und Pechkränzen aufzeucht!“

Und doch waren es die armen evangelischen Pfarrer, welche in Treue dem Volk den Glauben erhielten. Sie flohen nicht. Die Kugeln schlugen ein ins Gotteshaus, die Hostien waren in den Staub getreten, der geweihte Wein verschüttet, aus den Kelchen soffen die Reiter. Das Dorf war ein Feldlager — aber im Dorf, im Wald und unter dem alten Birnbaum weit hinten im Feld hielten sie Gottesdienst. Und Tage und Nächte irrten sie mit den Ihrigen durch Wälder und bargen sich in Schluchten. Oder in eine Fischerhütte, wie der Pastor von Sesenheim im Elsaß. Völlig ausgeplündert hielt sich Herr Georg fünf Jahre lang mit Weib und Kind auf einer Rheininsel in armseliger Hütte auf. Und von hier ging er aus, die Zersprengten zu bedienen. —

Schlimm erging es dann freilich auch ihren Kirchenbüchern. Es ging wie Pfarrer Chemlinus 1641 zu Löbnitz schrieb. Ein verteufelter Soldatenbube hätte, „nach dem sie mich armen Mann an Büchern und allem andern Haus- und Vorrath beraubet, und gantz denudieret: auch dies unser Taufregister geschändet und alle eingetragene Kinderlein von 33 bis daher herausgerissen.“

Diese treuen evangelischen Pfarrer waren es, welche, ausgeplündert von Schweden wie Kroaten, auf kalten Dachkammern unter Weib

und Kind ihre Predigten machten und memorierten, Bet- und Troſtbüchlein und Beichtbücher ohne Zahl verfaßten, der Stadt und des Landes Chronika aufzeichneten, und dennoch, auch unter Hunger und Peſt, wacker und unverdroſſen gegen Weigelianer und Zwinglianer und alle Häretiker der Welt vom Leder zogen.

Es war eine abenteuerlich wilde Zeit, wie Grimmelshauſen ſie im biſchöflich-ſtraßburgiſchen Lande in ſeinem Simpliciſſimus beſchreibt.

Der Gerichtsamtmann Moſcheroſch ſtand dort „eine Muskete auf dem Rücken, eine andere in der Hand, eine Büchſe an der Seite, ein kleineres Schießgewehr am Leibe“ Tag und Nacht auf der Wacht gegen Kriegsgeſindel und Marodeurs für ſeinen Herrn. Unter ſeinen Knechten ſtehend macht er dabei Verſe und Epigramme. So ſchreibt ers an Valentin Andreä. Er hatte ſeinen Glauben von Johann Schmidt in Straßburg. Er ſchrieb ſeinen Philander von Sittenwald, und räſonnierte als echter Deutſcher gegen das à la mode-Weſen. Und tieffromm wie jene Pfarrer, ſchrieb er 1647 ſein „Vermächtnis“ ſeinen Kindern.

Der landgräflich braubachiſche Hofprediger Schuppe ruft: „O wenn ich jetzund eine eiſerne Stimme hätte und hundert Zungen und dürfte ſtehen in dem höchſten Gipfel Meliboci und wären alle meine Landsleute beiſammen, daß ich von allen möchte gehöret werden! Als dann wollte ich erſt mit fürwitzigen Augen das elende Außſehen meines Vaterlands anſehen, und mit gar überflüſſigen Zähren den Berg benetzen, welchen wegen heroiſcher Thaten unſerer Vorfahren ſo viel Geſchichtſchreiber rühmen. Darnach wollte ich mit höchſter Stimme, als ich könnte ſchreyen: Was thut ihr? O meine Landsleute, werden denn eure Feindſchaften unſterblich ſein?“

Es ſah aus, als ob es ſo wäre. Der Donner der Feldſchlangen und das Gewimmer von den Türmen der benachbarten Dorfkirchen, und hoher Feuerſchein hatten ſo lange die Zünfte auf die Beine gebracht, daß ſie meinten, es müſſe ſo ſein. Bäcker, Schlachter, Schmiede und Schloſſer hatten ſo lange die Hellebarden von den Wänden reißen, die Eiſenkappen überwerfen, und an die Thore und auf die Mauern ſpringen müſſen, wenn das Fußvolk von Gallas oder die Pappenheimer oder Iſolanis Kroaten oder ſchwediſches Volk oder das Geſindel der Marodeurs heranzog, daß es ihnen zur Gewohnheit ward. Es trat unter Peſt und Leichen eine Entſitt-

lichung eine Auflösung aller Zucht, eine stumpfe brutale Menschenverachtung ein, von deren Nachwehen das Land und das Leben der Kirche sich in diesem Jahrhundert nicht erholten. Dies Volk wollte keinen Frieden. Es wollte rauben und morden wie bisher.

Wie sehnte man, soweit man sich besann, den Frieden herbei!

Der Pfarrer zu Wedel an der Elbe im hamburgischen Gebiet, der „gekrönte Poet“ Rist, schrieb sein Schauspiel: „Friedenwünschendes Deutschland“.

Da erblicken wir Deutschland, das arme Weib, mit gerechter Strafe belegt. Die Geistlichen verketzern einander, die Stände der Fürsten, Bürger und Bauern sind in Sünden. So ladet sich das hochmütige Weib, eitel und gefallsüchtig einherstolzierend, die tollen fremden Gäste selbst ein. Vier Kavaliere, Spanier, Franzose, Kroate und ein deutscher Reuter, sie verwüsten ihr nun das Haus. Die Schwestern Pest und Hunger helfen. Sie aber buhlt, hofiert und zecht mit den Gästen. Nun aber ist sie arm und liegt, ja Deutschland liegt am Boden im Bettlerkleid. Da tritt der Friede auf die Bühne. Wer bist Du, Weib? — Eine elende hochbetrübte Kreatur! — Sage an, was fehlet Dir? — Und Deutschland antwortet: Friede! Da ruft der Friede: „Ja, Teutschland, so geht es, wenn man seines lieben und getreuen Gottes so gar vergisset und sein Herz blos und allein an das Zeitliche hänget. — Dero wegen, o Teutschland, Teutschland, erkenne Deine Bösheit, und suche durch wahre Reue und Buße bei der unendlichen Barmherzigkeit Gottes gnädige Verzeihung Deiner so vielfältigen Sünden!“

Königsberger Studenten führten das Stück in Hamburg auf. Neben Gott Merkurius und Mars, ganz nach dem Geschmack der Zeit, erscheint auch Monsieur Sausewind ganz à la mode. Er stellt das buntlappige Sprachwesen dar. Aber es ist ein Ernst im Stück, der dem Dichter Ehre macht, welcher sang: O Ewigkeit, Du Donnerwort.

Die Friedensverhandlungen gingen so langsam. War doch gerade Churpfalz am schwersten zu befriedigen. Das gemeinsame Rechtsgutachten aller drei Kollegien hielt ihm vor: „Sintemal der unsägliche Krieg und grausames Christenblut-Vergießen und folglich der jetzt vor Augen stehende erbärmliche Zustand des heil. röm. Reichs von weiland des jüngst abgelebten Pfalzgrafen Friedrich betrübten unzulässigen Actionen seinen Ursprung genommen — so ist nicht zu

bezweiflen, daß die Herren Pfalzgrafen dieses Alles (Pfalz und achte Chur) vor eine sonderbare kaiserliche Gnade erkennen und sich damit contentiren werden." [68])

Endlich, endlich war der Friede zu Münster zu stande gekommen.

Es war am ersten Ostertag des Jahres 1648. Graf Trautmannsdorf, der kaiserliche Gesandte ging zur frühen Messe. Er stand vom Gebet auf. Sein Blick fiel auf eine bekannte Gestalt, welche noch in Andacht kniete. Er erkannte in ihr den Gesandten von Frankreich. Er wartete. Dann bat er den sich Erhebenden, im Namen des Auferstandenen Frieden machen zu helfen. Der Angeredete legte seine Hand in die dargebotene. Der Frieden war am Altar geschlossen.

Denn der Wille war da, und alle scheinbaren Hindernisse erledigten sich nun rasch.

Die Friedenspredigt hielt auf Oxenstiernas Wunsch Schuppius. Paul Gerhard sang sein: Gottlob nun ist erschollen das edle Fried und Freudenwort. Und Martin Rinkart in Eilenburg dichtete: Nun danket alle Gott!

Fünftes Kapitel.

Scholastik und hohe Schulen.

Werfen wir den Blick auf die hohen Schulen.

Wo eine unfehlbare Macht die Lehrstühle überragt, sind sie nicht von solch hoher Bedeutung. Sie sind es auch nicht dort, wo, wie in reformierten Landschaften, ein entwickelteres Gemeindeleben sich bildete. Sie mußten es aber sein, wo der Ton so vorwiegend auf dem Lehrbegriff lag. Und sie waren es bei uns im Bunde mit den Landesherren.

Der Lehrbegriff ward scholastisch geformt. Dies führt uns vorher auf eine allgemeinere Erörterung.

Wo finden wir den Ursprung des in die evangelische Theologie eindringenden Scholastizismus?

Der Protestant Gervinus gibt den „scholastischen Künsten der Jesuiten eine Hauptschuld, daß die protestantischen Theologen sie mit ihren Waffen bekämpfen und dadurch sich in eben die Stricke wieder verwickeln mußten, von denen die Reformation kaum befreit hatte". Und der Katholik K. Werner stimmt wesentlich ebenso. Sie irren. Denn auch ohne dieses würde die scholastische Art die Dinge zu behandeln eingetreten sein. Sie wird immer dort eintreten, wo man sich darauf amtlich hingewiesen fühlt, die Fragen rein theoretisch aufzunehmen, begrifflich auszubauen, also nach logischen Kategorien auszugliedern. Dies liegt dann in der Natur der Sache. Durch Anwendung stehender Einteilungsart und Fragen, deren Reihe der dogmatische Satz, durch Einteilung, durch Unter- und Unter-Unter-Einteilung durchlaufen muß, erhält der Stoff dann etwas Unlebendiges. Jeder Umstand wird von allen Seiten hier ins Verhör genommen. Jedes Ganze und Lebendige wird tot gegliedert. Ganz zuletzt wird es wieder zusammengesetzt und es macht den Eindruck mechanischer Kollektaneen.

Zur Zeit der mittelalterlichen Scholastik begann die Abhandlung des Einzelpunktes mit dem: videtur quod sic, und es folgte das: videtur quod non. Jetzt begann man mit der These und es folgte das inquisitorische Verfahren in Antithese, Ektthese, Analyse, Bebaiose. Und echt scholastisch ward nicht nur das Operieren mit bloßen Begriffen überschätzt. Es erfolgte auch die Überladung der Lehrbücher mit Material und gelehrtem Citat. Man nahm's von den Alten. So entstehen bis in die Spitzen entferntester Folgerungen hinein ausgestaltete Lehrbaue. Jede der Spitzen wird aber damit zugleich eine zur Deckung des Ganzen vorgeschobene Schanze. Sie ist die Konsequenz des Satzes, sie ist zu verteidigen. Wo sie bei einem Lehrganzen vermißt wird, dort meint man eben deshalb zum Verdacht Anlaß zu haben. Und der Anlaß führt weiter. Konsequenzmacherei wird so ein allgemeines Leiden.

Bei den Reformierten auf der einen Seite Carteſianismus und Coccejanismus, auf der anderen steifer Voetianismus. Bei den Evangelischen gleichzeitig auf der einen Seite Synkretismus, auf der anderen unnahbare Orthodoxie. Es ist dieselbe Spannung, nur auf anderen Gebieten. Und Angriff wie Abwehr müssen immer neu die

Kräfte auf nur begrifflichen Ausbau und Befestigung des Systems, also wieder auf die Form der Scholastik werfen. Deutschmann weist Spener 263 Irrtümer nach, Maresius wirft Coccejus 353 vor. Er wirft Alting unzählige vor. Er wohnt mit ihm in Gröningen unter demselben Dach. Niemals sahen sie einander. Sie haben pflichtmäßig gemeinsam die Kandidaten zu prüfen. Und die Kandidaten werden nicht geprüft. Nicht weniger als 55 Ketzereien werden während des Dordrechter Konzils dem „Ketzermacher" Maccovius, wie Tholuck ihn nennt, zur Last gelegt.

Wir stehen vor einer gemeinsamen Krankheit. Sie ist zum großen Teil aus der Sorge entstanden, etwas von dem zu verlieren, was die Höhe der Flut, die nun der Ruhe Platz gemacht hatte, dem gegenwärtigen Jahrhundert hinterließ. Daran klammerte man sich mit Recht in ängstlicher Pietät. Aber den Charakter der Krankheit gab eben die Methode, die theologische Frage bis in die äußersten Spitzen begrifflich kristallisiert darzustellen und nun für diese Spitzen, als notwendige und gleichwertige Konsequenzen, Leib und Leben zu lassen.

Die Vernunftscheu Luthers, der Zorn gegen Aristoteles, war Selbstverinnerung, war ein Besinnen der Theologie auf sich selbst. Der Schutt jener Scholastik, welche mit antiken Gedankenformen arbeitete, mußte zunächst zugleich mit dem Humanismus zur Seite geworfen werden. Die normale Stellung des Gewissens zu Gott wie zur Welt war auf dem vergrabenen Grund pauliniſcher Erfahrung neu zu gewinnen. War aber der Grund gelegt, war er, entfernt vom ethnischen Ideal des Glaubens und der Sittlichkeit, in einer neuen Lebensanschauung gesichert, so blieb ein wirklich freies Verhältnis zu dem, was man fahren ließ, vorbehalten. — Die Dogmatik benahm sich auch wirklich frei, ungebunden und unsystematisch genug. Melanchthon sagte in den Loci von 1521: Prodest ordine colligere praecipuos locos, ut intelligi possit, quid in summa profiteatur doctrina, quid ad eam pertineat, quid non pertineat. Man sieht, es kommt auf mechanische Sammlung, nicht irgendwie auf organische Einheit an.

Die Loci aber bilden nun überall Grund- und Textbuch. Chemnitz' Enchiridion von 1572 beginnt mit der Vokation der Prediger, geht auf Gott, und verweist hier einfach auf Melanchthon, geht auf den Dekalog über, bespricht Sünde, Heilsordnung, Gnadenmittel und

Endgericht. Eine Christologie kommt gar nicht vor. Gesners Kompendium von 1606 ist schon reicher. Es zeigt 44 Loci. Es beginnt mit der Heiligen Schrift und schließt mit dem Endgericht. Und Polykarp Leyser sah den Untergang der theologischen Wissenschaft voraus, wenn man sich nicht an Melanchthons Loci halte.

Das ging nun aber nicht mehr. Die Lehrstreitigkeiten und zuletzt die christologischen, hatten eine Fülle von Stoffen und Gesichtspunkten eingeführt. Sie wollten beachtet, sie wollten verwendet sein. Alles drängte zum systematischen Ausbau der Dogmatik. Alles drängte, die Logik nicht nur, nein die Philosophie überhaupt, zur Hilfe zu nehmen.

Die alte Vernunftscheu Luthers war längst beseitigt. Die wenigen Ramisten entbehrten des Einflusses. In Helmstädt waren, wie wir sahen, im Beginn dieses Jahrhunderts diese Dinge bereits erörtert. Man hatte sich für die eine Vernunft, die gleiche in Theologie und Philosophie, entschieden. Man war auf Melanchthon von dieser Seite her zurückgegangen.

Seit Melanchthon hatte die Theologie zur Philosophie ja überhaupt die freundlichste Stellung eingenommen. Nach den Statuten der Wittenberger Universität gab es für sie zehn Lektoren. Man hatte einen für aristotelische Dialektik und Rhetorik, zwei für Physik, zwei für Mathematik, drei lateinische, einen griechischen, einen hebräischen Philologen. Niemand tritt in das Heiligtum der Theologie ein, ohne zuvor nach dem Spruch von Gregor Nazianz in dieser Quelle seine Hände gewaschen zu haben. So in Jena, so in Helmstädt, so mehr oder weniger überall. Behandelten Ramisten diese Ordnung geringschätzig, so wies Jakob Martini in seinem „Vernunftspiegel" auf die Philosophie hin, und die evangelischen Theologen auf die Ehre des von Ramus geschmähten Vernunftlichts.[69])

Gesner hatte Jakob Martini ermahnt, gegen Hoffmann und Pfaffrad aufzutreten. Und der „Vernunftspiegel" war 1618 kaum erschienen, als Cramer in Magdeburg schrieb. „Erster Scheußlicher Fleck und Heslicher Mackel, So an M. Jacob Martini Vernunftspiegel gezeigt wird" — so nannte er die Schrift. Er schließt triumphierend mit Luther.

Martini war sofort mit seinem „Gründlicher Beweis" gefolgt. Er legte den Unterschied zwischen seligmachendem Glauben und theologischem Studium dar. „Wenn nun gefragt wird, ob Sprachen

oder die Philosophie und also die Vernunft nothwendig gehöre zu dem seligmachenden Glauben, so sage ich lauter nein dazu. So weiter gefragt wird, ob studium Linguarum und Philosophia nothwendig sei und gehöre ad perfectionem theologi, so sage ich ja freilich." Man werfe ihm vor, er lehre, die Kirchen- und Glaubensartikel müsse man in die Vernunft und Philosophie und nicht allein in Gottes Wort gründen, die Glaubensartikel müßten nach der Vernunft und Philosophie Regeln reguliert und geurteilt werden. „Was sage ich aber hierzu? Ich ruffe mit lauter stimm, Ich lehre nicht also."

Sein „Purgatorium" hatte 1619 den Streitpunkt festgestellt und Cramer gab seine „Kurtze und Gründliche Verantwortung" noch in demselben Jahre. Er erinnert, wie Luther den Aristoteles ganz abgethan wünscht. „Was Lutherus wünscht, das hat Ramus zur Hand genommen."

Aber die Theologie hatte sich an Martini geschlossen.

Und gehen nun Scheibler, Keckermann und Goclenius in Logik und Metaphysik so bereitwillig auf sie ein, so wird die Folge sein, daß auch die Theologie beginnt, ebenso bereitwillig auf Philosophie einzugehen. Und ist diese in ihrem Formalismus trocken, so wird sich uns die Trocknis erklären, in welcher die Theologie sich zu bewegen beginnt.

Hier aber stehen wir an der Hauptgefahr. Die bisher besprochene bezog sich nur auf die Form der Behandlung des Stoffes. Jetzt sehen wir, daß durch den Wiedereintritt scholastischer Philosophie auch der Stoff leidet. Man nimmt antike Weltanschauung auf, indem man aus der Enge, die mit der Heilslehre befriedigt war, nun heraus und in die Weite theologischer Weltbetrachtung eintritt. Hatte es doch Melanchthon als ein großes Übel bezeichnet, wenn die Theologie von der Philosophie sich nicht über das Weltganze und die Natur der Sinne belehren lassen wolle. Und — man nimmt antike Begriffe in die Definitionen.

War man an die Philosophie, so war man wieder an Aristoteles gewiesen. Er ist, sagt Gerhard, magnus in philosophia dictator. Er kennt ihn aus den Kommentaren von Zabarella und Scaliger. Er citiert ihn nach Troeltsch gerade hundertmal.

Nun entsteht ihm aber auch, ganz nach Aristoteles, die sublunare Welt aus dem Zusammentreffen von Form und Materie. Nun ersteht ihm das alte Weltbild, welches auch Melanchthon gegen Ko-

pernikus festhielt. Er sieht diese Erdwelt, wie den Dotter im Ei von den Schalen, den himmlischen Sphären umgeben. Derjenigen des Feuers folgen in immer weiterer Ferne die Planetenkreise, das primum mobile, der kristallinische Himmel und endlich das coelum empyraeum. Doch dies war das Äußerliche. Es folgt aber noch mehr. Er bestimmte das Wesen Gottes echt scholastisch wie Martini. Als actus purus wird nämlich Gott schon von diesem definiert. So kamen diese ontologischen Bestimmungen in unsere Dogmatik. Nur daß man dies nicht zu ernst zu nehmen hat, als sei die Dogmatik durch areogapitisch-neuplatonisches und thomistisches Denken pantheistisch von nun an verschoben. Man hat eben ohne weiteres und arglos entlegene Citate, Exzerpte und Stücke wieder aufgenommen. Vom Kenner sind sie leicht auszuscheiden.

Es ist nun unvermeidlich, daß Calov eingehend über den Begriff der Essenz redet, um zu zeigen, in welchem Sinne er das Wort auf das göttliche Wesen anwenden wolle. Und es ist selbstverständlich, daß er zur Verdeutlichung zeigt, wie die Scholastiker das Wort verwendet haben.

Quenstedt kann nun in der Lehre von Gott sichtbar auf die dürftigen Bestimmungen des Thomas zurückgehen. Dieser Gott Quenstedts ist als „ens simplicissimum“ nun so abgezogen und leer als möglich. Das konnte entstehen, wo man gelehrt mit Zuhilfenahme der aristotelischen Logik ausarbeitete.

Und dies geschah reichlich. Jede Disputation forderte ja logische Fertigkeit. Und so finden wir irgend ein Kompendium für jede Hochschule. Scharff schrieb die Wittenberger, Dannhauer die Straßburger, Scheibler die Gießener Logik. Helmstädt, wo Kornelius Martini lehrte, rühmte sich reinster aristotelischer. — Ramistische Lehrstühle waren vereinzelt.

So mußte selbst ein Valerius Herberger in einem Briefe an Höpfner den Schmuck loben, den die Philosophie den Theologen verleihe.[70]) Und von der scholastischen Theologie sagt Calov in den Prolegomenen zum System, sie sei seit dem Longobarden durch unzählige Disputationen nicht nur aus den Sentenzen der Väter, sondern auch aus den Sätzen der Philosophen bereichert und vermehrt (locupletata et aucta). Beide zeigen, wie mechanisch man eine Entfaltung des Lehrganzen auffaßte. Und dies hing wieder mit der

mangelnden Erkenntnis der Geschichte und des Organischen zusammen. Zum Gange der irdischen Dinge und zur kulturlichen Entwickelung stand die Offenbarung in nur mechanischer Beziehung. Auch Stufen fortschreitender Enthüllung im Laufe der Heilsgeschichte, wenn wirklich nachweisbar, mußte man deshalb leugnen. Das Menschliche trat zurück. Die Bibel ist oft nur als Spruchbuch betrachtet. Ein Calov hatte deshalb, wie in seiner Biblia illustrata, keine Anerkennung für die Individualität, für die Eigentümlichkeiten einzelner Verfasser. Wir finden nicht die Fähigkeit, zurückzutreten und die Schrift reden zu lassen. Sie muß sehr oft rasch die mitgebrachte Dogmatik bestätigen. Und diese wird fertig und ausführlich schon im Alten Testament gefunden. So sind auch die Einzelheiten des verzweigten dogmatischen Systems, die fides explicita, für das Heil notwendig. So folgt die Verpflichtung zur Abwehr, indem Fundamentales und Nichtfundamentales nicht mehr unterschieden werden. — Aber wohlgemerkt, das betrifft nicht die Materie, es betrifft die Form und Ableitung und die mechanische Gleichwertigkeit des Lehrstoffs. Und damit stehen wir wieder an der aus dem Scholastizismus sich erhebenden „Streittheologie".

„Daß die Konkordienformel — so müssen wir mit Tholuck sagen — durch ihre Anathematismen dies ganze ketzermacherische Unwesen verschuldet habe, läßt sich keineswegs behaupten. Wären die Grundsätze der Vorrede des Konkordienbuchs, auf denen der protestantische wie der altkirchliche Begriff der Häresie ruht, — richtig angewendet und in ihren Konsequenzen entwickelt, wäre der Begriff des Fundamentalen nicht ungebührlich verengt — so hätte eine nach Umfang wie nach Begrenzung dem Geiste des Evangeliums entsprechende Toleranz sich ergeben müssen."

Und sie hat neben der Streittheologie niemals aufgehört. Neben den Streitbaren und von ihnen geachtet, stehen Männer wie Leyser, Franz, Meisner, J. Schmidt, Arnd, J. Gerhard, Meyfart, Tarnov, die Quistorp und Lütkemann. Alle vertreten Wärme und Milde.

Es wäre, setzen wir also mit Tholuck hinzu, „unhistorisch, die sogenannte Periode der Orthodoxie so von geistlichem Leben entblößt zu denken, als man nach den gewöhnlichen Darstellungen glauben muß". Sehr richtig, nur noch viel zu wenig eingeräumt! So sagen wir zuversichtlich, auch auf den „Höhepunkt dialektischer Virtuosität",

auch auf die scholastische „tote Orthodoxie und Streittheologie“ blickend. [71])

Je tiefer wir eindringen, desto spärlicher finden wir sie. Wer hinhorcht, hört überall hinter dem Brustharnisch das treue, von Besorgnis für die Heiligtümer glühende Herz klopfen. Und der hitzigste unter ihnen, das ist bezeichnend, der fromme Oberhofprediger Weller, Genosse in den Schlachten der Calov, und Hülsemann, wünscht, daß die scholastische Theologie „aus der evangelischen Kirche herausgeschafft“ und die biblische Theologie an die Stelle gesetzt werden könne.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen erst können wir uns nun zur besonderen Aufgabe dieses Kapitels wenden.

Wir wählen für unsere Umschau das Jahr 1650. Ob dies wohlgethan sei, mag sich ergeben. Jedenfalls stehen wir damit in der Mitte dessen, was man so lange „tote Orthodoxie“ genannt hat.

In einem kleinen Schloß, rings umgeben von Gärten und Wiesen, wohnte seit neun Jahren Cartesius. Es war in der Nähe vom Haag, vor den Thoren Leydens. Er hatte viele Diener, und lebte im Wohlstand. Auf dem Schloß zu Haag residierte die Gemahlin des Winterkönigs mit ihren Kindern. Hier galt Cartesius' Besuch hauptsächlich der Prinzeß Elisabeth. Einst hatte er am weißen Berge gegen ihren Vater gefochten. Jetzt unterwies er sie in seiner Philosophie. — Seine Principia philosophiae widmete er ihr.

Sie mußten die reformierten Theologen nach einigen Seiten hin anziehen. Cartesius entgeistet die Naturwelt. Er ist gegen jeden Traducianismus. Er führt das körperliche Bewegen auf mechanische Regeln zurück. Er legt Gott eine Willkür bei, so daß er selbst mathematische Wahrheiten in andere hätte verwandeln können. Er hält Gott sorgfältig außerhalb jeder Beziehung zum Raum.

In anderer Beziehung fühlte reformierte Art sich abgestoßen. Voetius und Maresius begannen den philosophischen Kampf. Aber dennoch kam es zu einem kirchlichen Cartesianismus.

Wenn Cartesius 1650 starb, so war er nicht tot. Er lebte in der Geistesbildung und in den kritischen Liebhabereien, die sich von Holland aus nach Deutschland verbreiteten. Die reformierte Universität Duisburg nahm ihn auf. Die von Marburg und Herborn

wiesen ihn ab. Er lebte, denn er hatte gelehrt, an allem vorerst zu zweifeln. Er lebte im Zweifel fort.

In Amsterdam aber sann in diesem Jahre Spinoza. Der Bannfluch der Synagoge war über ihn noch nicht ergangen. Er raucht seine Pfeife, geht im Zimmer auf und ab, und beobachtet die Fliegen im Spinnennetz. Er „betrachtete den Kampf dieser Tiere mit soviel Vergnügen, daß er bisweilen in lautes Lachen ausbrach". Sein Pantheismus drang, wie von anderer Seite der Mechanismus und die Kritikseligkeit, als Denkweise von Westen her in die Kultur der Deutschen.

Blicken wir hier zuerst wieder nach Dresden. Hier war der Vorort, hier der „Direktor der Evangelischen", der Vorsitzende des corpus evangelicorum.

Die Hofhaltung Georgs II. macht uns nicht sonderlich Ehre. Die Stelle seines Hofpredigers bekleidet jetzt Jakob Weller. Er hatte keinen Groschen in der Tasche, als er, durch die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs wandernd, glücklich in Wittenberg ankam. Zehn Jahre später hielt er seine Vorlesungen vor weit über zweihundert Studenten — in der Kirche. Denn kein Hörsaal faßte die Menge. Dann kam er nach Braunschweig. Als er von dannen zog, um in Dresden an Hoës Stelle zu treten, ward auf allen Kanzeln ein Gebet für seine Bewahrung gelesen. Und dies so lange, bis die zurückgekommenen Fuhrleute die Nachricht von seiner glücklichen Überkunft heimbrachten.

Georg II. hielt auf kirchliche Ordnung, vielleicht etwas beschränkt. Er nahm hebräische Privatstunden, um die Bibel recht verstehen zu können. Als er zur Regierung kam, hatte Weller stets freien Zutritt, wurde reich beschenkt, begleitete den Fürsten auf allen Reisen. Des Hofpredigers Verhalten erscheint etwas sehr devot. So war die Zeit. Seine aufrichtige Frömmigkeit aber rühmte später auch Spener. Weller hatte soeben im Dezember seinen „Wegweiser" vollendet. Er beweist, daß man bei Verlust der Seligkeit im A. T. habe glauben müssen, Christus sei Gott. Der Anhang war gegen Calixt gerichtet.

Die große Zeit Wittenbergs schien vorüber. Das berühmte Kleeblatt: Egidus Hunnius, Georg Mylius, Polykarp Leyser I war nicht mehr. Auch Hutter war heimgegangen, dessen Kompendium, mit

amtlichem Ansehen in Sachsen bekleidet, fast durch zwei Jahrhunderte wirkte, auch der milde Wolfgang Franz und Balduin.

Drei Jahre vor seinem Tode war Balthasar Meisner eingetreten, Hunnius, Haus- und Tischgenosse, Freund Mentzers und Johann Gerhards. Seine pia desideria hatte er in seinem Alter seinen Zuhörern diktiert. Sie erschienen erst später im Druck. An seinem Tisch waren Hoës Söhne. — Meisner war nach seinen Wanderungen, die ihn mit Grotius und Petavius in persönliche Berührung brachten, ganz geeignet für die Professur der Ethik. Seine Neigungen zogen ihn zu Lütkemann, Arnd und Heinrich Müller. In Wittenberg blieb er trotz aller Rufe nach außen.

Und es kam eine neue Blütezeit. Gerade in diesem Jahre trat Abraham Calov ein, oft schon erwähnt.

Er hatte in Königsberg unter Behm und Myslenta studiert. Er hatte dem reformierten Beistand des Kurfürsten, Berg, als er über die Einsetzungsworte schrieb, gedient. Der evangelische Adel machte ihm dafür ein Geschenk von 333 Thalern. Es galt, auch dem Fürsten gegenüber fest zu stehen. Dann nach Aufenthalt in Rostock war er nach Königsberg berufen. Musik und Festzüge der Studenten empfingen ihn. Dann hatte er sechs Stunden lang mit Berg über das „dies ist mein Leib" disputiert. Drei Jahre später war er Rektor und Prediger in Danzig geworden. Und nun zog er in Wittenberg ein, an der sächsischen Grenze von Rektor, Professoren und Studenten feierlich empfangen.

Bald war sein Einfluß der bedeutendste, seine Arbeitskraft beispiellos.

Sein System in zwölf Bänden, seine Arbeiten für Symbolik und Polemik zeigen es. Seine Biblia illustrata ist das Werk staunenerregender Gelehrsamkeit.

In diese Art versetzt man sich heute schwer. Wir finden die bekannte treue Naivität. Adam, Seth, Enoch, Noah, Sem erscheinen als „Theologen". Es gibt loci communes selbst paradiesischer Theologie. Es gibt ihrer siebzehn. Calovs Härte ist bekannt. Aber sie ist die Härte des konsequenten Systematikers. Es ist nie die Härte des Fanatikers. Ihm stimmen Theologie und Philosophie zusammen: Verbum vero consonat, denn utriusque revelationis auctor est deus. So steht er bis an die Stirn dogmatisch und dialektisch gewappnet, den Rücken ungedeckt. Von unbezwinglicher

Festigkeit ist seine Überzeugung. So fährt seine scharfe Klinge gegen Grotius und Calixt, gegen Arminius und Socinus. Und Böhmisten und Labadisten werden ebenso ernst zurückgewiesen. Er sieht es als Pflicht an, den dogmatischen Bau an Mauern und Türmen sturmfest zu machen, hier oder dort einen neuen Stein einzusetzen, Material zur Abwehr herbeizuführen. Denn, wie er sagt, nova certamina a variis sectis excitata, modernam affligunt ecclesiam. Außer Johann Gerhard hat kein Lehrer unserer Kirche so gearbeitet.

„Keiner hat vor Calov eine so umfassende Theorie der christlichen Offenbarung ausgearbeitet." Gesteht man dieses, so gesteht man Calov eine Weite des Gesichtskreises zu, aus dem allein der evangelischen Kirche als Einzelerscheinung ihre Bedeutung und Stellung gezeigt werden kann. „Sie allein hat das volle ganze Gepräge der Katholizität."

Dies darf Calov behaupten. Indem er die altchristliche Kirche als Vorbereitung, als in ihrer Katholizität unentwickelt, betrachtet, gibt er sich ein Recht dazu. Demnach ist evangelische Kirche nur die höchste Erscheinung des vielfach auch außer ihr Vorhandenen. Das Verhüllte ist in ihr am deutlichsten ausgesprochen. Auch hier ist Calov weit in seiner Anschauung. Keiner ließ so genial die gesamte Bewegung der Zeit auf sich wirken, als Calov in seinen einleitenden Erörterungen. Keiner demnach nahm eine so freie Stellung ein. Wir stimmen Gaß bei. Er hat geleistet „was ein Dogmatiker des neunzehnten Jahrhunderts von seinem Standpunkt leisten würde". Und dies in der That ist bewundernswürdig.

Gerade in diesem Jahre im Januar schreibt er das Vorwort zu seiner „Gnostologie". Sie ist ihm die erste aller Disziplinen. Sie erörtert das Wesen des Erkennens. Calov behandelt in dieser Richtung auch seine „Noologie" und seine Metaphysica divina, welche Johann Quistorp öffentlich begrüßt. Aristoteles ist für Calov der Fürst der Philosophen. Das ganze erscheint im folgenden Jahre mit seiner Methodologie. Ein Kompendium für Arithmetik, Geometrie, Kosmographie, Uranoskopie, Geographie, Architektonik, Musik und Optik hatte er bereits veröffentlicht. Es ist seine mathematische Encyklopädie. Allerdings die Erde läßt er nach seiner Mathematik noch feststehen. Das coelum empyreum der reformierten Dogmatik aber zertrümmert er.

Und dieser Calov war sechsmal verehelicht, welches mit Recht

auch damals getadelt wird, obwohl selbst ein Spener seine Tochter dem Professor Rechenberg als dessen vierte Frau gab. Und Calov, Schrecken aller lehrerweichenden „biblischen“ Theologen und Synkretisten, liest Spener, und — legt den Wittenbergern examina pietatis ans Herz. Er hat nicht vergebens in Rostock zu Quistorps Füßen und an seinem Tisch gesessen. Er pflegt auch nicht vergebens Freundschaft mit Simon Dach. Wir blicken mehr als einmal in sein Gemüt. Er empfiehlt die mystischen Werke von Stephan Prätorius, welcher namentlich in der Gegend von Kottbus begeisterte Anhänger hatte. Dies spricht nicht für tote Orthodoxie. Und da wir noch viel von ihm hören werden, möge man sich des hier Gesagten erinnern.

Neben Calov steht jetzt sein jüngerer Kollege Quenstedt, später sein Nachfolger.

Wie Johann Gerhard in Quedlinburg geboren, teilt er mit diesem, seinem Oheim, innige Frömmigkeit und Milde.

Es ist gewiß, daß die Methode seiner theologia didactica polemica den Stoff, dem sie äußerlich ist, von außen formt, nach außen entfaltet, und formalistisch zwingt. Didaktisch fragt sie nach causa, effectus, definitiones, attributa und adjuncta jedes Artikels, polemisch nach status controversiae, These, Ektheſe, Antitheſe. Nach diesen Gesichtspunkten wird jeder Locus zerlegt, auf das begriffliche Gerüst gespannt und ausgereckt. Die scharfe Spaltung als dogmatische Methode hat vielleicht hier ihre Höhe erreicht. Die hebräischen Vokale sind inspiriert, der Weltuntergang ist Umformung. Aber von trockener Orthodoxie kann nicht die Rede sein. Schön macht Tholuck darauf aufmerksam, daß mitten im lateinischen Text, wie in einer These über die Erniedrigung des Herrn, das fromme Gefühl durchbricht: „Da hat das liebe Jesulein seine ersten Blutströpflein für unsere Sünde vergossen, und also das Angeld unserer künftigen völligen Erlösung erleget.“

Mild und schüchtern von Natur, litt Quenstedt, so sagt man, ebenso wie später sein Kollege Deutschmann, unter dem Druck Calovs, dem er seine Tochter gab. Nach dessen Tode erhielt er dann die erste Professur. Zwei Jahre darauf starb er.

Seinen Zuhörern riet er, die Erbauungsbücher von Arnd, Lütkemann und Heinrich Müller zu lesen.

Übrigens finden wir bei ihm zuerst, wozu bei Hutter, Gerhard,

Calov und König der Ansatz, die Heilsordnung in ihre Staffeln klar gegliedert, und mit der mystischen Union gekrönt. Und wir finden hier wie bei Johann Gerhard diejenige Lehre von der Eingebung der Heiligen Schrift, welche sich aus treuer Versenkung in dieselbe immer ergeben muß, wenn sie sich auch unbeschadet anders darstellen läßt. Sache und Wortausdruck sind vom heiligen Geist, im Akt des Schreibens selbst, den heiligen Männern gegeben. Sie sind ihrem Intellekt gleichsam in die Feder diktiert, „intellectui quasi in calamum dictata".

In eben diesem Jahre tritt nun auch Johann Meisner als ordentlicher Professor in die Fakultät. Er hat auf Reisen die Grotius, Salmasius, Heinsius, Petavius kennen gelernt. Er hat Schmidt und Dorsch in Straßburg gehört. Daher ist seine Anschauung etwas freier, als diejenige Calovs. Daher seine Mißbilligung des Streits seines Kollegen mit Musäus. Und daher zuweilen ein Mißverhältnis mit Calov. Denn es ist eben Meisner, welcher in seinen Meditationen sagt: „Obwohl dieser Band keine subtilen Streitigkeiten enthält, so doch manches, was zur Erweckung und Erhaltung der Frömmigkeit dient, und das ist doch das Heiligste in unserer Theologie."

Wir finden ferner Paul Röber. Er war an Balthasar Meisners Stelle getreten. Hunderte von Studenten besuchten seine Predigten. Und wie er seine Vorlesungen ihnen gern ankündigt, zeigt seine Art. „Bleibt Gott befohlen in unserm Herrn Jesu Christo, dem Quell aller Weisheit und allen Heils." Er stirbt im folgenden Jahre.

In Leipzig finden wir 1650 gerade tüchtige Kräfte.

Da ist Hülsemann, männlich, willensstark, dabei, im Kampf mit Calixt, warm und innig. Eben hatte er am Kolloquium zu Thorn teilgenommen, wie wir sahen. Sein Breviarium theologiae, vor zehn Jahren bereits erschienen, zeigt formal die Arbeit der Scholastik. Neidlos erkennt er die ausgezeichnete Bedeutung seines Zeitgenossen, des edlen Voetius in Utrecht, wenn er auch im einzelnen auszusetzen hat. Er hat in Thorn, so sahen wir, Calixt verdrängt. Aber der ausbündige Scholastiker will doch, man solle „mehr Fleiß darauf wenden, die Sitten zu bessern, als die Ketzer zu widerlegen".

Wir finden hier ferner Johann Benedict Carpzov I. Hart gegen den Synkretismus, ist er doch frei genug, mit Calixt Briefe zu wechseln. Und das ist nicht Kunst, sondern Natur, wenn er sieben

Jahre später auf dem Sterbebett zu seinen Kollegen sagt: „Wir haben bisher mit Worten gepredigt, nun müssen wir mit der That uns so bewähren, daß unsere Zuhörer auf unseren Hingang blicken, und ihren Hirten nachahmen können." Er ist, sagen wir mit Gaß, der Vater unserer Symbolik.

Ebenso finden wir in diesem Jahre hier Scherzer. Er ward, nach seinem System beurteilt, mit Recht der Leipziger Calov genannt. Es blieb also hinsichtlich der Lehrstrenge nichts zu wünschen. Und doch bekannte er, als er sich zum Sterben anschickte: „Jetzo lerne ich erst den Katechismus." Vor seinem Ende sann er lange nach. Dann, gefragt, sagte er: „Jetzo denke ich an die Theologia des Schauens".

Höpfner, der Freund Gerhards und Meisners, der Konzipient des sächsischen Entscheids, war vor acht Jahren heimgegangen. Seine Milde hatte durch jenen Entscheid der Kirche wesentlich gedient. Wir lernen ihn aus den an ihn gerichteten Briefen kennen, die ihn als Mitte eines großen Kreises uns zeigen.[72])

Wir finden gleichzeitig hier Martin Geier, am meisten vielleicht bekannt durch seinen Danielkommentar. Von ihm erzählt man, er sei so fleißig gewesen, daß er ein Landgut im Wert von 10000 Thaler, welches der Kurfürst ihm anbot, durchaus nicht angenommen habe. Er fürchtete, dann durch häusliche Sorgen zerstreut zu werden. Von Johann Arnd rühmte er, er habe ihn „zum Christen gemacht". Das schöne Gebet ist uns bewahrt, mit dem er die Würde des Rektorats übernahm. Ehe er Zepter, Insignien und Purpurgewand am Altar der Kirche nahm, betete er: „Weil Dir, mein Gott, gefallen hat, mich zum Haupt der Deinigen bei dieser Akademie zu machen, ich auch in und an mir nichts finde, als Schwachheit und Unvermögen, wohlan, so gib Du mir, Herr, den Geist der Weisheit und des Verstandes, den Geist des Raths und der Stärke, den Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn." [73])

Blicken wir jetzt auf Jena.

„Unsere Akademie blüht wie eine Rose unter Dornen!" So hatte Johann Gerhard während des Kriegs wiederholt ausgerufen. Die höchste Zierde der Schule war eben er selbst in seiner innigen Liebe zu den Kollegen Johann Himmel und Johann Major.

Jetzt war die „Johanneische Trias" gesprengt. Jena hatte seinen Johann Gerhard vor dreizehn Jahren bereits verloren. Sein

hervorragendes Verdienst war es, wie man immer anerkannt hat, „die zu Recht bestehende Lehre nach allen Seiten hin ausgebaut zu haben". Aber der Fleiß, welcher sein großes dogmatisches Werk auszeichnet, erschöpfte sich darin nicht. Er hatte immer zwischen zwölf und zwanzig Kostgänger an seinem Tisch. Er führte alle Haushaltungsrechnungen selbst. Er korrespondierte mit fast dreißig fürstlichen Häusern. Vierundzwanzig Berufungen schlug er aus. Es war ungesucht, wenn sich sein Wohlstand hob. Jeden Hauptteil seines großen neunbändigen Werks widmete er irgend einer Größe. Für den ersten Band sandte ihm der Kanzler Oxenstierna fünfzig Dukaten. Nach Schluß des letzten gab er dem Senat der Fakultät ein fröhliches „conviviolum". — Von Gerhard scheint das Dreieck der Bestimmungen für ausschließliche Herrschaft der Heiligen Schrift geschlossen zu sein. Seine Seiten: Autorität, Hinlänglichkeit und Klarheit wehren wie Mauern nach allen Seiten ab. Denn die absolute Inspiration ist vorausgesetzt. Von Gerhard stammt die Lehre von den drei Ämtern Christi. Baier führte sie dann geschickt fort.

Jetzt, seit vier Jahren, ist Johann Musäus die Zierde der Fakultät. Glassius war es nur kurze Zeit. Denn Herzog Ernst berief ihn nach Gotha.

Zunächst ist es Musäus, welcher die Kirche der zudringenden Philosophie gegenüber verteidigt. Seine kirchliche Haltung ist bedeutsam. In dem, was zur Erklärung des Glaubens nötig, in philosophischen Fragen, können „auch rechtgläubige, reine Theologie nicht alleweg einig sein, sonderlich die auf hohen Schulen; denn sie sind nicht bestellet, daß sie ohne weiter Nachsinnen ihren auditoribus nur fürtragen oder in calamum diktiren sollen, was sie von ihren praeceptoribus gehört". — Es müssen also bisweilen „Dissensiones in modo docendi, declarandi, defendendi doctrinam zwischen sonst rechtgläubigen und reinen Theologen entstehen". Diese sind dann nicht fundamental. Und dies ists, was Calov so leicht verkannte.

Wir müssen Musäus sehr hoch stellen. Er hält hoch von der angeborenen Gottesidee. Er rechnet mit dem inneren Zeugnis, an welches die Lehrdarstellung sich gewiesen findet. Die Weite seines Blickes berechtigt ihn, auf Cherbury, wie auf Spinoza einzugehen. Gegen jenen zeigt er, daß die Naturreligion die offenbarte nur dann überflüssig machen könne, wenn sie sich fähig erwiese, den gefallenen

Menſchen in die Lage zu ſetzen, jene Aufgaben, die ſie ſtellt, zu löſen. Gegen dieſen ſchützt er den Inhalt der Theologie, welcher „der fanatiſche Jude“ nur das Gebiet praktiſcher Bethätigung laſſen wolle, während er die theoretiſchen Fragen der Philoſophie zuwies. — Und ſo durchdringen ſich in Muſäus ſtrenger Orthodoxie zugleich die beiden Elemente, welche bei Calixt losgelöſt bedenklich wirken mußten, der Humanismus und die Richtung auf das Praktiſche. Bei Muſäus ſind ſie in der kirchlichen Tiefe gebunden. Sie ſind zu Momenten herabgeſetzt.

Korthold ſchrieb gleichfalls gegen Spinoza. Er meint, man hätte den Benedikt vielmehr Maledictus nennen ſollen. Die unter dem göttlichen Fluch laſtende Erde (spinosa terra) hätte nie einen verfluchteren Menſchen getragen. Seine Werke ſeien mit Dornen (spinosa) beſäet. —

In Roſtock finden wir noch mehr die Gemütsſeite und den praktiſchen Sinn für Zucht vertreten.

In dieſem Jahre kehrte Heinrich Müller zurück. Bald trat er in die Fakultät, und ſchloß ſich beſonders an Varenius an.[74]) Seine innige Weiſe iſt bekannt. Aber ſein Kollege Affelmann hatte den Streit gegen Herzog Albrecht von Güſtrow zu beſtehen gehabt. Der Herzog hatte eine Tochter des Landgrafen Moritz geehelicht und war reformiert geworden.

Lukas Bacmeiſter und Johann Tarnov waren heimgegangen.

Lütkemann hatte, nicht ohne ſeine Schuld, wie er bekannte, Roſtock im vorigen Jahre verlaſſen müſſen. Gerade in dieſem unſerm Jahre geht er nach Wolfenbüttel. Dort werden wir ihn wieder finden. Sein Wort: „Ich will lieber eine Seele ſelig, als hundert gelehrt machen“ iſt in ſeinen Schülern Heinrich Müller, Scriver und Fabricius fruchtbar geworden. An ſeiner Stelle finden wir jetzt Quiſtorp II. Er ſchrieb ſeine pia desideria. Sie übertreffen, ſo meint Tholuck, an Nachdruck diejenigen Speners. Mit Calov war Quiſtorp nach Thorn gereiſt. Bald trat dann Dorſche in Roſtock ein. Seine Bibliothek folgte ihm von Straßburg auf dem Waſſerweg vom Rhein zur See in die Warnow. Neben ihm ſteht Johann König, der Verfaſſer der Theologia positiva. Sein Buch verdrängte auch als Textbuch für die Vorleſungen Hutters Kompendium. Das Buch behandelt trefflich die dogmatiſchen Gedanken in derſelben Methode für jede Frage. Die Theſis ſteht voran, ſie gliedert

sich in alle Einzelheiten nach den Gesichtspunkten: Ursache, Wirkung, Subjekt, Materie, Form, Endzweck, und faßt das Ergebnis schließlich in der Definition zusammen. Aber es zeigte sich höchst brauchbar.

Zu Greifswald stand man auch im Kriege fest.

Der schwedische Statthalter verbot den Elenchus: „Gott steure den Papisten, Calvinisten und anderen Rottengeistern". Professor Battus erklärte, er werde nun diesen Elenchus, um allen Verdacht zu vermeiden, jedesmal zweimal auf der Kanzel beten. Er hatte die Universität hinter sich.

In Helmstädt verdunkelt alles Calixt. Und gerade in diesem Jahre erhält hier zuerst durch ihn die Kirchengeschichte ihre Stellung unter den Lehrgegenständen. Gleichzeitig erschien jetzt Capellus' Critica sacra. Die Korrektheit des hebräischen Textes war damit angegriffen. Der Helmstädter Conring trat auf Capellus Seite. Er stand nicht allein. Und wir werden später sehen, welche Vermittelungsversuche die Helmstädter Luft, die an die Höfe von Hannover und Berlin drang, begünstigte. Hier nur müssen wir noch erwähnen, daß Calixt der Moral die Stellung einer gesonderten Disziplin gab.

Sie war übrigens nie vernachlässigt worden. Sie war von Johann Gerhard im Zusammenhange mit der Dogmatik behandelt. Dannhauer in Straßburg las ein dekalogisches Kolleg. Kanzler J. A. Osiander in Tübingen, Olearius in Leipzig, Baier in Jena arbeiteten für sie. Letzterer in einem besonderen Kompendium.

Am 10. Dezember sah Helmstädt eine große akademische Feierlichkeit. Es promovierten vier Doktoren der Theologie. Der siebzehnjährige Prinz Anton hielt als Kanzler eine lateinische Rede.

Im übrigen muß hier nach einem Bericht aus diesem Jahre ein so dissolutes Leben gewesen sein, „daß fast kein Student weder bei Tag, noch Nacht seines Lebens sicher sein könne". Demgemäß durfte auch Hülsemann 1650 öffentlich aussprechen, die Almosen, welche in einem Jahre in Leipzig geopfert würden, seien bedeutender, als die Einkünfte der ganzen Stadt und Universität Helmstädt.

Im nahen Celle aber spielt im Hause des Generalsuperintendenten Michael Walther im Beginne des Jahres eine Gespenstergeschichte. Die Stadt ist in Aufregung. Ein Weib wird infolgedessen als Hexe verurteilt. Auch Calixt hielt das Verfahren für ordnungsgemäß.

Königsberg war, seit Georg Sabinus, der leichtsinnige Streber und Humanist, als Rektor eingeführt, von Mißgeschick heimgesucht. Der Schwiegersohn Melanchthons, in Frankfurt an der Oder, nahe vor dem Bankerott, verstand höchstens vorübergehend sich beliebt zu machen.

Jetzt brennt der Streit Myslentas gegen seinen Kollegen Behm. Dieser hatte sich Latermanns angenommen, der, ein Schüler Calixts, wie wir sahen, von Helmstädt gekommen war. Behm starb in diesem Jahre. Myslenta, zugleich Stadtpfarrer, verweigerte ihm das Begräbnis mit dem hergebrachten Ritus. Daß er gereizt worden war, erkennt selbst Planck. Daß er störrisch war, ist unzweifelhaft. Daß er in diesem Eifer der Kirche dienen wollte, beweist seine endliche Protestation an die Landstände. Daß er nicht Zelot war, zeigt sein Besuch bei Pareus in Heidelberg.

Neben der Fakultät blüht der Dichterkreis, der sich um Professor Simon Dach und in der Kürbishütte sammelte; ein Kreis, dem Calov befreundet war. Dieser hielt die Trauerrede für Myslenta. Darin erzählt er von ihm bewegt: „Und wenn nach den Tisch- und anderen Gesängen allerhand Trostlieder wider Kreuz und Verfolgung gesungen worden, hat er vor Wehmut nicht mit singen können, sondern sich zum Fenster gewandt, sein Haupt zwischen beide Hände genommen, tief zu Gott geseufzt und seine Thränen mildiglich vergossen."

Man versteht nicht das Auftreten der Myslenta und Calov für Preußen, wenn man, wie die meisten, nicht beachtet, daß sie eben gegen den reformierten Hof für die Rechte des Landes stritten. Die Stände standen hinter ihnen. Auch hier hatte das Verfahren des Kurfürsten, wie ein neuerer bekennt, „viel abstoßendes. Die Stände sind im positiven Recht." Der Kurfürst verspricht, „hält aber sein Wort niemals. Es ist dieselbe Treulosigkeit, die fast alle damaligen Staatsmänner in der Politik für notwendig hielten, nur daß anderwärts die schlechten Mittel gewöhnlich auch zu einem schlechten Zweck angewandt wurden, — hier dagegen zu einem würdigen Zweck, der Gründung von Preußens Größe."[75]) Als ob Preußens Größe die schlechten Mittel heiligte! Königsberg und die Stände wollten ihren evangelischen Glauben bewahren. Das war ihr Recht und ihre Pflicht.

Frankfurt hatte seinen Andreas Musculus. Sonderliche Ehre

legte es niemals mit ihm ein. Kurfürst Sigismund hatte dann die Universität mit einem Federstrich zur unierten gemacht.

Von Tübingen, dem alten Sitz theologischer Gelehrsamkeit waren unter Brenz und Andreä die Schlachten mit Heidelberg geschlagen. Dann war die Schule, um Brenz die Treue zu bewahren, unter Hasenreffer und Thummius gegen Gießen zu Feld gelegen. Melchior Nicolai starb in diesem Jahre. Neben ihm finden wir auch noch den ehrenwerten Pregizer. Sein Kolleg über Daniel dauerte 25 Jahre.

Das Amt der Kanzler der hohen Schule war vor der Reformation nach kaiserlichen Rechten durch die zuständigen Bischöfe bekleidet. Hier bestand's noch fort. Selbst in katholischen Ländern war es erloschen.

Gehen wir nach Marburg. Marburg-Gießen hat seine Glanzzeit, die Zeit der Winckelmann, Mentzer und des tief frommen Helvicus, hinter sich. Aber wir finden in diesem Jahre noch Feuerborn und auch Haberkorn, einst Johann Gerhards Hausgenossen. Er ist gewandt im Streit gegen Jesuiten wie Calixtiner.

Die Schriftauslegung war im ganzen vernachlässigt. Aristotelik und Polemik, die in den Disputationen in Blüte traten, nahmen zu viel der Zeit fort. Wer die Schrift kennen lernen wollte, ging nach Straßburg.

Hier hatten Marbach und Pappus den evangelischen Charakter der Hochschule festgestellt. Jetzt finden wir hier Dannhauer, Dorsche und Johann Schmidt, auch eine johanneische Trias. Ersterer hatte Gerhard und Major in Jena gehört, seine Hodosophie geschrieben, und wurde der Lehrer Speners. Ernst im Bekenntnis, ist er persönlich human gegen Reformierte. Hart im sachlichen Kampf, redet er sie doch gern als „Brüder" an. Neben ihm lehrt Joh. Schmidt. Innig fromm, geht er monatlich zum Tisch des Herrn. Im Umgang erbaulich, genießt er weithin die größte Achtung, nicht nur als Exeget. Wir hörten S. 228 von ihm.

Dorsche entzog sich bald seinen Geldverlegenheiten, und ging nach Rostock. Schmidt harrt aus. Einst arm in Straßburg einziehend, hatte er seinen Durst auf der Straße an einem Brunnen der Stadt gelöscht. Er ward ihr ein Brunnen lebendigen Wassers in den Drangsalen des Krieges, ein Mann, den Spener, Andreä, Moscherosch, Lütkemann und Hülsemann gleichmäßig ehrten.

In dem jungen Rinteln hatte Josua Stegmann spärlich gelehrt, besser gedichtet. Sein: Ach bleib mit deiner Gnade — hat ihn bekannt gemacht. Jetzt vertrat Gisenius die Dogmatik, namentlich die Christologie. Er hatte die Drangsale des Krieges, das Gefängnis zu Minden, und nun auch in diesem Jahre die Anstellung Eccards, des Schülers von Calixt, zu erdulden Ihm folgt Peter Musäus, und Rinteln fällt dem Synkretismus und dann den Reformierten zu.

In Altorf, welches sich fast zärtlich zu Calixt hält, finden wir Hackspan lehrend. Ihm steht Reinhardt zur Seite. Dürr ist Anhänger Calixts. Als solcher schreibt er sein Enchiridion theologischer Moral.

Wir haben uns Altorf in Abhängigkeit von Nürnberg zu denken. Hier ist Dilherr der angesehenste Prediger. Vielgewandt, steht er mit Hülsemann und Weller, mit August von Wolfenbüttel und Ernst von Gotha in schriftlichem Verkehr. Man traut seiner Frömmigkeit. Nur sein würdiger Kollege Saubert klagte Valentin Andreä seinen Kummer. Er war nun gestorben und Dilherr statt seiner zu St. Sebald. Die Stadt war Zufluchtsort um ihres evangelischen Glaubens willen verdrängte Österreicher. Hier sammelten sich die edlen: von Dietrichstein, Khevenmüller, Leiningen, Liechtenberg, Pranke, Windischgräz, Zinzendorf. Die frommen Exulanten brachten zum Teil ihre Prediger mit. Sie hatten in der Stadt ihre Häuser und Gärten. Es kam nun die Poeterei, es kamen die Gesellschaft der Pegnitzschäfer und der gekrönte Blumenorden hinzu. So finden wir um diese Zeit ein buntes Bild bewegtesten Lebens hier.

Auf dem Schießplatz bei St. Johann ward in diesem Jahre das Friedensschauspiel Sigismunds von Birken aufgeführt. Der ehemalige wolffenbüttelsche Prinzenlehrer feierte, bezeichnend für die Zeit, einen großen Triumph mit der steifen Pedanterie der pomphaften Reden seines Schäferspiels, und der Kaiser ernannte ihn zum kaiserlich gekrönten Pfalzgrafen.

Erfurt war im Niedergang. Es hatte niemanden mehr, dessen wir erwähnen müßten. Es hatte nur jemanden gehabt. Wir meinen Meyfart. Er war vor acht Jahren gestorben, sechs Jahre nachdem er seine „christliche Erinnerung" geschrieben.

Möge sie uns auf allgemeineres überleiten.

Meyfart hatte die Ordnungen der evangelischen hohen Schulen scharf angegriffen. In der Form war seine Schrift maßlos. Joh.

Gerhard wie Hülsemann konnten sie nicht entschuldigen. Hoë ließ sie verbieten. Aber vergessen wir auch nicht, daß Meyfart neben seinem „hölliſches Sodoma", doch der Kirche auch seine Schrift vom himmlischen Jerusalem und sein: Jerusalem, du hochgebaute Stadt — hinterlassen hatte. Und ebenso hinterließ er den Universitäten das „Bildnis eines wahren Studenten der Heiligen Schrift, genommen aus dem ehrlichen Leben des erleuchteten und hochgelehrten Propheten Daniel auf der Akademie zu Babylon".

Die Akademien waren Stiftungen der Kirche. Sie waren aus Dom- und Klosterschulen, aus bischöflichen Seminarien und Stiftern hervorgegangen. Und noch bewährten sie in evangelischen Ländern diesen Charakter. [76a])

Er zeigte sich schon in der strengen Verpflichtung der Lehrer aller Art, bis auf den Fechtmeister herab, auf die kirchlichen Bekenntnisse. Er zeigte sich in der Benutzung der Kirchen, ihrer Sakristeien und Kapitelssäle für Versammlungen und Feierlichkeiten der Lehrkörper und der ganzen Akademie. Unter Paukenschall und mit Fackeln begaben sich in unserm Jahr noch Senat und Fakultäten von Greifswald zu Promotionen auf das Rathaus.

Im Talar und mit dem Barett auf dem Haupt, mit mächtigem Vollbart oder dem Spitzbart der Schweden und des Wallensteiners tritt der Professor der Theologie auf, immer in geistlichem Kleid. Bald wird seine Erhabenheit durch die Wolkenperücke ausgedrückt werden, wenn er Wert darauf legt. Man folgte der Tagesmode zu willig. Während des Kriegs sind die Professoren oft, von Tilly und Pappenheim selbst, vorwiegend verschont worden. Jena und Helmstädt rühmen dieses besonders. Freilich der Gehalt ging oft spärlich ein, oder fiel aus. Der Kanzler von Tübingen hätte ohne die Güte des Straßburger Magistrats weichen müssen. Und hier freut sich Dannhauer, vom Danziger Magistrat für eine Schrift zwei Goldstücke erhalten zu haben.

Immer noch finden wir die Fakultäten, oft aus Mangel an Lehrern, wenig abgegrenzt. Conring hat in der philosophischen Fakultät gelehrt. Nun bittet er sich eine Stelle in der medizinischen aus. Runge ist Professor der Poesie, dann gleich der Theologie. Ein Mediziner wie Crocius schlägt Vorlesungen über die Psalmen an.

Die Disputationen nehmen einen großen Raum ein. Sie bieten den Professoren die gute Gelegenheit, Dinge öffentlich zu erörtern,

und drucken zu laſſen, für welche ein Verleger nicht zu haben iſt. Sie ſind der Ort, wo alle Lehrſtreitigkeiten zur Sprache kommen. Und zugleich ſchaffen ſie immer neue.[76b])

Schwierig war der ſchriftliche Verkehr von Ort zu Ort. Dilger in Danzig gibt Brief und zwei Goldſtücke, welche der Senat dem Profeſſor Dannhauer für eine Schrift ſendet, dem Boten, der nach Leipzig geht, in die Hand. Dieſer ſoll es, wenn ſich dort keine Gelegenheit nach Straßburg findet, einem etwaigen Nürnberger Kaufmann übergeben. Und dieſer ſoll zuſehen, von Nürnberg aus nach Straßburg zu befördern.

Hunnius ſchreibt aus Lübeck an Meisner, wenn er etwas in „die septentrionaliſchen orter" zu ſenden habe, ſo wolle er das wohl übernehmen.[77])

Und ebenſo ſchwierig war das Reiſen. Aber ein friſcher Mut überwand alles.

Promotionen und Verleihung akademiſcher Grade waren voll Gepränge, wie der junge Martin Chemnitz von Leipzig aus einſt an ſeine Mutter in Braunſchweig ſchrieb. Er ſei mit anderen Magiſter geworden „in beiweſendt dreier Fürſten, dreier Graffen, Freiherrn vnd anderer vieler fürnemen leute, welchen man nach gehaltenem actu ein ſtadtlich maal geben, da den an bier, wein vndt Malvaſier nichts hat gebrechen noch mangeln müſſen, vnd daß alles auff vnſere beutelln".

Meyfart warf es den Profeſſoren vor, daß ſie Gaſtwirte würden. Die Einrichtung der Aufnahme von Haus- und Tiſchgenoſſen hatte ihm Anſtoß gegeben. Es war aber für die Profeſſoren neben den Dedikationen dieſe Einrichtung in Zeiten oft kärglicher Beſoldung eine notwendige Erwerbsquelle. Wir verſtehen ſo erſt den Reichtum eines Johann Gerhard und anderer. Aber die Tiſchgenoſſen ſchlugen dann auch die Schlachten der Tiſchherren. Was dieſe auf dem Katheder und in Schriften verkündeten, ſchärften ſie nachts auf den Gaſſen mit Hiebern im Handgemenge ein.

Meyfart klagt auch hierüber bitter. Will der Rektor dann relegieren, ſo kommt der Profeſſor gelaufen. „Der Eſel habe die Relegation wohl verdient, er ſei ihm aber für Tiſch und extra über die 60 oder 80 Thaler ſchuldig, und wo das Dekret vollzogen würde, könne er ſich keines Hellers verſichern."

Übrigens hörten die Erklärungen gegen das Duell nicht auf.

Am Grabe eines erstochenen Studenten hatte Professor Balduin seine Predigt: „Christlichen Unterricht vom Balgen“ gehalten. Und später erkannte Krohn in einer Helmstädter Disputation über das Duell auf ordentliche Bestrafung als für Totschlag.

Man pflegte lange zu studieren. Hutter und Leyser hatten zwölf, Myslenta neun Jahre studiert. Dies aber besserte die Sitten nicht!

Auch dies besserte sie nicht, daß in kleinen Orten wie Wittenberg und Leipzig immer etwa dreitausend Studenten zusammengedrängt sind. Man bringe zudem den Krieg und die wilde Zeit in Anschlag. Seine Wirkung erstreckt sich weit. Das Deponieren ist immer noch in Gebrauch. Der „Fuchs“ wird immer noch als pecus campi behandelt. Daß ihm die Hörner abgenommen werden, hat sich aus der vorreformatorischen Zeit erhalten. Das Bacchantenhaar wird beschnitten, das Ohr gereinigt, die Nägel gefeilt und dies mit Roheit und Ungetümen von Instrumenten. Dann folgt der Absolvierschmaus.

Für Disputationen, klagte man in diesem Jahre, finden sich keine Respondenten mehr. Für Depositionen ist immer Zeit.

Denn mehr als ein Wirt stand vor der Schenke und rief, wie nach Rists Erzählung jener in Rinteln, den Studenten zu: Venite, Burs, venite! bonus Mindensis et novem oculi! Das Mindener Bier zeigte sich der Strenge der Magister überlegen.

Diese Studenten sehen wir bei Moscherosch:

sub tempore nachti
cum sterni leuchtunt, monus quoque scheinet ab himmlo;
gassatim lauffent per omnes compita gassas
cum geygis, cytharis, lautis, harphisque spilentes,
haujuntque in steinios, quod feurius springet ab illis. —

Dann kommen Nachtwächter. Der Krieg beginnt, Abbild und Nachklang des langen Kriegs und seiner Verwilderung.

Sechstes Kapitel.

Synkretismus und Orthodoxie.

Wir treten in die Blütezeit der evangelischen Orthodoxie. Nach einem Neueren ist sie ein religiös-sittlicher „Krankheitszustand". Betrachten wir diesen Zustand.

Wir setzen auch hier mit dem Jahre 1650 ein. Im vorigen Jahre im April hatte die Universität Leipzig an diejenige in Helmstädt geschrieben. Sie drückte in würdiger Form ihre Trauer über die Zertrennung der Tunika Christi aus. Sie fügte hinzu, es komme den Dienern Christi gemäß des Augsburger Bekenntnisses und der Konkordienformel zu, daß sie Schismatiker fliehen und andere sie zu meiden anhalten 1. Tim. 6, 3. — Aber es war nicht ganz taktvoll, Helmstädt gegenüber hier die Konkordienformel zu erwähnen. Und nicht vorsichtig war es, hier auf den Kurfürsten von Sachsen als Haupt und Direktor der Evangelischen hinzuweisen. Es glich einer Drohung. Im Juni beschwerte sich darum die Hannoversche Regierung in einem Schreiben an die Wolfenbüttelsche. Sie wünscht nicht, daß „ein neues Haupt nach anderer Leute Belieben dem hochlöblichen Fürstlichen Hause vorgesetzet werde".

Man stand also mit 1650 mitten im alten Streit. Und im Vordergrunde stehen Calixt und Calov.

Ersterer that in diesem Jahre etwas Ungewöhnliches. Er hatte mit dem Reformierten Hotton zusammen gearbeitet. Sie gaben nun ihre Friedensschriften in einem Bande gemeinschaftlich heraus.

Und Calov schrieb im folgenden Jahre seine „Nöthige Ablehnung". „Ich ermahne euch, daß ihr aufsehet auf Die da Zertrennung und Ärgerniß anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt und weicht von denselbigen Röm. 16. Was für Zertrennung und Ärgerniß die Calviniſten mehr als 100 Jahre hero neben der Lehre, die wir gelernet, in der christlichen Kirchen angerichtet, ist nunmehr am hellen Tage und kann D. Calixto nicht unbekannt sein." So Calov. Dies war die Anschauung. Und aus dieser heraus zeigt nun Calov, wie Calixt nicht glaube, daß der Heilige Geist im Alten Testament

geredet, Christum verkündigt, die Trinität gezeigt habe. Calixt sei aus dem Konsens der ganzen christlichen Kirche entfallen.

In demselben Jahre richtet er dann seine „Apologie" an Bürgermeister und Rat der königlichen Stadt Danzig. Er zeigt, wie er sich nicht in fremde Händel gemischt, wenn er „die Schwärmer zu Helmstädt und Königsberg widerleget". Denn dies ist „sein Amt und Gebühr, daß er Schwermer widerlegen muß".

Gleichzeitig schreibt Hofprediger Weller. Er schreibt seinen „Wegweiser" der Gottheit Jesu Christi. Der Anhang ist gegen Calixt gerichtet. Gegen ihn hält er es aufrecht, der Herr sei im Alten Bunde den Vätern in Gestalt des Engels erschienen. Es sei die heilige Dreifaltigkeit klar offenbart. Die Väter konnten durch Erkenntnis dieses Artikels nur selig werden. „So ist nun leider Landkündig, was D. Georgius Calixtus nachdem er ihm lange Zeit den Weg gleichsam heimlich und verdecket gebahnet, für ein gefährlichen Span in der Religion erhoben."

Calixt antwortete in seiner „Widerlegung" an Weller und Hülsemann.

Hin und her schlugen die Streitschriften ein. So schrieb zum Eintritt in die Fakultät auch der Wittenberger Scharff gegen Calixt. Zugleich trat Calov wieder gegen „die erbärmliche Verstockung der Calixtiner" auf. Walch in seinen „Religionsstreitigkeiten", Planck und H. Schmidt zählen die Schriften auf. An sie müssen wir verweisen.

Kurfürst Johann Georg I. hatte an die Herzoge von Braunschweig geschrieben. Er bat „um der Ehre Jesu Christi, auch um der evangelischen bisher bekannten ewigen Wahrheit willen" den Helmstädtern Ruhe zu gebieten. Und diese veranlaßten, daß die Sache in Regensburg eingebracht wurde.

Es war im Juli 1653. Calov, Meisner und Hülsemann, auch die Jenenser Musäus und Major begrüßten einander gerade friedlich im Bade Eger, welches sie gleichzeitig gebrauchten. — Da ward im Quartier des sächsischen Gesandten am 22. Juli das Corpus evangelicorum als Verein evangelischer Stände zur Wahrnehmung ihrer Rechte bei Reichstagen förmlich konstituiert. Alle vierzehn Tage versammelten sich auf dem Rathause in Regensburg die Gesandten. Zu ihnen gehörten auch die der Könige von Schweden und Dänemark wegen ihrer deutschen Besitzungen. Den Vorsitz führte

Kursachsen. Es behielt ihn auch später, obwohl Brandenburg sich, wie Heppe sagt, „durch Einreichung eines unionistischen Bekenntnisses zu empfehlen suchte". Sachsen konnte den Vorsitz behalten; auch nachdem der Kurfürst Konvertit geworden. Denn der sächsische Komitialgesandte empfing seine Instruktion vom Geheimratskollegium zu Dresden. Man hatte sich in Sachsen überhaupt auf wiederholtes Andringen von seiten der evangelischen Stände zur Übernahme des Directorii entschlossen.

Eben war Calixts Epitome in der schönen, handlichen Ausgabe erschienen.

Der erste Teil handelt vom Endzweck des Menschen, von Tod, Seligkeit, Verdammnis. Der zweite Teil von Gott, Engeln und Schöpfung. Der dritte Teil bringt die Gnadenmittel. Die Prolegomena beginnen praktisch mit Tit. 1, 9. Hier ist der Theologie das Lehren und Widerlegen aufgegeben. Die ganze Anordnung zeigt Calixts neue Methode. Wir hörten früher schon davon.

Herunter mit der Larve, damit man dieser Helena ins Gesicht sehe! So beginnt Calov seinen „Calixtinischen Synkretismus". Denn wer ist diese Helena? „Es ist die brüderliche und geistliche Gemeinschaft in demjenigen, welcher Weg, Wahrheit und Leben ist, zugleich mit Papisten und Zwinglio — Calvinianern, so daß diese ihre Irrtümer noch behalten, verteidigen und ausbreiten. — Was ist das anders, als die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit — den Tempel Gottes mit den Götzen versöhnen, und zwischen ihm eine Union (societatem et communionem mysticam) herstellen wollen." — Calov richtet sich zunächst gegen das erste Postultat dieses Synkretismus. Er zeichnet es so: Das apostolische Symbol enthält alles, was man zu glauben verbunden ist. Und dies so sehr, „daß nichts für Glaubenslehre gehalten zu werden braucht, was in jenem Symbol nicht enthalten ist". Auszüge aus Latermann und Dreyer werden mitgeteilt. Dann wendet sich Calov, unter Hinweis auf Disputationen unter seinem Vorsitz, gegen Calixt als „Advokat und Patron der Juden und Muhamedaner". Über das Wort Dreyers, Gott sei Ursach der Sünden per accidens wird eingehend geredet. Immer wuchtig. Aber es steht ihm alles auf dem Spiel.

Das Jahr 1654 begann für Calov nicht freundlich. Es stand eine finstere Wolke am Himmel. Am 14. Februar fand freilich seine Investitur als Generalsuperintendent statt. Hofprediger Weller kam

und leitete. Seine Predigt gab er unter dem Titel „Posaune Gottes“ in Druck. Auch der Kurprinz war zur Feier erschienen. Calov stand äußerlich fester, als jemals. Und Hülsemann ließ seinen „Calixtinischen Gewissenswurm“ erscheinen. — Aber der Reformierte Duräus reiste von Elbing aus umher. Daß er nicht viel erreichen würde, sah selbst Voetius in Utrecht sofort. Er schrieb: „Duräus wird bei den Lutheranern keinen Erfolg haben. Vielleicht könnten noch politische Rücksichten jene Menschen mit den steinernen Herzen, wenn nicht beugen, so doch brechen.“ Auch Oxford hatte ihn bereits öffentlich verdammt. Aber Duräus arbeitete doch Calixt in die Hände. Und wie zu Thorn, so hielt dieser auch jetzt noch das Apostolikum als Unionsbasis bereit.

Da ließ sich Wittenberg auf einen verlorenen Posten treiben.

Infolge der Klagen der Helmstädter waren die Dinge in Regensburg zur Verhandlung gekommen. Und schon im Januar war den Parteien Stillschweigen auferlegt worden. Man war in Sachsen wenig erbaut. Man hatte gehofft, nur die Helmstädter zur Ruhe verwiesen zu sehen.

Desto mehr eilte man, von allen Seiten bedroht, den Synkretismus mit einem Schlage niederzuwerfen. Man eilte, das Bekenntnis der Kirche völlig sturmfest zu machen. Indem man es gegen jeden Angriff von Helmstädt bis Königsberg schloß, schloß man den Feind damit aus. Reicht das apostolische Bekenntnis aus — rief Calov — so kann man auch die Pelagianer, die Anabaptisten, die Arminianer, Calvinianer, die Päpstlichen, auch die Arianer und Socinianer nicht mehr als häretisch bezeichnen. Denn sie alle stehen auf dem apostolischen Symbolum. — Wer möchte leugnen, daß die evangelische Kirche ernst bedroht war.

Calov und die Seinen arbeiteten. Sie hatten bald den Consensus fidei vere Lutheranae entworfen und mit den Leipzigern vereinbart. Sie hatten ihn dem Kurfürsten vorgelegt. Dieser ließ ihn unterm 14. März 1655 mit der Auflage zurücksenden, die Mitglieder beider Fakultäten sollten die Akte unterzeichnen. Es geschah. Man beabsichtigte, dem Konsensus durch Verhandlung mit den Theologen des In- und Auslandes die nötige Anerkennung zu verschaffen. Man hoffte, daß dann die Zeit nahe sein würde, wo die Fürsten, durch die Wucht einhelligen Konsenses genötigt, sorgen würden, daß in das juramentum religionis eine „Klausel wider

die Synkretisterei, Religionsvermischung, Kirchentoleranz" eingerückt werde. Es könne dann nicht fehlen, daß zu diesem Eid „alle sowohl politische, als geistliche Ministri, sonderlich solche, die in Collegiis sitzen, verpflichtet werden möchten, wobei noch die Superintendenten, Licentiaten, Doctoren und Professoren besonders zur Unterschrift des Consensus repetiti anzuhalten wären".

Dies waren nicht heimliche Bestrebungen. Man sah auch hinter dem Synkretismus mit vollkommenem Recht den ganzen „Arminianischen Schwarm". Man sah in ihm eine „neue Sekte" ins Reich einziehen, eine Sekte, welche „kraft des Instrumenti pacis nicht gestattet werden kann".

Aber was früher in Sachsen möglich war, war es jetzt nicht mehr.

In der Arbeit, den Consensus repetitus zu einem neuen Symbol zu machen, erblicken wir also ein schon den Verhältnissen nach völlig unmögliches und darum höchst gewagtes Unternehmen. Aber noch mehr. „Wir lehren, sagt der Konsens, daß wer da will selig werden, er mag im Alten oder Neuen Testament gelebt haben, also halten müsse von der göttlichen Dreieinigkeit wie das Symbolum Athanasii lehret." Dann kommt die Verwerfung. Und so wird überall die Konkordienformel weit überboten, nur um Calixt zu widerlegen. Theologische Meinungen, wie über das Mahl in Joh. 6, sollen symbolisiert werden. Jeder der 85 Punkte zeigt eine der Ketzereien Calixts. Belege aus seinen sowie Latermanns und Dreyers Schriften folgen. Oft werden gelegentliche Äußerungen zu Irrlehren erhoben um registriert zu werden. Der Schlußartikel gegen die Papisten stellt die Spitze des beklagenswerten Unternehmens dar. — Und zugleich schließt Calov den ersten Band seines Systems mit einer Digression über den Helmstädt-Königsberger Synkretismus. Er nimmt in der Ausgabe 334 Seiten ein, und ist den drei Braunschweiger Herzogen zugeeignet. Es kommen Calixt, Hornejus, Böhm, Dreyer und Laterman in Betracht. — Dies der Doppelangriff.

Zunächst aber schien die Lage sich ändern zu sollen.

Für Helmstädt war es immerhin nicht unwichtig, daß in diesem Jahre noch Lütkemann, der Lehrer Heinrichs Müllers und Scrivers, als Generalsuperintendent von Wolfenbüttel und Abt von Riddagshausen heimging. Er hatte seinen „Vorschmack göttlicher Güte" geschrieben, seinen Vorwitz in Rostock auch ehrlich anerkannt, und schloß seine Tage in Frieden. Die Bürger von Braunschweig hatten Kloster

Riddagshausen einst ausgebrannt. Dafür sandten sie an jedem Martinstage dem Abt zwei Schock welscher Nüsse und sechs Stübchen Rheinwein in zinnernen Kannen.

Wichtiger aber war es, daß in der Nähe, zu Helmstädt im März des folgenden Jahrs der Stern sank, welcher so lange beunruhigend am Himmel der Kirche stand.

In seinem siebzigsten Lebensjahr ging am 19. März 1656 Calixt heim.

Er war im allgemeinen, wie Tholuck sagt, „mehr ein antiker klassischer, als ein christlicher Charakter". Als er aber auf seinem Sterbebett lag, war er nur Christ. „Gott mag, sagte er, solche Irrthum vergeben wie mir, wenn ich in irgend solchen Nebenfragen geirret, wie ich denn nicht infallibilis gewesen, und vielleicht auch nicht allemal es mag getroffen haben."

Blicken wir auf seine Arbeit zurück, so müssen wir, von allem abgesehen, doch dem Jesuiten Erbermann recht geben: Er meinte, das Figment Calixts könne nur eine mehr als babylonische Verwirrung schaffen. So auch ein Zeitgenosse, welcher klagte, daß nur die Reformierten dieses „Monstrum" anpreisen konnten. Und treffend sagt ein Neuerer von anderer Seite her von Calixt: „Er greift nach einer ältern, katholischen Formulierung zurück, deren Anerkennung gerade den Erwerb, den die Reformation gebracht hat, verdunkelt haben würde." [78]) Denn der Tradition räumt Calixt eine ihr nicht zukommende Stellung ein. Und dem apostolischen Symbolum räumt er eine erträumte Stellung ein. Es sei in ihm niedergelegt, absichtlich so umgrenzt, was zum Glauben genüge.

Eine fast rührende Liebe zur Einheit der Kirche, die ihn verführte.

Jetzt wird die Signatur verändert. Nicht mehr Calov und Calixt wird sie lauten. Der zweite Akt wird bald sichtbar unter einem neuen Zeichen stehen. Es heißt Calov und Musäus.

Blicken wir wieder nach Sachsen.

In Dresden lag — Kurfürst Johann Georg I. auf seinem Sterbebett. „Meinen Jesum laß ich nicht — diese Worte hat, so erzählt Weller, unser hochseliger Kurfürst und Herr oft und vielmals gegen mich geredet, wenn ich etwa gefraget, ob Sie sich auch fein ruhig befinden thäten." — Für die Kirche kein Verlust.

Der kurfürstliche Hofprediger Berg hatte dann 1657 — es war das Jahr, in welchem Heermann starb — seine Exercitatio schol. in

Berlin herausgegeben. Hier behauptete er, der Herr sei bei der Himmelfahrt durch Gottes Macht in den höchsten Himmel getragen, und zwar von der Erde über das Firmament und die Sterne hinaus. Diese Entfernung sei gewiß durch Geschwindigkeit rasch zu überwinden, wie ja auch die oberen Himmelskreise und Fixsterne sich in einem Tage um die Erde bewegen. Calov möge bedenken, ob er denn wohl mit seinem verklärten Leibe hundert Jahre gebrauche, um durch die Sphären hindurch zu dringen. Wir können Calov überlassen, auf diese reformierte Ansicht über das Verhältnis von Himmel und Erde zu antworten.

Dagegen müssen wir erwähnen, daß Quistorps Pia desideria, welche 1659, also lange vor Speners, erschienen, Laienkollegien fordern, an welche für Kirchenzucht der Pfarrer sich wenden könne.

Wie groß das Ansehen Calixts noch war, zeigt am besten Heinrich Müller. Im Spätherbst 1660 geht er von Rostock heimlich nach Helmstädt. Und hier unter Cellarius, Ulrich Calixt, Titius und Hildebrand doktoriert er. Er, der sich zur Konkordienformel bekennt, kann für Calixt nicht genug des Lobes finden.

Aber ein neues Ereignis mahnt die Wittenberger. Derselbe Hof, welcher einst das Marburger Gespräch veranstaltet, machte auch jetzt einen Versuch, welcher neue Abwehr forderte.

Es lag Landgraf Wilhelm an der Einigkeit seiner Universitäten, Rinteln, bereits in der Hand der Anhänger Calixts, und Marburg. Er veranstaltete 1661 das Gespräch zu Kassel. Man wurde einig, auf Katheder und Kanzel die Glaubenslehren wohl voll vorzutragen, die Gegenlehre aber nicht nur nicht zu verdammen, sondern auch nicht zu zeichnen. Dissidentium, heißt es, nulla fiat mentio. Und dies bezog sich auch auf die Hauptfrage, ob auch die ungläubigen Kommunikanten die himmlische Gabe erhielten. Die Rinteler sagten: Ja, die Marburger sagten: Nein. Aber beide behaupteten gemeinsam, daß es hierauf eben auch nicht ankomme.

Und hier liegt der Schwerpunkt des Kasseler Konsens. Die Rinteler Peter Musäus und Johann Heinrich hatten, abgesehen von allen weiter erörterten Fragen, die Stellung der evangelischen Kirche preisgegeben. Die Union war eingeleitet. Ihre Folgen zeigten sich. Schöner, brüderlicher, als zu Kassel, war ein Konvent nicht denkbar. Aber die wirkliche Folge war, daß die Kollegial-Kirche zu Rinteln den Reformierten übergeben werden mußte. Alle Vorteile fielen, sagte

Löscher, nach allen schönen Friedensgesprächen regelmäßig den Reformierten zu.

Einen Verlust hatte in diesem Jahre Leipzig zu verzeichnen. Am 12. Juni starb Hülsemann. In Rostock ging Grosgebauer heim, nachdem er eben seine Wächterstimme geschrieben, und in Hamburg Schuppius, der „mit einem Platz in dem allgemeinen Bauern- und Fischerhimmel" völlig zufrieden war.

Wittenberg antwortete im folgenden Jahre mit einer Epikrisis dem Kasseler Kolloquium. Sie war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Aber sein „Bedenken" gegen die Kasseler Vorgänge teilte es Fakultäten und Ministerien in- und außerhalb Deutschlands mit. Es kamen Zustimmungen aus Ungarn, Dänemark, Schweden, Finnland, Livland und Preußen. Man einigte sich nun mit Leipzig und Jena zu einem gemeinschaftlichen Ermahnungsschreiben an die Theologen von Rinteln. Es galt, sie „mit Gründen, die das Gewissen rühren möchten", zu bitten, „ihren schweren Fall zu erkennen, und sich auf den Weg der Wahrheit wieder zu wenden".

So kam das Jahr 1663. Es war im Mai, als der Kurfürst seine Souveränität stabilierte, und sich von den Königsbergern drei Kirchen für den reformierten Gottesdienst ausliefern ließ. Es war „ein Schritt weiter zur Gleichstellung der beiden evangelischen Bekenntnisse, deren Einigung seiner Überzeugung nach vollzogen war seit der Augustana von 1540".[79]) Dieses war aber eine verkehrte Überzeugung. Diese Augustana ist, wie bekannt genug war, Privatschrift, und ging die Evangelischen nichts an. Sie zum Hebel für Gleichstellung zu nehmen, war eben eine Maßregel der Gewalt.

So folgte denn auch das Edikt vom 16. September 1664. Es enthielt das Verbot des Elenchus. Wir wissen, welche Wirren dies Edikt herbeiführte. Denn es verbot auch, aus den Lehren der Gegner „logikalische Konsequentien ungereimter Lehren zu ziehen", zu welcher sie gleichwohl sich nicht bekannten. Aber, wie die Ausführung bald zeigte, hatten die Reformierten immer das Glück, „logikalische" Folgerungen nicht gezogen zu haben. Wenn sie in der Idiomenlehre, wie bei jener Disputation in Frankfurt a. O., Eutychianismus fanden, so waren sie nur „in ihrem Gewissen versichert, daß dergleichen aus denen hypothesibus derer Lutheranorum folge".

In diesem Jahre nebenbei erschien auch Königs unschätzbare Theologia posit. acroamatica.

In Wittenberg indes arbeitete man auf das eine Ziel hin, auf Einführung des Consensus repetitus. Er erſchien auch ſchon 1665 im Separatdruck.

Selbſt in Nürnberg fürchtete man dies Ereignis. Ein Brief vom 19. Februar 1666 an Fabricius klagt wie über ein Unglück, welches hereinbrechen werde, wenn nicht kordate Theologen es abwenden würden.

Im September 1666 ſtarb Herzog Auguſt von Wolfenbüttel, Calixts und Valentin Andreäs Gönner. Dem Lande hatte er die große Bibliothek und die „Evangeliſche Kirchenharmonie“ gegeben. Ihn ſelbſt hatte jeden Morgen die Spieluhr mit dem Lied geweckt: Wenn mein Stündlein vorhanden iſt. —

Unſere Kirche hatte die Freude, in dieſem Jahre die Stiftung der Univerſität Kiel zu begrüßen. Bald ſollte Korthold ihr würdiger Kanzler werden. Und würdig vertrat er in ſeinem de tribus impastoribus magnis die Kirche auch nach außen, gegen Cherbury, Hobbes und Spinoza, ſowie gegen Bellarmin.

Dies Jahr ſah aber auch ausgezeichnete Theologen ſcheiden.

In Straßburg ſtarb Dannhauer. In ſeiner Hodoſophie hatte er den Heilsweg neu dargelegt. Jena ſah den trefflichen, tief frommen Chriſtian Chemnitz ſcheiden. Er ſchrieb ſeine Lebensgeſchichte. Er ſchloß: „Aber das Beſte habe ich noch vor mir: Ach Herr, daß ich nur die Thür hüten möge in deinem Hauſe —.“ Aus ſeinen Briefen an Plathner, Hofrat im Dienſt Herzog Ernſts von Gotha, iſt uns ſein liebenswürdiges Bild wieder hergeſtellt.

Spener trat in dieſem Jahre zu Frankfurt a. M. in Dienſt. Gleichzeitig mit Labadie, dem reformierten Geiſtlichen in Middelburg, der ihn in Genf angeregt hatte, ſchuf er Hausandachten und Verſammlungen.

Im Frühjahr 1666 nahm Paul Gerhardt ſeinen Abſchied. Er konnte den Revers, daß er dem kurfürſtlichen Edikt nachleben wolle, nicht unterzeichnen. Er berief ſich auf die Konkordienformel. Er ſchrieb dem Kurfürſten: „Ich fürchte mich vor Gott, in deſſen Anſchauen ich hier auf Erden wandle, und vor welches Gerichte ich auch dermaleins erſcheinen muß.“ Und dann ſang er:

„Es war in allen Landen ſoweit die Wolken gehn,
kein ein'ger Freund vorhanden, der bei mir wollte ſtehn:
da dacht ich an die Güte, die du Herr, täglich thuſt,
und hub Herz und Gemüte zur Höhe, da du ruhſt.“

Zu Ottensen bei Hamburg starb am 31. August Johann Rist. Wir hörten bereits von ihm.

Ulrich Calixt in Helmstädt aber schrieb gegen den Konsens. Er verteidigte Hornejus und seinen Vater. Und sofort antworteten im folgenden Jahre die Wittenberger. Sie zeigten, daß Calixt in 88 Punkten von der evangelischen Wahrheit abgefallen sei. Der Streit, in welchem selbst Injurienprozesse eine Rolle spielten, zog sich also noch fort.

Die alte Art des Kampfes war unschön in Konsequenzmacherei, aber kraftvoll und männlich. Auch Hülsemann und Calov stritten so. Wilde Hiebe wurden geführt, aber das Visier war offen. Kleinlich und persönlich wurde die Art, als Wittenberg sich umgangen und vereinsamt sah. Der Kampf Strauchs mit dem jungen Calixt macht den peinlichsten Eindruck.

Spinoza hatte 1670 seinen Wohnsitz nach dem Haag verlegt. Und in diesem Jahre veröffentlichte er seinen Tractatus theologico-politicus. Das Ärgernis in der theologischen Welt war ein so großes, daß der Verfasser den Ruf an die Universität Heidelberg ablehnte. Die Schrift war in Hamburg erschienen. Musäus in Jena rüstete sich zum Kampf. Er war recht eigentlich der Mann dazu. Wir werden ihn gleich nach anderer Richtung widerstehen sehen.

Denn indem wir hier nur erwähnen wollen, daß im folgenden Jahre Scriver in Magdeburg „Gottholds zufällige Andachten" herausgab, und Konsistorialrat Gesenius in Hannover starb, wenden wir uns nun wieder nach Wittenberg, auf welches wir immer wieder zurück biegen müssen.

Hier arbeitete unverdrossen Calov. Er vollendete 1672 sein großartiges Bibelwerk. Es gratulierten ihm in herkömmlichen und schwungvollen lateinischen Versen Martin Geier, jetzt Hofprediger in Dresden, Carpzov in Wittenberg, Haberkorn in Gießen, Sagittarius in Altenburg, Scherzer in Leipzig und Spener in Frankfurt a. M. Dieser findet, daß „Abramus noster" einem Grotius gegenüber hier einen Davidssieg errungen. Calov hatte das Werk am 8. Februar seinem Fürsten zugeeignet. Seine Epistel an den Leser schließt er mit dem Gebet: „Domine Deus quaecunque dixi de Tuo, agnoscant et Tui; si quae de meo, et tu ignosce et tui."

Um diese Zeit zeigte sich in Jena einer der Sturmvögel des Kommenden.

Am Sonnabend vor dem 12. Trinit. 1674 waren während des Beichtsitzens in einer Kirche der Stadt Lästerschriften verteilt. Buchhändler Neuenhaus fand am anderen Morgen, als er aus der Frühkirche kam, in seinem Hause auch solch eine Schrift. Daneben ein Brief: „Thue Ihm hiemit zu wissen, daß allhie zu Jena gewisse Leute und zwar an der Zahl 700, theils Bürger, theils auch studiosi sich aufhalten, welche dieser Lehre, wovon das eingelegt Colloquium handelt, zugethan seyn. Gebieten Ihm demnach, solches Colloquium mit ehesten in die Avisen zu setzen, oder wir werden Ihn, nach Eurer Schrift zu reden (massen der Tod ein Schlaff ist) durch eine Wind-Büchse auf öffentlicher Strasse schlaffen legen. Gehabt euch wohl, und bleibt günstig dem, der Euch warnet.

Hanß Friedrich von Vernunfft."

Ebenso wurde im Haus des Hofpredigers Schlemm eine lateinische Epistel gefunden. Die Unterschrift zeigte den Namen Mathias Knutzen, und als Ort: Rom. — Die Bewegung nötigte Musäus, der dies erzählt, die „Ableinung" zu schreiben, indem er die Existenz einer solchen Sekte in Jena leugnet. — Das ganze war Mystifikation. Uns bedeutet sie, daß eine Zeit komme, in welcher nicht die offenbarte Religion, sondern nur das Gewissen, wie bei Mathias Knutzen, entscheide. Bei Dippel werden wir Ähnliches sehen.

Das Jahr 1675 erinnert uns an einen der glänzendsten Höfe, welche das evangelische Deutschland je gehabt.

Am Hof von Gotha finden wir Ludolf als Kammerdirektor. Neben ihm stand der Kammerrat Johann Breithaupt, ein Kenner der rabbinischen Litteratur. Daneben erblicken wir den Hofrat Francke, Vater des Hallensers. Hierzu kommt der Geheimrat Veit Ludwig von Seckendorf, der Verfasser der Geschichte des Luthertums. Alle standen dem Herzog Ernst in seinen Bestrebungen zur Seite, während sein Glassius und viele Theologen an dem von ihm veranstalteten Bibelwerk halfen. — Er selbst war in der That ein frommer Fürst. Sein einiger Trost war die gnädige Vergebung der Sünden um Christi willen. Bei Betrachtung des Spruches: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc., brach er einmal in die Worte aus: „Ich wollte diesen einzigen Spruch nicht für viel tausend Welten hingeben weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn kein Teufel umstoßen

kann." Ein andermal fand er in dem Spruche: Siehe, das ist Gottes Lamm ꝛc. einen so kräftigen Trost, daß er zu seiner Gemahlin ging und zu ihr sagte, er sei dadurch ganz neu geboren, weil er daraus den Schluß machen könne, daß der Herr Jesus auch seine Sünden getragen habe. — Er sendet Wansleben nach Abessinien. Er korrespondiert mit dem Patriarchen von Alexandrien wie mit dem Zar Alexei zu Moskau. An seinem Hof erscheint der abessinische Abt Gregorius. Überall geht des Herzogs Auge für das Gottesreich in die Weite. Und wie er für die evangelische Kirche bedacht war, werden wir noch hören. — In diesem Jahre verschied er. An seinem Sterbebett stand auch Kaspar Neumann, Erzieher des Prinzen. Er ist der spätere Breslauer Pastor.

Im September ging in Rostock Professor Heinrich Müller heim. Seine „Erquickstunden" zeigen am meisten seine geistvolle Art. In der dogmengeschichtlichen Arbeit über Berengar hatte er noch im Jahre vor seinem Tode evangelische Nachtmahlslehre verteidigt.

Herzog Ernst wie Heinrich Müller aber sind geeignet, uns daran zu erinnern, daß innige Frömmigkeit und thätiges Christentum der Orthodoxen nicht erst durch Spener zugeführt wurden, dessen Pia desideria gleichfalls in diesem Jahre, also sechzehn Jahre nach denen Quistorps, erschienen.

Aus Preußen kam indes schlimme Kunde. Professor Strauch in Danzig, an St. Jakob in Hamburg gewählt, war in Küstrin gefangen gesetzt. Er war als Widersacher der Reformierten bekannt. Der Kurfürst fürchtete, er möchte diesen in Hamburg gefährlich werden. Er ließ das Schiff, auf welchem Strauch befindlich, auf offener See anhalten. Strauch wird arretiert. Erst nach drei Jahren wird er frei. Aber er — muß nach Danzig zurückkehren.[80])

Das diente nicht zum Frieden. In Wittenberg wuchs der Zorn gegen den Synkretismus. Es ist so roh als möglich, daß jene Studentenkomödie zur Feier des Rektorats von Deutschmann in dessen Hause im folgenden Jahre auch Calixt auf die Bühne brachte. Aber es bezeichnet die Lage. Und sie erklärt das Folgende.

Zwanzig Jahre hatte Calov an seinem System gearbeitet. Nun war jeder Lehrpunkt in die äußersten Spitzen hinein entfaltet. Nun war das Ganze die unangreifbare Festung. — Nun waren alle Außenwerke nach den Regeln dogmatisch-dialektischer Kunst kugelfest gemacht. Jeder neue von irgend einer Seite her vermutete Angriff

hatte neue Bastionen entstehen lassen. So wurde das Ganze schwerfällig genug. Zu besetzen waren alle diese Werke doch nicht. Dies Gefühl der Ohnmacht mußte reizbar machen. Denn jene Werke alle erschienen gleichwertig. Diese Reizbarkeit erklärt den im Consensus repetitus vorbereiteten Ausfall und Angriff, der alles auf eine Karte setzt.

Was werden die Jenenser antworten, wenn Calov in sie dringt, den Konsens zu unterzeichnen? Er will den Synkretismus treffen und läßt darum den Lehrbegriff in Härten und Spitzen auslaufen, welche ganz angethan sind, ein Heer von Ketzern zu schaffen, wenn man die Menschen nach diesem Konsens bemißt. — Nach drein Richtungen wesentlich weichen die Jenenser von Calov und den Seinen ab.

Die Wittenberger Fakultät hatte sich in einem Gutachten dahin ausgesprochen, daß es „nicht eine geringe Gotteslästerung" sei, Solözismen und Barbarismen im N. T. zuzulassen, überhaupt zu glauben, daß dieses „nicht recht Griechisch" enthalte. Musäus dagegen stellte sich freier. Nicht der Buchstabe, sondern der Sinn, meint er, belehrt und tröstet. Ist dies auch mechanisch gedacht, es zeigt das Auseinandergehen hinsichtlich der Stellung zur Schrift.

Calov wie Quenstedt ferner nahmen die größere Annäherung der Gegenwart Christi bei den Seinen als essentielle und unmittelbare, also nicht operative, oder durch Gaben nur vermittelte. Musäus dagegen neigte sich unmerklich nach der Seite der Helmstädter. Oder, sagen wir, er beharrte mit seinen Kollegen bei der Stellung, welche wesentlich Chemnitz gegen Brenz begünstigte, welche die Gießener gegen die Tübinger einnahmen. Und er wollte dieses Recht sich nicht nehmen lassen. Ja er konnte sich selbst auf Thummius berufen.

Der dritte Punkt, in dem man sich trennte, betraf die Lehrverpflichtung. — An Johann Tarnov in Rostock hatte einst Johann Gerhard geschrieben: „Daß die Kirche den Lehrern eine gewisse Freiheit gestattet und keinem ein Joch aufgelegt werden darf, kann kein Verständiger bezweifeln." Tarnov hatte Auslegungen von Luther, Chemnitz und Hunnius angegriffen. Und auf ihren Gerhard beriefen sich die Jenenser. Denn die ältere evangelische Dogmatik hat allerdings immer zwischen articuli constitutivi und articuli conservativi und consequentes unterschieden. Jene sind die primarii, welche man um selig zu werden wissen muß, und nicht

leugnen darf. Diese sind die secundarii, welche man nicht zu wissen braucht, aber freilich nicht leugnen darf. Und Musäus fragte weiter, ob nicht auch diese Leugnung auf einem Unverständnis hinsichtlich der notwendigen Konsequenzen beruhen könne? So könne die communicatio idiomatum doch bestritten werden, weil und wenn man nicht einsehe, daß sie die folgerichtige Ausführung der Natureneinheit, und in dieser schon enthalten sei. Darum können, so schließt er, solche nicht eingesehene Konsequenzen und solche nicht zugestandene Irrtümer doch mit dem rechten Glauben bestehen. — So die Jenenser. Und darum fühlten sie sich durch Calov ernstlich bedroht.

Unterm 4. September 1676 reichten sie eine von Musäus verfaßte „ausführliche Erklärung" bei den Nutritoren der Gesamtuniversität ein. Sie konnten sich auf Johann Gerhard auch für die Art der Gegenwart des Herrn berufen. Dieser hatte die Verschiedenheit der Arten derselben in bloßer Verschiedenheit des Wirkens gefunden. Eine besondere Annäherung der göttlichen Substanz an diejenige der Kreatur, als wodurch auch die engere Union sich auszeichne, sei, so sagten sie, eine Erfindung Feuerborns.

Der alte Streit fand hier ein Nachspiel. Und die Jenenser wiesen den Wittenberger Konsens zurück.

Das folgende Jahr bringt eine Unterbrechung. Wir meinen nicht die Verhandlungen, welche Abt Molanus, Calixts Schüler in Hannover, aufnimmt. Sie gelten dem Reformierten Duräus. Bald gelten sie auch dem Bischof Spinola, der in Hannover erscheint. Sie werden lebhafter, da Leibniz aus Paris zurückkehrt. Er will die Protestanten dem Primat und der Hierarchie Roms zuführen, wenn eingeräumt worden ist, daß jene nur aus menschlichem Recht bestehen.

Die eigentliche Unterbrechung trat in Wittenberg selbst ein. Während Musäus der Jenaischen Theologen ausführliche Erklärung den Nutritoren widmet, sind die Führer der Fakultät, sind Calov und Meisner 1677 im heftigsten Streit. Es ist erklärlich. Meisner neigt sich etwas nach Helmstädt. Der Universität droht „propter scandalum summum ein großer nuwiederbringlicher Schade". So klagt der Rektor. Da erscheint der Kurfürst selbst in Wittenberg. Er hört die Streitenden, jeden besonders. Er beschwichtigt. Calov schenkt er eine Kutsche mit Pferden, Meisner

hundert Thaler. Sie sollen sich nur vertragen. Sie legen den Streit bei. Aber — Calov geht auf sein Ziel los.

Magister Reinhard muß den Jenensern 93 Irrtümer vorwerfen. Musäus antwortet.

Im folgenden Jahre, 1678, erfährt Jena, daß es in 103 Artikeln von Wittenberg abweicht. Musäus gibt im März seine Einleitung in die Theologie heraus. Er teilt die Theologie in archetypa und ectypa. Vorn in der Ausgabe sieht man sein Bild.

Endlich naht die Entscheidung. Calov bringt es dahin, daß die Jenenser 1679 eine Visitation über sich ergehen lassen müssen. Sie müssen sich feierlich von dem Satze des Kasseler Gesprächs lossagen, daß jener Dissens mit den reformierten Lehrern das Fundament des Glaubens nicht angehe.

Aus der Art, wie Musäus gegen diese Lossagung gleichfalls sich so lange stemmt, sehen wir, daß seine Weitherzigkeit allerdings hier ihre Blöße hat. Er hatte am 24. März die Widmung vor seine Quaestiones de syncretismo et script. sacra gesetzt. Nachzugeben ward ihm schwer.

Es kommt das Jahr 1680. Der „wahrhaftige Bericht, wie die Reformierten in meinem Vaterlande mit mir verfahren", veranlaßt das Wittenberger Fakultätsgutachten vom 14. März für Gladov in Küstrin. Er war zu 100 Thaler Strafe verurteilt, weil er die reformierte Lehre von der Taufe als irrige angegriffen und die Unstatthaftigkeit gemischter Ehen auf der Kanzel dargethan. Das Gutachten riet, „unsere Lehre so oft der Text selbst Gelegenheit an die Hand gibt, allein nur mit christlichem Glimpf Lieb und Sanftmuth (dadurch die Widrigen vielmehr gewonnen werden) zu vertheidigen".

Aber gegen Calov sammelt sich das Wetter. Wehmütig schreibt er an Gladov. Er klagt ihm, daß schon gegen die Calixtiner zu schreiben bei 200 Rhein. Mark, wider Musäus bei 200 Thaler extra verboten sei; „darum wir allbereits Ursach haben, zu Gott zu beten, daß er nicht nach unserm Verdienst sein göttlich Wort und die heilsame Lehre des Evangelii von ihrem Ort hinweg nehme. — Wittenberg, 21. Mart, am Tage der Sonnenfinsterniß, Gott verhüte geistliche Finsternisse. Anno 1680."[81])

Es kommt der April. Die Jenenser lehnen öffentlich den Consensus repetitus ab. Sie geben ihre Gründe an: Es werden in diesem Konsens auch die Personen verworfen. In jedem der

85 Punkte lautet Antitheſe: Rejicimus eos. Die Verworfenen ſind damit aus der Kirche ausgeſchloſſen. Dieſes ſummariſche Verfahren iſt nicht ſtatthaft. Ausſchluß iſt eben der letzte Grad kirchlicher Zenſur. Es iſt auch nicht zwiſchen „nöthigen Glaubenslehren und zwiſchen anderen Nebenfragen, in welchen im dissensus salva unitate fidei et charitate beſtehen kann“ unterſchieden. Man kann doch auch nicht ohne Unterſuchung uud Urteil der ganzen Kirche ſo einſeitig vorgehen. Übrigens gibt es immer eine Summe offener Fragen in untergeordneten Lehrpunkten. „Wenn — ſo ſetzen ſie hinzu — aufrichtige und gewiſſenhafte Theologi und Profeſſores ihr Ampt mit gebührender Sorgfalt führen, wie ſie durch fleißiges Nachſinnen in Theologia je länger, je mehr perfectioniren und zu mehrer Erkenntniß gelangen — ſo kann es nicht anders ſein, es müſſen bisweilen diffensiones in modo docendi, declarandi ac defendendi doctrinam fidei zwiſchen ſonſt rechtgläubigen und reinen Theologen entſtehen. Denn es ſind die Gaben Gottes ungleich, und übertrifft oft einer den andern an Schärfe des Verſtandes.“ — Und hierfür führen die Jenenſer denn auch ſchlagende Beiſpiele an.

Calov antwortete den „Herren Jenenſes“ öffentlich nur kurz. Er mußte ſich geſchlagen fühlen. Was ihn ſchlagen mußte, es waren zwei Punkte. Es war der Hinweis darauf, daß man nicht durch einſeitige Symbolbildung von der ganzen Kirche ſich trennen dürfe. Und es war der feine Nachweis der Zuläſſigkeit nicht fundamentaler Lehrunterſchiede orthodoxer Theologen. Die völlige Unverſtändigkeit der Calixtiniſchen Gedanken über Kircheneinheit auf Grund des apoſtoliſchen Symbols hatte Muſäus gezeigt.

Calovs Unternehmen war in ſich zuſammengebrochen. Wir betrachten es als ein Glück. Denn ſchon dies, daß der Konſens Katholiſchen und Reformierten die Zugehör zur Kirche Chriſti aberkannt wiſſen wollte, war Grund genug, dies Werk zu Fall zu bringen.

Immer einſamer ſteht Calov. Immer trotziger wird ſeine Haltung. Immer mehr fühlt er den Beruf, jetzt, wo alle weichen, vor den Riß zu treten.

Aber auch Kurfürſt Johann II. lag in dieſem Jahre auf dem Totenbette. Seine leichtſinnige Wirtſchaft, ſein Hang zu Trunk, Opern und Feſten, zu Kunſtkabinett und Feuerwerk, hatte das Land in Schulden geſtürzt. Gottes Wort freilich gehörte zum Hofton. Vom Hof des Nachfolgers hatte Calov keine Unterſtützung zu erwarten.

Zwei seiner Gegner verliert Calov im folgenden Jahre 1681. Sein Wittenberger Kollege Meisner stirbt und — Musäus.

Er steht allein.

Und im starken Band seiner 1682 gedruckten Historia syncretistica gibt er die Geschichte des calvinistischen Streits, beginnend von Luther. Er gibt die Akten des Kasseler Gesprächs. Er gibt auch die Akten des Kolloquium von Thorn. Er zeigt die fortgesetzte Verleugnung der Konkordienformel seitens der Helmstädter. Er erzählt, wie nach Calixts Tode Titius und Hildebrand ihn vertraten. Er erklärt sich auch über den Leipziger Konvent von 1631. Man habe angefangen, gegen sie zu predigen, als hätten sie eine Vergleichung aufgerichtet und die Gegner „für ihre Glaubensgenossen aufgenommen. Ich verschmerzete dies und mehrers und tröstete mich meines guten Gewissens, und wünschte von Gott inniglich und herzlich, Er wolle das Gedeihen mildiglich geben, daß die angebotene Vergleichung gebührlich und ohne Abbruch Seine Ehre möchte zu einem glückseligen Ausschlage gerichtet werden."

Es ist eine Rückschau, in welcher Calov auch auf sein Leben blickt.

Man wollte aber endlich Frieden haben. Der Streit mit Jena sollte beigelegt sein. Calov schreibt de syncretismo Musaei. Der gewaltthätige Mann drückt es noch durch; denn 400 Exemplare läßt er aus der Druckerei in sein Haus holen. Die Exemplare der historia syncretistica aber werden ihm auf kurfürstlichen Befehl konfisziert. Und er, in dessen Haus der Kurfürst einkehrte, er, der seine Kollegen, wie Senior Böttiger sagte, „für bloße Pilze, für Heu und Stoppeln" traktiert, er muß — schweigen. Das war eine Wunde in der Stirn. — Aber er bleibt auf der Warte unbeweglich trotz aller Theologen und Fürsten. Er steht bis zum Tode nach seinem Wahlspruch: Veniant, caput feriant, cervicem praecidant, opes fortunasque eripiant — nunquam de religionis sententia me dimovebunt.

Das Jahr 1683 bringt ihm den Tod der beiden Leipziger Kollegen Scherzer und Kromayer.

Am 6. Juli 1685 schrieb sein Kollege Quenstedt die Widmung des dritten und vierten Teils seines Systems an Johann Georg III.

Es kam das Jahr 1686. Im Februar ging Calov heim. Er fiel wie ein Recke alter Zeit. Blutend aus Wunden von der Ferse bis zur Stirn sinkt er einsam auf Trümmern nieder — getreu seinem Wahlspruch: non dimovebunt.

Sein Sturz ist tief tragisch. Mit mächtigem Arm hatte er alles, was zum Widerstand noch taugte, zusammen raffen wollen, um dem vom Synkretismus berannten Turm einen neuen härteren Mauergurt, und ein sturmfestes Dach zu geben. Der Versuch, der evangelischen Kirche hundert Jahre nach der Konkordienformel ein vom Augenblick gefordertes, noch ausschließenderes, bestimmteres Bekenntnis zu schaffen, war mißlungen.

Wäre er gelungen, das Bekenntnis würde nur ein partikulares und singulares geworden sein. Seine Wucht hätte die Kirche gespalten.

Vor der Rudolstädter Ausgabe der Biblia-illustrata sehen wir sein Bild. Ein schön geformter Kopf, das Haar natürlich und lang herabhängend, der Bart in der Form, welche die schwedischen Feldobersten ins Land brachten. Der Mund, fein geschnitten, zeigt volle Entschlossenheit. So auch sein Bild neben dem Polykarp Leysers in der Stadtkirche zu Wittenberg.

„Gute Nacht, treuer Vater, — rief Professor Mayer an Calovs Sarge — dein Name werde stets mit Ruhm unter uns erhalten!" Wir stimmen ein. Irrte er, griff er fehl, so verleitete ihn die glühende Liebe zur Kirche. Ihr galt seine rücksichtslose Entschlossenheit, ihr sein Trotz. Und sie würde sich untreu werden, wenn sie seiner vergäße.

Siebentes Kapitel.

Der Pietismus.

Der Synkretismus hatte gelockert. Er hatte das Bewußtsein vom Wert der Kirche als rechtlich verfaßter und gebunden bekennender getrübt. Er hatte dem Pietismus den Boden bereitet. Von dieser Krankheitserscheinung wird die Rede sein.

Im Februar 1686 hatte Calov die Augen geschlossen. Im März erhielt Spener den Ruf nach Dresden.

Er fragte die Kollegen, er fragte den Magistrat von Frankfurt, ob er den Ruf als einen göttlichen anzusehen habe. Er fragte noch Kortholt in Kiel, Scriver in Magdeburg, Winckler in Hamburg, Spizel in Augsburg, Seipp in Pyrmont. Und er nahm den Ruf an. Er ging, um nach Dresden als Oberhofprediger und Beichtvater des Kurfürsten, des „Direktor der Evangelischen im Reich", überzusiedeln.

Es war im Juli, als er die sächsische Grenze überschritt. Die Chorschüler der ersten sächsischen Ortschaft empfingen ihn mit Gesang. Die Achtung, mit welcher alle Stände, an ihrer Spitze der Hof, ihm entgegenkamen, war in hohem Grade berechtigt.[82])

Die Deutschmann, Quenstedt, Bebel hatten nichts gegen Spener, wie es auch Calov nicht gehabt. Mayer ging im folgenden Jahr nach Hamburg. Auch die theologische Fakultät Leipzig, Johann Benedikt Carpzov an ihrer Spitze, hatte alle Achtung vor Spener. Hatte Carpzov ihn doch jüngst noch „einen um die Kirche Christi hochverdienten Mann" genannt, den Gott der Kirche „noch viele Jahre erhalten und schützen wolle".

Anders, sagt man, sei seine Stellung zu Spener geworden, als derselbe nun als Oberhofprediger die einflußreichste Stelle des evangelischen Deutschland erhielt. Man hat von einem Neid geredet, der diese Veränderung veranlaßt habe. Man hat hinzugefügt, Carpzov habe eben diese Stelle für sich beansprucht. — Aber es konnten doch auch andere Ursachen jene Wandlung hervorrufen.

Hier ist darum ein Rückblick unvermeidlich.

In Philipp Nicolai und Johann Arnd trat die mystische Tiefe der evangelischen Theologie im Anfang des Jahrhunderts schon hervor. In ersterem waren Scholastik und Mystik wunderbar geeint. In letzterem wies die Mystik warnend auf die Gefahr des Scholastizismus als einseitiger Lehrhaftigkeit, ohne entsprechendes Leben, hin. Und seitdem ist diese Warnung nie verstummt. Praktische Geistliche wie akademische Größen liehen ihr den Mund.

Solche chiliastische Stimmen wie von Esaias Stiefel und dem Alchymisten Ezechiel Meth in. Langensalza dürfen wir übergehen. Wir weisen auf die ruhigeren und darum bedeutenderen hin.

Der treffliche Balthasar Meisner in Wittenberg hatte 1624 sein

De vero christiano geschrieben. Über Mängel im Kirchenwesen hatte er auch Vorlesungen gehalten. In diesem Jahre hatte in Rostock Paul Tarnov seine Dissertation De novo evangelio gegen alles Heuchelchristentum gegeben. Sein Kollege Affelmann, hierin eines Sinnes mit ihm, war in diesem Jahre gestorben. Nic. Hunnius in Lübeck schrieb 1632 sein Bedenken, ob und wie die Religionsstreitigkeiten beizulegen seien.

Arnold Mengering, zuletzt Superintendent in Halle, gab 1633 den Prophetischen Buß- Andachts- und Trostspiegel.

Die evangelischen Universitäten ständen hoch, rief Professor Meyfart 1636 klagend. Sie wären wie das vierte Tier Daniels greulich und schrecklich nämlich allen Ketzern und Sophisten. Sie hätten eiserne Zähne von vortrefflicher Beredsamkeit im Disputieren. „Da aber die vortrefflichen Professoren zum fleißigsten zuschauten, siehe da brach hervor — ein kleines und geringes Horn, aber da es Stärke bekam, mußten vor ihm drei der vordersten Hörner, darunter Theologia practica, ausgerissen werden, und siehe dasselbige Horn, die akademische Barbarei, hatte Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete große und freche Dinge.“ — Dies klingt ganz wie eine Klage aus Speners Umgebung. Aber sie erscholl längst vor ihm.

Ein Valentin Andreä rief: „Ein Christenmensch soll nicht nach Romulus oder Lykurg oder Drako's Gesetzen, sondern nach dem Vorbilde Christi in seinem Herzen, seinem Studium, seiner Arbeit, seinem Gespräch, sogar in seinen Redensarten geformt werden. Unsere Litteratur soll nicht sowohl eine Ciceronische, Demosthenische, als eine Paulinische sein. Verderbte Ohren, denen Plato süßer tönt, als Johannes.“ So im Menippus. — Wir glauben den Eifer der Freunde Speners zu hören. Aber die Klage erscholl weit früher.

Michael von Lanckisch, Pfarrer bei Zittau, ließ 1659 zu Dresden sein: „Kummer und Kur eines verwundeten Gewissens“ drucken.

Großgebauer in Rostock hatte 1661 seine „Wächterstimme“ geschrieben. Völlig übersah hier die innige Wärme die Notwendigkeit fester Lehrverpflichtung. Auch das Ältestenkolleg verlangt er. Andere Wächterstimmen waren gefolgt. Und alle diese Stimmen, die wir im Vorhergehenden hörten, die Rufe der Lütkemann und Meyfart, der Valentin Andreä und Johann Schmidt, der Mengering und Saubert bis auf Heinrich Müller in Rostock, — sie alle waren vor Spener. Sie alle waren „Orthodoxe“. Und nicht Spener schrieb

zuerſt Pia desideria, dies thaten Meisner in Wittenberg und Quiſtorp II in Roſtock vor ihm. Der Roſtocker Paſtor Schröder hatte ſogar eine allgemeine lutheriſche Kirchenſynode gefordert, um dem einſeitigen Lehrſtreit zu wehren.

Chriſtoph Scheibler zu Dortmund gab 1664 ſeine Theologia practica in Druck. Dann rührte ihn in der Sakriſtei der Schlag. Und Adam Tribbechow hatte 1665 in Gießen über die Scholaſtik und die Verkümmerung der Wiſſenſchaften durch dieſelbe geklagt. Er zeigt eine ungemeine Beleſenheit. Scholaſtik iſt ihm weſentlich Vermiſchung von Theologie und Philoſophie. Und gern führt er Bacon von Verulam an. Gewiſſe Naturkörper — ſagt dieſer — ſeien nur, wenn unverletzt, kräftig. Wenn krank, ſo gingen ſie in Würmer über. So löſe die geſunde und wahre Erkenntnis der Dinge ſich faulend in eine Menge leerer Einzelfragen auf, welche wie Würmer ſich lebendig zu bewegen ſcheinen, aber in der That unnütz ſind.

Im folgenden Jahre ſchrieb Johann Quiſtorp in Roſtock gegen das Zutrinken bei Sympoſien.[83])

Und in dieſer Reihe kirchlicher Theologen ſchrieb Profeſſor Heinrich Müller ſeine „evangeliſche Schlußkette“ und die „Erquickſtunden“. Der Freund Scrivers, lebendig, geiſtvoll, eiferte gegen die Schäden eines nur äußerlichen Kirchentums. Die vier „Götzen“ desſelben erkannte er in Taufſtein, Kanzel, Beichtſtuhl, Altar. Noch 1675, gerade vor ſeinem Tode, hatte er ſeine „Thränen- und Troſtquelle“ geſchrieben.

Auch Evenius mit ſeinem „Spiegel der Verderbniß, darin faſt bei 3000 Fehler unſers heutigen Chriſtenthums“ — müßten wir gedenken. Aber die herzlich gut gemeinte Schrift enthielt doch zu viele Abſonderlichkeiten.

Alles vor und ohne Spener.

Dazu kamen dann die Traktate des erwähnten Salzwedeler Paſtor Stephan Prätorius. Früher verfaßt, gab ſie Amersbach 1675 heraus. Wir nennen „die güldne Zeit“, „die güldne Roſe“, das Buch „vom König zu Babel“ und „von Majeſtet und Herrlichkeit des Chriſten“. Prätorius betont die Taufe. Wir werden in ihr „voller Majeſtät, leuchtend vor dem Angeſicht Gottes wie helle Sonnen, oder wie Moſes und Elias auf dem Berge Thabor“. — Die theologiſche Fakultät Jena verurteilte ihn nicht. Wir entnehmen es ihrem Schreiben an den

Rat von Nordhausen. Arnd und dann Statius in Danzig sammelten die Traktate. Calov, damals in Danzig, schützte sie. Es ist in ihnen eine seltene Innigkeit.

Hier überall in der Kirche konnte Spener Gesinnungsgenossen und Vorgänger finden. Selbst in Calov.

Aber ringsum sehen wir auch eine außerkirchliche Mystik. Ihr gemeinsames Zeichen ist: das innere Licht.

Der Holsteiner Breckling schrieb im April 1660 das Vorwort zu seinem Veritatis triumphus an den König. Indem er alle Pastoren angreift, schilt er in einer Auswahl von Ausdrücken, die an Reichhaltigkeit ihresgleichen sucht.

Die „letzte Posaune über Deutschland" ertönte 1663. Wie Spahrmanns Bußruf von demselben Jahre, und des Schlesier Kotter „wahrhaftige achtjährige englische Erscheinungen", ist sie allen Häuptern im deutschen Reich gewidmet, und im folgenden Jahre vorsichtig in Amsterdam gedruckt. Gleichzeitig erscheinen die „göttlichen Offenbarungen" an den Schneider Kregel und der „Regensburgische Herold" an die Glieder des Reichs.

Um 1670 finden wir vom Hof zu Sulzbach gepflegt einen mystisch-kabbalistischen Kreis. Der Herzog war katholisch geworden. Der jüngere Helmolt kam zu ihm aus Holland. Seine Schriften zeigen die Art Weigels. Wir redeten früher von ihm. Kanzleidirektor Knorr von Rosenroth gab zu Sulzbach seine Cabbala denudata heraus. Bekannter ist er durch sein Lied: Morgenglanz der Ewigkeit. Hierher gehört denn auch jener Jakob Fabricius, der in diesem Jahre bei Gichtel in Amsterdam starb, hatte in Sulzbach gleichfalls seine Zuflucht gefunden, als er Lennep, auf Weigelianismus verklagt, verließ.

In demselben Jahre sehen wir den seltsamen Einbruch des reformierten Kirchentums in Westfalen. Es war die niederländische Mystik des Labbadie und der Schurmann. Auch das englische Quäkertum erfreute sich freundlicher Aufnahme. Denn alles sammelte sich um die geistreiche Äbtissin des Stifts Herford, um Elisabeth, die fromme Tochter des gestürzten Pfälzers. Auch Penn suchte sie auf. Die evangelischen Bürger von Herford freilich verbaten sich die schwärmerische Versammlung, und das Reichskammergericht stand ihnen bei.

Und am 20. September dieses Jahres schrieb, das müssen wir erwähnen, Spener noch von Frankfurt aus, daß er den Witten-

bergern gern gegen die Helmstädter völlig recht gebe. Veritatis laudem teilt er ihnen zu.

Der Regensburger Gichtel, flüchtiger Böhmist, hatte 1673 jenes Gespräch mit dem himmlischen Worte in unaussprechlicher Süßigkeit. Er war Direktor für den Druck der Amsterdamer Ausgaben der Schriften Böhmes. Er war daneben Asket. Die Ehe verwarf er. Und er kämpfte für die armen Seelen. Aus dem Leibe entrückt, wird er in die äußerste Finsternis geführt. Er kommt in das Gefängnis zwischen Zeit und Ewigkeit, wo ewige Dämmerung herrscht. Die Seelen aber führt er mit sich.

Diese Erregung der Geister zeigt auch der abenteuernde Quirin Kuhlmann. Sein „Neubegeisterter Böhme" wendet sich 1674, um den lutherischen Antichrist zu stürzen, an des „Luthertums König und Kurfürsten": „Thut Buße, gehet aus Babel aus eurer Selbstheit in die Jesusgelassenheit!" Ebenso ladet er die lutherischen Fakultäten vor Gottes Gericht. „So wenig Baals Propheten vor Elias stehen, so wenig möget ihr alle vor Böhmes Probierstein bestehen."

Der Lüneburger Christian Hoburg stellt in seiner Theologia mystica dem Schulweg in der Theologie den Krafft-Weg gegenüber. „Des heil. Geistes Schul — so klagte er — ist zugeschlossen, und Kunstschulen aus und nach dem Heidenthum sind aufgeschlossen." Ihm ist die unsichtbare Kirche die wahre. „Sie ist eine Hauskirche, sie stößet nicht, sie beißet nicht. Aber die falsche Kirche, die beißet, stößet, kratzet, eine Kainische Kirche von Kain ihrem Großvater, ja eine Caninische Kirche das ist hundische Kirche."

Er war unter dem Namen Elias Prätorius vertrieben, war mit seinen acht Kindern nach Linum zu Betke, war dann nach Holland gewandert. Sein Schildknappe, der Stader Held, verteidigte ihn. In Hamburg starb er 1675, im Jahre des Erscheinens jener seiner Theologia, sowie der Hodosophie des Professor Reinhard von Derschau in Königsberg.

Wir sehen in Spener also keinen neuen Gedanken. Das ergibt der Abriß inner- und außerkirchlicher Bestrebungen für kirchliches Leben, welchen wir bis zum Jahre 1675 kurz eben gaben.

Denn in diesem Jahr 1675, in welchem die Ausläufer jener beiden eben gezeichneten Linien starben, Heinrich Müller und Hoburg, schrieb Spener seine Pia desideria.

Spener hatte auch den Titel nicht eigen. Schon 1620 hatte

Meisner ihn über seine Klagen gesetzt und dann Quistorp. (S. 261.) Aber er hatte den Vorteil, daß seine tiefe und maßvolle Frömmigkeit durch eine Persönlichkeit vertreten wurde, welche auch der Feind anzuerkennen und zu achten genötigt war.

Doch hatte er einen großen Nachteil. Während er an jene innerkirchliche Mystik sich lehnte, welche wir in Heinrich Müller auslaufen sahen, der Mystik, welche der Kirche in ihren Ordnungen diente, so zog er nun zugleich diese außerkirchliche Mystik, diesen schwärmerischen Hoburgischen Separatismus an sich. Er hing sich ihm an die Ferſen. Und er verdunkelte, von gleichartigen Bewegungen in den Niederlanden unterstützt, seine edlen Absichten. Sie mußten also der Kirche verdächtig werden.

Die Absichten waren die edelsten.

Die Pia desideria beginnen in der Vorrede vom 8. September mit der Widmung: „Der gesampten Christ-Evangelischen Kirchen treuen Vorstehern und Hirten meinen in Christo JEsu, unserm Ertzhirten treugeliebten und hochgeehrten Vätern und Brüdern."

Es mangelt „an einer heiligen Priesterschule" — ruft dann Spener. Und nun stimmt er in die Klage Balthasar Meisners ein, daß man kaum des Weigelianismi und neuer Sektierer-Lehre unverdächtig bleiben könne, „wann wir mit billichem eiffer die gottseligkeit treiben". Dann beruft er selbst sich auf Chyträus, Nik. Selnecker, Val. Andreä, Weller. Letzterer hatte geklagt, wie doch die scholastische Theologie zur vorderen Thür von Luther hinausgetrieben, zur Hinterthür wieder herein gekommen sei. Spener bezieht sich dann auf Dorsche und Sarcerius. Das erste der angehängten Bedenken deckt, wie selten geschah, die „fast überall einreissende Caesaro-Papie" auf. Bezüglich der mangelnden Kirchenzucht rühmt es Sauberts Zuchtbüchlein, hinsichtlich der Erziehung auf Universitäten weist es an Johann Schmidt, Calov und Joh. Gerhard.

Man sieht, es sind Männer der Orthodoxie, auf welche Spener selbst die Augen richtete.

Wir können unseren Rückblick nun schließen und zu unserem Ausgangspunkt, dem Jahre 1686, uns wieder wenden.

Wir wollten zeigen, daß Carpzov II. und die Leipziger zu entschuldigen sind, wenn sie gegen den Oberhofprediger in Dresden ihre Bedenken hatten. Wir haben gezeigt, daß die lehrende Kirche

überhaupt wohl Bedenken hegen durfte. Und es wird sich uns aufdrängen müssen, daß kein neues Element mit Spener eintrat, daß er nur ein in der Kirche längst vorhandenes Bedürfnis nach seiner Art betonte, und durch seine Art auch verzerrte.

Die von Spener in Frankfurt eingeführten Versammlungen hatten bereits mehr als eine Gefahr gezeigt. Schon der Name war eine solche.

Nicht ohne Eindruck auf diesen „Pietismus" mag die Betonung der Moral durch Calixt geblieben sein. Genug, der Ton fiel, statt auf die Lehre, auf das Leben. Welches sind die Früchte, an denen der Herr die Seinen erkennen will? Ist es die Reinheit der Lehre oder des Lebens? So stellt sich die Frage.

Die Reinheit des Lebens ist es, antwortet der Pietismus. Und nun ist er mit Spener geneigt, hinzuzusetzen: „Wo in einem bußfertigen Herzen gewürkte Zuversicht auf die in Christo uns angebotene Gnade ist, da ist der wahre Glaube, ob auch schon, was den Glauben, den man glaubt, anlangt, einige irrige Meinungen sich dabei finden sollten."

Und einige irrige Meinungen fanden sich dann auch allerdings sehr bald. Schon Speners Brief an Calov vom Dezember 1677 hatte gezeigt, wie wenig er die Notwendigkeit festen Lehrgefüges für den Grundbau der Kirche erkennt. Wenn er einen Hoburg in Schutz nimmt, so besagt dies schon genug. Und daneben erschienen bereits, ein warnend aufgehobener Finger, die frivolen Schriften Konrad Dippels.

Worin finden wir die Eigentümlichkeiten der Richtung Speners? Was war es, und schon in den Desiderien, welches, der Mißdeutung ausgesetzt, den Übertreibungen anheimfiel?

Es war die Betonung der Erleuchtung. Sie macht den Prediger. Der wahre Theologe muß ein Wiedergeborener sein. Es war die Betonung des allgemeinen Priestertums. Es war die Betonung der Heiligung. So notwendig sie ist, so trat sie doch oft der Rechtfertigung zu nahe. Sie stand vom System isoliert. Es war die Leugnung der Mitteldinge auf Kosten der Freiheit eines Christen. Es war die Leugnung des von der herrschenden Theologie den symbolischen Büchern eingeräumten Ansehens. Es war die Verkennung der Notwendigkeit festeren kirchlichen Gefüges, fester Verfassung und

Formen. Es war die Betonung des Chiliasmus, welcher die sichtbare Kirche überflüssig findet.

Eins hatte Spener in Frankfurt schon erfahren. Es enthielten sich „viele der besten Seelen, die anderen bis dahin vorgeleuchtet", um des herrschenden Verderbens willen von der Kommunion mit der Gemeinde und zogen sich auch vom öffentlichen Gottesdienste zurück. So erzählt er selbst. Er schildert den beginnenden Separatismus. Und zugleich hatte er auch die Besuche von Helmont, Poiret, Hoburg und Breckling. Diese Richtung hing sich ihm an. Großgebauers Wächterstimme hatte er in Tübingen schon kennen gelernt. Jetzt in Dresden empfahl er sie wieder öffentlich. Die deutlich reformierte Art, in welcher Pfarramt und Beichtwesen darin behandelt werden, ist ihm nicht befremdend. Er war nicht vergebens in Genf gewesen. Im Juli 1686 war er in Dresden eingetreten. In demselben Monat regte in Leipzig der streng orthodoxe Professor Carpzov — man beachte dieses — collegia philobiblica an. Acht Magister vereinigten sich dazu. Unter ihnen waren Francke und Anton. Gleichzeitig erschien Baiers Kompendium.

Waren die Bibelstudien in Verfall geraten?

Francke behauptete, er habe als Student in Leipzig bei keinem Buchhändler eine Bibel finden können. Sein Eifer hat ihn oft zu Übertreibungen verführt. Aber es ist gewiß, daß die exegetischen Kollegia selten, seltener als in reformierten Ländern, geworden waren. Carpzov selbst wurde nachgesagt, er habe seit zwanzig Jahren kein solches Kolleg gelesen.

Das wird immer der Fall sein können, wo die Kirche in die Periode des Scholastizismus tritt, und das überkommene wissenschaftliche Erbe ordnet. Doch jedenfalls ist damit noch nicht das Urteil über die exegetische Arbeit der Kirche überhaupt gesprochen.

Hören wir das Urteil eines reformierten Gelehrten: Musculus und Strigel hatten Kommentare für Altes Testament gegeben. Flacius und Camerarius traten mit Sprachlichem ein. „Gesunde Grundsätze der Hermeneutik" gab Franz in Wittenberg. Glassius, Martin Chemnitz, Fabricius und Michael Walther haben „in Entwickelung und Begründung der Begriffe: Inspiration, Kanonizität Schätzenswertes geleistet". Joh. Chemnitz und Leyser haben eine „gesunde und unbefangene Harmonistik" aufgestellt. Tarnov in Rostock ist tüchtig. „Von 1650 an verschwanden die exeget. Vor-

lesungen immer mehr.“ [81]) Dieses Verschwinden hatte dann nicht lange gedauert. Vielleicht 36 Jahre. Dann trat die lehrende Kirche selbst wieder ein. Denn wir finden dann in Leipzig doch biblische Kollegien. Sie entstehen auf Carpzovs Anregen.

Es war im Oktober 1687. Francke machte eines Stipendiums wegen eine Reise nach Lüneburg. Er ging über Magdeburg, und besuchte Scriver. Im Haus des Superintendent Sandhagen in Lüneburg bereitete er sich auf eine Predigt über Joh. 20, 31 vor. Da erhörte Gott sein Rufen. „Ich ward versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu.“ Er sagt: „Durch solchen Glauben bin ich gerechtfertigt, und damit hat der Heilige Geist mein Herz erfüllt. In solcher meiner Rechtfertigung habe ich Frieden gefunden mit Gott.“

Im folgenden Jahre ging er der Schriftauslegung wegen zu Winkler nach Hamburg. Im Februar 1689 finden wir ihn lehrend in Leipzig. Dreihundert Hörer füllen sein Kolleg. Paul Anton und Kaspar Schade stehen neben ihm, die bibelfreundlichen Kollegien haltend. Spener billigte sie vollkommen. Dies junge Leipzig war im Aufblühen. Da kam die Reaktion.

Carpzov stand an ihrer Spitze. Die Anhänger Franckes hatten sich als Pietisten zu sehr bemerklich gemacht und abgesondert. Sie hatten von weltlichen Studien geringschätzig geredet, philosophische auch theologische Lehrbücher verbrannt, die modeste, etwas puritanische Kleidung angelegt, die Perücke abgelegt. Sie hatten jene Vermischung der Stände und Verwischung der Rangunterschiede schon eingeführt, welche später zu solchen Mißbräuchen führte. Eine Untersuchung war unvermeidlich. Die Ruhe der Universität schien infolge von Reibungen unter der Studentenschaft sie zu fordern.

Nichts vergnüglicher für den berühmten Thomasius, als der lehrenden Kirche einen Hieb versetzen zu können. Im Pietismus sah er das treffliche Mittel dazu. Er ward ihr Anwalt.

„Ob nicht auch selbigen Tages ein Schalmeyenpfeifer in solchem Collegio gewesen und einen auditorem mit abgegeben?“ — So wurde inquiriert. Ein „Schalmeyenpfeifer — erwiderte Thomasius — wenn er täglich zum Fressen und Saufen aufbläset, das ist gar löblich, aber wenn er einmal ein collegium pietatis besucht, da erfordert es der geruhige Zustand der Kirchen, daß man mit ernstlicher Inquisition hinterdrein ist!“

Man sieht, die amtliche Untersuchung gegen die Pietisten war eingeleitet, und Professor Thomasius war der von Francke gewählte Verteidiger. — Offenbar hatte Carpzov, der neben Lehmann und Alberti die Stütze der Fakultät war, den Kampf begonnen. Die jungen Magister sagten von ihm, er sei kein Theologe, da er nicht wiedergeboren sei. Er hatte den Pietismus dann offen angegriffen. Es war in einer Predigt, die er bei der Beerdigung eines Zuhörers Franckes hielt. Im August hatte man die Klage in Dresden eingereicht. Und die Entscheidung fiel im März 1690. Francke mußte Leipzig verlassen. Er ging zu Herrn von Seckendorf nach Meuselwitz, dann nach Erfurt.

Das ist der Leipziger pietistische Streit. Er ist nur erster Akt einer ganzen Reihe. Denn für jede bedeutendere Stadt ist fortan ein pietistischer Krieg zu verzeichnen.

Der Erfurter pietistische Streit fällt gleich ins Jahr 1691. Es waren Mißhelligkeiten, in welche Francke hier mit dem Gymnasium geraten war. Im August verwies ihn der Rat wegen der in der Bürgerschaft entstandenen Unruhen aus der Stadt. Francke ging. Er wich jedoch nicht, ohne dem Magistrat geschrieben zu haben, daß er fürchte, es werde Erfurt schlimmer ergehen, als Sodom und Gomorrha.

Spener hatte im Juni dieses Jahres nach Zerwürfnissen mit dem Hof, die ihn nur ehrten, Dresden verlassen, und seine Stellung in Berlin eingenommen.

Superintendent Petersen in Lüneburg, ein glühender Anhänger Speners, hatte sich mit Eleonore von Merlau vermählt. „Mir träumte — erzählt dieselbe — daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 sahe; zu meiner Rechten sahe ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl, und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen, und dir soll etwas eröffnet werden". In diesem Jahre ist ihr denn auch mit ihrem Mann zugleich „in einer Stunde und ohne daß eins von dem anderen wußte, das gesegnete tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden". Petersen hatte dann seine „Schriftmäßige Erklärung und Beweis der tausend Jahre und der daran hangenden ersten Auferstehung" geschrieben. Sie war auf Kosten einiger Freunde zu Frankfurt gedruckt.

Der Magdeburger Prediger Lic. Wolf trat dagegen, Petersen

schwieg nicht, und Wolf erst recht nicht. Aber am größten war die Erregung in Lüneburg selbst. Die Bewegung drang weiter. In Wittenberg hatte Carpzov vom 10. Juni bis 14. Oktober 1691 volle 21 Disputationen gegen den Synkretismus halten lassen. Nun gab die Fakultät ihr „Bedenken" von dem Pietismus heraus. Mit 1692 war der Lüneburger pietistische Streit beendet.

In Danzig ward der pietistische Streit im folgenden Jahre von Schelwig entzündet.

Zur Warnung für die christliche Gemeinde hatte er jenes Bedenken mit einem Vorwort in Danzig abdrucken lassen. Sein Federkrieg mit Spener dauerte in die nächsten Jahre hinein.

Der Hamburger Streit wurde 1693 brennend. Was die Trias: Francke, Anton und Schade in Leipzig, das waren die Horb, Winckler und Hinckelmann in Hamburg. Gegen jene stand Carpzov, gegen diese Mayer. Er war zu derselben Zeit, als Spener nach Sachsen kam, von Leipzig nach Hamburg berufen. Hier war er der Pietistenhammer. Er hatte aber auch Anlaß, den Fanatismus zu fürchten. Die Bourignon war aus Holstein nach Hamburg gekommen, Labadie war in Genf abgesetzt und in Herford erschienen. Sein Ziel war eine unbefleckte Gemeinde. Poiret, pfalz-zweibrückischer Hofprediger, übersetzte die Werke der Frau von Guyon und schrieb mystische Traktate. Und einen dieser Traktate hatte nun Horb, Speners Schwiegersohn, als Neujahrsgeschenk in seiner Gemeinde verteilt. Mayer und seine Kollegen brachten die Sache an den Rat, auf die Kanzel, an die Bürgerschaft. Sie brachen die Kirchengemeinschaft mit Speners Schwiegersohn. Eine tumultuarische Bürgerversammlung nötigte ihn, im Frühjahr 1694 die Stadt zu verlassen. Auf den Straßen erschienen Büchsen und Äxte. Auf Mayers zügelloser Predigt liegt die Hauptschuld. Da brachte ein Kurier des Kaisers das Dekret. Es forderte, daß der Streit bei kaiserlicher Ungnade ruhen und durch protestantische Konsistorien entschieden werden solle.

In diesem Jahre ward dem Pietismus eine Freistatt gegründet. Spener hatte sein neues Amt in Berlin und das Vertrauen seines Fürsten für die Gründung der Universität Halle benutzt. Thomasius, von Leipzig ausgewiesen, wohnte schon dort. Breithaupt wurde von Erfurt hinzugezogen. Francke ward berufen. Sein tiefer, frommer Sinn neben der Frivolität dieses rohen Thomasius — die Größen waren eigentümlich zusammengestellt. Es war zum erstenmal für

eine Schule modernen Zuschnitts gesorgt. Jedes der Elemente arbeitet in seiner Art. Beide zusammen wirkten auflösend auf die Kirche.

Halle war auf die Augustana gegründet. Wir werden nach dem Sinn des Stifters die veränderte anzunehmen haben. Auch verdient bemerkt zu werden, daß der Kurfürst im Erlaß an die Landstände vom 5. Juni 1694 „ausdrücklich auf die Zerstörung Heidelbergs und der dortigen Universität Bezug nimmt und für diese Halle als Ersatz bietet". [85]) Nennt man die Universität eine „lutherische Schöpfung, um die Landeskinder von dem Besuche Wittenbergs und Leipzigs — abzuziehen", so muß dieses also eingeschränkt werden. Jedenfalls war der Pietismus „einem späteren Zusammenschluß" der Konfessionen günstig. Er war nicht im stande, der Universität das evangelische Gepräge zu geben. Baier, Musäus' Schwiegersohn, war von Jena berufen. Er war kaum ein Jahr in Halle. Er mußte die Erfahrung machen, daß es Absicht war, nur auf jene Augustana zu verpflichten, nicht auf die übrigen Bekenntnisse einschließlich der Konkordienformel, wie er es wünschte.

Doch wir setzen fort. Den pietistischen Streit in Berlin entzündete Schade. Er war, als Francke nach Halle berufen ward, Spener nachgefolgt. Schade stürmte 1695 den Beichtstuhl. Dieser war ihm des „Satans Stuhl". Deutschmann in Wittenberg wollte das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet wissen, und bewies, daß im Gegenteil der Beichtstuhl im Paradiese gestiftet sei. — Die Aufregung ergriff die Massen. Statt der Privatbeichte verlangten sie nun die öffentliche.

Spener erschrak. Und dies doppelt, da Schade fast erwachsene Mädchen in höchst unziemlicher Weise körperlich gezüchtigt hatte. Spener suchte in einer Predigt zu steuern. Es war vergebens. Der reformierte Hof stimmte, im stillen wenigstens, der Neuerung zu. Die Privatbeichte wurde durch kurfürstliche Ordnung in das Belieben eines jeden gestellt. Die kirchliche Ordnung war gefallen.

Die theologische Fakultät zu Wittenberg glaubte, nicht länger schweigen zu dürfen. Durch ihre „Christlutherische Vorstellung" freilich konnte Spener nur gewinnen. Deutschmann, Löscher, Hanneken und Neumann, sie hatten mit dem Register von 283 Irrlehren einen Schlag in Wasser gethan. Aber Speners Antwort, die „Aufrichtige Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession", litt an ent-

setzlicher Breite. Die Schrift geht gegen jene Wittenberger, der Anfang ist gegen Joh. Ben. Carpzov und J. Fr. Mayer gerichtet. —

Wir wissen, daß Calov an Spener geschrieben hatte: Pia desideria sunt et mea desideria. Jetzt erzählt Spener im Vorwort, vom 29. August, Calov habe vor seinem Tode sich vom „Buchführer" Ebert Schumacher alle seine Schriften geben lassen. Er las. Dann sagte er, „er habe nichts, was der Orthodoxie entgegen wäre" darin gefunden. Wohl glaublich. — Man sehe auch wie Spener über Universitäten spricht. Die „Aufrichtig Übereinstimmung" erschien dann 1696 in Frankfurt.

Aber in zehn Jahren hatte sich manches geändert. Die Wittenberger durften wieder nicht schweigen. Die Fakultät gab unter Deutschmanns Vorsitz 1696 ihre Antwort gegen die „der ganzen lutherischen Kirche höchstnachteilige" Schrift des Kurfürstl. Brandenb. Konsistorialrats. Es waren Spener 264 Irrtümer nachgewiesen, nach Art des damaligen Geschmacks oft etwas kleinlich und peinlich, aber treu gemeint.

Und wenn Spener sich noch so wenig getroffen fühlte durch seine Feinde, seine Freunde mußten ihn besorgt machen. Dippel, durch ihn gerade erweckt, stand ihm bei. Er brachte es zu der Behauptung, daß der Mensch in diesem Leben durchaus vollkommen werden könne. Und durch einen Pietismus, der die anstaltliche Kirche zerschlägt, kam er rasch zu einer Gemeinschaft durch das innere Licht erleuchteter Christen, Türken und Heiden. Jetzt eben begannen seine Schriften auszufliegen.

Hier schon ein Beispiel, daß das „innere Licht", wo es erkaltet, einfach „Vernunft", daß damit Pietismus zum Rationalismus wird.

Petersen veranlaßte dann jenes Sammelwerk: „Freudiges Zujauchzen der erwählten Fremdlingen hin und her über den Sieg D. Speners wider die Theologen zu Wittenberg", welches nun gedruckt erschien. Wir hören da den Lobgesang: „Babel ist gefallen, und Bel stehet mit Schanden". Dann lassen sich die Erwählten hören. Voran die aus Wittenberg: „Der Herr sei mit dir, du Mann Gottes, zeuch getrost aus gegen viele Feinde. Du hast überwunden und solt überwinden" — — —. Dann lassen sich hören die von Dresden, Jena, Leipzig. Die von Gotha rufen: „Der Herr stärke deinen Arm wider Amalek, kehre nicht um, du habest sie denn alle überwunden" — —. In diesem Tone ruft der ganze Anhang. Die

von Erfurt rufen den Wittenbergern höhnend zu: „Schreyet auf den Kanzeln so lang ihr wollt, schreyet und werdet heischer, eifert und schäumet sehr. Brennt wie ein Backofen von falscher Andacht, rufet: hier ist des Herrn Tempel!“ — — Die von Berlin triumphieren: „Ihr seid aus dem Sattel geworfen ihr Ketzer-Macher, der Reuter auf dem weißen Pferde hat euch gestürzt.“ — Es folgen die Stimmen der Pietisten aus Frankfurt, Straßburg, Gießen, Tübingen, Lübeck, Lüneburg, Hamburg, Halberstadt, Quedlinburg, Bremen, Stade, Waldeck, Danzig, Dänemark, Schweden, Holstein, Holland. Allen legt die Schrift Triumph- und Weherufe über die Wittenberger Theologen in den Mund. Denn „die Reinigkeit der Lehre muß sein der Deckel ihrer Bosheit“.

Eben in dieser Zeit waren im Westen Straßburg, wie ganz Elsaß-Lothringen an das katholische Frankreich gefallen. Auf der anderen Seite fiel, so konnte es scheinen, Kursachsen an das katholische Polen. Kurfürst August legte 1697 in der Wohnung des Bischofs von Raab die Generalbeichte ab. Dann empfing er das Abendmahl nach katholischem Ritus. Und wenn er dann in sein so erworbenes Reich Polen fuhr, so führte er seinen Harem von Maitressen mit sich. Daheim in Sachsen regierte Graf Brühl. Er hatte siebzig seidene Schlafröcke. Das schon sagt viel. Das ausgesogene Land stöhnte. Aber kirchlich war das Land geschützt. Das war der Unterschied zwischen Sachsen und Brandenburg. Der Kurfürst erklärt dort den Ständen, daß sein Übertritt ein rein persönlicher sei. Und er hält sein Wort. Der Kurfürst verspricht auch hier den Ständen was gemäß ihrer Rechte sie verlangen. Leider bricht er sein Wort. Er hält nicht sein Versprechen „wie hundert andere, die er gegeben“.[86])

Das führt uns zur Geschichte des Pietismus zurück. Diese erste Periode der piestitischen Bewegung, die wir zu schließen im Begriff stehen, zeigte uns schon, wie leicht hier der hochfahrende Geist sich einstellte, immer bei der Annahme besonderer Erleuchtung. Selbst Francke verklagt am 8. Sonntag nach Trinitatis 1698 in einer Predigt gegen die falschen Propheten feierlich die Stadtgeistlichkeit von Halle. Als das Stadtministerium den Beweis für diese Anklage fordert, beharrt Francke „lediglich auf seinen Behauptungen, ohne den Beweis zu erbringen“.

Vom landläufigen Pietismus, der überall in widerlichen Fanatismus ausschlägt, von den weissagenden Weibern, wie der Schulzin

in Quedlinburg, der Prätorius in Halberstadt und der Erfurter Liese und ihrem tollen Anhang werden wir schweigen dürfen. — Dieser Pietismus ist nicht neue Auflage „mittelalterlich-mönchischer Bestrebungen“.[87]) Er ist Fortsetzung Karlstadtischer Schwärmerei.

Das Jahr 1699 sah den Professor Johann Benedikt Carpzov II in Leipzig scheiden, Bruder des Oberhofpredigers, also Neffe des berühmten Juristen. Der eifrigste Bekämpfer des Pietismus war damit vom Kampfplatz gerufen.

Hier mögen wir auf den Beginn unseres vorigen Kapitels zurückblicken. Es sollte, wie wir dort sagten, unser Urteil über die Blütezeit unserer „toten“ Orthodoxie vorbereiten. Unser jetziges Kapitel kann das Urteil, wo „der religiös-sittliche Krankheitszustand“ zu finden sei, einstweilen abschließen.

Je näher wir zusehen, desto mehr verschwindet die so berüchtigte tote und knöcherne Orthodoxie. Wir sehen knöcherne Lehrbaue, Lehrbaue von harter Folgerichtigkeit, unerfreulich für Menschen von hervorragender Weichheit oder Elastizität. Wir sehen wilde Raufereien. Der aber hat nicht selbst gelesen, wer nicht sieht, daß hinter diesem laut und zuerst uns Entgegentretenden mit wenigen Ausnahmen tiefe Frömmigkeit und die heilige Furcht ruht, den Schatz ererbten evangelischen Glaubens zu verlieren. Und der hat gelesen, aber nicht recht gelesen, wer mit den Vätern nicht fühlen und diese ihre Furcht nicht verstehen kann.

Der beste Beweis, daß jene Orthodoxie als solche weder tot noch knöchern war, ist eben der „Pietismus“. Denn er ist nur eine Regung eben der evangelischen Kirche selbst seit Anfang des Jahrhunderts. Mit Nicolai, wie wir sahen, und Arnd beginnt diese innerkirchliche und warme Regung. Was Spener und Francke hinzu thaten, dieses ist, soweit können wir jetzt schon urteilen, oft nur zu geeignet, außerkirchliche Elemente zu stärken und innerkirchliche Mißbildungen einzuführen.

Achtes Kapitel.

Praktische Theologie.

Das Ende des Jahrhunderts wird abermals den Rückblick nötig machen. Er wird sich wieder auf Ausgestaltung und praktische Arbeit der Kirche erstrecken.

Der westfälische Friede war geschlossen. Den Reformierten war nach Art. VII § 1, wie man gegen Richter mit Recht zu behaupten hat, nicht Anerkennung als Augsburgischer Konfessionsverwandter gewährt. Aber es war ihnen als Ständen des Reichs reichsrechtlich die gleiche Berechtigung, wie den Evangelischen, den Katholiken gegenüber zugestanden. Sie waren nicht Augsburgische Religionsverwandte, aber sie waren im Reich gleichberechtigt.

Im Reich aber waren durch den großen Krieg und Frankreichs Einfluß die Bande gelockert, welche die Fürsten dem Kaiser verbanden. Der Friede gab den Herrschaften förmlich das Recht, Bündnisse mit fremden Mächten zu schließen. Das Souveränitätsgefühl war gesteigert. Statt der alten Landtagsabschiede erschienen „Durchlauchtigste Resolutionen". Es wurden Landtage so wenig als Landessynoden ferner berufen. Die Dinge wurden aus dem Kabinett erledigt. Und die Pastoren sollen sich fügen.

Dieser Lage finden wir nun, aber jetzt erst, Rechnung getragen. Sie wird in System gebracht.

Die Reformbewegung war ja von Anbeginn von geistlicher und weltlicher Seite, wie wir sahen, gemeinsam gedacht. Und dies wirkte im 17. Jahrhundert erst nach. Die Theologen legten es sich in der Dreiständelehre zurecht. Johann Gerhard gliederte so, daß der Hausstand das Seminar der Kirche ist. Der Magistrat ist Wächter und macht zugleich durch das Gesetz die Menschen für die Kirche bereit. Die Diener am Wort führen in die Kirche ein und aus ihr in die Ewigkeit hinüber.

Wir sehen, mit dem Erstarken der Fürstenmacht und des Staatsbegriffs nach dem großen Kriege tritt die Erschlaffung der Kirche,

tritt der Spiritualismus als Lehre ein. Die alten Zeugenstimmen sind verstummt. Die Kirche ist nur etwas am Staat. Er schafft ihr die Form und sorgt für sie. Sie wird fast ein Kind, welches, im Bett gehalten, weder selbständig stehen, noch allein gehen lernt. Spiritualismus nennen wir die kirchliche Denkweise, welche sich nach diesem Zustand einrichtet, und ihn schließlich als den normalen preist. Calov, Baier, König und Quenstedt lassen die Kirche ihrer Form nach fast Ergebnis der drei Stände sein.

Stephani hatte 1611 schon protestantisches Kirchenrecht bearbeitet. Er findet, daß durch den Religionsfrieden die bischöfliche Gewalt auf die Landesherren devolviert sei. Die Theologen waren es zufrieden. Sie nahmen dieses Episkopalsystem an. Sie schieben nur noch ihre alte Annahme mit hinein, daß nach göttlicher Ordnung den christlichen Fürsten ebenso wie den jüdischen Königen und den griechischen Kaisern diese Rechte zukommen. Der Jurist Reinking hatte dem in seinem Werk von 1619 zugestimmt. Und ihm zumeist war 1645 der fromme Benedikt Carpzov in Leipzig mit seinem Kirchenrecht gefolgt. Und dann schrieb wesentlich in diesem Sinn 1656 Veit Ludwig von Seckendorf sein „Teutscher Fürstenstaat". Am 20. März schrieb er zu Gotha das Vorwort.

Doch vergessen wir hier den Geheimrat Pufendorf nicht, der im Oktober 1694 in Berlin starb. Wir meinen sein Werk De habitu religionis ad vitam civilem, welches zu Bremen erschien. Heben wir nur eine der wichtigen Stellen heraus: „Indem die Kirche nach dem Gleichnisse des Herrn den Sauerteig des Evangeliums nahm und in die Welt hinauswarf, bis diese ganz durchsäuert ward, ging sie so wenig in die Natur des Staates über, daß wir vielmehr nach christlichen Grundsätzen dieses als Hauptregel aufstellen müssen, daß diejenige Kirche, welche entweder in den Begriff des Staats aufgeht, oder die gebotene notwendige Scheidung zwischen dem Reiche des Herrn und den Reichen dieser Welt nicht festhält, nicht die Kirche Christi, sondern gerade das Widerspiel derselben ist." — Übrigens war Pufendorf auch in Berlin so entschiedener Bekenner, daß der reformierte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels schrieb: „Ich habe in langer Zeit keinen gegen uns so erbitterten Lutheraner gesehen, welches denn recht schade ist für einen dergestalt sonsten qualificirten mann."[88])

Aber es waren seit Grotius' Naturrecht neue Gedanken zugeströmt.

Die erste Dissertation, welche Thomasius, seit er von Leipzig nach Halle übergesiedelt, gab, war die 1692 erschienene de felicitate subditorum Brandenburgicorum. Thomasius meinte in erster Linie hier das Edikt von 1664 rühmen zu sollen. Dann verkündete er in seiner „Abhandlung vom Recht evangelischer Fürsten in Mitteldingen" 1695 den nackten Territorialismus. Der Fürst habe das Recht, Bilder, lateinische Gesänge, den Exorzismus abzuschaffen. Der Geistliche ist auch in seiner Amtsbefugnis weiter nichts, als jeder Unterthan. Er hat gegen den Willen des Souveräns „nicht zu räsonnieren". Den Bindeschlüssel nun gar gegen den Landesherrn gebrauchen wollen, würde die reine Absurdität sein.

So finden wir auch in Halle die höchste Steigerung des Synkretismus. Ihm sind alle Kirchen nur Sekten. Und diese gehen schließlich im Staat auf. Der fromme Carpzov in Leipzig ging monatlich zum Tisch des Herrn. Er befestigte doch. Der freigeistige Thomasius, er löste auf. Alles arbeitete für jenen Spiritualismus, welcher von kirchlich selbständigem Gestalten und Regieren absehen lehrt. So löst sich die Kirche in eine Summe independenter, nur vom Staat verbundener Gemeinden auf.

Die kirchlichen Rechte Andersgläubiger waren zum Teil erkannt. Ein Wittenberger Fakultätsgutachten von 1624 sagt: Es „kann und soll Niemand zur Annehmung der wahren Religion mit Gewalt nicht gezwungen werden, derweil die Annehmung der Religion den inneren Beifall voraussetzt". Anders Lehrende soll man auch nicht aus dem Land treiben. Wenn sie ruhig leben, sollen sie „aus Hoffnung künftiger Bekehrung geduldet werden und ihre Handtierung treiben, denn in solchem Fall soll christliche Obrigkeit an ihr spüren lassen die Liebe christlicher Wahrheit, rechte Bescheidenheit und ruhige Klugheit".

Der Hamburgische Pastor Dedekenn hatte sich mit seinem Thesaurus consiliorum et decisionum ein großes Verdienst um die Kirche erworben. Im Januar, April und Mai 1623 erkannten dies die theologischen Fakultäten zu Leipzig, Wittenberg und Greifswald durch ihre Vorreden zu den drei Folianten an. Das Werk gibt wichtige Fakultätsgutachten. Es ist eine Kasuistik, wie Balduin in seinen casus conscientiae von 1628 sie in eine Art System brachte.

Die Rechte im Reiche standen fest. Aber wo blieb das Recht thatsächlich, namentlich unter bischöflicher Herrschaft! Jener Land-

marschall Hilmar Spiegel zu Schweckhausen ward vom Bischof von Paderborn bis aufs Blut gepeinigt. Der Bischof wollte des Landmarschalls Kind katholisch getauft haben. Er bot sich zum Paten an. Der standhafte Freiherr bedankte sich respektvoll für diese Gnade. Die Bischöfe von Paderborn aber waren überhaupt damals sehr eifrig. Bischof Dietrich hatte ja 1604 den evangelischen Bürgermeister Liborius Wichard hinrichten lassen. Er sah von seinem Garten damals zu. Der Bischof ließ trotz aller Beschlüsse des Kammergerichts sich jetzt nicht beschwichtigen. Es handelte sich diesmal nicht um Blut. Der Bischof ließ dem Spiegel den Kornboden aufbrechen und ihm für 1000 Goldgulden Roggen nehmen. Dann preßte er ihm mit Exekutionskosten gegen 4000 Reichsthaler ab. Spiegel gab, blieb aber bei seinem Glauben.

Mehr noch wußten die Evangelischen in Schlesien bei Wegnahme der Kirchen zu erzählen. Des Zeugenmutes eines Heermann in Köben, eines Kahl in Liegnitz wollen wir im Vorübergehen nur gedenken. In Preßburg saß Anton Reiser seiner Schriften wegen gefangen. Das Schwert des Scharfrichters funkelte schon über seinem Haupte. Da traf die Gnade des Kaisers ein. Als Pastor zu Hamburg starb er 1686. — In langsamer Unterströmung erst hatte trotz der Wirbel und Rückströmungen gerechtere Denkweise sich Bahn zu brechen.

Auf die Abhängigkeit der Kirche von den Höfen richtete man sich ein.

Die Geistlichen gingen in Devotion voran. Selbst ein Johann Arnd hatte im Vorwort zu seinem Psalter etwas verfänglich gemeint: „Unser lieber Gott hat die Obrigkeit so geehret, daß er sie Götter nennt Exod. 22.“ Sein Herr, der Herzog Christian auf Schloß Celle allerdings war ein Herr, der „in abgesondertem Kämmerlein in einem inbrünstigem Eifer morgends und abends sein Gebet zu Gott schickete“. An jedem Freitag fiel die Morgensuppe für seine Junker aus, damit man um so geschickter zum Gottesdienst sei. — Kurfürst Johann Georg war mit wenigen Ausnahmen alle Tage betrunken. Aber selbst ein Johann Gerhard entschuldigt. „Wenn nun auch dieser Fürst etwas mehr trank? Es war ihm ein Becher der Erheiterung, wodurch er schwere Regierungssorgen zerstreute.“ — Und immer noch liebte man, wie Balthasar Meisner, die Fürsten mit den Cherubim, zu vergleichen, welche wie zum Schutz die Bundeslade deckten. Selbst ein Calov feiert den Kurfürsten als den Josias, den

Josaphat, den Konstantin und Theodosius der christlichen Kirche. Die Devotion gegen Hochgestellte ist erstaunlich. Und Hofprediger, wie selbst ein Hoë und Geier, leisten hierin Unglaubliches. Da ist es kein Wunder, wenn ein Fürst von Waldeck meint, die Pastoren sollen „nur von Gehorsam singen und sagen". Die Höfe waren in ihren Kanzleien und Räten jetzt zurückhaltender. „Die vornehmsten Politiker verlassen mich alle — klagt Cyprian — oder ihre Söhne haben Buddeus zum Lehrer gehabt, fast nur noch der Herzog steht auf meiner Seite." — Darum hatte Valentin Andreä den umgekehrten Papa, den Apap in den evangelischen Fürsten und Magistraten entdeckt, und das Kind beim rechten Namen genannt. Darum hatte er in seiner „Christianopolis" seine Seufzer niedergelegt.

Es gibt zum Glück Ausnahmen. Hofprediger Weller in Dresden eiferte in seinen Predigten öfter gegen den Trunk am kurfürstlichen Hof. Der Fürst zürnt. Weller nimmt seine Vokation in die Hand, betet mit den Seinen und geht zum Fürsten. Er fragt, ob derselbe mit seinem Dienst unzufrieden sei? Der Fürst tadelt sein Predigen gegen den Trunk. Weller nimmt seine Vokation, liest sie dem hohen Herrn vor und sagt: In diesem Brief stehet, ich soll mein Amt mir treulich lassen angelegen sein, vor Ihro Durchlaucht und Dero hohen Angehörigen teure Seelen sorgen und wachen, und nichts unterlassen, was zu ihrem Heil und Seligkeit nötig ist. Wann mir dies nicht mehr freystehen soll, so kann ich auch mein Amt nicht verwalten, bitte vielmehr unterthänigst, Ew. Churfürstl. Durchlaucht wollen diese Vocation wieder von mir nehmen. — Da sagte der hohe Herr bewegt: Nein Herr Doctor — ihr meint es besser mit mir, als alle meine Hofleute, predigt ferner wie es eur Amt erfordert!

Dies war der Ausgang nicht immer. Zwei braunschweigische Hofprediger wünschen eine vierzehnjährige Prinzessin zu warnen, welche katholisch werden soll. Es ist einer österreichischen Heirat wegen. Sie werden nicht zugelassen. Sie protestieren. Von Thomasius fordert der Hof ein Gutachten. Und Thomasius erkennt für die nun suspendierten Prediger auf Bestrafung mit langem Gefängnis und Landesverweisung wegen „Auflehnung" gegen den Landesfürsten.

Dannhauer und Hülsemann ließen es sich nicht nehmen, den Gebrauch des Bindeschlüssels auch gegen den Landesherrn berechtigt zu finden. Einstweilen indes war dieses Papier. Aber Michael

Walther zu Celle nennt in einer Leichenpredigt auf Graf Rudolf Christian, welcher erstochen war, dessen ganzes Gefolge einfach „Schweine". Sehr fein war man noch nicht geworden. — Herzog August von Wolfenbüttel bestimmt seine Evangelienharmonie von 1646 zur Vorlesung in den Kirchen. Calixt wie die Leipziger Fakultät widersprechen. Valentin Andreä schweigt. Der Generalsuperintendent Lütkemann wird geschmeidig. Er wird Hoftheologe. Er verteidigt die Harmonie sogar. Der Herzog führt sie ein und lobt sie wacker in seiner neuen Agende.

Auf dem Lande sorgte die Nahrungssorge für die nötige Unterwürfigkeit. Schuppe schildert die unglücklichen Kandidaten. „Domine Johannes, sagt der Junker, ihr sollt zwar Dienst haben, aber ihr müßt Jungfer Margreth, meiner gnädigen Frau Kindermädchen heirathen." — Und wie jämmerlich bittet der brave Pastor Liscovius im Juni 1679 seinen Patron um einen neuen Talar! Er weiß in seinem gereimten Gesuch keinen andern Rat, „als daß mein Kirchenkind, mir einen andern schafft, weil da noch Mittel sind".

So waren die Visitationsfragen, wie die in Oldenburg, nicht überflüssig: „Ob Pfarrer im Kruge sich finden lasse und sonsten der letzte in den conviviis sei, auch mit den Bauren raufe und schlage?"

Der Gehalt war, auch in Städten, oft ein elender. Die Braugerechtigkeit, an der auch der Pfarrer wie jeder Bürger Anteil hatte, ward im Anfang des Jahrhunderts fast allgemein geübt. Die Schulbänke wurden in die Pfarre geschafft. Der Strohwisch oder der grüne Tannenzweig ward ausgesteckt, und die Bürger kamen, das Gebräude auszutrinken. War ihr Durst nicht genügend, so schrieb der ehrliche Pfarrherr von Mengeringhausen oben in seinem Museo in seine Annales seine Wehmut nieder.

Vergebens klagten Johann Gerhard und sein Kollege Himmel über stiftungswidrige Verwendung der Einkünfte der Kollegiatstifte und Domkapitel.

Die Hofprediger Laurentius und Heerbrand klagen Hochlöblicher Landschaft, daß sie 1641 und 42 nur ein Viertel und dann bis 1649 nur die Hälfte ihrer Besoldung empfangen hätten. Vor Gott, Engeln und Menschen würde es — so schließen sie — rühmlich sein, wenn Landschaft ein Einsehen hätte.[89])

So steigert sich von selbst die Abhängigkeit der Kirche vom weltlichen Regiment. In der Mitte des Jahrhunderts schon ist sie der

Art, daß Valentin Andreä einen Ruf nicht annehmen mag, der von Nürnberg ausgeht. Die alten freien Städte waren auch in der Regel nicht geneigt, Stadtsuperintendenten anzustellen. Die Magistrate wünschen, die Superintendenz selbst zu verwalten. Wo sie bestand, beseitigte man sie.

Kirchenzucht finden wir immer nur durch weltliche Macht gehalten. Die von Johann Gerhard als Superintendent in Heldburg 1613 entworfene Kirchenordnung kann nur so den Bann denken. Zur Ermahnung des Sünders werden hier auch Laien verwendet. Die im Chor der Kirche durch Verlesung des Konsistorialschreibens von der Kirche abgesonderten Unbußfertigen wurden vom Küster durch die Menge hindurch aus der Kirche geführt. Für sie gab es ein besonderes Gestühl zum Anhören der Predigt. Vor Anfang des heiligen Abendmahls wurden sie wieder aus der Kirche geschafft. Immer mußten für Zucht Amtmann, Vogt, Schultheiß und Schösser das meiste thun. So nur wurde auch bis in die Mitte des Jahrhunderts in Hannover der hohe Adel gezwungen, sich vor dem Konsistorium zu gestellen. Des Ehebruchs Überführte standen in Mecklenburg, ein Wachslicht in der Hand, vor dem Altar. Die strenge Zucht- und Sittenpolizei, die in Hamburg herrschte, rühmte, nach Tholuck, der italienische Reisende Graf Priorato 1633 ausnehmend.

Das war freilich nicht die vom Augsburger Bekenntnis Art. 28 geforderte Zucht: „ohn menschliche Gewalt, allein durch Gottes Wort". Und so berührt es nur wehmütig, zu hören, wie Joh. Himmel, Gerhards Kollege, ausruft: „Ich wünsche nichts mehr, als eine ernste Kirchenzucht, die sicherste Bewahrerin der Frömmigkeit". Aber er muß hinzusetzen: „O daß der weltliche Arm seine Hilfe leisten wollte!" —

In einem Bericht altmärkischer Visitatoren von 1649 finden wir: „Weil in den vorigen Visitationsordnungen der Bann in unseren Kirchen gänzlich abgethan", habe man wegen Knieen vor dem Altar nichts verordnen wollen.

Es war so, wie Thomasius höhnisch sagt: „Die Priester machen sich mit 1. Cor. 5 mausig, wo der Apostel den Blutschänder dem Teufel übergibt. Nun machen das die Priester nach, aber — zum Beweis, daß sie lange keine Apostel sind — ohne Effekt, sobald die liebe Obrigkeit nicht secundirt."

Blieb in diesem Jahrhundert die Kirchenbuße wesentlich noch

bestehen, so wissen wir, wer der Kirche dazu half. Auch Verhängung der „Brüche“ oder Geldbußen gehörten dazu.

Zu den Geschäften oberhirtlicher Aufsicht gehörte aber auch die Zensur. Als der Superintendent Friccius zu Burgdorf eine Arbeit drucken lassen wollte, legt er sie seinem Generalsuperintendenten Arnd in Celle vor, um dessen Approbation einzuholen. Und dieser macht ihn auf Philipp Nicolai in Hamburg aufmerksam, den er benutzen solle. Es war 1617. Diese Art der Zensur steigerte nur das bischöfliche Ansehen. Varenius in Hitzacker, welcher seinen angegriffenen Vorgesetzten verteidigte, zeigt, wie Arnd seinen Sprengel segnete.

Ob die Zucht in den deutschen reformierten Kirchen „im allgemeinen ernster und durchgreifender genannt werden könne, ist — wie Tholuck meint — sehr die Frage“. Sie war es freilich, wo in der Schweiz und Holland freiheitlicher Geist die Macht in die Gemeinden gelegt hatte. Evangelische Landesherren pflegten die Sache von ihren Kanzleistuben aus besorgen zu lassen.

Durch diese Kanzleistuben ward die Kanzel allmählich säkularisiert. Mit jenen Ankündigungen nach der Predigt ward sie zusehends mehr belastet, welche das Wohl des Landes und der Stadt betrafen. Es war eine Wohlthat, als Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg 1660 anordnete, daß alle, außer rein kirchlichen Ankündigungen, in Wegfall kommen sollten. Und doch war die Erleichterung nur vorübergehend. Alle, auch die kleinsten bürgerlichen Verwaltungsvorschriften, mußten abgekündigt werden. Der Kirchgänger erfuhr das Nötige über Rinderpest, Nachtwächterwahl, Zwangsversteigerungen, Abgabe der Steuern, Zehnten und Beden, und wie er sich mit Beten und Fasten einzurichten habe bei drohender Erscheinung des Kometen. Sie waren drohende Ruten. Ein landesherrliches Schreiben von 1654 ermahnt dringend, in diesen Himmelsvorgang nicht hinein zu schauen, sondern ein Präservativ einzunehmen, und sich „ein Tag oder drei in Speiß und Trank mäßig und nüchtern zu halten“.

In einer Beziehung pflegte auch der ärmste Pfarrer unerbittlich zu sein. Und hier übertrieb er nur zu oft. Der rohe Gebrauch des Elenchus mit Nennung der Namen des Angeklagten machte die Geistlichen zu Klägern und Richtern zugleich und entwürdigte die Kanzel. Auch die massive Art, den Gegner zu behandeln. Noch 1670 gibt in der Predigt ein Pastor zu Kolberg einem Kollegen

der Vorstadt völlig unbekümmert den Titel: „Mistfinke“. Aber es kamen ganz andere Dinge vor, die, wie in Hamburg, auch die Massen zur Gewaltthat entzündeten, so daß es das Erwünschtere schien, wenn man dagegen zu den Magistraten flüchtete.

Wir stehen hier vor dem dunkeln Punkt der Verketzerungen und Anfeindungen.

Die Schreibweise Calovs atmet oft wilden nicht zu rechtfertigenden Zorn. Aber selbst der fromme Johann Gerhard ruft, wenn er von den Socinianern redet: „Exsurgat ergo Christus — der Herr stehe auf und strafe mit himmlischem Blitz und hölischem Feuer diese Lästerungen seiner Feinde!“ Man glaubte im Eifer für die reine Lehre sofort, hinter Abweichungen von derselben heimliche oder öffentliche Feinde des Herrn zu erblicken. Dieses haben wir uns zu vergegenwärtigen, um selbst einen Calov zu verstehen. — Der zorneifrige Joh. Fr. Meyer, der Wittenberger Professor und spätere Hamburger Hauptpastor, schrieb seine Streitschrift, die „Kriege des Herrn“. Er widmet sie dem Hofprediger Geier. Er redet im Buch zuvörderst den Erlöser an. „Ich zittere nicht, deinen heiligen Augen diese Blätter zu übergeben, gleichwie die Kirche in Andacht dich an den Ölberg begleitet. Ich werfe mich zu deinen Füßen und übergebe an diesem schmerzlichen Ölberg bei deinem blutigen Leibe dir eine solche Schrift, so die Feinde deines Kreuzes und Marter zur Buße ermuntern und deine abtrünnigen Schmerzenskinder zu dir bekehren soll.“ — Es ist diesen Schreibern feierlicher Ernst. Und da sie die evangelische Kirche für die Kirche halten, und rings umher, rechts und links, wo wir etwa Vorstufen erblicken, nur Abfall sehen, so handelt es sich ihnen immer um Leben und Tod. Die modernen Geschichtsschreiber sind in der Regel gar nicht im stande, die Tiefe und heilige Glut zu verstehen, aus welcher die Rede quillt. Sie schrecken vor der Form der Ausdrucksweise zurück und verurteilen.

Der Eifer der Theologen indes, so müssen wir hinzufügen, verkannte, wenn er auch die Mißbräuche und Irrlehre unerbittlich traf, doch nicht, daß Gott auch anderswo seine Kinder habe. Der eifrige Philipp Nicolai redete schon im Anfang unseres Jahrhunderts, ähnlich darin Luther, in diesem Sinn. „Es möchte wohl Jemand fragen, ob ich das Papstthum in Spanien für eine Zunehmung der christlichen Religion hielte? Darauf antworte ich, daß man müsse unterscheiden zwischen den von

Gott befohlenen und verordneten Mitteln, so zur Fortpflanzung des Reichs Christi gehören, und den zufälligen Irrthümern, so von Menschen daran geflickt werden." Und er bekennt, daß jene Gnadenmittel in der römischen Kirche seien, „durch welche vieler Menschen Herzen vom heil. Geist oft gerührt, gezogen und bekehrt werden".

Zum „guten Leben eines rechtschaffenen Diener's Gottes", wie Valentin Andreä sein Buch benannte, gehörte der Kampf gegen den Fürsten, der in der Luft herrscht, und grimmig in die Herde bricht. Ihm treten die Pastoren in kräftigen Exorzismen entgegen. An der großen Teufelsaustreibung in Pirna, wohin Pfarrer Blume zu Dohna durch den Hofprediger gesendet war, nahm die ganze Stadt teil mit Kirchenmusik und lautem Dank.

Der Exorzismus war in den evangelischen Agenden beibehalten. Seit Egid. Hunnius war er immer verschieden beurteilt worden. Einig war man nur darin, daß er, wenn von den Feinden angegriffen, nicht mehr zu den Mitteldingen gehöre, sondern, wie von Arnd, festzuhalten sei. Von Francke und Freylinghausen wurde er völlig rücksichtslos abgeschafft.

Wir redeten von Zucht. Die Zucht des Beichtstuhls bestand. Und der Beichtstuhl stand offen im Schiff der Kirche oder in der Sakristei. Das Beichtgeld soll, wie Herzog August d. J. 1645 an die Prediger zu Wolfenbüttel schreibt, auf den Altar gelegt werden. Denn im Pfarrhaus Beichte zu hören, konnte man in Sachsen 1624 noch den Pfarrern ernstlich verbieten. Der Generalsuperintendent von Grubenhagen sieht sich 1689 veranlaßt, den Geistlichen zu untersagen „in den Pfarrhäusern in Schlafrock und Pantoffeln Beichte und Absolution zu halten". Hatte man die Regel durchbrochen, nur in der Kirche beichten zu lassen, so war der heilige Dienst im Hause jedem Mißbrauch ausgesetzt.

Die Selbstkommunion finden wir in einem Visitationsabschied aus dem Erzbistum Magdeburg von 1656 den Geistlichen verboten. Aber die Beichte selbst litt unter dem Mangel an geistlichen Kräften. So mußte sich die private Beichte in die allgemeine verwandeln. Eine Nachricht sagt, daß 1684 in Stuttgart „wegen Kosten der Zeit öfter sechzig bis siebzig Leute auf einmal absolviert werden".

Zerstörend wirkte auch hier Thomasius. Die Sakramente waren ihm überhaupt nur Zeremonieen, die auch fallen könnten. Nachhaltig zerstörender wirkte auf das Institut der Pietismus. Er machte aus

dem öffentlichen Amt im Hause Gottes eine seelsorgerliche Beratung im Pfarrhaus und seelsorgerische Besuchung. In Lüneburg hatte auch hierfür Sup. Sandhagen, zu welchem Francke eilte, gewirkt. Sup. Scharff in Lüne führte die Hausbesuche ein. Großgebauer hatte sie in seiner Wächterstimme empfohlen. Landesherrliche Edikte forderten sie dann. In Rostock hat jeder jüngste Diakonus im Anfang des Jahres jedes Haus in der Gemeinde zu besuchen. Das war an sich ein Fortschritt. Nur mußte er unbeschadet des Beichtstuhles geschehen. Er mußte diesen füllen. Er stand in den Kirchen noch. Aber er stand bald verödet.

Ernst scheint der Altar gepflegt.

Wie sehr er mit Zucht umhegt ist, zeigt sich, wenn man beachtet, welche Kommunikanten als „würdige" betrachtet werden. Nach Calov und Quenstedt durchaus nur die, welche an die wahrhaftige Gegenwart in den Elementen für mündliche Nießung glauben.[90]) Hielt man doch die volle Lehre aufrecht. Unsere Leiber sind mit Christi Leib und Blut gespeist. Dies ist ihre magna dignitas. Darum bleiben sie nicht im Grab. So Joh. Gerhard in seinen Meditationes sacrae.

Es entstand oft die Frage, ob man dort, wo unter reformierter Obrigkeit die evangelischen Pfarrer nur geduldet seien, den „widerwärtigen Religionsverwandten, sofern sie sich friedlich hielten", das heilige Abendmahl reichen könne? Die Leipziger Fakultät antwortet den 17. August 1648, der Pfarrer sei angehalten die Schwachen und Unwissenden zu unterweisen. „Wenn aber — gutgesinnte Reformierte — in die lutherische Kirche gehen, halten sich still, friedlich und exemplarisch, ja erklären sich auch, daß sie bei dem Katechismo Lutheri selig leben und sterben können und wollen, dennoch aber die wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes und mündliche Niessung wegen einmal gefasseten calvinischen Irrtums nicht glauben wollen, vielweniger solch Glaubensbekenntnis in öffentlichem Beichtstuhl vor dem Priester ablegen, und wo sie Gelegenheit haben, sich zu den calvinischen Gemeinden halten, in ihre Predigten gehen, und bei ihnen auch kommunicieren, so halten wir dafür, daß kein luth. Prediger dergleichen Personen zum Gebrauch des heiligen Abendmahls zulassen kann, denn die von einem geheiligten Brod essen, die sollen auch ihrem Glauben und Bekenntnis nach zu der Gemeinde gehören, in welcher sie das Abendmahl empfangen."

Man sieht, daß auch „gastweise" Zulassung nur rechtlich unzweifelhaften Mitgliedern der evangelischen Kirche gewährt wurde. Es kam die objektive Kirchenzugehörigkeit in Betracht.

Wir sehen dasselbe bei Chr. König in seinen Casus conscientiae von 1654: „Einige sind der Meinung, sie (die Reformierten) seien allerdings anzunehmen und zwar aus dem doppelten Grunde: 1) weil man die Kirche und ihre geistlichen Güter allen offenhalten und keinem verschließen müsse, indem wohl auch hier das Wort Christi gelte: Kommet her alle und ich will euch erquicken; 2) weil sie bei den Evangelischen die wahren und rechtmäßigen Sakramente fänden, die sie in ihren Kirchen nicht haben könnten. Solche Leute aber um ein so großes Gut bringen zu wollen, das sei ein Beweis von barer Intoleranzwut. — Doch das ist ein Geschwätz. — Denn wir verschließen keinem den Weg zur Kirche, aber das verlangen wir, daß jeder auf dem rechten Weg hereinkomme. Was den zweiten Grund betrifft, so folgt nicht, daß jeder, der weiß, wo das Abendmahl recht gehalten wird, auch sogleich zu demselben zu lassen sei. Dazu bedarfs noch etwas mehr, nämlich daß er auch ein wahres Glied der wahren Kirche und mit dem hochzeitlichen Kleide angethan sei. Wir nun, die wir uns mehr auf die entgegengesetzte Seite neigen, antworten daher im allgemeinen, daß einer, der von den Evangelischen abweicht und einer Irrlehre anhängt, von ihnen mit gutem Gewissen nicht zur Kommunion gelassen werden könne. Sodann antworten wir insbesondere: einen Calvinisten anlangend, so ist derselbe entweder ein Laie oder ein Prediger; und im ersten Falle wiederum entweder ein unwissender oder ein unterrichteter Mensch. Ist er unwissend, so wird er vielleicht den Unterschied nicht wissen. Dann wird man sich aber gar sehr zu hüten haben, ihn als einen noch rohen und noch in seinem Wahn befangenen Menschen zum Abendmahl zu lassen, sondern man soll ihn zuerst offen belehren, wie weit wir in diesem Punkte auseinander sind und warum ein Teil mit dem anderen nicht kommunizieren könne und dürfe; darüber soll man ihn klärlich unterweisen, nämlich daß neben anderen Ursachen das heilige Mahl des Herrn auch deswegen gefeiert werde, daß es ein Zeichen und Bekenntnis sei, zu welcher Religion man sich bekenne. Denn wer mit einer Kirche am Genuß dieses Sakramentes teilnimmt, der bekennt eben damit öffentlich, daß er die Lehre dieser Kirche teile und die gegenteilige verwerfe und sich damit von den anderen lossage."

Das heißt demnach Abendmahlsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft.

An den Altar treten die Pastoren nach der braunschweiger Agende Herzog Augusts von 1657 mit „Alben, Caseln und Meßgewand fein ehrerbietig mit großer Andacht und Anrufung des Sohnes Gottes, und bedenken, was für hohe Mysteria ipsis etiam sanctis angelis tremenda sie allda wiewohl sie sündige Menschen sein, verrichten". — Ehrerbietig werden von Sakristanen und Ältesten reine Tücher auf beiden Seiten des Altars während der Darreichung hingehalten, damit von den geweihten Elementen nichts zu Boden falle. Der Altar selbst ist mit allerlei kostbarem Schmuck, mit Lichtern und frischen Blumen geziert. „Ich wollte — ruft Scriver, der dies so wünscht, — daß man die ganze Kirche und sonderlich den Altar wie einen kleinen Himmel könnte ausschmücken."

In diesem Jahrhundert und später tragen die Geistlichen zu St. Sebald in Nürnberg bei Verwaltung des heiligen Abendmahls die Kaseln aus katholischer Zeit. Die Alba, auch zur Predigt von den Geistlichen über dem Talar getragen, finden wir verbreitet. Herberger nennt sie sein „natürliches Säetuch", daraus er den Samen des göttlichen Worts in die Gemeinde wirft. Wir finden die Alba auch in den westfälischen Städten, wo im mächtigen Soest alle Prediger der Börde, zur Zirkelpredigt verpflichtet, jährlich zu St. Pauli vor ihrem Inspektor zu predigen hatten. An den Geistlichen am Altar zu Kloster Lüne sah man 1668 ein Gewand von gelber Gaze, darüber eine Kasula, auf der die Passion gestickt war. Die Insassen und Äbtissinnen wie Dorothea von Meding sah man im Benediktiner-Ordenskleid. Und die „lutherischen Mönche" in Loccum trugen bis 1631 nach Cistercienserstatut weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Weit länger wurden die lateinischen Horen gesungen. Die Stiftler im Augustinerkloster zu Tübingen trugen noch bis 1750 die schwarze Kutte.

Die Gotteshäuser standen noch geöffnet. Der Nürnberger Ratserlaß von 1603, welcher sie für die Zeit außer den Gottesdiensten geschlossen wissen wollte, erregte einen Sturm in der Stadt. Der Rat mußte nachgeben.

Die Litanei zu beten, war 1619 für alle Kirchen des Erzstifts Magdeburg strengstens eingeschärft. Dazu soll man aber in geistlichen Stiftern, Klöstern und Hospitalien bei den täglichen horis canonicis

der großen Not gedenken. In Magdeburg selbst finden wir nach Dr. Philipp Hanen Kirchenbuch von 1692 vier Lektoren. Mit dem Levitenrock bekleidet sind sie, zwei zur Epistel, zwei zum Evangelium verordnet. Das Symbolum Nicänum wird vom Diakonus lateinisch intoniert. Dann heißt es:

„Wenn die Predigt und das allgemeine Gebet verrichtet, tritt der Diakonus samt zween Lectoren und zween Vicarien, so processoria haben, wie mans zu nennen pflegt, mit dem obgedachten Kirchen-Ornat (Meßgewand und Levitenröcken) vor den Altar, tragen den Kelch, Hostien und was zur Bereitung des hochwürdigen Abendmahls gehört auf den Altar, und wird von dem Küster, an dem die Ordnung ist, ein silbernes Rauchfaß mit glühenden Kohlen und Weihrauch in dem Chor an eine marmelsteinerne Säule gehängt und also zur Communion geräuchert, wie denn zuvor auch vom Citharmeister der Altar bekleidet und zugerichtet, zwei Wachslichter angezündet und zwei rothe sammetne Bücher mit Silber beschlagen, darin die gewöhnlichen lateinischen Episteln und Evangelien mit Noten geschrieben, drauf gelegt, auch zu Festzeiten ein silbern oder goldenes Crucifix auf den Altar gesetzt, dessen der christliche und fromme Fürst Georg von Anhalt, weiland Präpositus der Primat-Erzbischöflichen Kirche zu Magdeburg, in seinem Bericht an ein hochwürdiges Domcapitel, wie eine christliche Reformation in diesem Primat-Erzstift anzustellen wäre, Anno 1542 geschrieben, kürzlich mit diesen Worten gedenkt: Daher bleibt der alte Brauch, in dieser unserer Magdeburgischen Kirche, daß auch heutigen Tages wir auf den hohen Altar keine Bilder setzen, denn allein das Crucifix und die Bücher der Evangelisten und Apostel, wohl gezieret, der Ursachen, wie unser eigen Brevier ausweiset, daß in diesen Büchern die Lehre der Wahrheit und ewiges Leben verfasset ist. — Und wird nun nach geendeter Predigt, indem der Prediger von der Kanzel geht und der Diakonus vor den Altar tritt, von den zwei Knaben oben vom Chor gesungen: Da pacem Domine, die Orgel geschlagen, und darauf vom Diakonus und dem Chor die lateinische Präfation, wie es die Zeit giebt, gesungen. Auch werden zu Ende der Präfation die Communicanten durch den Domküster mit einem sondern Glöcklein im Chor hangende zur Communion sich einzustellen angemahnt. Inmittels treten die beiden Lectores und Vicarii auf jede Seite des Altars in ihren Levitenröcken an den Altar, um die Tücher unter der Communion

den Communicanten vorzuhalten. — Nachdem singt man im Chor das Sanctus lateinisch, nach Unterschied der Sontage und Feste, wie im Chorbuch zu finden." — Die Spendung geschieht mit den Worten: „Nehmet hin und esset, das ist der wahre Leib unsers HErrn JEsu Christi."

So mag es im Dom oder ähnlich an zweihundert Jahre geblieben sein.

In Nürnberg erschien 1615 ein Enchiridion, welches 150 Psalmen, Versikeln und Kollekten in lateinischer Sprache enthält. Sie waren noch so in Brauch. Auch Meßgewande und Alben waren es, neben Levitenröcken und den Mänteln der Chorsänger. Das officium sacrum für St. Sebald und Lorenz von 1664 und die Agende der Diakonen zeigen den alten Dienst. „An den Feiertagen nach der Frühmeß sollen alle Kollegen zugegen sein, und in ihren Chorstühlen mit weißen Chorröcken stehend oder sitzend singen: Erhalt uns Herr bei deinem Wort." Die Frühmesse wird vom Wöchner, dem Primus, gehalten, „welcher gegen den Altar zuletzt geht, kniet zwischen dem 2. und 3. Diacon mit denen er heraus kommt, in der Mitte vor dem Altar, und verrichtet sein Gebet". Auf das „große Patell" zählt er die Oblaten auf, „Zehnweis auf einander wie die Schaubrote", während Introitus und Kyrie gesungen werden. Der Chor respondiert lateinisch. Und noch 1690 wird zu St. Sebald und St. Lorenzen „die lateinische Messe gesungen".

Durch dies Jahrhundert hindurch finden wir die täglichen Metten und Vespern mit Absingung deutscher Psalmen. Daneben erscheinen die Wochenpredigten. Apostel- und Marientage werden wie die monatlichen Bettage gefeiert. Aber die Schulmeister müssen drei Lieder Luthers durch Vorsagen zum Singen einprägen. Des Lesens sind wenige kundig. Noch 1697 war ein Pastor im Merseburgischen sehr böse, weil ein Glied seiner Gemeinde sich ein Gesangbuch gekauft hatte, und daraus in der Kirche sang, welches großes Aufsehen erregte. Darum untersagte ihm der Pfarrer „solche Neuigkeiten aufzubringen".

Es gab nicht Kirchen, in denen man nicht knieend Beichtthat und Konsekration der Elemente entgegennahm. Nur selten ward Ermahnung nötig. „Wenn ihr nicht unter dem Gebet auf die Knie fallen wollet, oder auch wegen der engen Kirchenstühle nicht könnet, so bleibet nicht sitzen, sonderlich wenn das Vaterunser gebetet wird,

und denket, wenn ihr betet, daß ihr kommt in den großen Himmelssaal, wo die allerheiligste Dreieinigkeit, welcher tausend, tausend Cherubim dienen und zehn hundert tausend Seraphim aufwarten." So Schupp 1677 in seiner „Litaney" von Hamburg aus.

Die treue Handhabung des Amts, die im großen Krieg die Kirche rettete, war noch dieselbe. Noch fragten die Geistlichen, erhielten sie einen Ruf an eine andere Stelle, sehr ernsthaft, ob ein Ruf Gottes zu erblicken sei. Sie fragten geachtete Theologen. Sie legten die Frage auch theologischen Fakultäten vor, ehe sie sich entschieden. Spener fragte, als er den Ruf nach Dresden annahm, fünf Theologen zuvor, wie wir sahen.

Über die Methode für das theologische Studium hatten Chyträus, Joh. Gerhard, Calov geschrieben, auch die Fakultät Rostock als solche. Gegen die Härte der Kanzelpolemik hatte Quenstedt in seiner Ethica pastorum et instructio pastoralis geredet. Er rät das Studium Arnds. Er rät immer zwischen Verführern und Verführten zu unterscheiden, und Hülsemann in seinem Methodus will, daß man „mehr Fleiß darauf verwende, die Sitten zu bessern, als die Ketzer zu widerlegen".

Die Kanzelarbeit selbst empfing neue Muster. In der Vorrede zur Ausgabe seiner Postille von 1613 zählt Johann Gerhard viel Predigtarten auf. Die Predigt könne nach logischer, nach grammatischer, nach rhetorischer, nach schauspielmäßiger, „dessen heutigen Tags die Jesuiten sich viel befleißigen", und nach historischer Art entworfen werden. Sie könne ferner nach kirchengeschichtlicher, nach katechetischer, nach scholastischer, sie könne endlich nach dialektischer, nach mystischer und nach heroischer Art sein.

Hülsemanns methodus concionandi ist die Anweisung, durch scholastische Spezialisierung der genera causarum dem Text Stoff zu entlocken oder zuzuführen. Man analysierte den vorliegenden Text 1) grammatisch nach der Wortbedeutung, 2) logisch. Hier wurde er betrachtet ex loco oppositorum, ex loco relationis, ex loco circumstantiarum, ex loco adjunctorum. Endlich wurde 3) der Text rhetorisch betrachtet. Es wurde gefragt, zu welchem genus er gehöre, zum judiciarium, oder deliberativum, oder demonstrativum, oder didascalicum. Und nun konnte die Abhandlung selbst beginnen: „Das Subjectum des Textes ist der Messias — die Handlungen der Gottlosen können objective gut und doch formaliter

böse sein – das Adjunctum der Nachfolge Christi ist das Kreuz." Über die unendliche Trocknis der Abhandlung ward dann die Fülle gelehrter Citate, der Proben und Beweise in lateinischer, griechischer, hebräischer Sprache mit nachfolgender Übersetzung und den Namen der Rabbinen, Philosophen und Exegeten gegossen.[91])

Aber durch Hülsemann kam nun auch die entsetzliche Einrichtung doppelter Exordien vor und nach der Textverlesung. Diese Exordien stiegen allmählich bis auf fünf. Und dann kam die fünffache Nutzanwendung am Schluß. Spener hat nur zwei Exordien, gerade genug, um von vornherein ermüdet zu sein, wozu seine Predigten das übrige thun.

War man um Gedankenstoffe für die Ausführung verlegen, so hatte man schon in Mengerings Schriften vom „Gewissenswecker" bis zum „Kriegsbelial" und „Eidbüchlein" genug. Denn er teilt zugleich aus Chemnitz, Selnecker, Sarcerius reichlich mit. Auch hatte Bidembach, Abt von Maulbronn, schon 1608 fünfhundert Themata für Leichenpredigten gegeben.

Und es fehlte seit Schleupners Tractatus von diesem Jahre nicht an Homiletiken. Denn neben Hülsemann und Carpzov treten Rebhahn, Balduin, Christian Chemnitz, Olearius, Göbel mit solchen hervor. Gedenken wir auch des Orator ecclessiasticus von Heinrich Müller.

Der Superintendent Hartmann zu Rotenburg an der Tauber, der Verfasser des Absolutionsbuchs für den Dienst im Beichtstuhl, gibt 1697 sein Pastorale evangelicum. Krumholz schließt mit seinem Kompendium 1699 die Reihe.

Die Zeit der synthetischen Predigt kam. Sie entnimmt das Thema der begrifflich gefundenen Einheit des Textes. Balduin, Hülsemann, Chemnitz, Carpzov I bilden sie aus. Man sagt, letzterer habe hundert Arten dieser Predigtweise entdeckt. Jedenfalls stellte der treffliche Leipziger Professor, der „Vater der Symbolik", der ein Hodegeticum mit Dispositionsmethoden schrieb, ein ganzes Jahr hindurch auf der Kanzel Jesum als Handwerksmann dar. Da ist die Wirkung auf die Zuhörer zu ermessen. Unser Heiland war nach Matth. 6, 26 der beste Tuchmacher. Er war in der folgenden Predigt der beste Laternenmacher. Er war Miser. Dom. der beste Brunnenmacher. Er war zu Himmelfahrt der beste Tapezierer.

Die Predigten selbst der Joh. Gerhard und Arnd waren durch

ihre Form steif, trocken und unbehülflich. Bei Herberger und Heinrich Müller schlagen individuelles Leben, eigne Erfahrung und Wärme durch. Im Gefolg der Pegnitzschäferei und der Blumen- und Palmenorden legt sich aber eine andere Form über den Gedanken. Selbst ernste Männer werden spielend und blümelnd, wenn sie auch nicht, wie Dilherr in Nürnberg zu Ps. 45, 2 über den Ruhm der Schreibfeder predigen.

Selbst der fromme Hofprediger Weller hat das Thema: „Die unruhige Klaff- und Klappermühle des bösen Gewissens". Er predigt über den „churfächsischen Glaubenscederbaum" oder über den „schönen Rautenkranz, so wider das Gift des Todes, der Sünde und der Hölle dient". Eine Leichenpredigt hat nach Tholuck die Aufschrift: „Rosen- und Blumengeheimniß".

Der Generalsuperintendent Förster in Eisleben beginnt auf der Kanzel: „Die drei Windlein, in welchen das Jesuskindlein eingewickelt vor uns liegt, wollen wir in diesem Stündlein betrachten". Professor Röber in Wittenberg will reden über „des holdseligen lieben Jesuleins und Immanuels himmlisch Geburtszeichen oder prophetische Himmelsfigur".

Wunderlich gelehrt mit griechischen Citaten durchschossen, pomphaft überladen, predigt der Vorgänger Speners, Hofprediger Martin Geier.

Und so geht es selbst den Leichenpredigten. Calov beginnt eine solche, indem er nach Eingang und Text, noch die „Vorbereitung zur Erörterung des Textes" folgen läßt. Dann kommt die „Erklärung des Textes" selbst. Er ist aus Hiob genommen. Es sind deshalb neben lateinischen Citaten auch hebräische unvermeidlich. Aber auch ganze lateinische Sätze erscheinen. Nun kommt der „Nutz der Erklärung". Wir sehen Citate aus Augustin und Basilius. Es folgen Rabbinen. Wir haben eine gelehrte Untersuchung über den Leib der Auferstandenen. Sehr übel fahren dabei die Marcioniten und verschiedene Gnostiker. Es folgt nun der Lebenslauf des hochmögenden Rats-Kämmerers Kampffen.

Man wird also hinsichtlich des Kirchenschlafs einiges Mitgefühl walten lassen dürfen.

Es ist bezeichnend, daß man einem Johann Gerhard nachrühmte, man habe ihn in der Kirche niemals schlafend gesehen! Aber es ist noch bezeichnender, daß man auf diese Umstände eine stehende Einrichtung gründen mußte, daß man Schläferwecker anstellte. Knaben gingen leise mit langen Stöcken umher, die Eingeschlafenen aus ihrer

Ruhe zu wecken. Die jungen Wecker erhielten ihre Bezahlung aus dem Kirchenärar, wie die Rechnungen zeigen.

Dieses war so sehr in der Ordnung, daß es der Würde der Prediger nicht Eintrag that. Dem Range nach geht überall der Pastor, wie in Hamburg und Magdeburg, vor dem Senator. In Quedlinburg geht er vor dem Bürgermeister.

Fast allgemein scheint der Katechismus ernst traktiert. Scriver erzählt aus Stendal. — „Diese Stadt hat den uralten, löblichen Gebrauch, daß in ihren Pfarrkirchen alle Jahre viermal der kleine Katechismus Herrn Lutheri von den Herren Pastoribus erklärt und in St. Nikolai Kirche am ersten Sonntage des Advents, in St. Marien am Sonntage Estomihi, in St. Jakobs am Sonntage Trinitatis, in St. Petri am ersten Sonntage nach Egidii der Anfang gemacht, die Woche hindurch fortgesetzt und am nächstfolgenden Sonntag zu Nachmittag mit der Predigt vom hochwürdigen Abendmahl beschlossen wird, da indessen alle anderen Predigten am Sonntag zu Nachmittag und in den Wochen eingestellt, und die Katechismuspredigten von der ganzen Stadtgemeine in der Kirche, an welcher die Ordnung ist, fleißig besucht werden. Welche löbliche Ordnung sie mit den vornehmen Städten Lübeck, Braunschweig und andern gemein hat und daraus der lieben Alten gottseliger Eifer und christliche Sorgfältigkeit, die lautere Katechismusmilch zu erhalten und die Einfältigen zu erbauen, sattsam abzunehmen ist."

Eine Nürnberger Ordnung von 1626 bestimmt sieben Kirchen für die Sonntag nachmittags ein Uhr abzuhaltende öffentliche Katechismuslehre.

Egidius Hunnius selbst hatte 1604 in Wittenberg sein „Catechismus und Kinderlehre" drucken lassen. Dannhauer gab zehn Quartbände „Katechismusmilch". Nikol. Hunnius gab seine „Erklärung" 1627. Der Prokanzler der Universität Kiel, der treffliche Kortholt, gab den vielfach verbreiteten Gottorpischen Katechismus heraus. Den Breslau-Oelser bearbeitete der Generalsuperintendent Walther in Celle 1653. Und 1658 folgte sein ganz vortreffliches „Kirchen-, Schul- und Hausbuch".

Calovs „Katechismus Lutheri" von 1671 dient zugleich zur genauesten Kenntnis der Unterscheidungslehren und ist als solcher ungemein brauchbar.

Was die Predigt nicht leistete, that der Hausgebrauch der

Schrift. Wir gedenken zunächst des großen harmonistischen Bibelwerks von Chemnitz, Leyser und Johann Gerhard mit den Bildern der Verfasser. Die Bibelwerke erschienen reichlich. Das weimarsche, wie das „bei den Sternen" 1650 veröffentlichte Lüneburgische, wurden dankbar aufgenommen. An dem des Herzog Ernst von Gotha arbeiteten 29 sächsische und thüringische Theologen. Unter ihnen Johann Gerhard und Himmel. Dasjenige von Herzog August von Wolfenbüttel war ein Werk langer Arbeit. Auch Mich. Walthers Harmonia biblica von 1649 war es. Die von Andreas Osiander und Calov werden wir nicht vergessen. Fürsten lasen die Bibel zehn- bis zwanzigmal durch, und fromme Juristen noch mehr. Fürstinnen lasen mit ihren Kindern, und lehrten ihr Frauenzimmer sie lesen.

Mancher Herr wie Graf Gottfried von Öttingen brachte bis 1610 das ganze neue Testament in Reime. Es liegt in der Maihinger Bücherei.

Was die Predigt in Wort und Druck nicht ausrichtete, leistete reichlich eine asketische Litteratur ohnegleichen.

Wir schreiben nicht ihre Geschichte. Sie muß im Zusammenhang erst noch geschrieben werden. Schrieben wir sie, während hier nur auf Hervorrageudes hingewiesen werden kann, so würden wir wohl mit Martin Moller in Görlitz beginnen und an sein „Handbüchlein der Todesvorbereitung" erinnern. Seine Schriften kamen in unzähligen Auflagen. Oder wir würden dessen gedenken, wie Salomo Gesner 1602 in Wittenberg Bugenhagens Passionshistorie mit anmerkenden Reden herausgab. Er fügte im Anhang das Salve caput cruentatum und andere Lieder Bernhards bei. Oder wir würden hinweisen auf „Der Schuljungfrauen Lustgarten. In welchem sie täglich früh morgens — mit Hertzen andacht spazieren, ihrem Hertzliebsten Himlischen Buhlen, dem schönsten unter den Menschen Kindern unterschiedliche Krentzlein winden, vnd gesanges Weise offeriren können." Die theologische Fakultät zu Wittenberg hielt sich nicht zu gut, 1603 die Vorrede dazu zu schreiben.

Oberhofprediger Hoë schrieb am 12. August dieses Jahres die Vorrede zur ersten Auflage seines „Evangelischen Handbüchlein".

Wie einst Nicolai in Unna während der Pest seinen Freudenspiegel, so schrieb 1613 während der Pest in Fraustadt Valerius Herberger seine Magnalia Dei. Scherzer schrieb später freudig das Vorwort zur vierten Auflage. Denn Herberger schreibt erbaulicher

und weniger reflektiert, als Arnd. Seine „Herzpostille“ ward nie übertroffen von kindlicher Einfalt. Sehr gelesen wurden die Schriften Böhmes (Martin Bohemus) in Lauban, z. B. seine drei Zenturien der Gebete, die nacheinander erschienen. Das Paradiesgärtlein Arnds kam 1616, und im folgenden Jahre Melissanders Ehebüchlein. Sein Beicht- und Betbüchlein gab er später heraus.

Johann Gerhards Meditationes sacrae, und seine Schola pietatis 1623, erreichen Arnds Innigkeit nicht. Sauberts „Seelen-Artzney“ erschien in Nürnberg 1636, und ebendort Martin Beers schöne Passionsandachten 1657.

Die tiefe Mystik, welche in Phil. Nicolai, Arnd, H. Müller innerkirchlich die Kehrseite der gelehrten Scholastik bildet, verteidigt 1667 der Superintendent Heinrich Ursinus in Regensburg, auf Bernhard zurückgreifend. Meyfart und Stephan Prätorius würden auch in diesen Zusammenhang gehören. — Jedenfalls gehört Christoph Scheibler hierher. Er starb 1653 am Schlag in der Sakristei — sahen wir. Aber er hinterließ seine Aurifodina oder „theologische und geistliche Goldgrube“. An ihr erfreute sich Spener. Scheiblers Sohn Johannes, zu Lennep Pfarrer, war der verdiente Inspektor der mit Mühe im reformierten Herzogtum Berg gestifteten evangelischen Gemeinden. Die „Auserl. absonderlichen“ Schriften von Herberger kamen 1660. Lassenius, aus der polnischen Familie derer von Lazinsky, war in Danzig unterrichtet, hatte zu Rostock studiert, hatte Rom, hatte in England Milton besucht, und war gefangen durch österreichische Klöster geschleppt. Auf der Flucht lag er in der Nacht auf dem Gottesacker in Itzehoe. Da fand ihn der Bürgermeister der Stadt, der, im Traum beunruhigt, nach einem hilflosen Fremden suchte. Nun seit 1666 Pastor in Itzehoe, dann Hofprediger in Kopenhagen, schrieb er seine erbaulichen Schriften, den „Himmelsweg“, das „Capernaum“, den „himmlischen Morgenthau“, welche auch in Leipzig und Magdeburg oft neu gedruckt wurden. — Am 1. August des folgenden Jahres schrieb Heinrich Müller das Vorwort zu seiner „Fest-epistolischen Schlußkette“. Oberhofprediger Geier gab auf Befehl seines Kurfürsten des edlen Adolf von Münchhausen Laienpredigten, die „Geistliche Kindermilch“ heraus.[92]) — In Magdeburg veröffentlichte 1671 Scriver: „Gottholds zufällige Andachten“. Dilherr zu Nürnberg gab 1679 seinen „Tugendschatz und Lasterplatz“.

Ein Student, der in Jena zu Musäus Füßen saß, schrieb für

eignen Gebrauch Gebete. Sie gerieten in fremde Hände und wurden gedruckt. Und 1680 bekannte sich Kaspar Neumann an St. Elisabeth in Breslau zu ihnen, und gab den „Kern aller Gebete“ heraus. Ihre Verbreitung war überraschend. Neumanns statistische Arbeiten in Verbindung mit Leibniz sind jetzt verschollen. Diese Gebete reden. Auf Quirsfelds „Hertzens-Schatz“ folgte die „Apostolische Aufmunterung“ von Lütkemann 1686. Es folgten das „Studenten-Gebetbüchlein“ von Moller und von Professor Feller in Leipzig „Der andächtige Student“. Es kam dann Dreßlers „Studenten-Gebetbuch“. Man geht dem Schoristenteufel zu Leibe. Johann Quistorp in Rostock hatte eifrig seine Stimme gegen diesen akademischen Unfug erhoben. Die Gebetbücher mußten nun helfen.

Gedenken wir auch hier wieder Scrivers.

Als er Stendal verließ, sagte er in seiner Abschiedspredigt: „Gesegne euch Gott meine Feinde und Beleidiger! Ich danke euch, daß ihr mich oft zu meinem Gott gejagt!“ Und in diesem Sinn schloß er 1692, ein Jahr vor seinem Tode, in Quedlinburg seinen „Seelenschatz“ ab.

Oft hat man der evangelischen Kirche in Deutschland Mangel an „Missionssinn“ vorgeworfen.

Nicht mit Unrecht in gewisser Beziehung. Denn sie hat, mehr als die reformierte, die Versuchung zu bekämpfen, einseitig dem Zuge zur Innerlichkeit nachzugeben. Sie ist geneigt, in Lehre zu ruhen und sie auszugestalten. Sie steht in einem Volk, welches weniger in die Weite gerichtet ist, als die Völker des Weltverkehrs, in denen von der Schweiz bis Holland und England das reformierte Kirchentum seine Heimstatt hat. Sie ruht in ihren Binnenlandschaften; sie sieht gern, wie Johann Gerhard noch dies zeigt, die Predigt des Evangelii als durch alle bereits gedrungen, und das Ende der Welt als bevorstehend an.

Die evangelische Kirche hat aber völlig nie gerastet. Und in mancher Beziehung ging sie der reformierten voran. Denken wir an die Arbeit eines Hans von Ungnad, an die Arbeit der Tübinger und Rostocker für Sendung von Predigern und Schriften bis unter die Mauren von Konstantinopel. Wir erinnern daran, wie Valentin Andreä dies fortsetzt. Und schon 1626 hatte nun Professor Meisner in Wittenberg zur Mission unter Juden, Türken und Heiden aufgefordert. Auch der Generalsuperintendent Havemann, auch Scriver

und Dannhauer und Leibniz thaten es.[98]) Die Missionsarbeit Ernsts von Gotha sahen wir bereits. — Dann ließ 1664 Baron von Welz seine christliche und treuherzige Ermahnung zu Nürnberg erscheinen. Er regte die Stiftung einer „jesusliebenden Gesellschaft" an. Er hielt in völlig ergreifender Weise der evangelischen Christenheit den Willen des Herrn zur Sendung unter die Heiden vor. Er wies auf die Magdeburger Zenturien hin. Er zeigte, was die römische Kirche thue. Er redet alle Stände an. „Wolauf alle fromme Studiosi und Gottesfürchtige Magistri, was stehet ihr zum Theil so lange müßig auf dem Markt eures Vatterlands, vergrabet doch nicht eure Pfunde der Geschicklichkeit in die Erde der Faulheit, sondern handelt mit denselbigen unter die Heiden und ungläubige Völker, auf daß ihr euer Pfund dem himmlischen edlen Herrn JEsu Christo mit Wucher wiedergeben möget." Auch den Gesandten in Regensburg reichte der Baron eine betreffende Denkschrift ein.

In seinem Hause auf dem Ellernthorsteinweg in Hamburg hielt der Oldenburger Edzard jeden Mittwoch und Sonnabend Unterricht für die Juden. Seines evangelischen Glaubens wegen aus Holland vertrieben, hatte er sich als Privatgelehrter den morgenländischen Sprachen, namentlich der rabbinischen Theologie, gewidmet. August Hermann Francke, der Gießener Professor May, auch Spener saßen zu seinen Füßen. Francke las hier die hebräische Bibel siebenmal in dem einen Jahre durch. Und Edzard stiftete 1667 die erste Kasse zur Unterstützung jüdischer Proselyten.

Leibniz hatte den Blick immer auf die Reiche der Erde gerichtet. Und immer, auch 1672 in der Dissertation über die ägyptische Expedition, rät er Habsburgern und Bourbonen, das Christentum in die entlegenen Länder zu tragen.

Bened. Carpzov ließ zu Leipzig den Lebenslauf eines dort getauften Juden drucken. Er sagt in der Vorrede am Christabend 1675: „Man klaget über die Unbeständigkeit der getaufften Juden. Aber wir Christen sind warlich selbst grosse Schuld daran, und werden's schwer vor Christi Richter-Stuhl zu verantworten haben. — Der treue Heiland, welcher um unsert willen arm ward, ob er schon reich war, mache uns alle reich an Glauben, Hoffnung und Liebe durch seinen heiligen Geist."

Es waren Wünsche. Die Ausführung im großen Stil fehlte. Sie fehlte, weil die evangelische Kirche nur territorial, weil kein ge-

meinsames Tribunal für Lehrentscheidungen vorhanden war, wie Nik. Hunnius, wie Hoë es verlangten, und Ernst von Gotha es auszustatten geneigt war. Er wollte, sahen wir, ihm Reinhardsbrunn als Sitz mit allen Einkünften zur Verfügung stellen.

Groß in allem, wozu es gemeinsamen Plans und Vorgehens nicht bedarf, ließ auch in diesem Jahrhundert die evangelische Kirche eine Fülle geistlicher Lieder aus sich hervorgehen, welche hinlänglich zeigt, daß sie lebt. Und, setzen wir hinzu, auch gerade in der Zeit ihrer Scholastik und Orthodoxie lebte; und nicht „tot" war.

Von Luther, der sich an die Psalmen schließt, und die Hymnen der lateinischen Kirche in neuer Form den Deutschen zuführt, geht der Strom des Kirchenliedes aus. Er geht in diesem Jahrhundert sich steigernd von Nicolai bis Paul Gerhardt.

Schon 1604 kam das Hamburger Melodeyen Gesangbuch mit vierstimmigen Sätzen von den vier dortigen Organisten Hieronymus und Jakob Prätorius, Decker und Scheidemann. Es war zur Zeit Philipp Nicolais. Berühren wir nun einiges.

Christoph Fischer in Celle hinterließ sein: Wir danken dir, Herr Jesu Christ; die Gräfin Anna von Stolberg ihr: Christus, der ist mein Leben. Pastor „Behemb" zu Lauban sang: O Jesu Christ meines Lebens Licht. Dann kommt der Zeit nach Herberger mit seinem: Valet will ich dir geben.

In die Dichtung wie in die Predigten zog der süßliche Ton. Wir dürfen nicht sagen, daß der Jesuit Balde, daß Spee und endlich Scheffler die weichliche Weise eingeführt hätten, die schließlich nur das Hohelied übrig behält, um den verzückten Umgang der Seele mit dem himmlischen Bräutigam darzustellen. Sie unterliegen ebenso, wie so viele Protestanten, den unwägbaren Schwankungen des Bewußtseins und der Manier. Man stattet sinnlich den Herrn wie einen Liebesgott aus. Wie bei Scheffler ist die Mystik Taulers und Eckarts wiedergekehrt. So im Spiel der Paradoxien seines thörichten cherubinischen Wandersmanns. Auch Knorr von Rosenroth, wie der halb wahnsinnige Kuhlmann aus Breslau mit seinen himmlischen Liebesküssen, unterlag dieser Strömung.

Scheffler, der Angelus Silesius, war Katholik geworden. Der süße Dichter und Mystiker zeigte sich nun plötzlich von anderer Seite. Seiner 1677 erschienenen Folio-Ausgabe der „Kirchenbeschreibung" fügt er den Traktat „Gerechtfertigter Gewissenszwang" hinzu. Er

widmet es Kaiser Leopold. Er sucht zu beweisen, auch die Apostel würden Zwang geübt haben, wenn ihnen weltliche Macht zu Gebot gestanden hätte. Man müsse also die Ketzer „ausrotten". Um dem Kaiser den Weg zu zeigen, beweist er ferner, die Lutheraner seien in 28 Punkten von der Augsburger Konfession abgewichen. Scheffler weiß, daß er mit diesem Buch selbst den Katholiken nicht einen Gefallen thue. „Die Ketzer werden — schreibt er dem Kaiser — toben und rasen — die Katholischen werden murren, und unbillichen, daß es nicht in geheim verblieben."

Man verzeihe die Abschweifung. Aber wir müssen noch etwas hinzufügen.

Wir finden gegen Ende des dreißigjährigen Kriegs in Königsberg einen Verein begabter Männer. Wir fügen Früherem hinzu.

Da war Simon Dach. Da waren ferner Joh. Frank, der Dichter von: Schmücke dich, o liebe Seele, und Georg Neumark, der seit 1643 hier studierte. Da waren Roberthin, Andreas Adersbach, der Pfarrer Georg Mylius, der Schlesier Kaldenbach, der Schulrektor Faber, die Professoren Thilo der Jüngere und Tinctorius. Als Gast kam der Schlesier Peter Titz von Danzig herüber. Alle gaben als Bundesmitglieder sich Schäfernamen. Oft versammelten sie sich in einer bestimmten Gartenlaube. Und in diesen fröhlichen Kreis kam dann auch Dach's besonderer Freund, Abraham Calov, damals Professor in Königsberg. Freilich diesen Turteltaubenseufzern einer verliebten Psyche gegenüber, von denen man hier nicht frei war, gab es Männer genug, die sich im alten Ton hielten. Dahin gehört Heermann, dahin auch Meyfart.

Doch bleiben wir im Zusammenhang. Wir stehen noch in der Zeit des langen Krieges. Er trieb zu Gebet und Lied. Fabricius schuf das: Verzage nicht, du Häuflein klein. Lied um Lied sang Heermann in Köben. Sein: Herzliebster Jesu — und O Gott, du frommer Gott — wurden die beliebtesten. Rinkart in Eilenburg begrüßte den Frieden mit seinem: Nun danket alle Gott. Lukas Bacmeister in Rostock folgt mit dem Lied: Jesu meiner Seelen Ruh. Josua Stegmann in Rinteln und Meyfart in Erfurt gaben uns die herrlichen: Ach bleib mit deiner Gnade — und: Jerusalem, du hochgebaute Stadt. Dann kommt Flemming mit seinem: In allen meinen Thaten. Und nun kommt die Krone, Paul Gerhardt, groß als Dichter, wie als Bekenner. Und neben ihm zugleich Joh. Crüger,

Kantor an der Nikolaikirche in Berlin, der Schöpfer von ſiebzig neuen Melodien zu unſeren Liedern. Der Bürgermeiſter von Guben Johann Frank und Georg Neumark ſind, trotz ihrer: Schmücke dich, o liebe Seele und: Wer nur den lieben Gott läßt walten — ganz Opitz. Sie ſind in allen weltlichen Stücken und Reimen voll ſteifer Pedanterie und ſchwülſtiger Gelehrſamkeit. Die alte Bibelſprache trägt ſie aber, wie ſie Paul Gerhardt trug.

Das gilt in hohem Grade vom Mitglied der fruchtbaren Geſellſchaft, dem Paſtor Riſt, dem lorbeergekrönten Dichter. Er beſingt für dieſen Lorbeer den Kaiſer in nicht weniger als tauſend Alexandrinern. An ſeinem: O Traurigkeit, o Herzeleid — und Werde munter mein Gemüte, merkt man freilich nichts davon.

Die Konſiſtorialräte Denicke und Geſenius in Hannover ſingen: Nun jauchzet dem Herrn alle Welt — und O Tod, wo iſt dein Stachel nun. Rektor Keymann in Zittau ſchuf das ſchöne: Meinen Jeſum laß ich nicht.

Er ſtarb 1662. Doch gedenken wir auch eines ſeligen Heimganges in demſelben Jahre. Wir meinen die Gräfin Ludämilie Eliſabeth auf dem Schloß zu Rudolſtadt. Sie iſt Dichterin des: Zeuch uns nach dir, ſo laufen wir. — Im folgenden Jahre ſtarb Konrektor Schirmer in Berlin, der Dichter von: O heiliger Geiſt, kehr bei uns ein.

Der Naumburger Pfarrer Albinus hinterließ ſein: Straf mich nicht in deinem Zorn. Der Reichsfreiherr Ludwig von Pfeil ſang ſein Lied vom Duellieren und das: Schmück dich nicht, o liebe Seele.

Er ſtarb 1684. Der Generalſuperintendent Johann in Weißenfels ſtarb in demſelben Jahre. Sein: Herr Jeſu Chriſt, dein teures Blut — iſt bekannt. Daneben dichtet in Naumburg Paſtor Albinus: Alle Menſchen müſſen ſterben. Er ſtarb 1697. Und damit mögen wir die Überſicht ſchließen.

Wir können freilich von dieſen Dichtern nicht rühmen, was der ehrliche überſchwängliche Pfarrer Kindermann an St. Ulrich in Magdeburg von Riſt rühmte:

> Der unverdroſſen Riſt, das Wunder unſrer Zeiten
> Vor dem Europa ſich zur Erde ſchier will breiten.

Aber wir können von allen ſagen, daß ſie unzählige Seelen ergriffen, beugten und erquickten.

Von Polen aus kam im Juli 1698 der Befehl nach Dresden, das Lied: Erhalt uns Herr bei deinem Wort — nicht mehr zu singen. Der geheime Rat antwortete unter dem Vorsitz seines Präsidenten Hermann von Beuchlingen zu Carpzovs Freude, daß man solchen Befehl des Gewissens willen nicht folgen könne.[94])

Kindermann indes, der uns eben den Zeitgeschmack, Schwulst und Neigung für lächerliche Beräucherung zeigt, mag uns noch in die Litteratur dieser Zeit selbst überleiten. Es gilt uns auch hier der kulturlichen Umgebung.

„Das Übergewicht der poetischen Kräfte hatte sich auf die Seite der Protestanten geworfen." Vom 17. Jahrhundert an ist dieser Gang der Dinge nun entschieden. „Die Gemeinschaft der evangelischen Kirche und Norddeutschland ist der fast ausschließliche Boden auf welchem, um mit Vilmar zu reden, deutsche Poesie, ja deutsche Litteratur überhaupt, wächst, gedeiht und blüht."

Während des langen Krieges schrieb Opitz in Jütland seine „Trostgedichte". Ein Fortschritt war sein Buch von der deutschen Poeterei 1624. Bekanntlich führte es statt bloßer Silbenzählung die Messung der Silben nach Accent und Betonung ein. Opitz Charakter ist zweifelhaft. Er trieb sich an den kleinen schlesischen Höfen umher, diente auch dem „Seligmacher", dem katholischen Grafen von Dohna, dem Schrecken der Evangelischen, und sang jedermann devotest an. Sein Verdienst aber ist unzweifelhaft.

Wie überall, so feierte man auch in Nürnberg den großen Frieden dichterisch. Sigmund von Brinken schrieb seine „friederfreute Teutonia". Es erscheinen „die Abgeordneten zum Frieden". Vor ihren Augen erscheint die Eris. Ein Paar Schlangen und drei brüllende Höllengeister schleppen sie in Plutons Reich. Die geflügelte Fama eilt mit großer Trompete friedeverkündend in die Weite.

Hier schon sehen wir, wie nun mit Pantomimen und Balletten, mit Possen und Feuerwerken, mit Schäfern und allen Figuren der Mythologie: das Schäfer- Lust- und Singspiel in Sälen und Gärten der deutschen Städten Einzug hält. Und damit kam ein Wust wilder Leistungen aus den Federn amusanter Hofpoeten, Pastoren und Schulmeister aller Konfessionen. Und dann kamen die Fastnachtsspiele, meist Nürnberger Ware, die Pickelheringsstücke und Hahnreigeschichten. Neben den englischen Komödianten durchziehen sie das Land.

Der Glogauer Gryphius verſpottet in ſeinem Horribilicribrifax das wilde und lächerliche Bramarbaſiren der Haudegen in Krieg und Frieden. Alles geht — das Deutſch untermiſcht mit Brocken aus aller Welt Sprachen — wild im Fiſchart'ſchen Ton durcheinander. Alles zeigt die herrſchende Roheit und aufgeblaſene Prahlerei. Aber in „Felicitas“ hören wir auch die Klage der ſtreitenden Kirche.

Mit reichlichen Anklängen an Sebaſtian Brand gibt uns der Straßburger Moſcheroſch, den wir oft erwähnten, in ſeinem „Philander von Sittenwald“ ein Zeitbild bunt und wild. Er geht in die buntlappige Sprache und die welſchen Umgangsformen ein. So verſpottet er dieſe Ausländerei. Denn tief unten im unterirdiſchen Gewölbe unter dem Schloß Geroldseck im Wasgau hält König Arioviſt Hoftag. Um ihn ſitzen die alten deutſchen Helden Hermann, Widuchind, der hürnen Siegfried, Saxo, alle herrſchgewaltig und finſter. Von geiſterhaften Reitern wird Philander aufgegriffen, durch eine Höhle in die Geiſterburg, in den Turm, und dann vor die Könige geführt. Hier beginnt das Gericht. Dieſer Philander will, wie er behauptet, ein Deutſcher ſein? Das glaubt ihm niemand. Woher hat er dieſe jämmerliche modiſche Tracht, dieſe Reverenzen und trippelnden, gezierten Bewegungen, und nun endlich dieſe elende, aus fremden Wörtern undeutſch zuſammengeflickte höchſt lächerliche Sprache? Woher, daß er die ehrlichen deutſchen Namen in fremde Sprache überſetzt? Der alte König ruft: „Was habt ihr vermeynte Teutſchen dann für Trew in ewrem Hertzen gegen ewrem Vatterland? — Ihr wolt vnſer Nachkömmlinge ſeind vnd Ehrliche Teutſche genennt werden, wie will dan ewer Weſen ſo gar nicht mit dem vnſrigen vbereinſtimmen?“

Im chriſtlichen Vermächtnis ſagt Moſcheroſch ſeinen Kindern: „Die evangeliſche Augsburgiſche Confeſſion, ſo man von Dr. Luther her die lutheriſche Religion nennt, iſt die gewiſſeſte zur Seligkeit. Dieſer ſollt ihr beipflichten, nicht ſpitzfindig, nicht grob, — einfältig, ſchlecht und recht, ſo wahr euch euer Seelenheil lieb iſt.“ Im Jahre 1669 ging er dann heim.

Niemand ſchreibt kurzweiliger, als Paſtor Schupp. Aber er artet auch in geiſtliches Geſchwätz aus. Es iſt das Bild der Zeit. Ihre Figuren, Fürſten, Staatsmänner, Gelehrte, alle Stände erſcheinen von derbem Humor geſchildert. Wo er die Zeit überhaupt geißelt, wie in der Erzählung ſeines Traums im achten Kapitel des

Regentenſpiegels, dort lehnt er ſich ſtark an Moſcheroſch. Nur jagt hier eine Geſchichte und Anekdote die andere, ſonderlich von Höfen, die er am meiſten liebt. So wird der Ernſt, welcher im Grunde wohnt, immer wieder durch burleske Komik verdeckt. — Wie er die Kirchen wünſcht, ſagt er deutlich: „Wenn ich einem großen Herrn dienete, der eine große Kirche wollte bauen laſſen, ſo wollte ich rathen — daß die Kirche achteckig oder rund gebaut würde, wie ein Theatrum anatomicum, und die Kanzel ſollte in der Mitte ſtehen". — Der Breslauer Ratsherr Hoffmannswaldau ſuchte nach der „reinen Lieblichkeit in ſinnreichen Empfindungen, durchdringenden Geſchichten und löblichen Beiworten, artigen Beſchreibungen, annehmlichen Sätzen und anmuthigen Verknüpfungen". Man ſolle „gute Verknüpfungen und ſinnreiche Sprüche ſeinen Gedichten einverleiben". — Dieſes Streben, auf Stelzen zu gehen, haben wir in den Predigten ja wieder gefunden.

Daneben finden wir denn auch geiſtliche Komödien. So ſchrieb Rektor Müller in Altenburg 1688 den „verfolgten David". Darin traten 117 Perſonen auf. In Quedlinburg wurde in St. Wiberti an jedem Karfreitag noch lange der reiche Mann und der arme Lazarus aufgeführt.

Und wie ſtand es mit der öffentlichen Sittlichkeit im evangeliſchen Volk? Nach Tholuck läßt ſich nicht erwarten, daß gegen den Ablauf dieſes Jahrhunderts „die Confeſſion im Stande ſein werde, den ſittlichen Zuſtänden einen diſtinctiven Charakter aufzuprägen". Nur Eins noch. Nach Spener kamen 1678 in Frankfurt auf eine Bevölkerung von 20000 Seelen — zehn uneheliche Kinder.

Immer feſtigt alte Sitte. An den Giebeln oder über den Thoren der dunklen Häuſer in Stadt und Land ſieht man ins Eichengebälk geſchnitten die frommen bibliſchen Sprüche — eine Straßenbeleuchtung beſonderer Art. Denn Sein Wort iſt ein Licht auf unſeren Wegen. Vor den Pfarrhäuſern, wie vor dem, in welchem Philipp Nicolai geboren iſt: Labia sacerdotis custodiant doctrinam. Vor den Schulhäuſern, wie zu Celle: „Rope mi an in der nodt, ſo will ick di erredden, ſo ſchaltu mi priſen. Di furcht des herrn iſt der wisheit anfang. Sir." Und drinnen in den ſpitzgiebligen Bürgerhäuſern Sinnſprüche an Schränken und Truhen. Da leſen wir: Godt verledt de ſinen nicht ewichlich — oder: Hedde Adam den Appel ut dem Mule lahn, So können wir noch hute

im Paradiſe gahn. — Über der Thür der Ratsſtuben ſtand noch: Sehet zu was ihr thuet, denn ihr haltet das Gericht nicht den Menſchen, ſondern dem HERRN, und ER ſitzet mit euch im Gericht. 2 Chron. 19, 6. — Jede Morgenſprache einer Gilde und jeder Zunftbrief begann noch: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Amen.“ Ja, vor den Backhäuſern im Dorf ſtand wohl zu leſen: „Verſuch uns HErr mit keiner Not, und ſegne unſer täglich Brod!“

Daß es ſo war, dazu thaten in der Regel nicht die Höfe. Dafür ſorgten auch nicht die hohen Schulen als ſolche. Das war vielmehr das Werk der Geiſtlichen. Das iſt zum größten Teil die Frucht auch des evangeliſchen Pfarrhauſes. Mit ſeinen Freuden war es eine Stätte vielſeitiger Bildung. In ſeinen Leiden war es ein Herd lebendiger Gottesfurcht, immer aber ein Seminar für den Dienſt der Kirche und für Frömmigkeit in jedem Beruf. Was von geiſtlichem Lied hier entſtand, es fand in der Kantorei nebenan die Form für Haus- und Kirchenmuſik. Was ſich unter Land und Leuten immer ereignete, hier war eine Stätte des Gebets, der Fürbitte, der Unterweiſung und der Zucht.

Wie zum Wahrzeichen evangeliſcher Art erhob ſich auf der großen Brücke zu Dresden das Bild des Gekreuzigten. Der Kurfürſt hatte es 1670 aufſtellen laſſen „nach Beſeitigung jeglichen Kultus abergläubiſcher Verehrung, um dem Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts in den Vorübergehenden ewiges Gedächtnis und Dankbarkeit zu ſtiften“. So der „Direktor der Evangeliſchen“. Die alte Zucht war noch eine Macht.

Daß es ſo war, daß an Höfen trauernde, fürſtliche Frauen Gebetbücher ſchrieben, daß Bürger und Bauern den alten Glauben, den Troſt in aller Not, und alte Zucht in Haus und Gemeinde bewahrten, das war in erſter Linie die Wirkung der Treue der frommen, über die evangeliſchen Länder dicht geſtreuten Hirten.

Und ſie hatten Oberhirten, wie jenen Superintendenten Orth zu Marburg. Es war 1699, am Schluß des Jahrhunderts, als er der Geiſtlichkeit ſeines Sprengels ſchrieb: „Die Zeit iſt kurz, das Amt iſt ſchwer, die Rechnung iſt hoch, der Richter iſt vor der Thür, Gott gebe, daß wir alle ſeine treuen Knechte ſind. Amen.“

Zweiter Abschnitt.

Der erste Abschnitt zeigte den Ausbau des in der Reform Aufgebauten in objektiv gebundener Form unter Leitung einer im ganzen geschlossenen Orthodoxie. Der zweite zeigt uns ein anderes Bild. Er hat den Ausbau als subjektiv entbundene, als kritische Arbeit, er hat die Zeit der Revision darzustellen.

Wenn man die Arbeit der Kirche, welche wir in unserem zweiten Buch schildern, die Zeit der Reproduktion nennt, im Gegensatz zur Zeit der Produktion im 16. Jahrhundert, so ist dieses, im engeren Sinne genommen, richtig.[95]) Aber zur Reproduktion gehören auch die Versuche kritischer Revision. Und vor diesen stehen wir jetzt. Wir ließen auf Darstellung der Einführung der Reformation im gegenwärtigen zweiten Buch diejenige ihrer Ausführung folgen. Zu diesen gehört die Erprobung des Grundbaus nach jeder Richtung.

Zweihundert Jahre zurück liegt uns jetzt jene Erscheinung einer geistigen Umbildung in Form der Renaissance und des Humanismus. Wir wissen, was diese Erscheinung bedeutete. Sie war Pionierarbeit. Sie hat der kirchlichen Reform Bahn gemacht.

Diese Reform war religiöse Verinnerlichung. Die Antike war aus der Mitte des Denkens von ihr in den Umkreis geworfen. Überwunden war sie niemals. Sie muß in ihrer Bedeutung erst verstanden sein. Also kehrt sie zurück.

Denn jetzt naht ein neues Zeitbewußtsein. Der Pantheismus tritt ein. Der Rationalismus erscheint. Er erscheint, weil er überwunden werden muß. Dieses vermochte nicht die römische Kirche. „Die Kirche Christi sollte — sagt einmal Heinrich Leo — noch ganz andere todte, feindliche Stoffe im Kampfe überwinden, und da zum Kämpfen und Überwinden einigermaßen gleiche Waffen gehören, wie der Feind sie hat, wäre die katholische Kirche in ihrer geschlossenen Weise nie fähig gewesen, innerlich, geistig, mit all den antichristlichen Strömungen fertig zu werden, die alle auch besiegt sein wollten — und noch besiegt sein wollen." Wir nahmen Bezug darauf.

Den Anbruch dieſer Kämpfe haben wir zu ſchildern, inſoweit ſie auf deutſchem evangeliſchen Boden ſich vollzogen. Ein erſtes Kapitel wird uns wieder über die Zeit orientieren, ein zweites uns die Invaſion reformierter Elemente von Oſten her, ein drittes die Fortſetzung der pietiſtiſchen Bewegung und ein viertes in der Orthodoxie den berechtigten Gegenſatz zeigen. Wir haben dann die Philoſophie und die hohen Schulen, und dann die Aufklärung darzuſtellen. Ein ſiebentes Kapitel muß uns den Rationalismus in ſeiner erſten Periode und den Widerſtand zeigen. Das letzte Kapitel führt uns wieder in die praktiſche Arbeit der Kirche.

Erſtes Kapitel.

Die Zeit.

Unterbrechen wir für den Eintritt in ein neues Jahrhundert wieder den geſchichtlichen Gang. Betrachten wir das Jahr 1700 ſynchroniſtiſch auf dem Hintergrund der Zeit.

In den Gärten von Verſailles geht der große König immer in großer Tournüre. Die alte bigotte Maintenon ſitzt in der Sänfte, die man auf Räder geſetzt hat. Vier Lakaien ziehen ſie, und der König geht wie der fünfte nebenher. Aber in ihren Gemächern ſitzt das hierher verkaufte deutſche Fürſtenkind Liſelotte. Sie kann die evangeliſchen Kirchenlieder nicht vergeſſen und ſingt ſie, eine Einſiedlerin am Hof, bis in ihr Alter vor ſich hin.

„Die meiſten Leute hier — ſo ſchreibt ſie — ſind als ob ſie aus dem Abgrund der Hölle kämen.“ Und der König ſinnt auf Dragonaden. „Denn, als er eine Mätreſſe hatte, die nicht devot war (die Montespan), war er es auch nicht, als er aber in eine verliebt geworden, die immer von Buße ſpricht, glaubt er alles, was dieſe ihm ſagt. Die Maintenon und die Jeſuiten machen ihm weiß, er könne nicht in den Himmel kommen, wenn Reformierte im Lande blieben.“ [96]) Lenôtre gab den Bäumen Friſur und den Hecken die nötige ſteife Haltung, und Unſitte und Unnatur machen von hier den Gang um die Welt.

Aber auch französische Gelehrsamkeit. Der Mauriner Mabillon hat seine Reise in den Klöstern der Schweiz, Bayerns, Österreichs und des Elsaß gemacht. Er beschrieb es in seinem Iter germanicum. Auf Grund der Sammlungen von d'Achery arbeitet er jetzt an seinen großen Acta sanctorum ordinis St. Benedicti. Er sammelt für seine Annalen des Ordens, deren sechsten Folianten dann Martène herausgab. Und im Kloster Mölk hoch über der Donau, arbeitet Bernhard Pez für seinen Thesaurus Anecdotorum. Das sind Fundgruben für Kirchengeschichte, ohne welche jeder protestantische Gelehrte fast ratlos sein würde. —

Neben diesen Arbeiten waren diejenigen der Bollandisten, die Acta sanctorum, nun schon namhaft angeschwollen. Die Bände erschienen gleichfalls in Folioformat; jeder ein anzuerkennendes Verdienst der Jesuiten.

Der deutsche Stolz, — ce qui est naturel à tous les allemands, sagte Richelieu — war verschwunden. Der Deutsche ward kriechend. Er warf sich an dieses Frankreich fort. Schon vor zwanzig Jahren hatte die Kurfürstin Sophie von Hannover aus Iburg geschrieben: „Alles verfranzt von oben bis unten!"

Jeder Fürst im Reich will seinem Galarock mit Borten und Umschlagfutter neue Majestät verleihen. Jeder will seinem Herrschersitz mit Sandsteinfassaden und mit dem dekorativen Pomp geschniegelter Sphinxe und gravitätischer Heroenfiguren in galanter Menuetthaltung den nötigen Glanz geben. Mit den französischen Allüren flutet auch die ekelhafte Mätressenwirtschaft ins Land.

Man zählte fünf- bis sechshundert große und kleine Hofhaltungen. Dazu kamen etwa fünfzehnhundert Ritterschaftliche. So waren der Hofämter, zu denen der ärmere Adel sich drängte, viele. Und so war Gelegenheit, für jede Laune unterwürfig, für jede Lächerlichkeit brauchbar, für jene Wirtschaft eine schätzbare Hilfe, mit einem Wort niederträchtig zu werden. Ein lakaienhafter Sinn bildet sich aus.

Für die Blüte jener Wirtschaft hatte auch Thomasius gesorgt. Die Theologen konnte er ungestraft verhöhnen, für die Höfe hatte er immer Bücklinge. Für sie erfand er besondere Gesetze: „Das odium in concubinas muß bei großen Fürsten und Herren zessieren, indem diese den legibus privatorum poenalibus nicht unterworfen, sondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hier-

nächst eine concubina etwas von dem splendeur ihres Amanten zu überkommen scheint."

So das Haupt der Halleschen Juristen.

Durch diese Höfe vollzog sich eine völlige soziale Umwandlung. Der Hof wurde das Ideal. Die „Hoff-Leute" sind der erste Stand. Der Hof gibt den Ton an. Er ist nicht nur die Schüssel, aus welcher jeder, um befördert zu werden, zu naschen sucht. Er allein zeigt, was Bildung ist. Bildung deckt sich mit „Höflichkeit". Man muß sich in das Zeremonialwesen zu schicken lernen, um artig und galant zu sein, oder conduite zu haben. „Ein junger Cavalier, dessen Umstände es verstatten wollen, thut überaus wohl, wenn er mancherlei fremde Höfe besucht, um sich je mehr und mehr zu qualificiren." So rät Rohr. Denn so nur kann man endlich alles mit einer bonne grâce verrichten. Und sogar Pastor Neumeister schreibt die „Allerneuste Art zu einer galanten Poesie zu gelangen".

Kaiser ist Leopold I. In düsterer Gravität und streng spanischer Grandezza erscheint er wenig einnehmend. Aber seine Hofkapelle kostet ihm 45000 Gulden jährlich. Und sein Staatsrat war, sagte man, die Mutter Gottes zu Mariazell.

In Regensburg tagt das corpus evangelicorum. Man konnte ja Klagen dort einbringen. Es war nur etwas beschwerlich. Es gehörten achtundzwanzig Pferde dazu, eine Religionsbeschwerde dem kaiserlichen Prinzipalkommissar zu überreichen. Es fuhren zwei kurfürstliche und zwei fürstliche Gesandte auf, jeder in sechsspänniger Kutsche. Dazu kamen zwei städtische, jeder in zweispännigem Wagen. Macht in Summa 28 Pferde.

Das Reichskammergericht in Wetzlar, halb Evangelische, halb Katholiken, hatte seine Akten in Frankfurt und Aschaffenburg. Alle Verhandlungen gingen gravitätisch und langsam wie die Postkutsche, die alle vierzehn Tage von Dresden nach Berlin fuhr.

Dagegen dürfen wir nicht leugnen, daß der Kaiser, der in den Ländern seiner Hausmacht genau nach seinen Territorialrechten mit den Evangelischen verfährt, auch die Jesuiten oft rechtlos verfahren läßt, doch anders auf evangelischen Gebieten auftritt. Völlig unparteiisch krönt er evangelische Geistliche und Schriftsteller mit dem Dichterlorbeer und der goldenen Gnadenkette. Denken wir nur an Opitz, an Cyprian, an von Birken, Heermann, Rist, Siegfried Neumeister in Rostock, Adami in Dresden.

Eilen wir zu den evangelischen Höfen.

Wir bemerken im allgemeinen, daß die alte lateinisch-theologische Erziehung verabschiedet ist. Die französisch-weltliche ist eingezogen. Sichtbar ist die Leitung der Hand der Hofprediger und Konsistorien entfallen. Man bedarf an den Höfen nicht mehr der Gutachten der Fakultäten. Man hat humanistisch angehauchte und aufgeklärte Staatsmänner. Wir finden Leibniz im Dienst des Konvertiten Johann Friedrich von Hannover und des Erzbischofs von Mainz. Wir sind im Zeitalter der Toleranz. Ein neues Bildungsideal steht vor uns. Man hatte Ehre darin gesucht, ein Gelehrter zu sein, griechische und lateinische Verse zu machen. Jetzt aber gilt es, Fechten und Tanzen zu üben, Mathematik, Physik, Technologie hinzuzunehmen, den Hofmann und galant homme zu spielen. Leibniz erfreut sich an Uhren und Wolff an Verbesserung der Lampen.

Humanistische Staatsmänner sorgen für den Staat und bürgerliche Ruhe. Mit der Macht dogmatischer Kontroversen ist es vorbei. Die theologischen Streitigkeiten sind nicht tot, sowenig als bei den Reformierten. Unserm Francke klagt Vitringa in diesem Jahre, „daß Einer den Andern wegen der geringsten Verschiedenheit der Ansichten als einen Ketzer schildert". Aber man streitet moderater. Das gehört nicht mehr zu den extraordinären Meriten. Es wird immer häufiger.

Den kursächsischen Hof, welcher für die Evangelischen im Reich die erste Stelle einnahm, sahen wir nach Polen wandern. Auf dem Schloß zu Torgau aber sitzt die edle Kurfürstin Christiane Eberhardine trauernd. Nichts hatte sie bewegen können, den evangelischen Glauben zu verlassen und ihrem Gemahl zu folgen.

Der Berliner Hof war von der größten Bedeutung für die Evangelischen des Landes. Jetzt regiert Friedrich III. Er läßt die langen Leute fangen, und gibt, wenn es sein muß, fünf- bis zehntausend Thaler für einen besonders stattlichen. Daher eine Armee von 70 000 langen „Kerls". — Spener gibt in diesem Jahre wieder Labadies Manuel de piété heraus. Er steht im Kampf nach allen Seiten. Sein bedeutendster Feind, Carpzov war zwar im vorigen Jahre gestorben. Im April schreibt Spener an Francke. Er wünscht Exemplare des dritten Teils seiner Responsa an seine Tochter in Leipzig, Susanne, Katharina Rechenbergin, gesendet. Diese hilft ihm in buchhändlerischen Geschäften. Sie hat eben fünfzig Exemplare der

„Lautere Milch“ aus Frankfurt kommen lassen, und sendet sie an Ehlers für die Buchhandlung des Waisenhauses. Spener schreibt Vorwort zu I der Theol. Bedenken. — Am Hof erscheinen die Emigranten. Wir finden Beausobre, Basnage, Ancillon. Wir finden den Zirkel der philosophischen Königin Sophie Charlotte. Unter Chauvin, des Freundes von Bayle Leitung, ist jetzt ein journal des savants erschienen. Ganz wie in Paris. Leibniz ist Präsident der Akademie, die im Juli eröffnet wird.

In Hannover klagt die freigeistige Kurfürstin Sophie, Leibniz' Gönnerin, daß ihr neunjähriger Sohn immer ein Gebetbuch im Bett hat. Wenn er erwache, bete er zu Gott, und singe ein lutherisches Lied. „Dies — setzt sie hinzu — hat er weder von Vater, noch Mutter.“

Ganz richtig. So hatte es deutsches Volk nicht von diesen Höfen. Es hatte es jetzt trotz derselben.

Anders finden wir es noch in Thüringen. Im Schloß zu Weimar hält Herzog Wilhelm Ernst seine täglichen Betstunden, „und mußten alle so die Aufwartung bei ihm hatten, täglich im fürstlichen Gemach die Bibel laut lesen und das Gebet ordentlich mit verrichten. Er fragte sie auch genau aus den Predigten und duldete keinen Flucher unter ihnen. An hohen Fest- und Bußtagen, wenn er seine Beicht- und Abendmahlsandacht vorhatte, durfte ihm in den vorhergehenden Tagen Niemand ohne Not etwas vortragen.“

Zu Meiningen schrieb Herzog Bernhard die Predigten seines Hofpredigers selbst nach.

Und der Markgraf Ernst Christian zu Bayreuth hatte die Probe bestanden. In Rom hatte er seinen Präzeptor Lilien fünf Stunden lang in Gegenwart vieler Herren mit dem päpstlichen Beichtvater Oliva disputieren lassen. Von der anderen, von reformierter Seite her hatte er der Einwirkung des Brandenburger Hofes trotzen müssen. In seinem Land führte er ernst evangelisches Regiment. Wir besitzen von ihm eine Ermahnung an die Geistlichen, daß sie nicht „die heilsame christliche Lehre und die Kraft eines gottseligen Lebens mit den Werken verleugnen“.

Den Hof zu Stuttgart sehen wir dagegen französiert. Es beginnt die Herrschaft der Mätressen. Das evangelische Land protestierte laut, und der Hofprediger Hedinger kündigt in einer Neujahrspredigt „den Hofleuten die seinen Herrn verführten, ewigen

Fluch“ an. Dafür war er bekanntlich alle Zeit bereit, Sr. Durchlaucht zu dienen, wenn demſelben mit einem Käppchen voll Blut gedient ſein ſollte.

Seit fünfzig Jahren haben ſich deutſche Fürſten und Edelleute in Menge auf den Weg nach Rom begeben. Gedenken wir nur des von Rantzau. Vor vierzehn Jahren war er in Wien katholiſch geworden; achtzehn alte Frauen hatte er auf ſeinem Gut als Hexen am Strand der Oſtſee verbrennen laſſen. Hatte er doch auch auf ſeinem Gut eigene Gerichtsbarkeit. Und was das Hexenverbrennen betrifft, ſo waren die Evangeliſchen, ſahen wir, nicht beſſer, als andere Leute.

Aber eine Menge frommer Herrſchaften finden wir auch in allen evangeliſchen Landſchaften von Schleswig und Königsberg bis Ulm und Wien. Die von Barth, die Gersdorf, die Frieſen, Schönberg, Henkel, die Schulenburg, Miltitz, Seckendorf, Derſchau, Alvensleben, Wartensleben, Schwerin, Canſtein, Natzmer, Bülow, Gemmingen, Öttingen, Wels und unzählige, ſie waren in ihren Gemarkungen Säulen der Kirche. Und viele laſſen dann auch ihre Söhne in den geiſtlichen Stand treten. — Dieſer Adel, wie wir ſahen, hat ſeine eigene Gerichtsbarkeit, hat auch den Blutbann. Er hat ſeinen Schöſſer, ſeinen Amtmann und dabei Peitſche und Turm für ſeine Bauern. Langſam geht ſeine Unabhängigkeit verloren. Kaum rettet er ſeine Patronatrechte. Seine biegſameren Elemente verherrlichen die Höfe. An dieſe iſt auch die Regierung der Kirche übergegangen.

Blicken wir auf die Wandlung im öffentlichen Denken. Ein Neues bahnt ſich an. Aus England und Holland ſind mannigfache Anregungen gekommen. Man ſtiftet Zeitſchriften, gründet gelehrte Akademien, ſetzt für Abhandlungen Preiſe aus. Man behandelt die Erwerbszweige wiſſenſchaftlich, druckt Lehrbücher, man faßt das bisher nur mechaniſch Betriebene bewußter an.

In Hannover lebt Geheimrat Leibniz. Wir haben ihn oft erwähnt.

In ſeinen Räumen ſitzt er im Schlafrock mit Pelz gefüttert, in Pelzſtrümpfen und großen Socken von grauem Filz. So fand ihn Uffenbach. Dazu kommt der ſonderbare Haarbau. Mit großer pechſchwarzer Perücke fährt er jeden Morgen von der Schmiedeſtraße, wo er zur Miete wohnt, ins Schloß, oder nachmittags in ſeinen

Garten vor dem Egidienthor. Er hat ihn mit Maulbeerbäumen bepflanzt.

In diesem alten Hause an der Schmiedebrücke baut Leibniz, von seinen Reisen ruhend, sein System. Zu prästabilierter Harmonie ordnet er das Nebeneinander von Denken und Sein. Er ordnet so, daß in dem Augenblick, wo das Außending dem Auge erscheint, dem Geiste gleichzeitig die Vorstellung von einem derartigen Ding innerlich zugeführt wird. Dies aber geschieht ohne Vermittelung durch jene äußere Erscheinung. Die zwei Linien Geist und Leib, die Linien des Denkens und Seins, unvermittelt ohne Berührung nebeneinander laufend, treffen nur gleichzeitig in dem von Gott bestimmten Augenblick zusammen. Äußere Erscheinung und innere Vorstellung finden sich nun. Dies ist ewig zur Harmonie so geordnet. Es sind zwei Uhren. Sie greifen niemals ineinander. Aber sie sind so gestellt, daß sie zu gleicher Zeit zwölf schlagen. Hier ist von keiner gegenseitigen Durchdringung und Einwirkung die Rede. Die Monaden haben keine Fenster. Der Geist wirkt nicht auf die Natur und die Natur nicht auf den Geist.

Es ist nicht nötig, den künstlichen Gedankenbau darzulegen. Denn er selbst hat auf unsere Theologie kaum eingewirkt. Was aber gewirkt hat, das ist jener Geist des Mechanismus, der den Bau formte. Er wirkte überall, auch ohne Wolf, mechanisierend. Was dieser Geist in die Hand bekam, wurde hölzern.

Und in diesem alten Haus in der Schmiedestraße zu Hannover, wo so unzählige Pläne und Unternehmungen entworfen wurden, kreuzten sich jetzt die Briefe und Denkschriften der Bischöfe Spinola und Bossuet mit jenen des Bischofs Ursinus und des Hofpredigers Jablonsky in Berlin. Die Fäden laufen wirr noch durcheinander. Jene arbeiteten öffentlich mit Leibniz, persönlich erscheinend oder sendend, am Plan einer großen Vereinigung der Kirchen mit Einschluß der katholischen. Diese suchen heimlich mit ihm die Union der Evangelischen und Reformierten vorzubereiten. Helmstädt-Königsberger Synkretismus scheint in breite Blüte zu treten.

Für diese Unionsverhandlungen steht Abt Molanus neben Leibniz. Er sitzt zwischen seinen Münzen und Büchern. Von historischen Schriften war, erzählt der gelehrte Uffenbach, der ihn besuchte — „eine ziemliche Anzahl; allein von theologischen fast nichts. Er nannte es auch Schulfüchserei, sich damit zu placken. Zuletzt,

indem er auf ein Gestelle voller Bücher zeigte, sagte er uns ganz freymüthig: Dieses sind lauter Romane, darauf ich jederzeit sehr curieux gewesen bin und noch bin — welches meines Bedünkens der Gravität eines so hohen Alters und ansehnlicher Würde ziemlich entgegen lief." Allerdings war Molanus, wie auch Stolle fand, „von lustigem Humeur". — Er ist der Helmstädtische Humanismus wie er leibt und lebt.

Die Äbtissin von Gandersheim hatte in diesem Jahre einen vortrefflichen Sekretär. Es war Leuckfeld, bisher Pfarrer zu Gröningen bei Halberstadt. Er gab die Antiquitates Gandersheimenses heraus. Er sammelte und schrieb die Geschichten von Heßhus, Cyriakus Spangenberg und anderer.

Die Gelehrten liebten es jetzt, Polyhistores zu heißen. Professores der Theologie wie Pastores haben jetzt schon weniger die Alchymie als Nebenstudium. Sie lieben jetzt die Mathematik. Sie studieren am perpetuum mobile. Künstliche Maschinen sind, wie wir in Uffenbachs Reise sehen, ihre Ergötzung. Daneben allerlei curieuse Sammlungen, Vorlesungen und Schriften. Professor Nicolai in Tübingen bereitet sich vor, über Geschichte der Handschuhe zu schreiben. Er gab auch eine Geschichte der Sporen heraus. Andere sind stark in Münzsammlungen. Aber nicht nur „Münz-Ergötzlichkeiten", sondern „Ergötzlichkeiten" auf allen Gebieten mit Abbildungen auf unbegreiflichem Druckpapier erscheinen.

Am Gymnasium in Gotha finden wir Ernst Tentzel. Er ist eine für diese Zeit charakteristische Gestalt. Er ist Polyhistor. Er gibt die „Curieuse Bibliothek" und die „Monatlichen Unterredungen für Liebhaber der Curieusitäten" heraus. In Dresden seines Dienstes als sächsischer Rat entlassen, starb er in Armut. Alles, wie er das Entlegenste sammelt, das Überraschende an Münzen, Büchern und Nachrichten aus aller Welt Bibliotheken in seinen Schriften produziert, alles ist curieus. Er erzählt von den Elefanten im Königreich Kongo mit demselben Vergnügen, als von alchymistischen Geheimnissen oder vom Contrafeit der Saracenin, die einst den Grafen von Gleichen geheiratet hat, oder vom großen Walfisch „im Lande Usedom ankommen".

Ebenso charakteristisch ist Kindermann. In Magdeburg als Pastor zu St. Ulrich, ist er die korrekte Säule, an welche sich auch die vertrackte geistliche Redekunst lehnte. Kindermanns „deutscher

Redner" war ein sehr beliebtes Handbuch. Es war auch Komplimentierbuch. Mit poetischen, künstlich geschraubten Redensarten ist jeder natürliche Gefühlsausdruck tot gemacht. Dabei klingt der schäferlich galante Ton des poetischen Zeitgeschmacks noch in die geistliche Rede hinein.

Ebenso charakteristisch, freilich in anderer Art, ist ein Nachfolger Schupps zu St. Jakobi in Hamburg. Wir meinen Joh. Friedrich Mayer. Niemand hat bekanntlich jemals seinen Affekten so sehr auf der Kanzel die Zügel schießen lassen. Und seinem Witz, denn oft hallte die Kirche vom lauten Gelächter der Gemeinde. Die Tanzpredigt hatte er in Wittenberg gehalten. Zu Hamburg hielt er, als die Oberalten den Klingelbeutel nicht mehr umtragen sollten, die berühmte Klingelbeutelpredigt. Er kam damit nur fünfzig Jahre zu spät. Aber der geniale Mann, zugleich voll heiligen, wenn auch blinden Eifers, nahm eben alles ernst.

In Breslau predigt der fromme Kaspar Neumann an St. Elisabeth, auch Polyhistor und Dichter. Wolff gibt er die Anregung, mit Leibniz steht er in Briefwechsel. Gebete und Lieder bewahren seinen Namen. In diesem Jahre hält er seine Disputation De termino salutis peremptorio. Spener antwortet sofort in seiner Predigt über die jedem Menschen gesetzte Gnaden- und Zornzeit. Denn es brennt der terministische Streit. Die Frage bewegte, wie lange wohl einem Menschen die Thür der Gnade offen stehe.

Blicken wir auf einige der Universitäten.

So vom kirchlichen Geist getragen waren die hohen Schulen der Kirche, daß man noch Vorlesungen und Disputationen des Sonntags in den Kirchen hielt. Dekanatskonvente tagten häufig in den Sakristeien.

Auch die Doktor-Promotionen finden noch in den Kirchen statt. In Prozession mit klingendem Spiel unter Anschlagen der Glocke zieht man dorthin. Knaben mit Wachskerzen gehen nebenher. Studierende tragen die Fakultätshüte, die Bücher und Handschuhe. Die Orgel empfängt die Eintretenden mit einer Kantate.

In Wittenberg liest Deutschmann. Mit Calovs ältester Tochter verheiratet, hält er sich streng in Calovs Spuren. Neben ihm steht Gottlieb Wernsdorf. Er ist, wie seine Stellung zu den Pietisten zeigt, gegen Wertlegen auf Gefühle. Dagegen sind ihm die symbolischen Bücher mittelbar inspiriert. An Carpzovs Stelle ist

Rechenberg, Speners Schwiegersohn, getreten, bald dann in Leipzig. Er hält Collegia pietatis.

Johann Olearius ziert Leipzig. Er ist Antons Schwiegervater und ist Exeget. In Leipzig erscheinen die Acta eruditorum. Sie bringen in lateinischer Sprache bemerkenswerte Anzeigen für alle Fakultäten. Sie zeigen den großen Gesichtskreis einer allgemeinen Litteraturzeitung. In diesem Jahre besprechen sie Du Pin, Petavius, und Hammond. Sie berichten über Mathematisches und Anatomisches, wie über antike Gemmen. Gedenken wir auch der „Europäischen Fama". Auch die „Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theol. Sachen", sowie die „Auserlesene theol. Bibliothek" erscheinen in Leipzig.

Jena hatte seinen innigen Martin Chemnitz gehabt. Er war demütig dem 87jährigen Johann Major zur Seite getreten. Die theol. Arbeit zeigt einen Stillstand. Vielleicht arbeitete der gelehrte Ludolf hier noch. Jedenfalls finden wir den Polyhistor Heumann noch hier. Buddeus, schwankend den Pietisten geneigt, wie wir dem schlesischen und dem harzer Streit entnehmen, gab in seinen Institutionen später das erste bedeutende Moral-Kompendium.

In Halle sahen wir Thomasius in vollem Einfluß. Die theologische Fakultät hat Francke. Neben ihm steht der aus Erfurt berufene Breithaupt. Mit ihm war die Universität eröffnet worden. Seine Institutiones Theologicae machten ihn bekannt. Der dritte im Bunde war Anton, der an Baiers Stelle trat.

In diesem Jahre brennt Streit zwischen Fakultät und Stadt-Ministerium. Dieses verlangt, auch die Fakultät solle die Schriften Weigels verwerfen. In Berlin tritt im April eine Kommission zusammen. Generalsuperintendent Fischer, damals noch in Livland, und Geheimrat Stryk nehmen teil daran. Francke siegt über das Ministerium. Er hatte das Glück, an Spener seinen „diplomatischen Agenten" in Berlin zu haben, wie sein neuester Biograph sagt.

In Gießen lehrt May. Neben ihm, gleichfalls von Spener angeregt, in ernster Frömmigkeit Bielefeld, bisher Hofprediger in Darmstadt. Ernst Gerhardt steht zugleich als Schwiegersohn May zur Seite. Hedinger ward von hier nach Stuttgart berufen.

Der Spenersche Geist war hier sehr unduldsam. Mentzer III wurde in Gnaden entlassen. Er war nicht so glücklich, das fürstliche Frauenzimmer auf seiner Seite zu haben.

Gottfried Arnold läßt, obwohl nicht mehr Professor, in diesem Jahre den Abschluß seiner Kirchen- und Ketzergeschichte von hier aus in Frankfurt erscheinen. Er ist in der Vorrede überzeugt, daß „förderhin das gesamte historische und bloß buchstäbliche Wesen nicht mehr sein mag". Das umfangreiche Werk nimmt sich der von der herrschenden Kirche Unterdrückten an. Arnold schließt den vierten Band mit der Einladung zum Hochzeitsmahl des Lammes. Er bittet alles, was aus seiner Veranlassung möchte unrecht gedeutet sein, aufrichtig ab. Er schreibt zugleich über „das Geheimnis der göttlichen Sophia" und hält am 5. September Hochzeit.

Aber seinen lieben Spener in Berlin hat er mit der „unparteiischen" Kirchengeschichte in die größte Verlegenheit gebracht. Schwächlich genug legt dieser das Buch ungelesen fort. Dann antwortet er Arnold, „alter Kundschaft wegen" wolle er — schweigen.

Helmstädt hatte seinen Peter Musäus. Er hatte am Kolloquium zu Rinteln teilgenommen. Sein Bruder in Jena hatte es damals mißbilligt. Jetzt war er nach Kiel gegangen. Christian Kortholt, auch Herzog Ernst von Gotha nahestehend, arbeitete dagegen nun trefflich hier als Kirchenhistoriker. Jetzt finden wir auch May, den Bruder des Gießener, hier. Die Universität scheint zu blühen. In Ulrich Calixt aber tritt der Humanismus des Vaters hervor, und vollendet sich fast in Indifferentismus. In Fabricius blüht dieser bereits. Er ist auch für Empfehlung des Übertritts der Enkelin Anton Ulrichs zu haben.

Hermann Conring deckt gerade in seinem De origine juris germanici Betrügereien des Benedikt Levita zu gunsten päpstlicher Rechtsansprüche schonungslos auf. So vor ihm Pithou, wie in diesem Jahrhundert Friedr. Maassen in seinen „Exkursen".

Aber im Dezember verliert Helmstädt den Professor Cyprian. Wir werden ihn in Gotha wiederfinden. Hundert Studenten gaben ihm zur nächsten Poststation das Geleit. Er trat zu Gotha an die Spitze des Casimirianum. Seine glänzende Widerlegung der Arnoldschen Kirchen- und Ketzer-Historie hatte er in diesem Jahre aber bereits veröffentlicht.

In Rostock lehrt Fecht. Schüler Dannhauers und Schmidts, war er durch die widrigen Erscheinungen des Pietismus zu strenger Kirchlichkeit zurückgeführt. Tholuck hat ihn neuerdings gegen die Klagen Speners in Schutz genommen. Fecht sah richtig, daß — wie er schreibt,

„aus dem noch guten pietismo der Grillenpietismus und aus diesem der vollkommene Indifferentismus“ nach Art der Thomasius und Dippel erwachse. —

Er las, vielleicht zuerst, über die bisher ganz unbeachtete Katechetik, und verband praktische Übungen damit. Ihm zur Seite steht Joh. Nikolaus Quistorp.

Nach Königsberg wirkt aus der Ferne noch Calixt. Er hat hier soeben Männer wie Grabe und Pfeiffer in die anglikanische und römische Kirche geführt. Wie früher zeichnet sich diese Universität durch Verworrenheit und Streit aus.

Michael Lang treffen wir in Altorf als Professor. Baier in Jena war sein Lehrer. Er gehörte zu den Frommen von Nürnberg. So ließ er sich von Petersen zur Apokatastase verleiten. Der dagegen entstehende Sturm vermochte ihn, sein Amt niederzulegen. Aber Sontag, tüchtiger Dogmatiker in Joh. Gehards Wegen, rettet den Ruf der Schule. Sie besitzt als Professor des Kirchenrechts den Polyhistor Christoph Wagenseil. Lange Reisen, Kenntnis des Talmud, allerlei Studien machten ihn zu einer Berühmtheit, ganz abgesehen von seinem Tela ignea Satanae gegen die Juden.

In Tübingen lesen Hochstetter und Reuchlin. Von diesem bezeugt Bengel: „Alles was ich von ihm hörte, war kühler Morgentau und voll Kraft und Leben.“ Jenen nennt Leibniz ein „Licht der Philosophie“. Noch hat diese Schule vom alten Mark. Gerade in diesem Jahr wies man den Professor controversiarum an, jährlich eine gewisse Klasse adversarios zu refutieren. „Der Professor theologiae theticae soll jährlich wenigstens einmal das compendum theologiae durchbringen und die auditores über die materias propositas examiniren.“ Der Professor des Alten Testaments und der des Neuen Testaments sollen jährlich, jener ein Buch, dieser wenigstens ein Evangelium absolvieren. Und es wird gerügt, daß theologia scholastica zu streng getrieben werde.[97])

Das war gewiß sehr zeitgemäß. Denn was die Exegese betrifft, so erinnern wir nur an Kanzler Pregizer.

Das benachbarte Straßburg tritt, nunmehr französische Stadt, auch bezüglich der Universität jetzt langsam in den Hintergrund.

Wie eine metallene Saite klingt jene eigentümliche religiöse Bewegung um 1700 auf reformiertem Gebiet von den Pyrenäen zu den Niederlanden.

Dort rüsten sich die Kamisarden mit Liedern in unzugänglichen Klüften. Dann schärfen sie Äxte und Schwerter für den wilden Verteidigungskrieg.

Hier in den Niederlanden sitzt in Rhynsburg nahe bei Leyden Poiret. Der Herausgeber der Schriften der Bourignon und Frau von Guyon ist ein stiller Gelehrter. Aber er ist ebenso Verehrer der schwärmerischen Leade und jetzt Haupt und Stütze der Mystik der Niederlande. Ein kleiner Mann, so erscheint er einem Stolle, „nicht gravitätisch, sondern gar modest". Unser Gewährsmann beschreibt sogar seinen braunen Schlafrock und seine Hausmütze. So wandelt er in seinem, in schönem Garten gelegenen Hause. Breckling meinte, die Bourignon habe sich an reiche Männer gemacht, Labadie an reiche Weiber.

Labadie ließ sich in Wiewart bei Lowarden durch Peter Yvon vertreten: „Ich urteile — sagte dieser — durch das Licht, so mir Gott gegeben hat, daß dieser Bruder von der Gemeinde gesondert werden solle." Dann bannte er.

Da haben wir den Pietismus praktisch. Als solcher hatte sich die Schwingung in Deutschland fortgesetzt. Und Petersen schreibt in diesem Jahre: „Das ewige Evangelium der Wiederbringung aller Creatur."

Wir mußten Knutzen und seine „Gewissener" als Sturmvögel hereinbrechenden Unglaubens ansehen. So ist es auch mit Dippel der Fall. Gerade jetzt, durch die Lektüre Speners in den Subjektivismus geworfen, gibt er, die Theologie der Kirche höhnend, die zugerechnete Gerechtigkeit auf, wirft sich Paracelsus in die Arme, und zeigt „das gestäupte Papstthum an den blinden Verfechtern der dürftigen Menschensatzungen". Wir werden ihn in Berlenburg wiederfinden.

Auf diesem Hintergrunde haben wir nun zu zeichnen.

Zweites Kapitel.

Die östliche Invasion.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts sahen wir Gefahr für die evangelische Kirche vom Westen her dringen. Im Anfang des gegenwärtigen kommt sie von Osten.

Die Anregung für eine kirchliche Union war von Berlin ausgegangen. Die Sache sollte heimlich betrieben werden.

Ulrich Calixt hatte einverstanden an Leibniz geschrieben: „Daß die Sache selbst in der Stille und mit sonderbarer circumspection tractiret werde, daß kein ruff davon entstehe, darmit bin ich allerdings einig; allein man muß auch nicht also wie bis Lang Stille sein, daß man's beyderseits bei dem wunsche bewenden lasse." Übrigens sei ihm „Stille zu sein gnädigst befohlen". Dann sendet er die Akten der hannoverschen Verhandlungen.

Am 6. Februar 1700 hatte Hofprediger Jablonsky in Berlin Leibniz unparteiisches Urteil gefordert, „ob die Reformirten von Denen Evangelisch-Lutherischen in fundamento verschieden, und ob solche Irrtümer hegen, die verdammlich seyen?" Der Hofprediger bittet in jeder Form um ein friedliches Urteil. — In den hannoverschen Handschriften findet man keine Antwort von Leibniz. Eine Denkschrift ist indes von ihm an den König gegangen.

Im Januar 1701 schrieb der Superintendent Valentin Ernst Löscher in Dresden das Vorwort zur Eröffnung seiner Zeitschrift, der „Unschuldigen Nachrichten". Und die Spitze des Vorworts wendet sich gegen Thomasius. „Gott bekehre den Weltbekannten und seinem theuren Vater gar ungleichen Politicum."

Die Gefahr war richtig erkannt.

Zu Königsberg nahm der Kurfürst die Krone vom Altar. Dann folgte die Salbung durch zwei protestantische Bischöfe. Es war die Proklamation der Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen. Max Emanuel von Bayern erkannte es dankbar, „daß es unter den Fürsten des Reiches wenigstens Einen gebe, der selbständig zu sein die Mittel anwende".

Damit war es dem neuen König ein Ernst. Auf dem Reichstag zu Regensburg war das Gerücht verbreitet, er habe dem Papst die Anzeige von seiner Krönung gemacht. Der König wies seine Gesandten an, dem Gerücht „bei allen Gelegenheiten hautement zu widersprechen — denn das ist nicht allein ein impertinentes, sondern gar ein lächerliches Vorgeben". Und am 16. April 1701 richtete der Papst seine Breve an alle katholischen Mächte mit der Ermahnung, das frevelhafte Beginnen „des Markgrafen Friedrich von Brandenburg" nicht anzuerkennen.

Längst schon waren heimlich Verhandlungen mit Leibniz, mit Ulrich Calixt und Fabricius in Helmstädt, mit Pfaff in Tübingen geführt. Der treibende Geist war der dem König nahe stehende Hofprediger Jablonsky, Enkel des Amos Comenius.

Leibniz hatte darauf bestanden, daß bei der Vereinigung für die Lutheraner der Name: „Evangelische" bliebe, „damit wir doch gleichwohl auch einen eigenen anständigen Nahmen behalten, denn den Nahmen lutherisch kann ich an meinem Ort gar nicht wohl leiden, und wer die christliche Antiquität kennt und liebt, dem wird er als nach der Sekte schmeckend nicht anstehen". — Jablonsky hatte ihm geschrieben, es seien schon längst seine Gedanken gewesen, „daß, so es auch nur zu einer Tolerantz kommen sollte, man dennoch trachten müßte, sowohl das Kirchenregiment, als die Art des Gottesdienstes und Liturgiam beider Kirchen in eine Conformität zu bringen". Er werde den englischen Herrn Gesandten „ohnvermerckt zu disponiren suchen", den König für Regiment und Liturgie der englischen Kirche geneigt zu machen. Auch hatte er gemeint, Spener habe in seinen Reflexiones über das neue Tentamen „eine sonderbare Neigung zur Einigkeit spüren lassen, deren Samen er daselbst auch ohnvermerckt ausstreuet".

Der König kam im Frühling 1702 nach Magdeburg. Da überreichte ihm der Prediger an St. Ulrich Joseph Winckler in Abschrift ein Buch. Es war das „Arcanum regium, oder ein königliches Geheimniß für einen regierenden Landesherrn, darin ihm entdeckt wird, wie er sich bei seinen über der Religion zertheilten Unterthanen nach Gottes Willen zu verhalten habe, damit er eine Gott wohlgefällige Vereinigung bei seinem Volke ohnvermerkt und in kurzer Zeit befördere".

Also ein Geheimmittel. Winckler hatte das ihm, wie er erzählt,

Zugesendete mit eignen Anmerkungen, „zur Beförderung der Gottseligkeit dienlich", ausgestattet. Und diese Anmerkungen sind gleichfalls Ratschläge. Der König möge sein bischöfliches Recht gebrauchen. Man müsse nur in Halle gebildete Theologen anstellen, da die anderen die „Wittenberger Mucken" mitbringen. Man müsse nichts auf die verschiedenen Lehrmeinungen bauen, denn sie sind Sand.

Wie aber, wenn jemand anderer Ansicht zu sein sich erkühnte? Nun, „da soll der Landesfürst seiner Regierung, Landschaft und Consistorio anzeigen, daß er alle diejenigen vor Verächter seiner geheiligten Person halte, die seinem juri episcopali entweder zuwider oder Eingriff thun wollen." Also das Rezept des Thomasius.

Die Sache kam an die Öffentlichkeit — sehr ungelegen. Bischof Ursinus ließ, um die Schrift zu unterdrücken, viele Hundert Exemplare aufkaufen, wie er an Molanus schreibt.

Sofort trat auch Professor Wernsdorf in Wittenberg auf. Er schrieb seine „kurtze und nothwendige Entdeckung des sogenannten arcani regii". Er setzte beim Altarsakrament ein. „Wie sollte — rief er — doch dasjenige ein bloßer Wortkrieg sein, so wegen der Güter geführet wird, die uns unser Heiland im Nachtmahl als in seinem Testament beschieden und mit seinem Tode versiegelt hat! Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht, wenn es bestätigt ist, und thut auch nichts hinzu Gal. 3, 15, warum will man denn Jesu Testament entkräften und so gering achten?"

Winckler antwortete ziemlich demütig. Er hatte zu früh aus der Schule geplaudert. In Berlin und Hannover war man über ihn ärgerlich. Er hatte den Landesherrn zum Landesbischof gemacht. In der „Aufrichtigen Entdeckung seines Herzens", welche zu Wernigerode erschien, entschuldigte er sich auch in dieser Beziehung. Es solle im evangelischen Sinn verstanden werden. — Immerhin war dem Landesherrn gesagt worden, „wie er sein jus episcopale gegen die Verächter seiner geheiligten Person anzusehen" habe.

Die Landstände des Erzbistums Magdeburg hatten sich von Helmstädt ein theologisches Gutachten über das Arcanum erbeten. Unterm 13. Juli 1703 erfolgte es. Es trat auf die Seite der evangelischen Stände.

Im Juli 1703 schrieb Leibniz an die Helmstädter gegen das Arcanum Regium. Es sei, sagt er dann, eine große Kühnheit, dem König insinuieren zu wollen, daß Meßgewand, Lichter u. s. w. ein

päpstlicher Greuel sei. Die neue Regel, daß ein evangelischer Landesherr Papst in seinem Lande sei, müsse man nicht mißbrauchen. Bei den verständigen Katholiken selbst sei ein allgemeines Konzil, wo nicht über, doch nicht unter dem Papst, also sei es billig, daß ein evangelischer Herr nicht alles für sich allein thue. — Übrigens ist Leibniz hier auch für Beibehaltung des Exorzismus als uralte kirchliche Praxis.

Das Unionskollegium, das Collegium irenicum, war indes eingesetzt. Es tagte in Berlin. Bischof Ursinus hatte den Vorsitz. Jablonsky und Strimesius hatten die Evangelischen, den Propst Lütkens und jenen Winckler, sich gegenüber. Lütkens erschien bald sehr unzuverlässig. Er machte nicht viele Sitzungen mit. Spener entzog sich der mißlichen Unternehmung ganz. Er fürchtete, wie er erklärte, daß die Folge dieser Kircheneinigung die sein würde, daß „anstatt zwei Kirchen ihrer drei oder vier zusammen kämpfen". Er schrieb damals, denn es kam auf Abendmahlsgemeinschaft an: „Es ist auch dieses Sakrament allezeit in der Kirche als ein öffentliches Bekenntnis des Glaubens und Kennzeichen unserer Religion geachtet worden, worin wir deswegen mit derjenigen Gemeinde nichts gemein haben können, die, wie in anderen, also vornehmlich in diesem Stück unserer wahren Lehre widerspricht. Und wie könnten wir zu dieser Kommunion die Konsekration sprechen lassen von einem solchen Lehrer, von dem wir wissen, daß er, was wir in solchem Sakrament zu empfangen gedenken, für einen Aberglauben halte. Es kommt mir also diese Sache ganz ungereimt vor, und ich muß sagen, daß ohne Unterlaß die Unsrigen sich an der reformierten Abendmahlsfeier und diese an der unsrigen ärgern. Daher sehe ich, soviel ich begreifen kann, durchaus nicht, daß ein gottseliger und evangelischer Prediger sich zu einem solchen Gottesdienst, sonderlich wegen der Kommunion verstehen könne."

Superintendent Löscher wandte sich freimütig gegen diese Union unmittelbar an den König.

Der Kanzler Pfaff in Tübingen hatte sowohl zu Oxford und Paris, als zu Turin studiert und exzerpiert. Als gewandter Hofmann war er für die Berliner Bestrebungen wie geschaffen. Als Mensch war er „von zweideutigem Charakter". In seinem hohen Alter noch mußte er bedenklich eilends Tübingen verlassen. Innerlich Calix-

tiner, und gerade bis an sein Kollegialsystem reichend, erklärte er sich in diesem Jahre für die Union.

In Württemberg hatte man also Boden gewonnen. Es galt, ihn auch in Kursachsen zu gewinnen.

Und im Dezember 1704 hören wir von einem Versuch. Am 21. Dezember schickt Jablonsky an Leibniz, der sich in Dresden aufhält, eine goldene Medaille, 50 Dukaten an Wert. Sie ist für Oberhofprediger Carpzov bestimmt. Jablonsky meint, der Oberhofprediger würde dann doch ein Dankschreiben an Se. Maj. abgehen lassen müssen. Dieses „dörffte in generalibus terminis lauffen, daher derselbe nichts zu besorgen haben könnte, so würden S. Maj. durch den Herrn Bischof antworten lassen, und auf solche weise könnte unvermerckt zwischen Ihme, dem Hh. Bischof und dem Hh. Oberhoff-Prediger eine Correspondentz etabliret werden". [95])

Eine andere Medaille, setzt der Brief hinzu, bleibe in Berlin „vor den lieben Hh. D. Fabricium aufgehoben". — Dieser Fabricius, wie angedeutet, schrieb zu derselben Zeit in Helmstädt sein Gutachten, worin er den Übertritt der Prinzeß Elisabeth Christine befürwortete. Sie war für Karl VI. von Spanien bestimmt.

Carpzov antwortet an Leibniz am 22. Dezember 1704 aus Dresden. Er sagt: „Wir haben bekanntermaßen unsere Pflicht auf uns, die uns an die Formulam Concordiae und Art. visit. Misn. verbindet. Weiß also nicht, wie ich mich privat (folgt Unleserliches) — verstehen kann, bekenne auch offenherzig, daß der Berlinische Anathematismus und Bann gegen unsere Universitäten (dergleichen gegen keine Päbstische von da aus niemals ergangen) und das soutenement aller aus unserer Kirche ausgegangenen Schänder und Lästerer unserer Religion mir, und wie ich glaube allen Lutherischen, ein schlecht Vertrauen zu einiger fruchtbaren Handlung machen." Und Carpzow fügt hinzu, daß es sächsischen Konsistorialräten nicht erlaubt sei — heimlich etwas vorzunehmen.

Es ist anzunehmen, daß die Medaille 50 Dukaten an Wert nach Berlin zurückgewandert ist, wenn sie nicht der Abt Molanus noch erhalten hat.

Im folgenden Jahre schreibt Bischof Ursinus unterm 1. August im Auftrag des Königs selbst nach Hannover. Dieser ist „damit ganz einig, daß man nicht bloß auf eine so genandte Tolerantz, sondern auf eine solche Union zu arbeiten habe, dadurch die un-

seelige Trennung auffgehoben werde, vnd ein Theil bei dem Andern in rechter Gewissensfreyheit, sich des Gotesdienstes vnd Abendmahls des Herrn Gebrauchen könne vnd möge. Daher auch Se. K. Maj. vermeinen, nöthig zu sein, daß die partheiliche Namen: Lutherisch od. Reformirt auffhören und beide Kirchen sich hinfüro Evangelische nennen solten. — Sie werden auch ferner bedacht sein auf die Englische Hierarchie, so viel sich in dero Königreich vnd Landen thun läßt. Und sind dabei Willens, hiernächst Einen von dero Theologen unter einem andern Vorwand an andere reformirte fürstliche Höfe reisen zu lassen."

Und es tritt noch eine Medaille auf. Unterm 4. August schreibt der Bischof an Leibniz, der König habe „vor ein Paar Wochen an des H. Abt Molani Hochw. ein gülbene medaille von 50 Ducat" durch ihn übersendet, „umb denselben zum Negotio Irenico zu animiren".

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Medaille den nötigen Eindruck gemacht hat. Denn am 15. Februar 1706 warnt Abt Molanus den Bischof. Es sei „rathsam, bei negotio Irenico allen esclat zu vermeiden, vnd daß Schreiben, so durch öffentlichen Druck publiciret werden soll, so viel möglich zu verhindern. Wir sehen ja, waß der gute HE. Dr. Fabricius zu Helmstädt der sonst wohlgesinnet ist, mit seinem unnöthigen ediren vnd noch unnöthigeren Vorreden vor unheil angerichtet hat." Schließlich werde der Abt nach Vermögen secundiren und proselytos ferner zu machen suchen.

Der Abt läßt sich nun von Leibniz belehren. Am 5. November begründet ihm dieser in einer gleichfalls im Manuskript vorhandenen Erörterung die Gegenwart des verklärten Leibes des Herrn mit der Gegenwart der Seele überall im Leibe, mit Gegenwart der Sonne, welche trotz aller Entfernung wesentlich uns berühre. So ist „der Magnet bei dem Eisen, die Sonne bei uns wirklich und wesentlich und diese also zugleich an unzählbaren Orten ohne Mittel und und Zwischenraum. — Es behält der Leib Christi in der sakramentalischen Gegenwart sein wahrhaftig Wesen, seine Materie und Form, seine Maße und schrancken, seine übrige menschliche, doch einem höchst verklärten Leibe anständige Beschaffenheit."

So setzt Leibniz dem Abt von Loccum auch die scholastischen Definitionen, die Arten der Gegenwart auseinander, welche ein Abt

eigentlich selbst kennen konnte, und zeigt, wie die Reformierten mit der Multipräsenz des Herrn sich versöhnen könnten.[99])

Aber im November finden wir auch am Hof von Hannover anderes Wetter. Am 15. schreibt Kurfürst Georg Ludwig an Leibniz: „Wir wollen, daß Ihr von allem, was das Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religion betrifft, hinfüro allerdings abstrahiret." Die kirchliche Union, oder die Aufmerksamkeit gegen den Berliner Hof, erschien also für die Unterstützung politischer Pläne nicht mehr erforderlich.

Leibniz erging sich einstweilen in Privatliebhabereien. Die edelste war seine Sehnsucht in China und Abessinien zu missionieren. Darum seine Verbindung mit Francke. Dieser ging in seine Gedanken, wie sein für die Berliner Sozietät gearbeiteter „Pharus" zeigt, völlig ein. Hatte doch Leibniz in das Statut dieser Sozietät auch die Pflicht der Mission gefügt.

Immer geschäftig in Plänen und Entwürfen war Leibniz zum Unionsplan nicht nur durch seinen Hof und sein eigenes Urteil bestimmt. Wer seinen Briefwechsel mit Berlin aufmerksam liest, wird gestehen müssen, daß ihn dort immer die Sozietät und Akademie der Wissenschaften vor allem schimmerte. Ihre Stiftung erlebte er ja, nicht diejenige jener Union. Und — es lag ihm nicht sehr daran. Er war Philosoph und Hofmann. Hinsichtlich seiner Abendmahlslehre, auf welche für jene Union eben alles ankommt, ist er unfaßbar. An Jablonsky erklärt er, daß Gott „bei diesem heiligen Sacrament eine sonderbare Wirkung seiner Kraft und seines Geistes den Gläubigen verspricht". Nach der entgegengesetzten Seite hin ist er Scholastiker, und im stande, die Transsubstantiation als möglich zu beweisen. Und doch hat er genugsam bewiesen, daß er seiner Kirche treu sein wollte. Innerlich blieb er es immer. Sein Entgegenkommen gegen Rom ging bis zu der Forderung nur, man soll „die durch die Barbarei der Zeiten eingerissenen Mißbräuche abschaffen, dann mag das Ansehen des Papstes als ersten Bischofs, es mag die kirchliche Hierarchie in ihrer alten Gestalt hergestellt werden". — Wie Leibniz deshalb gegen den Pietismus sich erklärt, werden wir sehen.

Der Enkel des Amos Comenius, Jablonsky, war, fügen wir noch hinzu, für heimliche Händel und Zusammenkünfte, wie diejenige zu Hannover, völlig geeignet. Hatte er doch auch Gelegenheit und benutzte sie, mit Klement, dem Agenten des Fürsten Ragoczy von

Siebenbürgen, sich in Politik einzulassen. Er wurde dadurch so verdächtig, daß der König im Kriminalprozeß gegen jenen Klement auch ihn vernehmen ließ. Er reinigte sich freilich. Um seine Anhänglichkeit an den König zu zeigen, gab er eine Predigt zu den Untersuchungsakten, welche noch vorhanden ist. Der Text ist Sprüchw. 24, 23. Der Prediger beginnt: „Bei dem ersten Blick, den wir in die verlesenen Worte thun, kommt Gott und der König uns vor gleich jenen Cherubim über dem Gnadenstuhl, deren Antlitze gegen einander standen. Doch mit dem Unterschied, daß Gott ein himmlischer König und der König ein irdischer sterblicher Gott — doch sind beide Götter und beide König, und beide zu fürchten und zu ehren." — Er betrieb in erster Linie, wie wir den Briefen an Leibniz entnehmen, die Verbindung mit der anglikanischen Kirche. Als mährischer Bischof legte er hohen Wert auf die apostolische Succession. So weihte er auch Zinzendorf zum Bischof, und machte sich so zum Mitschuldigen seiner spielenden und unkeuschen Phantastereien bis zur Praxis seines Ehegeheimnisses hinab. Denn wenn die im Blutgefühl schwelgende Gemeinde trotz des Spezialbundes später das Augsburger Bekenntnis annahm, so war dies eben nur ein politischer Akt, um die staatliche Anerkennung zu erhalten. Dem Grafen, der vom „miserablen Hirten- und Fischerstylo, der klassikalischen Düsterheit und rabbinischen Schulterminologie" der Heiligen Schrift redete, konnte sie nur ein notwendiges Übel sein.

Doch kehren wir nun zurück. — Mehr und mehr schrumpfte jetzt der Unionsgedanke zusammen. Weder öffentlich noch heimlich waren Braunschweig und Sachsen zu gewinnen. In Württemberg nur hatte man an Pfaff einen traurigen Verbündeten. Der Plan schrumpft, abgesehen von den Versuchen in Regensburg, mehr ein. Endlich war er, da die Zeit nicht günstig, nur noch Politik für Preußen allein. Und hier ward im Juli des folgenden Jahres in Königsberg die Sakramentsunion bereits vollzogen. Es ward gemeinsames Abendmahl in der Waisenkirche gehalten. „Die Kommunikanten empfingen aus der Hand des reformierten Predigers das gebrochene Brod und von dem evangelisch-lutherischen den gesegneten Kelch. Zum Letzten brach der evangelisch-lutherische Prediger seinem Kollegen das Brod, und reichte es ihm wie auch den Kelch. — Wie nun dieses gute Exempel christlicher Vereinigung beider Evangelischen vielen sehr liebreich vorkommt; also haben auch

Se. Königl. Majestät von Preußen, unser gnädigster König und Herr, dasselbe adprobiret und gut geheißen." —

Drittes Kapitel.

Der Pietismus.

Parallel mit der eben behandelten Bewegung, dem ins Praktische übersetzten Synkretismus, ging eine andere. Wir meinen die Fortsetzung des Pietismus.

Am 5. Februar 1705 war es, daß in Berlin Spener verschieden war. An jedem Sonntagabend sang er mit den Seinen das Lied: Wachet auf ruft uns die Stimme. Nun sah er, was „kein Aug hat je gespürt". Sein Leib lag im weißen, nicht im schwarzen Kleid im Sarg. So hatte er es angeordnet. Denn lange genug habe er um den Zustand der Kirche getrauert.

Innig fromm und zugleich in nichts original, darum, wo es zu bekennen galt, den kirchlichen Glauben teilend, oft aber zaghaft schwankend, hatte er Züge und Neigungen, welche Reformierte und auch Schwärmer anzogen.

Auch zum Parteimann hatte er gelegentlich Talent. „Spener war gewiß, so schrieb Leibniz an Junker in Halle — ein gelehrter, und ich glaube auch guter Mann. Schon in Frankfurt, wo ich ihn gut kannte, wunderte ich mich über sein Interesse für Labadie, dessen Beredsamkeit und Pietät er mit Recht rühmte, während er seinen vermessenen Ehrgeiz nicht genug durchschaute. Als ich ihn in Berlin wiederfand, schien er mir zu sehr der Parthei ergeben, für deren Haupt er galt; er bediente sich als Werkzeug solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtete, die er aber durch seine Rathschläge lenken zu können glaubte, und bei ihnen entschuldigte und vertuschte er, was er bei anderen laut getadelt hätte."

Und sein neuester Biograph gesteht, daß Spener an einem „Mangel an Offenheit in seinen Erklärungen nach rechts und nach links“ litt.[100])

Spener hat, müssen wir mit einem Neueren sagen, „indem er selbst nicht der Reformator sein wollte, durch eigenes Beispiel und unvorsichtige Reden eine Agitation eröffnet, welche die beabsichtigte Reform an Unberufene auslieferte“. Er hat auch, es ist richtig, den Klerus der Kirche dem Mißtrauen überliefert, und so dem Separatismus die Wege gebahnt. Dieser aber, wie jede Häresie, hat die herrschende Theologie stärker auf den Mangel an Wärme in ihren litterarischen Erzeugnissen wie auf der Kanzel hingewiesen, und hat sich so oft auch als Segen erwiesen.

Wie groß auch der Schaden, den Spener, von dem, was sich an ihn drängte, getäuscht, und vielfach selbst irrend, der Kirche zufügte, schon die edle Hinterlassenschaft seiner theologischen „Bedenken“ werden uns immer neu mit ihm als Person versöhnen. Und ohne ihn wäre die erste Sendung der evangelischen Kirche Deutschlands zu den Heiden vielleicht nicht schon erfolgt. Francke und das Waisenhaus rüsteten Ziegenbalg und Plüttschau noch in diesem Jahre für Ostindien. Lütkens war von Berlin nach Kopenhagen gegangen. Er vermittelte.

Mit Spener war der beachtenswerteste Vertreter der Richtung hinweg genommen, welche eine losgelöste Subjektivität des Gefühls einführte, die bei eintretender Abkühlung naturnotwendig in die Subjektivität des Verstandes niederschlägt. — Zunächst haben wir die Irrfahrten jener einseitigen Gefühlserregung ferner ins Auge zu fassen. Noch in diesem Jahre erließ Bremen ein Edikt gegen die Pietisten. Das bayrische war schon im vorigen Jahre erschienen.

Den Angriff Joachim Langes auf die rechtgläubige Theologie hatte Spener leider gebilligt. Lange hatte den Krieg von neuem entfacht. Die Orthodoxie sei, rief er — die Diana der Epheser, und die Glaubensanalogie liege in der geistlichen Erfahrung. Gründlicher konnte Lange sich nicht enthüllen.[101])

Der Schlesier Schelwig, jetzt Pastor in Danzig, Schüler Calovs und Quenstedts, nahm nebst Löscher den Handschuh auf. Fecht in Rostock hatte jenes „Licht und Recht“, welches die Wiedergeburt der Erleuchtung vorangehen ließ, bereits beantwortet.

Wo die hohe, hagere Gestalt Langes erschien, gab es Lärm.

Er ist der „theologische Klopffechter" der Partei. Seine Gegenschriften, wie seine „Gestalt des Creutzreichs Christi" und seine „Abgenöthigte völlige Abfertigung" stehen, abgesehen von „oft rohen Schimpfworten", nach unparteiischem Urteil, „an Inhalt und Ausdruck sehr hinter denen Löschers zurück". [102])

Der Hamburger Pastor Mayer, jetzt Generalsuperintendent in Greifswald, tritt nun 1706 in seiner bekannten Glühhitze gegen die Pietisten auf.

Darin hat er recht, daß sie „auch löbliche, Gottes Wort gemäße, höchst nöthige Ordnungen über den Haufen werfen, in der Kirche auch allen Ketzern Thür und Thor öffnen".

Jetzt kann auch Stuttgart nicht umhin, ein Edikt gegen die Pietisten ausgehen zu lassen. Denn auch dort regt es sich in Konventikeln.

Die beiden Sendschreiben, welche Freiherr von Canstein an einen preußischen Beamten 1707 ergehen ließ, sind in der „Wahrhaften und umständlichen Nachricht" zusammengefaßt. Sie zeigen die sichtbare Hilfe Gottes bei Aufrichtung des Waisenhauses. Sie zeigen es, wenn auch im einzelnen Löscher mit Recht beanstanden mußte. Selbstverständlich stand Wolf, der in diesem Jahre als Professor in die philosophische Fakultät trat, in weit bestimmterem Gegensatz. Mit Thomasius hatte ja Francke schon längst keinen Verkehr mehr. Aber keiner der Zweifler war gewillt, den Segen der Franckeschen Anstalten an sich zu unterschätzen.

Eben in diesem Jahre war es, daß Regimenter des Königs von Schweden in Schlesien standen, und den Evangelischen 125 Kirchen zurückeroberten. Die Soldaten beteten zu Nacht auf ihren Knieen im Feld. Da zogen die Kinder in Massen zu Gebetsversammlungen im Freien. Freylinghausen fand in ihren Gebeten und Entzückungen göttliche Wirkung. Petersen sah in ihnen die Vorzeichen des jüngsten Tages, und stritt so mit Erdmann Neumeister, damals noch Superintendent in Sorau. Kaspar Neumann in Breslau sah göttliche und zugleich teuflische Wirkung. Hier sehen wir etwas vom Niederschlag der pietistischen Bewegung. Aber wir müssen noch mehr sehen.

Ein Edikt gegen die Pietisten bringt auch dieses Jahr, das von Nürnberg.

Im Jahre 1709 finden wir Löscher als Superintendent in

Dresden. Damit rückt ein namhafter Vertreter des Bekenntnisses in günstigere Stellung.

Der pietistische Krieg entbrannte auch am Hof von Waldeck, wo Böhme als Informator wirkte. Als der verständigen Herrschaft die Sache zu bunt wurde, ward er entsetzt. Es kam 1710 das Edikt gegen die Pietisten. Rostock hatte gegen Gießen entschieden. Böhme ging nach England, und was sich zu hoch dünkte, um sich zu fügen, flüchtete, wie die Äbtissin von Schaken, nach Berlenburg. Im folgenden Jahre erschien wieder ein Edikt gegen die Pietisten in Hannover. Offenbar war Leibniz damit einverstanden. Auch in Berlin mußte man jetzt ein Edikt erlassen.

Was ausgewiesen wird, flüchtet nach Berlenburg. Hier war 1712 Graf Kasimir zur Regierung gekommen. Und hier sammelten sich fahrende Schwärmer von überall. König und Knecht, aus der Schweiz vertrieben, logieren auf herrschaftlichen Schlössern. Reiz, der Verfasser der Historie der Wiedergebornen, stellte sich ein. Hofmann, der gern bei Arnold in Gießen sich aufhielt, und dreißigmal als Enthusiast gefangen gesessen, kommt herbei. Haug aus Straßburg wohnt beim Grafen auf dem Schloß, und schreibt am Bibelwerk. An der „Geistlichen Fama" schreibt der Hofmedikus Carl. Die schwärmerischen Frauenzimmer fehlten nicht. Eine Waldeckische Gräfin, wie wir sahen, verschmähte die Welt, und suchte hier die philadelphische Schar. Vier Gräfinnen Wittgenstein kamen aus Marburg herzu. Sie heirateten hier, die eine einen Schreiber, die andere einen Barbier, die dritte einen Bedienten, die vierte einen unbekannten Bürgerlichen. Denn die „Liebe zum Lamm" macht alles gleich. Und der wunderliche Hochmann ist der Einsiedler der Gesellschaft. — Bis in die Schande der Ellerschen und Buttlerischen Rotte setzten sich dann die religiösen Ausschweifungen fort. Rock aber, der Schuhmacher aus der Büdinger Gegend, redet in Zungen und ruft: So spricht der Herr durch seinen Knecht Rock! Das „mystische Chaos" war vollständig. So nannte Horch sein Ideal. Es fehlte nur noch Demokritus. So nannte sich Dippel. Auch er traf, in Rußland und Schweden ausgewiesen, bald hier ein. In Eschwege in Hessen schrieb er seine Prophezeiungen nnd seine „philadelphische Versuchungsstunde". Alle Sekten, Kirchen und Rotten sinken ihm in ein „mystisches Chaos" zusammen. Er sieht „die längst erkaltete Liebe wieder erwärmt in dem Blut des Herrn, da deren Viele, so mit ein-

ander aus dem großen Babylon ausgangen, den alten Bruderhaß ablegen und ihre Angesichter einmüthig wenden zur Stadt des Friedens".

So kann man Mayers Zorn begreifen lernen. Er war ein Mann der Ordnung.

Das Gebet, welches die schwedische Regierung in Greifswald vorschrieb, rief Gott an, den Russen ein Gebiß ins Maul zu legen. Karl XII. war bei Poltawa geschlagen, die Russen standen im Land. Es war im Jahre 1712. Mayer betete wie ihm befohlen war. Die zarische und königlich polnische Majestät wollten seine Predigt besuchen. Ein Generalmajor erscheint, ihn zu ersuchen, doch nun das Gebet zu unterlassen. Er kehrt ihm den Rücken. Denn er steht, wenn auch mitten im Feind, annoch unter des Königs von Schweden Botmäßigkeit, welcher allein ihn entbinden kann. Derselbe ist freilich in der Türkei. Aber der unerschrockene Generalsuperintendent ist Mann der Ordnung und ein Charakter. Am 30. Mai starb er. Sein Arzt fragt ihn, worin die Glückseligkeit der Gerechten im ewigen Leben wohl bestehen möge? Das will ich ihm sagen! — ruft der Kranke, richtet sich auf und setzt sich in Positur. Und — stirbt.

In Sachsen war in diesem Jahre der Kurprinz katholisch geworden. „O elendes Land — rief Löscher — dessen Fürsten abtrünnig werden; dessen Obere den Grund deiner Mauren und deiner Veste verwüsten!"

Auch Halle selbst sah 1713 eine Gemeinde völlig Inspirierter in seinen Mauern. Sie hielten, Evangelische mit Reformierten, ihre Liebesmahle. Sogleich trat auch die Tochter eines Famulus Franckes als Prophetin auf. Francke begünstigte die Gemeinde, bis sie es vorzog, in die Wetterau zu gehen. Hier war im Schloß Ronneburg gleichfalls ein Sammelpunkt geschaffen.

Alle diese Visionärs hatte ja Arnold auf den Schild gehoben. Er selbst war vom „Geheimniß der göttlichen Sophia" berauscht. Die „männliche Jungfrau", die Androgyne, hatte es ihm angethan. Er suchte jetzt eine Pfarrstelle. Es erweckt Mitleid, seinen Ausgang zu sehen. Die Herzogin Sophie beruft ihn als ihren Hofprediger nach Allstädt. Der Herzog, nicht gefragt, verweigert die Bestätigung. Arnold muß sich entfernen. Nur Preußen nimmt sich seiner an. Er wird königlicher Historiograph. Er erhält die Pfarre Perleberg. Am 20. Mai 1714 beschließt er hier sein unruhiges Leben.

Zu Heinersdorf im Hause seiner Großmutter las der junge Graf Zinzendorf in dieser Zeit über die Ostindische Mission. Er wurde bewegt. Dann, 1714 oder 1715, ging er mit Watteville zwischen den roten Staketen vor dem Halleschen Pädagogium auf und ab. „Da redeten wir miteinander — so erzählt er selbst in einer Londoner Rede — daß sich die Heiden doch nicht bekehren würden, bis wir groß würden; was dann übrig bliebe, das wollten wir zum Heiland bringen."

Das Jubelfest der Reformation wurde 1717 unter dem Klang der Glocken gefeiert

Den Geistlichen der Dresdener Diözese schrieb Löscher: „Gnade und Friede durch Christum! Hochwohlehrwürdige, Wohlehrwürdige, Grossachtbare, Hochgelahrte auch Wohlgelahrte. Insonders Vielgeehrte Herren Confratres! Gott hat das Seufzen seiner Knechte und Kinder erhöret und ein väterliches Zeichen gegeben, daß er mit seinem Worte ferner bei uns bleiben wolle. — Ich vermahne Sie nun herzlich, Sie wollen bei der Feyerung dieses Festes — sich bemühen, daß Sie im heiligen Schmuck wahrer Andacht, wohl meditirter Predigten und erbaulichen Wandels an diesen Tagen als Lichter in der Welt und freudige, würdige Bekenner des Evangelii erscheinen."

Das Fest ward in Sachsen nun drei Tage lang gefeiert. Der Kurfürst hatte die Gelegenheit zu einem Erlaß an die Landstände wahrgenommen. Er versichert, daß seine „Veränderung der Religion als ein personelles Werk Unseren getreuen Unterthanen an ihrer Religion, hergebrachter Gewissensfreiheit, Gottesdiensten, Kirchen-Gebräuchen — nicht den geringsten Abtrag oder Nachtheil gebähren sollte". Am 30. Oktober wurde das Fest zu Dresden mit allen Glocken eingeläutet. In allen Kirchen ward Vesper gehalten, in allen den ganzen Tag Beicht gesessen. Am 31. predigte früh vier Uhr Johann Weller in der Kreuzkirche, dann predigte Löscher.

Und am dritten Feiertag zogen 600 Kinder, mit Kränzen und Blumen geschmückt, in Feierkleidern durch die Straßen paarweise zur Kirche.

Aber die trauernde Königin, die fromme Christiane Eberhardine, welcher der lügnerische Gemahl auch den Kurprinzen entrissen, den er „mit gefesselten Armen an Rom ausgeliefert" — die Königin, welche zu Pretzsch, ihrem Leibgedinge, wie eine Witwe ihre Tage

zubrachte und in ihrem Arnds Wahren Christentum las, jetzt kam sie zur Feier am 31. Oktober, um auch ihre Treue an den Tag zu legen, nach Dresden. Und mit allen Ministern nahm sie in der Schloßkirche das heil. Abendmahl.[103])

Löscher schrieb zur Ehre des Tages „Römisch-katholische Discurse". Für Mecklenburg hatte Professor Johann Fecht in Rostock mit Superintendent Grünenberg zusammen einen trefflichen Katechismus veröffentlicht. Die schönste Ehrengabe aber hatte längst der treffliche Propst zu Jacobshagen Hollaz in seinem Examen theol. acroamaticum gegeben, ehe er 1713 heimging. Das dogmatische Werk zeigt im Gebet zum Beginn schon die innige Wärme, die in kirchlicher Theologie sich verbreitete. Wernsdorf hatte im August, Krakewitz in Greifswald im September 1717 Vorreden zur neuen Ausgabe geschrieben.

Die Jesuiten in Prag hatten das Fest im voraus verhöhnt. Wie es im evangelischen Deutschland gefeiert wurde, zeigt Konsistorialrat Cyprian in seinem theologisch-historischen Bericht. Wir verdanken diese große Arbeit, die Hilaria evangelica, wiederum dem Hause Gotha. Sie gibt in vornehmer Ausstattung in großem Format die Erlasse für die Feier aus allen fremden wie deutschen Ländern. Sie zeigt die Beteiligung der hohen Schulen, des Predigtamts, der Städte und einzelnen Herrschaften. Sie gibt endlich die Formulare der angeordneten Gebete, sie gibt die für das Fest geprägten Jubelmünzen abbildlich.

Fassen wir das Jahr 1718 ins Auge, so ist's nicht, weil in ihm zu Tübingen Hochstetter starb, welcher im Sinn Speners wirkte. Es ist auch nicht, weil in Breslau Bogatzkys Schatzkästlein erschien. Sein Verfasser, ein pietistischer schlesischer Edelmann, hatte bei manchen Vorzügen — wir denken an seine Lieder — doch immer etwas von einem geistlichen Vagabunden. Selbst ohne männliche Zucht, mußte auch sein Erzeugnis weichlicher Natur werden. Es ist etwas anderes, was uns an dieses Jahr noch bindet. Erinnern wir uns, daß von Berlin aus der Pietismus unterstützt wird. Er löst auf, er ermöglicht die Union. Diese zu verbreiten ist Staatsinteresse.

Preußens Zirkularschreiben vom 18. Jan. 1718 ist von Metternich. Er ist Pietist. Er ist Gesandter in Regensburg. Das Schreiben stellt zur Erwägung, ob Kursachsen den Vorsitz des Corpus Evang. behalten könne. Es erbietet sich dahin, daß man bereit sei, sich „des Wercks

anzunehmen, die vorkommenden Sachen Unsern Evangelischen Mitständen zur Deliberation vorzutragen und zur Expedition zu bringen".

Sachsen, Thüringen, Braunschweig sprechen sich dagegen aus. Doch unterm 10. Mai erhält Metternich von Berlin aus trotzdem Instruktion, „damit Wir vor erst nur wieder zu dem exercitio des Directorii unter den Evangelischen gelangen, solle es auch den Nahmen und den Schein haben, daß solches nur provisionaliter und ad interim geschehe". — Der Vorsitz war für Preußen offenbar kirchenpolitisch von hohem Wert.

Die Versuche, welche Preußen auch später noch machte, um in Besitz des Direktoriums zu kommen, waren ohne Erfolg. Thatsächlich, ohne formelles Konklusum, führte Kursachsen den Vorsitz weiter.

Kehren wir nun zurück. Was Löscher jemals gegen den Pietismus gesagt hatte, er faßte es jetzt im Timotheus Verinus zusammen. Es war eine „Schutzschrift". Es war zugleich „Darlegung der Wahrheit und des Friedens in den bisherigen Pietistischen Streitigkeiten". Wir sehen mit Recht Arnold, Dippel und Petersen zu den Pietisten gezählt. Und was dem Pietismus mit Recht vorgeworfen wird: er „vernichtet die subsidia religionis", die sichtbare Kirche. Man mußte die Bewegung in ihren Folgen zeigen. Übrigens ist es nun wohl anerkannt, daß Francke wie Lange den ernsthaften, versöhnlichen Versuchen Löschers „nicht mit gleicher Wärme und Friedfertigkeit entgegen gekommen sind".

Das zeigt auch ein Brief Löschers vom 1. Juni 1719 an Francke. Nachdem jener der in Aussicht stehenden Konferenz Gottes Segen gewünscht, erklärt er, er habe nie von Sekte geredet. „Hernach werden — klagt er dann — solche Dinge von mir verlangt, die ich ohne Verletzung meines Gewissens nicht prästiren kann. Z. B. daß ich in der Lehre von der Erleuchtung und den sogenannten Mitteldingen meine Lehre ändern solle. — Man bedenke doch, daß auf der andern Seite auch Menschen sind, welche zu viel und zu wenig thun, anstoßen und straucheln können. — Wollte ich dergleichen Gegen-Praetensiones formiren, wie ich, zumahl wegen der absoluten Verdammung meiner Person thun könnte, so würde alle Friedenshoffnung verschwinden. — Den werthen Herrn Spenerum verdamme ich nicht, (gebrauche das Wort: „selig" von Verstorbenen überaus selten) werde auch ferner mit Ehrerbietung von ihm reden."

Jene Konferenz kam. Bei Hofprediger Philippi in Merseburg

trafen sich Löscher und Francke. Das Gespräch endete unbefriedigend. Schließlich trug Löscher nur eine bittere Antwort der Hallenser davon. Diese zeigten sich hochfahrend. Löscher erhielt den Rat, sich zu bekehren.[104])

Zinzendorf hatte in Frankfurt eine Predigt von Pritius gehört. Er reiste von hier nach Düsseldorf. Hier bewegte ihn bekanntlich jenes Bild des Gekreuzigten mit der Inschrift: Das that ich für Dich, was thust Du für mich? Es war eben in diesem Jahre. — Im August starb eine der edelsten Erscheinungen Halles, der Freiherr von Canstein. Was er in Flandern als junger Offizier gelobt, er hatte es, von Francke unterwiesen, treulich gehalten. Seit sieben Jahren arbeitete seine Bibelanstalt. —

Aber im Dezember schreibt Klausing aus Leipzig an Löscher über Francke: „Da er neulich hier gewesen, hat er seine privaten und gantz frequenten conventicula zu etlichen Stunden nacheinander abgewartet und viel geschadet, zum wenigsten die Leute verwirret und gegen die andere hiesige Lehrer und Prediger als unwiedergebohren angehetzet." Und im März 1720 berichtet derselbe: „Jetzo soll ein begeisterter Schuster von Halle gekommen sein, der soll großen Anhang finden".[105])

Einstweilen hatten die Hallenser selbst einen bedeutenden Sieg in Aussicht. Sie hatten das Glück, ihren Prorektor, den berühmten Philosophen Wolff, angreifen zu müssen. Dieser hatte in einer lateinischen Rede über Chinesische Moral die auffallende Behauptung aufgestellt, daß die Moral des Konfutse seiner eigenen ähnlich sei. Daraus gehe hervor, daß es auch eine natürliche Moral gebe, völlig unabhängig von jeder Offenbarung. Man gelange zu dieser Moral eben durch die Vernunft. —

Es war am 16. Juli 1721, als Wolff feierlich das Rektorat seinem Nachfolger übergab, und dabei diese Rede hielt. Niemals hatte Confucius solche Erregung in der Christenheit hervorgerufen. Die theologische Fakultät sah einen Angriff darin. Ihr Senior Breithaupt brachte die Sache auf die Kanzel. Der Streit war da. Die Fakultät berichtete. Der König war entsetzt, als man ihm vorstellte, wie gefährlich überhaupt Wolffs prästabilierte Harmonie sei. Die Gefahr liege, sagten ihm die Generale, darin, daß ja auch Soldaten behaupten könnten, sie seien zum Desertieren prädestiniert, welches doch ganz erschrecklich sei. Der König, wenn man ihm die

Soldaten antastete, verstand keinen Scherz. Er war indigniert über die prästabilierte Harmonie.

Das Weitere folgte bald.

Nebenher ging ja immer der Unionsgedanke. Wir müssen von Zeit zu Zeit auf ihn blicken.

Die Pfaffsche Unionslust lebte noch. Sie machte auch in Hamburg Aufsehen. Erdmann Neumeister schrieb darum noch in diesem Jahre seinen „Kurtzen Beweis, daß das jetzige Vereinigungswesen mit den Reformirten dem gantzen Katechismo zuwiderlaufe". Winckler dagegen schrieb gleichzeitig seine zustimmende Epistel an Pfaff. Dieser hatte seinen „Unterricht von den Religionsstreitigkeiten" geschrieben. Gegen ihn trat auch Cyprian auf.

Jetzt war die Union auf dem Papier fertig. Am 28. Februar 1722 war sie endlich in Regensburg durch Stimmenmehrheit beschlossen. Nur aus Höflichkeit gegen Kursachsen wollte man noch einige Tage mit der Veröffentlichung warten. Da trafen die Proteste von Sachsen und Gotha-Altenburg ein.

Der Vizekanzler und weltliche Konsistorialrat Cyprian in Gotha hatte wider „die kirchliche Vereinigung mit den Reformierten" an Pfaff, der ihn fragte, schon vertraulich geschrieben. Er hatte nun seinen „Unterricht" über die Vereinigung herausgegeben. Wollen — ruft er — die Reformierten, welche die Evangelischen aus mehr als 2200 Kirchen mit Weib und Kind bereits vertrieben haben, den Lutheranern die noch übrigen Stifter, Kirchen, Schulen, Rathäuser, aus welchen jene durch Artikel 7 des westfälischen Friedens gänzlich ausgeschlossen worden, unter dem Blendwerk gestifteter Kirchenbrüderschaft vollends abnehmen?

Eine schneidende Frage. Klage auf dem Reichstag zu Regensburg war die Folge.

Von hier kam denn auch alsbald die Requisition des Corpus Evangelicorum. Sie ist vom 31. März 1722. Sie ist an den Herzog in Gotha gerichtet. Sie verklagt wie Neumeister, so in erster Linie Cyprian als Friedensstörer. Sie klagt zu gunsten der im Corpus höchstnötigen Einigkeit.

Der Herzog wurde bestürmt. Er versammelte die Räte auf der Bibliothek. Es lagen die 15 Punkte vor, welche Herr von Metternich dem Corpus eingereicht hatte. Cyprian zeigte die ganze Gefahr dieser Union. Man habe dann, gab er zu bedenken, den West-

fälischen Frieden nicht mehr für sich. Die Reformierten seien dann in der Lage zu sagen: nunmehr, da aus beiden Teilen ein Corpus geworden, müßten sie aller Emolumente auch geistlicher Güter und Privilegia teilhaftig werden. Der Vizekanzler Cyprian siegte. Der Herzog blieb fest.

Also wieder Metternich. Wer war Metternich? Der Freiherr von Metternich, preuß. Gesandter in Regensburg, schrieb unter dem Namen Aletophilus geistliche Traktate. Er schrieb seine „Wahre Vollkommenheit", seine „Rechtfertigung der wahren mystischen Theologie". Er schrieb auch über den mittleren Zustand der Seelen, über Geistererscheinungen, über Verwandlung der Metalle. Sein Grundsatz war, „daß wir nicht weiter gerechtfertigt sein können, als wir nicht sündigen, sondern Gottes Gebot halten". — Er war Pietist mit theosophischer Färbung. Und in ihm sehen wir nun den Pietismus auf sein „mystisches Chaos", auf Union und Kirchenvereinigung unter höheren Schutz ausgehen. Metternich hatte dafür 15 formulierte Anträge in Regensburg gestellt. Ein Stück östlicher Invasion.

Cyprian ließ sich nicht beirren. Noch in diesem Jahre erklärt er in seinem abgedrungenen Unterricht: „Die Toleranz ist gut und ganz unentbehrlich. Aber die geistliche Bruderliebe und die Gemeinschaft des heil. Abendmahls darf ich ohne an dem ausdrücklichen Gebote Christi zu frevlen, denen reformirten Theologen so wenig einräumen, als wenig ihnen D. Luther oder D. Spener dergleichen eingeräumet."

Auch ein Antrag auf Wegfall der Unterscheidungsnamen war beim Corpus eingebracht, aber abgelehnt worden. Das Unternehmen war abermals gescheitert.

Indes hatten zwei Generale, von Natzmer und von Löwe, auf die Klage der theologischen Fakultät gegen Wolff hin die Ausweisungsorder des Königs durchgesetzt. Sie war in Halle willkommen. Es war ein Sieg der Fakultät. Die Order besagt, daß der gedachte Wolff „binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Order die Stadt Halle und alle unsere Lande bei Strafe des Stranges räumen solle".

Es war ein Sieg der Fakultät. Aber es war der letzte des Pietismus.

Im folgenden Jahre starb in Düsseldorf der fromme Pastor

Crasselius, der Dichter des: Dir, dir, Jehova, will ich singen. Es folgte im Jahre 1725 der begabte Generalsuperintendent Calvör in Zellerfeld, bekannt durch sein Rituale, bekannt auch als Polyhistor. Beide, streng evangelisch, zeigen die durch Spener neu geweckte Innigkeit.

Im Januar 1726 war es, als der Kaiser jenes Patent gegen die Evangelischen gab, welches so manche Landesverweisung zur Folge hatte. Johann Adam Steinmetz, eine der edelsten Gestalten der damaligen Zeit, stand zu Teschen im Amt. Es war eine Erweckung von ihm ausgegangen. Auch die evangelischen Polen und Böhmen drangen hinzu. Von der Bretterbude, welche dort stand, wo eine der fünf Gnadenkirchen errichtet werden sollte, rissen sie die Bretter herunter. Sie wollten hören, auch von den Dachbalken aus hören. So lauschten sie bis zu zehntausend. Vier Jahre später wurde Steinmetz mit Muthmann und Sassadius ausgewiesen. Ein Gendarm hatte ihn über die Grenze zu bringen. Und siehe, der Gendarm ward bekehrt, bekehrt wie Pauli Kerkermeister. — Steinmetz werden wir in Magdeburg wieder finden. Die Erklärung des hohenpriesterlichen Gebets wird er in Teschen geschrieben haben.

Dies Jahr richtet unsere Augen wieder auf die Separierten. Das Berlenburger Bibelwerk erschien im Druck. Gewidmet ist es „den Berufenen, Gläubigen und Auserwählten". Und nun bringt es für seine mystische Auslegung eine Sammlung aus Paracelsus, Weigel, Böhme. Man findet, was in älteren Bibliotheken unter der Aufschrift: Fanatica reponiert ist.

Wir bemerkten im vorigen Kapitel, wie von Hamburg aus die Union bekämpft wurde. Es geschah durch Neumeister. Und wiederum von Hamburg aus, und durch denselben kam jetzt 1727 der neue Angriff auf den Pietismus. Es war ein Auszug Spenerscher Irrtümer, den Neumeister gab.

Aber das Jahr war überhaupt von Bedeutung. Der Pietismus schritt auch zu größerem Separatismus fort.

Am 13. August 1727 war es. In Herrnhut wurde der Bruderbund besiegelt. Pastor Rothe in Berthelsdorf hatte den Tag zur Spendung des Sakraments bestimmt. „Man war aber kaum angelangt, schon bei der Absingung des ersten Liedes, als ein Gefühl waltete, welches bis dahin noch nicht bekannt war, das Wehen einer nahen Gegenwart der Gottheit, wie es bei Gelegenheiten ist, wenn

jeder einzelne sich in inniger Betrachtung findet und ein gleiches seinem Nachbar ansieht."

„Der Graf that die Beichte vor dem Altar im Namen der Gemeinde."

So erzählt Freiherr von Schrautenbach.

Eine hohe und heilige Gefühlserregung ward offenbar. Und um sie fortzuleiten, betonte man dann eben das Gefühl. — Gut sagt ein Beurteiler: Zur Strafe dafür, daß der Graf versuchte „den Gedanken zu ächten", seien „seine eignen Gedanken unter den Bann eines unreinen Mystizismus geraten".[106]) Der Heiland hatte mit ihm und den Seinen eben „einen Spezialbund abgeschlossen". Graf Zinzendorf hatte hohen Sinnes alles hingegeben, „das Lamm Gottes zu inthronisiren und die Katholicität seiner Leidenslehre als eine Universaltheologie in Theorie und Praxi einzuführen". Die Glut riß ihn über die Grenzen der Kirche seines Bekenntnisses zu willkürlich separatistischer Neubildung, die dann auch, und bis heute, die evangelische Nachtmahlszucht zu gunsten der Union durchbrach. Dann folgten jene Übertreibungen und Auswüchse, wegen derer die Kirche, wegen derer man von Bengel bis Ritschl nur scharfen Tadel hatte. Wir werden die Opferwilligkeit Herrnhuts auf dem Gebiet der Heidenmission dankbar zu rühmen, wir werden aber die Willkür dieser Neubildung immer zu tadeln haben. Sie war willkürlich; denn in der Landeskirche stand das Bekenntnis noch in alleinigem Recht.

Am 8. Juni war Francke heimgegangen. Dein Heiland wird dir doch nahe sein? hatte seine Hausfrau ihn gefragt. „Daran ist kein Zweifel," antwortete er. Es war sein letztes Wort. Sein Nachfolger in der Leitung des Waisenhauses wurde sein Schwiegersohn Freylinghausen. Er hatte zwanzig Jahre hindurch ohne jedes Salär außer Wohnung und Tisch dem Hause gedient.

Mit diesem Tod war der Höhepunkt der pietistischen Bewegung überschritten. Wir dürfen auf sie deshalb jetzt schon zurück blicken.

Sprechen wir von Francke. Nicht über seine Bedeutung. Denn sie ist nie bezweifelt. Nicht über seine großartigen Entwürfe. Sie sind immer anerkannt. Denken wir nur an sein Collegium orientale theologicum. Die Zöglinge desselben sollten nicht nur Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Rabbinisch, Talmudisch, Äthiopisch, sondern auch, wenn möglich, Armenisch, Persisch, Chinesisch, Türkisch, Neugriechisch,

Slavonisch und Russisch lernen, daß, wenn Gott eine Thür im Orient öffne, immer einige geschickte Leute parat seien, die man dahin senden könne. — Aber Francke fand, daß wie er, so alle in dieser bestimmten Art erweckt und bekehrt sein müßten. Darin liegt schon das Bedenkliche. Seine Erfahrungen sind Maßstab für alle. Die Kraft aber, welche oft einseitig auf Ausbau des Wissens und Wiederholung des Erlernten gerichtet war, sie ward hier für Erweckung des Gefühls und Wiederholung der Empfindungen verwendet. Die Zerrbilder lagen hier näher, als dort. Und an der Streitlust, die man der Orthodoxie vorwarf, fehlte es hier nicht im geringsten.

Bei Francke tritt die eigene Person, als einer besonderen Begnadigung von oben gewürdigt, in ihrer Würde stark hervor. Man bittet ihn, einige Rücksicht auf den preußischen Hof zu nehmen. „Was der Hof vertragen könne, oder nicht, steht nicht in meinem Reglement, noch wird sich irgend ein wahrer Knecht Gottes darnach richten. Es hat unser gnädigster Landesherr und seine Gewaltigen mehr Segen von mir, als ich von ihnen habe."

Das ist vortrefflich gesagt. Aber dahinter steht etwas anderes noch. Es blickt, wie in seinen Beziehungen zu Löscher, „ein gewisses Gefühl der Superiorität hindurch. Des Bewußtseins voll, vom Herrn zu einer großen praktischen Aufgabe berufen zu sein, vermag er so wenig sich in das Interesse seines Gegenparts zu versetzen, daß ihm die aufrichtigen und nicht ganz ungegründeten theoretischen Bedenken desselben nur als unnütze Quengeleien erscheinen". So selbst Tholuck, den wir hier gern reden lassen, gerade, weil er in mancher Beziehung Francke so nahe steht. Und wollen wir Neuere hören, so ist zugleich in Francke eine „eigenthümliche Mischung von Prediger und Geschäftsmann, von religiösem Schwärmer und findigem Weltkind." [107])

Darunter litten auch die großen Anstalten, mit denen er die Kirche beschenkte. Reiske besuchte die Schule des Waisenhauses. Er nennt die Einrichtung derselben „vortrefflich". Aber er klagt auch. „In meinem zwölften Jahre — sagt er — machten mich die Betstunden, die ich vor mir halten sah und hörte und folglich aus Neugier, aus kindlicher Nachahmungssucht und aus Zwang mit besuchte, zum Narren. Ich ward ein Betnarr. Ich konnte zu ganzen Stunden aus dem Herzen beten. — Allein die Hitze verrauchte bald; ich kam in die Welt, kurz ich war nicht viel besser, als ein Naturalist. Von

dieſem ſo weiten Sprunge, von einem Ende bis zum anderen, über eine ſo große Kluft, habe ich mich noch nicht recht erholt."

Geiſtliche Enge macht immer geiſtlich hochmütig. Für die Wiſſenſchaft war der Pietismus beängſtigend. „Wer nach gründlicher theologiſcher Gelehrſamkeit Verlangen zeigte, den hielt man für entfallen von der erſten Liebe, weil er über ſeinen Heiland weg ſtudieren wollte." Jeder Irrtum des Verſtandes erſcheint nun zugleich als Fehler des Willens. Dies iſt eine Art des Fanatismus. Und ſie iſt deſto gefährlicher, weil der ſittliche Maßſtab der engſte iſt. Es wird die Sittenlehre in eine Kaſuiſtik umgeſetzt. Die Bibel war Kodex mit Regeln für alle ſchwierigen Fälle. Die Willkür las aus ihr die Entſcheidung ab, und der Zorn der neuen Heiligen begann, ſie geltend zu machen. Was ſich dem Maßſtab nicht fügte, war Babel. Darum unausgeſetzt die Weherufe über die Kirche mit ihrer Dogmatik und Moral. Denn es war Sünde, eines Freundes Geſundheit zu trinken, mit gefülltem Glas anzuſtoßen, Schach zu ſpielen, das Spinett zu ſchlagen, eine Pfeife zu rauchen, den Fuß nach dem Takt der Muſik zu bewegen. Den richtigen Pietiſten erkannte man ſogleich. Er trägt ſchlichtes Haar, braunes oder dunkles Kleid. Sein Geſicht iſt — ſagt ein Beobachter — feierlich und etwas herb. Das Auge zeigt mehr Weißes, als dasjenige gewöhnlicher Menſchen. Er liebt es, die Sprache der Heiligen Schrift zu reden. Ihre Geſchichten und Figuren dienen ihm zur Beleuchtung der Dinge wie zum Beweismittel und Entſcheid für die Fragen der Gegenwart. Die richterliche Haltung der altteſtamentlichen Auserwählten mit der Schärfe des Schwertes iſt ihnen oft beſonders erwünſcht geweſen.

Dazu die Schablone und die Penibilität. Am Hof zu Saalfeld mußten die Schüler erſcheinen und zeigen, wie ſie frei beten könnten. Die „ſeufzende Frömmigkeit" ſpielt hier eine Rolle. Semler, hier erzogen, erzählt: „Die ganz neue doriſche Sprache von der Bekehrung eines armen Sünders, ſeiner Begnadigung und Verſiegelung, hatte durch manche Temperamente und Köpfe ſoviel auffallendes angenommen, daß ſchon mehr anſehnliche Perſonen Theil daran nahmen, als an der allereinzigen Art, eine chriſtliche Gemüthsfaſſung ſelbſt zu überkommen und zu vermehren. — Ueber den Seelenzuſtand führten manche Prediger ein großes Stadtregiſter; die Vorſteher der einzelnen Erbauungsſtunden hatten ebenfalls dergleichen geiſtlichen

Kalender eingefüret, woraus jeder seinen Seelenzustand in der vorigen ganzen Woche wieder hersagte."

Diese Art mußte sich allmählich selbst unmöglich machen. Genau genommen mußte dieses schon die Perfektion der Wiedergeborenen thun, auf welcher Breithaupt bestand. Aber der Pietismus klammerte sich an die Höfe. Darmstadt und Gießen, sowie der Hof von Rudolstadt, wo der fromme Konsistorialpräsident Ahasverus Fritsch wirkte, waren Hauptstätten der Bewegung in ihrer edleren Form. Und wir werden nicht vergessen, welche Blüten tiefer Frömmigkeit die innerkirchliche Bewegung hier zur Entfaltung brachte. Denken wir nur an die Gräfin Ämilie Juliane zu Rudolstadt. — Es sind dann die kleinen Höfe, die von Ebersdorf, Wernigerode, Schleiz, Saalfeld, an die sich auch der Pietismus lehnt. In Wernigerode wirkte der Hofprediger Lau. Hier gedenken wir ebenso der trefflichen Gräfin Sophie Charlotte. Der Berlenburger Hof ward, so sahen wir, in den Strudel völliger Schwärmerei gerissen.

In Jena kehrte 1727 der junge Ötinger bei Magister Spangenberg ein. „Ich kam einmal — erzählt er — in eine Versammlungsstunde, wo ihrer 5 bis 60 aus allen Fakultäten, auch Adelige, auf ihr Angesicht fielen und beteten." Und diese Versammlungen zeigen dann auch anderes Gesicht. Briefe an Francke und Breithaupt berichten Heldenthaten. Plötzlich erweckte Studenten schreien auf der Straße, Weiber haben Gesichte, und Dienstmägde schwitzen Blut.

Man kann Zorn und scharfe Edikte gegen diese Dinge weder den herrschaftlichen Kanzleien, noch den geistlichen Ministerien der Städte verdenken. Wir denken an die vom geistlichen Amt in Clausthal und Zellerfeld gegen die „Schleicher und Winkelprediger" erlassene Schrift. Sie führt den Titel: „Tiefen des Satans". Sie zeigt, wie die Träume von Böhme, Gichtel, Weigel, Tenhard, Hoburg Tuchtfeld im Kessel dieses Pietismus alle zusammen enthalten sind. So war es hier, so war es hin und her.

Viertes Kapitel.

Die Orthodoxie.

Es war am Sonntag Quasimodogeniti dieses Jahres 1727, als im Auftrag des Kaisers der kaiserliche Gesandte, Präsident des Hofrats, Graf Wurmbrand auf Schloß Friedenstein erschien. Er überreichte dem Vizekanzler Cyprian des Kaisers Brustbild an goldener Kette, reich in Diamanten gefaßt.

Dazu mag die Arbeit beigetragen haben, in welcher Cyprian das Verhalten der Kurie gegen das Haus Österreich beleuchtete. Aber wir haben uns auch des Verhaltens des Corpus evangelici und des preußischen Gesandten von Metternich zu erinnern. Und so können wir denn hierin einen Vorgang erblicken, welcher, entgegen den bis jetzt von uns gezeichneten auflösenden Mächten, eine Anerkennung der erhaltenden bedeutet. Cyprian ist lebendiges Bollwerk gegen die unterhöhlende Arbeit des Synkretismus und Pietismus zugleich. Er bietet uns so den Übergang für die Darstellung erhaltender Kräfte.

Blicken wir zuerst nach dem Süden.

Spener war aus Süddeutschland gekommen. Frankfurt a. M. vermittelt zwischen dem Süden und Norden. Es ist Verbindung und Brücke.

Hier erklärte Pritius, daß fester konfessioneller Grund und mystische Theologie „nicht allein wohl beisammen stehen können, sondern daß auch ein rechtschaffener Theologus — beides mit einander vereinigen und zusammen setzen solle".

Dies ist hauptsächlich im Süden erfahren worden. Der Hallesche Pietismus ist praktisch — asketischer Art. Er schafft eine individuelle und gesetzliche Frömmigkeit. Sie wurde von der herrschenden Theologie schärfer zurückgewiesen. Der württembergische Pietismus aber ist mehr für tiefe Schriftforschung eingetreten. Er drang in die Theologie der Schule ein. Er ward Anlaß zum Blick in Einheit von Natur- und Gnadenreich, sowie in die Heils- und Reichsgeschichte. — Wir greifen zuerst etwas zurück.

Als Francke 1717 nach Schwaben kam, war es nicht nur, um

den Hofprediger Urlsperger in Stuttgart zu fragen, ob er ein ſtummer Hund ſei? Der Getroffene zeigte dann dem Hof, daß er es nicht ſei. Als Francke nach Schwaben kam, wurde „auf Special-befehl des Herzogs im fürſtlichen Pflegehauſe zu Tübingen und durch's ganze würtembergiſche Land frei Traktament und Fuhre für den Herrn Profeſſor und ſeine Geſellſchaft ertheilt". Und in Tübingen ſelbſt, wo auch Spener einige Zeit gewirkt, bildete ſich, wie in Halle und Leipzig, ein Studentenverein für Schriftforſchung.

Niemand nahm lebendigeren Anteil an dieſem Verein, als der junge Albrecht Bengel.

Seine gelehrte Reiſe hatte er gemacht. Jetzt war er Profeſſor an der Schule zu Denkendorf. Die Frage nach der Wirkung der verſchiedenen Lesarten war in Glaubenskämpfen ihm an die Seele gegangen. Fortan zeigte er das Gepräge einer gottgeheiligten Perſönlichkeit.

Zu den Zeitereigniſſen nahm er beſtimmte Stellung. Seinem Bekenntnis treu meinte er: „Die Reformirten haben zu Folge der Prädeſtinationslehre einen despotiſchen Gott". Deshalb ſeien ſie auch in der Kirchenverfaſſung despotiſch.[1"8]) Der Halleſche Pietismus iſt ihm „zu kurz geraten" in ſeiner Weltflucht. Den Zinzendorfiſchen Separatismus weiſt er weit von ſich. Er iſt ihm ein „Gartenwerk im Gewächshaus". Und das alleinige Betreiben der Bluttheologie iſt wie wenn man nur Markſuppe eſſen wollte. Dagegen gebiert ſich ihm ein neuer Einblick in Schrift und Gottesreich.

Die Zeiten ſchienen ihn zu ſchieben. Denken wir an jene Schwingung der Geiſter, die ſich von den Sevennen her durch die Niederlande hindurch nach Deutſchland fortſetzt, wie wir ſagten. Nun, ſie tönt bis zu den Salzburger Alpen. Nur daß hier die Haltung eine andere iſt, als die der Schwärmer im franzöſiſchen Gebirge.

Früh in der Morgendämmerung des 5. Auguſt 1731 ſtiegen etwa hundert Männer des Salzkammergutes die Gebirgspfade nach Schwarzach hinab. In der Herberge ſtand auf großem Tiſch ein Gefäß mit Salz. Sie tauchten die benetzten Finger der rechten Hand hinein, hoben ſie gen Himmel, und ſchworen, dem evangeliſchen Glauben treu zu bleiben. Es war der Salzbund, Bund der Treue. Die „evangeliſchen Bauernhunde", welche der Erzbiſchof Firmian vertrieb, etwa 30 000, zogen als arme Exulanten aus. Ihre

Durchzüge, wie ihr Empfang in den evangelischen Ländern, sie hinterließen Spuren des Segens. Viele zogen übers Meer. Andere ließen sich in Preußen nieder. Der König gab ihnen so recht „aus christkönieglichem Erbarmen" eine Heimat. Zunächst wurden sie in Nürnberg froh begrüßt, und in Augsburg von Urlsperger examiniert. Nach Meißen fuhr Löscher mit dem Bürgermeister von Dresden hinaus, ihnen Gaben zu bringen.

Urlsperger, im Seesturm und in England, wie später Hamann, gereist, hatte dann zu Stuttgart dem Hof gegenüber als Pastor seine biblischen Kollegien eröffnet. Hier besuchte ihn der Graf Stolberg-Wernigerode mit seinem Hofprediger Lau. Jetzt stand er in Augsburg. Auch dogmatisch thätig, sucht er in „freundschaftlichen Briefen eine genauere Bestimmung des Geheimnisses Gottes". Es ist eigenartig, wie er in bester Meinung das „Zeugen" und „Ausgehen" auf die Offenbarung der Dreieinigkeit nach außen bezieht. — Doch gehen wir zu Bengel zurück.

Er sagt einmal: „Es sind zwo Hauptlehren, die uns in dem Worte Gottes vorgelegt werden. Die erste weiset uns auf die Erkenntnis des Heils in Jesu Christo — daß man in seinem Blute die Vergebung der Sünden erlange. Es mag sonst von göttlichen Dingen vorfallen was da will, so ist dieß allezeit der Hauptgrund. Aber wenn eines einmal in dem Hause Gottes ein Kind und Erbe werden will, so darf es sich auch darin umsehen und wahrnehmen, wie es zugehet. Da zeiget sich die große Anstalt Gottes durch Jesum, wie er seine Heiligen geführt hat von den uralten Weltzeiten bis auf den heutigen Tag, und wie ers an ihnen wird hinausführen bis zum Ende und Ziel." Bengel will die Theologie von der nur individuellen zur kosmischen Auffassung führen.

Alles veranlaßt ihn zum Ausblick nach den Zeichen der Zeit. Wir wissen, wie ernst er über dem Erscheinen des letzten Tages sann. Ja „die Mitte zwischen dem seligen Arnd – so sagte er — und dem großen Termin 1836 falle auf 1725, da ihm gerade das Licht in diesen Materien aufgegangen sei". Wir wissen auch, daß dieses Licht nicht klar genug war. Die „drei Höllenriegel", der Türke, der Papst, der Apap, der die Kirche knechtet, sie müssen fort. Aber wann? Das Rechnen war nicht seine stärkste Seite.

Die Ordo temporum, die er 1741 als Propst zu Herbrecht-

ingen herausgab, mag nicht ganz frei sein von Schwärmerei, wie sie nicht frei war von chronologischen Fehlern. Ihre Bedeutung liegt aber immer in dem Umstand, daß hier die Heilige Schrift auch als Verkündigung der göttlichen Heilsökonomie erscheint. Sie zeigt die Enthüllung des Heilsplans. Der Gedanke des Reichs und seiner Geschichte, also eines Werdens der Erkenntnis dieses Reichs als Enthüllung tritt hier ein. Damit gewinnt das Volk des alten Bundes seine eigentliche Stellung. Die Kirche kann die Auswüchse in den endgeschichtlichen Bestimmungen sich nicht aneignen. Die Bereicherung, die mit der Gesamtanschauung Bengels gegeben ist, hat sie aufgenommen.

Alle übrigen Arbeiten Bengels, wie seinen kritischen Apparat, überragt der Schatz, den er 1742 der Kirche übergab, sein Gnomon. Er sollte „unter dem Segen Gottes dazu beitragen, den Geschmack an Gottes Werk anzufrischen". Und er hat es gethan. Aber Bengels Bedeutung liegt in dem vorhin Gezeigten.

Philipp Nicolai hat einst ähnlich über Geschichte der Kirche, als Reich Christi, über den Termin des jüngsten Tages geschrieben. Ob Bengel diese Historia kannte, ist zweifelhaft. Was er gibt, ist Frucht tiefer Forschung in Schrift und Zeit.

In Stuttgart selbst hatte sich dem entarteten Hof gegenüber ein ernster Kreis gebildet. Dazu gehörte der Regierungsrat Reichsfreiherr von Pfeil. Er stand Bengel innig nahe. Seine Lieder: Schmück dich nicht, o liebe Seele — und jenes gegen das Duell, sind bekannt. Dazu gehörte damals Storr, 1744 schon Diakonus und der Pfarrer zu St. Leonhard Konrad Rieger, dessen Sohn später unschuldig auf Hohentwiel saß, wie dem Geiste nach Jakob von Moser, welcher jetzt gerade noch in Ebersdorf war. Ebenso gehört hierher der Tübinger Professor Weismann. Er ist durch seine Institutiones theol. exeg. dogm. bekannt. Sie halten den kirchlichen Glauben fest. Und darum ist er auch der Feind der Unionsbestrebungen des Kanzlers. Denn Pfaff hatte den Vereinigungsentwurf im Namen der evangelischen Reichsstände auf Grund der Metternichschen 15 Punkte abgefaßt. Wir sahen, wie man von Dresden bis Hamburg und Gotha sich dagegen erhob.

Die Arbeiten Urlspergers wie der Nachfolger Bengels werden uns später beschäftigen.

Blicken wir jetzt auf den deutschen Norden. Wir finden eine parallele Reihe. Der Zeit nach kehren wir zurück.

Man hat gesagt, der Pietismus habe auf die evangelische Dogmatie simplifizierend gewirkt. Dies ist in einer Beziehung unverkennbar. Nicht so häufig werden die Bekenntnisschriften citiert. Nicht so ängstlich wird auf die Lehrüberlieferung überhaupt zurückgegriffen. Man sucht mehr aus der Schrift, man sucht auch mehr aus den in den Dingen selbst liegenden Notwendigkeiten zu beweisen. Allen Vertretern kirchlicher Lehre, welche dem Pietismus widerstehen müssen, sieht man an, daß sie Streit zu meiden wünschen.

Was im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Hutters Kompendium, das ist im Beginn des achtzehnten Hollaz Examen.

Auf Johann Gerhard und Calov ruhte die Arbeit des frommen Propsts in Pommern. Wir haben von ihm bereits geredet. Jedem Artikel ist ein Seufzer, ein kurzes Gebet angehängt. So leitet er die Dogmatik der Kirche in das neue Jahrhundert. Und hier behauptete er, die alte dogmatische Zurüstung warm durchhauchend, lange seinen Einfluß.

Im Jahre 1715 war der Pastor zu St. Katharinen in Danzig, Samuel Schelwig, ein Schüler Calovs, gestorben. Er ist der bekannte Rechner. Er hatte etwa zweihundert Irrtümer der Pietisten herausgefunden. Es war das eben schlechter Zeitgeschmack, und zeigt, wie mechanisch man die Dinge faßte, und es damit verdarb. Aber Lange in Halle, der ihn bestritt, war um nichts milder gewesen.

Auch ein Mann der alten Schule, Johann Fecht in Rostock, war im folgenden Jahre heimgegangen. Er ist's, der im Eifer des Gefechts Spener die Seligkeit absprach. In seinen Wigandiana hatte er den letzten Trumpf gegen die Pietisten ausgespielt.

Sehen wir bei Hollaz den wärmeren Hauch, der das Leben betonte, so noch mehr bei Buddeus.

In Jena bekämpfte Franz Buddeus den Pietismus von Halle nicht allein. Auch sein Schwiegersohn Johann Georg Walch that es. Seine Hauptarbeit aber war der Kampf gegen Bayle, Leibniz und die Arminianer. Hier trat er in Musäus Spuren. Im übrigen ist er biblischer Theolog von tiefer Frömmigkeit. — Und von großer Gelehrsamkeit. Sein Kolleg ist stark besucht. Er nimmt jährlich 2000 Thaler daraus ein. So erzählt uns Pfaff, der ihn besuchte.

Für Pfaff war dieses ein sehr interessanter Punkt, wie seine Verhandlungen mit Minister von Münchhausen zeigen.

Die Kirchengeschichte, zu welcher Buddeus am 14. Februar 1715 zu Jena die Vorrede geschrieben, gibt in zwei starken Quartbänden das Alte Testament. Wir finden überall Väter und Profangeschichtschreiber zur Erläuterung reich herangezogen. Die Prolegomenen geben eine vortreffliche Übersicht über die Litteratur. — Der Anfang der Welt geht dem Anfang der Kirche voraus. Darum beginnt Buddeus mit jenem. Chinesische, babylonische und andere Überlieferungen werden herangezogen. Der Anfang der Kirche ruht in Adam. Die Sprache, und zwar die hebräische, ist ihm anerschaffen. Jam ut ad originem ecclesiae: — accedamus, Deum primum quidam Adamum — condidisse constat.[109])

In seinen Institutionen hält sich Buddeus genau an den kirchlichen Lehrbegriff. Er behandelt die streitigen Punkte aber mit großer Milde. Er ist kein Mann des Streits. Man fand ihn deshalb oft achselträgerisch. Liest man sein Gutachten im Clausthal-Zellerfelder pietistischen Streit, so wäre man geneigt, diesem Urteil beizustimmen, wenn man nicht seine Gemütsart in Anschlag brächte. —

Im Jahre 1720 hatte Löscher seine „Vollständige Reformations-Acta und Documenta" herauszugeben begonnen. Er fußte auf einer für uns verlorenen Handschrift. Zum größten Teil muß sie von Luthers eigener Hand gewesen sein, welcher sie mutmaßlich an Lang in Erfurt sandte. Übrigens gedenken wir seiner so verdienstlichen Historia motuum. Und am 26. April 1724 unterzeichnete Buddeus die Vorrede zu seiner „Hist. u. theol. Einleitung in die vornehmsten Religionsstreitigkeiten". Es sind die zu Jena über die polemische Theologie gehaltenen Vorlesungen. Sein Schwiegersohn Johann Georg Walch gab sie mit seinen Anmerkungen zu Jena heraus. Der Plan des Buchs ist neu. Quenstedt, Joh. Gerhard, Calov, Scherzer hatten dogmatische und polemische Theologie mit einander verbunden. Hier erschien diese als solche. Nur der Leipziger Olearius und etwa Abt Fabricius erstrebten Ähnliches.

„Eine unersättliche Begierde, Christo Seelen zu gewinnen", rühmt Walch seinem Schwiegervater nach, als er über ihn nach seinem seligen Ableben vor den Studenten redete. Es war am 30. November 1729.

Zehn Jahre später schloß er die „Hist. theol. Einleitung", ein

Werk von zehn Bänden, ab. Mit Dank gegen Gott endet er. „Er lasse die Schrift zur Verherrlichung seines Nahmens und zum Nutzen Derer, die sie lesen und brauchen, gesegnet sein."

Dem „innern Licht" gegenüber konnte man auf Gottlob Carpzov, Professor in Leipzig, Sohn des Oberhofpredigers, Enkel des Kriminalisten, hinweisen. Er gab 1728 seine Critica sacra vet. Test. heraus. Nachdem er sich mit der Kritik nach allen Seiten auseinandergesetzt, zeigt er „was für actus bei dem innerlichen Zeugniß des heil. Geistes von Göttlichkeit der Schrift zusammen kommen". Die Erleuchtungskraft zeigt Eph. 1, 18; 1. Kor. 2, 16. Es folgt die Erweckung dieser Kraft, dem erkannten Sinn beizupflichten. Es folgt die Neigung und Bewegung des Willens, sich der Schrift in Gehorsam zu unterwerfen. Hieraus kommt die Überzeugung und die Gewißheit. Es folgt die Befestigung in solcher Wahrheit gegen alle Anfälle des Teufels, der Welt und des Fleisches. Endlich kommt das Schmecken des himmlischen Manna Off. 2, 17; Hebr. 6, 5.

Wir dürfen eine wichtige Arbeit nicht übergehen. Am 8. April 1730 schrieb Konrektor Salig zu Wolfenbüttel zu seiner Geschichte der Augsburgischen Konfession die Vorrede. Die drei Quartbände, welche mit Akten zur Geschichte Schwenckfelds schließen, sind immer noch vom größten Wert.

Wir haben Wernsdorf in Wittenberg bereits früher erwähnt. Er starb in demselben Jahre mit Buddeus. Alle Studenten in Trauermänteln folgten zum Gottesacker. Man rühmte seine aufrichtige Frömmigkeit. Man rühmte auch seine Meisterschaft in akademischen Disputationen und die Eleganz seines Stils.

Jakob Rambach, Tischlerlehrling, armer Leute in Halle Kind, lag am Beinbruch krank. Die Eltern sahen eine Schickung Gottes darin. Sie gaben des Jünglings Wünschen, studieren zu dürfen, nach. Und als Professor in Halle hatte dieser oft 400 bis 500 Zuhörer. Dann ging er nach Gießen. Er war tief von der Strömung ergriffen, die den Pietismus, aber nicht ihn, ins Maßlose trieb. Blicken wir, um ihn und die herrschende Schulmethode kennen zu lernen, einmal in eine seiner Vorlesungen.

Er eröffnet sein Kolleg über die sieben Sendschreiben Christi 1735 so:

„Wir fangen itzo ein Collegium exegeticopracticum, priva-

tissimum, an. Es ſind bisher praecepta hermeneutica erkläret und mit Exempeln erläutert worden. Nun iſt nöthig, daß man an einem gantzen Stück der heiligen Schrift ein Exempel ſehe, wie die praxis exegetica anzugreifen. Exemplis enim vivunt regulae. Ich habe dazu die ſieben apokalyptiſche Briefe auserſehen, theils um ihrer Schwierigkeit, theils um der guten Gelegenheit willen, den sensum mysticum daran zu zeigen, welche in andern kleineren Briefen fehlet. Ich werde ihnen demnach die Anwendung der exegetiſchen Regeln zeigen, und durch Hülfe derſelben den wahren sensum eruiren. Die regulae exegeticae werden ihnen dadurch nicht allein wieder ins Gedächtniß gebracht und tiefer imprimiret, ſondern auch nunmehr erſt recht aufgekläret. Zugleich werden in Erklärung dieſer Epiſteln eine große Menge von den merkwürdigſten Sachen aus der philologia sacra und den Antiquitäten, ja ein gantzes compendium historiae ecclesiasticae arcanae et interioris durch alle saecula des neuen Teſtamentes vorkommen. Wir werden erſtlich einen jeden Brief expliciren, den sensum grammaticum desſelben zeigen, darauf analysiren, in ſeine membra eintheilen, und dann jedes membrum beſonders vornehmen, gründlich durchgehen, die Sachen, die unter den Worten liegen, adhibitis mediis exegeticis und ſonderlich parallelismo scripturae sacrae, aufſuchen, und dann endlich porismata daraus ziehen. Es ſollen dazu dieſen Sommer wöchentlich vier Stunden Abends von ſechs bis ſieben angewendet werden. Dabey ich mir ausbitte 1) Beſtändigkeit und Fleiß, 2) alle mögliche praeparation, wie ſie den vorhabenden Vers eintheilen und etwa erläutern wolten."

Es war das Jahr ſeines Todes, als er ſo ſprach. Im April ſtarb er. Pfarrer Freſenius ſtand an ſeinem Bett, und bereitete ihn zum ſeligen Sterben. Und dann beerdigte er ihn. Der Entſchlafene hinterließ der Kirche die bekannten Lieder: König, dem kein König gleichet —; Mein Schöpfer ſteh mir bei — und andere.

Aber in dieſer Reihe darf auch wieder der Vizepräſident des Konſiſtoriums in Gotha nicht übergangen werden. Salomo Cyprian, den wir im Kampf bereits begleiteten, er war es, der gegen Jablonsky wie Pfaff am treueſten, außer Löſcher und Neumeiſter, die evangeliſche Kirche verteidigte. Und er war dabei eine milde, tief fromme Natur, ein ſeltner Juriſt. Und es iſt die Mahnung bewegend, die er ein Jahr vor ſeinem Tode ſchrieb.

Es ist die „Warnung für den Irrthum von Gleichgültigkeit der Gottesdienste oder Religionen". Sie ist auch gegen Zinzendorf gerichtet. „Ich habe es — sagt er — meist auf meinen Knien gemacht, und bin der göttlichen Gnade dabei versichert." — Im April 1745 ging er heim.

Endlich wenden wir uns zu dem Theologen, der wie ein Pfeiler im Strom stand.

Valentin Ernst Löscher hat nie in Überhebung, er hat immer nur in heiliger Furcht die Lehre der Kirche verteidigt. Ihr etwas zu vergeben, und damit der Kirche des Herrn auf Erden überhaupt zu schaden, dies war seine Sorge Tag und Nacht.

Wir müssen nur seine Stellung verstehen.

Er kennt nicht zwei reformatorische Kirchen, welche die Bewegung gleichzeitig aus sich entließ. Er kennt nur eine. Es ist die evangelische. Die reformierte ist Abfall von ihr, durch Karlstadt veranlaßt, der Zwingli erst reizte. Das reformierte Kirchentum ist Opposition. Das evangelische stritt im Namen der Kirche gegen das Papsttum, das reformierte griff auch die Kirche an.

„Der eigentliche Calvinismus in Teutschland kömmt — sagt Löscher — von der Theologischen Facultät zu Heidelberg her, wie sie 1570 bestellt war. Diese bestund nun in Ausländern, Franzosen, Flamends und Italienern, welche nicht einmal die deutsche Sprache verstunden, noch lernen wollten. Man lese davon nach Zanchii Briefe Tom. IX. Opp. p. 90. Sollte dieses nicht unsere Teutsche Reformirte zu einem heilsamen Nachdenken anleiten?"

Aber die Reformierten haben größere Liebe. Daher ihr Drang zur Kircheneinigung! So hört er. „Es gibt viel ungesunde Art zu lieben — antwortet er. Sie lieben uns nur, wenn wir synkretistisch gesinnt sind. Den übrigen bieten sie ihre Liebe an als ein rothes Linsengericht, davor sie ihre Erstgeburt verkaufen sollen. So liebte ehemals Ludwig XIV. die deutsche Nation."

Hören wir, wie er sich nun verhält. Den Abschluß der Historia motuum bildet die Anrede an die Reformierten, welche Union begehren. „Der geneigte Leser wolle uns die Billigkeit wiederfahren lassen und glauben, daß mich und andere evangelisch-lutherische Lehrer die Liebe zum gemeinen Besten auf einer Seite, auf der andern aber das Wort Christi: Halte, was du hast — innig dringe. Williger dürfen wir nicht sein, als Gottes Wort, Amt, Pflicht, Be-

ruf und Gewissen zulassen. Sollten wir Oehl von unseren Lampen, etwas von der heilsamen Lehre, von der nöthigen Bewahrung derselben oder auch von unserer Kirchen-Verfassung weggeben, so würden wir unser Bestes selbst verwahrlosen. Wir müssen auf dergleichen Zumuthen antworten: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche. Mt. 25. Es schreckt uns des HErrn Wort: Wer nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat. Mein Gott, thue Du selbst das Beste, erhalte uns in der Wahrheit, gib uns ferner die unverrückte Freyheit, von Deiner Kirche und ihrer Wahrheit zu zeugen, und laß es zum Preise Deines heil. Namens ausschlagen. Amen."

Wir wissen nun, wie er sich zum Pietismus verhält. Er teilt die Pietisten in drei Klassen. Zur ersten rechnet er diejenigen, welche durch mystischen Zug zum grundsätzlichen Bruch mit dem geordneten Kirchenwesen fortschreiten. Diejenigen, welche Fühlung mit der Kirche festhalten, aber Veränderung ihrer Lehrweise verlangen, wie die Hallenser, gehören zur zweiten Klasse. Eine dritte Klasse ist etwa Buddeus in Jena. Dieser mißbilligt auch jede Schärfe des Urteils über den Pietismus.

Aber wach ist Löscher nach allen Seiten.

Seine seit 1701 herausgegebene Zeitschrift zeigt es. Im folgenden Jahre erhielt sie den Titel: „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen". Wer sie kennt, wird über die Mannigfaltigkeit staunen. Sie bringt aus der ganzen christlichen Kirche und aus allen Litteraturen. Sie bespricht Hebräisches, Syrisches, Koptisches. Aus der eigenen Kirche berichtet sie in Fried' und Krieg, und immer maßvoll. Sie teilt Vergessenes mit, läßt Briefe abdrucken, bringt Abbildungen von Personen, Münzen, Medaillen.

Wach ist er nach allen Seiten. Auch nach der der Philosophie. Quo ruitis! nennt er seine Schrift, in der er vor Wolff in Halle warnt.

In alter Strenge feiert er den Feiertag als Fasttag. Zu Gebet und Meditationen schließt er sich regelmäßig ab. Er ist einfach bei Tisch wie in Kleidung. Wohlthätig speist er regelmäßig Arme in seinem Hause. Seine Gravität duldet niemals ausgelassenen Scherz. Vor hohen Festen feiert er die Vigilien. Er bringt dann den größten Teil der Nacht in Betrachtung und Gebet zu.

In die Zukunft blickt er ernst. Er hat im Timotheus Verinus

seine Feder, wie er sagt, in Thränen getaucht. Er trägt schwer an der Vereinsamung. Denn es sind alle verneinenden Geister losgelassen. „Weltliche Häupter, Lehrer und Zuhörer sind großentheils des Evangeliums müde geworden."

Es war am 10. Trinitatis des Jahrs vor seinem Tode, als er jene Predigt hielt, welche den Übertritt des sächsischen Fürstenhauses mit dem Licht der Ewigkeit vor dem Lande beleuchtet. Am Schluß sagt er: „Die berühmten Potenzen (Friedrich der Große) profitieren von dem Untergang ihres Nachbars und es dient ihnen die unbegründete Staatsklugheit ihres benachbarten Monarchen zu ihrem größten Nutzen! O elendes Land! Dessen Fürsten abtrünnig worden, die ihren eigenen Trost vor die Hunde werfen, die den Grund dieses Landes, deine Mauern und Vesten verwüsten! In Frieden wird unser Land verwüstet und es ist der, der dich schützen soll, dein Feind. Höret, ihr Hohen und Gewaltigen dieses Landes, wie schön ist das beste eures Landesherrn beobachtet! Fluch, Unsegen, zeitliche und ewige Strafen ruhen auf euren Palästen und ewige Verdammnis wird euer Lohn sein. Der HErr hat mich gesandt, daß ich dieses alles, was ihr gehört habt, weissagen soll wider dieses Land und diese Stadt. Siehe, ich bin in euren Händen; ihr mögt es machen, wie es euch recht dünkt; doch sollt ihr wissen, wo ihr mich tötet, so werdet ihr unschuldig Blut laden auf euch und diese Stadt und diese Einwohner. Denn wahrlich der HErr hat mich gesandt, daß ich dies alles vor euren Ohren sagen soll! Amen!" —

Am 12. Februar 1749 ging er heim, müde von allem Streit. Zwei Tage vorher hatte er seine Grabschrift diktiert. Sie lautet:

Loescheri inquieta in laboribus vita,
Per vulnera Christi lenita,
In quiete mortis finita.

Fünftes Kapitel.

Philoſophie und hohe Schulen.

Blicken wir auf die Philoſophie. Sie iſt jetzt inländiſches Gewächs. Bisher hatten unſere Theologen die Speere weithin, ſie hatten ſie nach Holland oder England zu entſenden. Jetzt iſt Philoſophie in Deutſchland ſelbſt eine Macht geworden. Wir haben auch ſchon Getümmel des Nahekampfes gehört.

Leibniz' Einwirkung war die grundlegende. Er machte aus der Welt ein mechaniſch ein für allemal feſtſtehendes ſprödes Ganzes. In dieſer Welt gibt es keinen Sprung. In ihr gibt es auch keine Lücke, in welche etwas Neues von außen her eintreten könnte. Sie iſt ſelbſtändig, ſie iſt fertig.

Wenn auch anfangs ſelbſt Löſcher, wenn auch die Jeſuiten mit Leibniz zufrieden waren, ſo wundert uns nur das erſtere. Was die Jeſuiten betrifft, ſo waren ſelbſt der Transſubſtantiation von Leibniz einige Verbeugungen gemacht. Und dem Neſtorianismus war er überhaupt verſtändlicher. Nun kam Wolff. Paſtor Kaſpar Neumann in Breslau hatte ihn als Schüler für Mathematik eingenommen. Der Regierungsrat Wolff machte ſich nun ſeine Welt in Halle. Dieſe Welt iſt in ihrer Bewegung in einen Kauſalnexus gezwängt, der die Freiheit der Einwirkung des Göttlichen überflüſſig machen muß. Auch von einer Freiheit des Menſchen, von einer Zurechnung alſo, kann genau genommen nicht mehr die Rede ſein. Wolff löſt die Welt thatſächlich von Gott ab, wie er den Körper von der Seele des Menſchen löſt. „Die Empfindungen der Seele — ſagt er — bilden eine ebenſo unverrückbare Reihe", als die Bewegungen des Körpers. Keine Reihe wirkt auch hier auf die andere. Alſo auch hier zwei Uhrwerke nebeneinander wie bei Leibniz. Alles iſt Mechanismus. Aber in dieſen Weltmechanismus iſt auch das Böſe von Gott hineingedacht durch ſeinen zulaſſenden Willen. Denn es ſoll eine natürliche Sittlichkeit geben auch ohne das göttliche Geſetz. Und ohne jenes Böſe wäre ja die Herrlichkeit Gottes auch durch Chriſtum nicht offenbart worden. — So gibt es ſeit Wolff eine natürliche Theologie. Sie iſt weſentlicher Teil des Syſtems. Ja ſie iſt

der offenbarten vorzuziehen. Die Theologie der Aufklärung ist begründet.

Nicht, als wäre Wolff der Dogmatik der Kirche feindlich entgegengetreten. Durchaus nicht. Er schien umgekehrt sie verteidigen zu können wie Leibniz. Ja, dem englischen Deismus gegenüber glaubte man durch ihn eine Waffe zu haben. Seine nächsten Schüler verstanden die Notwendigkeit der Menschwerdung Christi vortrefflich zu beweisen. Aber sie wandten die mathematische Demonstriermethode des Meisters an. Aber diese Methode ließ nicht Geheimnis und Offenbarung als gegeben stehen, sie ließ nur die Vernunft bestehen, welche jene Dinge frei aus sich herausstellte. Diese Vernunft erschien schließlich das Schöpferische und Genugsame, jene Dinge das Entbehrliche. Das unmittelbare Geistesleben, welches Geheimnis und Offenbarung zum Leben bedarf, ward endlich durch die Selbstherrlichkeit dieser vernünftigen Methode und Vernunft, ward durch diese mathematisch arbeitende Verstandesreflexion getötet. Es bleibt ein Christentum, nutzbar für den Hausbedarf. Es ist das Zopftum, welches Gottsched gleichzeitig in die Dichtkunst einführt. „Nichts ist geschickter — sagte Abt Steinmetz — die Seelen auszutrocknen, wenn etwas von dem göttlichen Geiste einfließt, als die Wolffsche Methode."

Und sie fand ungeheuren Anklang. — Denn Wolff, aus Halle, wie wir sahen, vertrieben, war nun Märtyrer. In Marburg strömten die Studenten zusammen. Er wurde schwedischer Regierungsrat. Peter der Große warb um ihn, Paris und London schickten ihm Diplome.

Indes war in Berlin das Wetter umgeschlagen. Der König allerdings wollte von prästabilierter Harmonie und Prädestination nichts wissen. „Ich habe Eueren Brief wohl erhalten — schrieb er an den Geheimen Rat Wolden — und darin gesehen, daß der Böse wicht von seiner falschen Prädestination nicht abgehen will. Will er zum Deufel fahren, so fahre er hin; indessen habe das Meinige gethan. — Indessen sollen die drei (Wolden, Natzmer und Rohwedel) nicht unterlassen, allemal vorzustellen seinen Irrthum und dies durch Anführung der heil. Schrift, die ich solider halte, als das Dordrecht'sche Concilium." — Wer hier zum Teufel fahren soll, ist der Kronprinz. Deswegen wird dem Prediger Classen in Küstrin angekündigt, daß wenn er Predigt thäte in Gegenwart des Kronprinzen,

und „darinnen directe oder indirecte den Particularismum führete", man ihn aus dem Lande jagen würde.[110])

Aber nun war der derbe, aber ehrliche König gestorben. Und der Kronprinz trat an seine Statt. Jetzt hieß es: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal darauf sehen, daß keine der anderen Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Fasson selig werden". Das war die Resolution, die Friedrich II. an den Rand einer Eingabe schrieb. Und nun konnte Wolff zurückberufen werden.

Durch zwei Generale war seine Entlassung damals bewirkt worden. Zwei Generale wirkten für seine Rückberufung. Er kam nach Halle. Freilich, den Zulauf wie in Marburg fand der professor universi generis humani, als der er betrachtet sein wollte, nicht. Pütter erzählt in seiner Selbstbiographie, worüber Wolff gleich bei seiner Rückkehr verstimmt geworden: „So hörte ich Klagen über die Art seines Vortrages, die mir unbegreiflich waren, wenn ich sie mit dem Beifall verglich, den er zu Marburg in allen seinen so zahlreich besuchten Lehrstunden gehabt hatte."

Indes er stand im Sonnenschein. Und gegen seine alten Feinde in Halle donnerte nun der König. Sie waren jetzt „das geistliche Mucker-Pack in Halle". Die Universität hatte sich gegen die Komödianten ausgesprochen. „Sie sollen Spillen, — schrieb der König — und Herr Francke, oder wie der Schurke heißet, soll dabei Seindt, um die Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche reparation zu thun." Und eine Kabinettsorder hatte den Kandidaten der Theologie in Preußen zur Pflicht gemacht, sich in der Philosophie und besonders in der Logik, z. B. der Wolffischen, recht fest zu setzen, und sich, aller dunklen und mystischen Redensarten aus den Propheten zu enthalten.

Es war das Jahr 1750, in welchem Wolff auf dem Gipfel seiner Macht stand und — Voltaire in Sanssouci ankam.

Auf der einen Seite also Wolff.

Minister Graf Manteuffel in Berlin bildete die Gesellschaft der Aletophilen eigens für Wolffsche Philosophie. Sie hatte Töchtergesellschaften. Der steife Meister hatte ja auch versucht, seine Lehre für Frauen zurecht zu machen. Sie war Mode. Studenten schwärmten und nannten die „Methaphysik" das beste Buch nach der Bibel. „Der nach mathematischer Methode, als der allerbesten,

neusten und natürlichsten, unterrichtete Schustergeselle" von Hecht machte die Sache nur lächerlich. Mehr vermochte er nicht. Die Redensarten: „Zureichender Grund", „Licht der Vernunft", „Streben nach Vollkommenheiten", sie gingen durch die Gesellschaft und die „natürliche Gottesgelahrtheit" durch die protestantische Welt.

Es war erschrecklich, wenn sie in der Wertheimer Bibel in die Schulen, oder wenn sie auf die Kanzel drang. Alles sollte gemeinverständlich erklärt werden. „Eine Hand ist ein solches Glied des menschlichen Leibes, das da" — u. s. w. Die Plattheit regierte. Man hatte eine Welt-Öde, welche Wunder und Eingriff Gottes ausschloß. Alles trocken und steif wie die Zeit des Puders und Reifrocks.

Auf der anderen Seite Voltaire.

Die englischen Deisten waren vorangegangen. Aber sie waren für die große Menge der Deutschen nicht vorhanden. Sie drangen erst über Frankreich herein. Voltaire holte sie dorthin. Nun kamen sie, mit Frivolität und Sarkasmen versetzt, über den Rhein. Der Jesuitenschüler leitete sie bei uns in die „gute Gesellschaft". — In höfischer Blasiertheit strömten sie über das Land. Die Spöttereien gingen bei Wolff immer in altväterischer Würde und Steifheit. Bei Voltaire gehen diese Spöttereien wohl, wie Carlyle sagt, „in Krause und Manchetten an den Händen", aber dabei in voller Frechheit.

Der englische Gesandte schrieb von Berlin an seinen Hof: „Man spricht hier von Nichts, als von Voltaire; er liest den Königinnen und Prinzessinnen seine Trauerspiele vor bis sie weinen, und überbietet den König in Satiren und witzigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieses Dichters Werke im Kopf oder in der Tasche hat."

Wolff und Voltaire, das ist die Signatur der Zeit. Voltaire ist das Element, in welchem die Theologie zu waten hat, Wolff die zersetzende Macht, die unmittelbar in sie eindringt, um durch die Aufklärung zum Rationalismus zu führen.

Das Jahr 1750 eignet sich sehr zum Umblick. Er kann diesmal kurz sein.

In Dresden finden wir den Oberhofprediger Gottfried Hermann.

An der Kreuzschule steht als Rektor Schöttgen, durch seine Horae hebr. et talmudicae bekannt.

Im geistlichen Ministerium zu Hamburg zeichnet Neumeister sich aus. Die Kollegen stehen, auch Edzardi, im Kampf gegen den Pietismus an seiner Seite. Und er wäre von der Flut deutscher, französischer, holländischer, auch englischer Pasquille verschüttet worden, hätte er nicht selbst in Angriff und Abwehr eine wahre Flut von Schriften entgegengeworfen. Auf der Kanzel war er der zweite Schupp. In seinen geistlichen Liedern erinnert er an die Spenersche Richtung, die er bekämpft. Sein Wahlspruch:

Sie rechnen wie ein Kind,
Mein Jesus kann addieren
Und kann multipliciren
Wo lauter Nullen sind.

Der Sohn des Küsters von Weißenfels wußte, wer selbst nichts hatte und Nullen zu etwas macht. Sein berühmtestes Lied ist: Jesus nimmt die Sünder an. Als Dichter war er anerkannt. Als er hochbetagt sechs Jahre später starb, wurde in der „Deutschen Gesellschaft zu Leipzig" unter Gottscheds Vorsitz die Trauerfeierlichkeit für ihn abgehalten. Ein Hamburger redete über das Thema: „Der Ruhm eines echten Gottesgelehrten bleibt nach seinem Tode in stetem Andenken." Denn er war höchst allseitig. Er war ein genialer Mann. In Leipzig hatte er sich der Poesie gewidmet. Die hier gemachten Lieder hat er später bereut. Von Sorau hatte er den Eindruck eines wüsten Fanatismus und widriger „Pietistenintriguen" mitgenommen. Von hier war er Löscher nahegetreten. Seine Briefe aus dieser Zeit machen noch nicht den angenehmsten Eindruck. — In Hamburg steht am Gymnasium Reimarus.

An der Spitze des Lübecker Ministeriums steht Superintendent Carpzov, für biblische Kritik thätig. In Braunschweig finden wir Abt Jerusalem. In Quedlinburg steht Oberhofprediger Cramer.

In Frankfurt a. M. glänzt Konsistorialrat Stark, bekannt durch sein „Tägliches Handbuch." Neben ihm steht als Senior Philipp Fresenius, den wir schon in Gießen als Rambachs Freund fanden. Auch Heinold steht hier. Er war in Halle pietistisch geschult. Aber gerade diese Erfahrungen veranlaßten ihn, gegen Privatversammlungen zu schreiben. Es wollte ihm nicht in den

Sinn, daß man „so geschwind mit der Sünde wie mit einer Fliege an der Wand fertig werden kann". — Gerade wie Freseníus. Wir dürfen diesen bekannten, immer milden Gegner der Reformierten und Herrnhuter zu den ehrenfesten Hütern kirchlicher Lehre und Ordnung rechnen. Sein Beicht- und Kommunionbuch zeigt dies genügend.

Zu Stuttgart finden wir Bengel, und neben ihm Storr als Hofkaplan.

Nur dieses, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß gerade jetzt eine Fülle tief frommer Geistlicher die Kanzeln der evangelischen Kirche inne hatte. — Denken wir nur noch an Rehberg in Nürnberg, Woltersdorf in Bunzlau, Burg in Breslau.

Das alte Wittenberg hat im Jahre 1750 noch Gottlieb Hoffmann, Bauer und Wilhelm Kirchmeier. Sie sind gemäßigte Gegner des Pietismus, Sterne erster Größe sind sie nicht, wenn auch ersterer auf Grund von Gal. 3, 1 über die Dummheit der Galater geschrieben hat.

In Leipzig finden wir Ernesti. Wir kommen auf ihn zurück. Neben ihm der bekannte Christ. Aug. Crusius. Er gab in diesem Jahre seine erste theologische Schrift: De christianis, sale terrae. heraus. Er zeigt sich als biblischen Theologen im Sinne eines Bengel. Er tritt positiv schöpferisch gegen den Formalismus Wolffs auf. Wir begegnen auch ihm noch. Crusianer und Ernestianer! Das war das Feldgeschrei der akademischen Jugend. Ernestis Einfluß wurde noch durch seine Wiederherstellung der Beredsamkeit in Deutschland — so nannte man es — und seine glänzende Latinität vermehret. Wir werden ihm gleich näher treten.

Als Privatdozent finden wir Magister Gellert, den frommen und freundlichen Dichter. Und an St. Thomas steht der große Organist Bach. Er starb am 28. Juli dieses Jahres, der Meister der Passionswerke. Neben Gellert aber regiert der gestrenge Gottsched in steifer Schalheit über Theater und Geschmack. Das Theater befreit er vom Hanswurst und mancher Roheit. Den Geschmack nahm er für Deutschland in Pacht.

Als ersten Professor finden wir noch in Jena Johann Georg Walch, den Schwiegersohn von Buddeus. Wir sahen bereits, wie er dessen Vorlesungen herausgab. Er selbst erwarb sich die größten Verdienste durch seine Herausgabe der Werke Luthers und der sym-

bolischen Bücher, wie durch seine theologische und patristische Bibliothek. — Die Kirche schuldet ihm Dank schon für seine Biblioth. theol. selecta, die er vom folgenden Jahre an herausgab, und für seine früher gegebene Introductio in die symb. Bücher. Er schloß seine Lutherausgabe, indem er in der Vorrede zum 23. Teil niederschrieb: „Der barmherzige Gott lasse Lutheri Schriften zur Verherrlichung seines Namens, zur Erweckung vieler Seelen immer gesegnet sein um seiner Güte willen. Amen."

In Halle lehrt, wie wir sahen, Wolff, jetzt Freiherr und Kanzler der Universität. In diesem Jahre begann er seine Philosophia moralis zu veröffentlichen.

Unter seinem Einfluß steht Sigismund Jakob Baumgarten. In ihm haben wir das erste und bedeutendste Glied der Übergänge, welche vom Pietismus zum Rationalismus führen. Sein Vater war Inspektor des Halleschen Waisenhauses. Und er selbst führte zunächst den Pietismus zur Wissenschaft überhaupt zurück, gegen welche er sich ja oft geradezu feindlich stellte. Und die Wissenschaft leitete dann Baumgarten zu der milden Aufklärung, deren liebenswürdigster Vertreter er ist. Wir werden ihm durch Semler noch nahetreten. Aber sehen wir, wie er eine Vorlesung ankündigt: „Ich werde in den Nachmittagsstunden frei und öffentlich über Lutheri Katechismum lesen, weil die allermeisten, so die Theologie studieren, werden denselben einmal in Kirchen- und Schulämtern zu erklären haben. Und es ist ein wahres Kleinod unserer Kirche."

In Helmstädt lehrte noch bis vor drei Jahren Mosheim. Er war nach Göttingen berufen. Ein Carpzov IV konnte die Lücke nicht füllen.

In die Reihe der hohen Schulen ist seit dreizehn Jahren Göttingen eingetreten. Der Minister von Münchhausen wählte sehr vorsichtig. Pfaff hatte „einem so großen Ministre, den ganz Deutschland verehret", seine akademischen Reden gewidmet. Münchhausen trat mit ihm wegen einer Stellung in Göttingen in Unterhandlung. Aber Pfaff wollte schließlich noch eine besondere Gehaltszulage, da anderer Professoren Witwen Pension erhielten, und er keine Frau mehr habe! Dies war denn doch dem Minister zu arg. Pfaff schrieb im Vorwort zu jenen Reden: „Ich liebe Licht, Höflichkeit, Wahrheit und Frieden, und lasse übrigens den Vernünftigen das

Urteil." Das Urtheil des vernünftigen Ministers war dieses, daß Petent besser in Tübingen bleibe.

Dagegen finden wir in diesem Jahre Mosheim als Kanzler in Göttingen. Wir werden ihn noch zu besprechen haben. — Neben ihm finden wir Joh. David Michaelis. Er ist Schüler Sigismund Baumgartens in Halle, nachdem er Schüler des Waisenhauses gewesen war. Von der Vereinigung der Kirchen hielt er nichts. Diese Versuche, „sind, so viel ich sehen kann, alle vergeblich, denn in dem wesentlichen sind beide Kirchen verschieden". Er meint das heil. Abendmahl. Wir werden von ihm noch hören.

Aber in Göttingen steht auch Heumann. Er zuerst bestreitet öffentlich die evangelische Abendmahlslehre zu gunsten der reformierten. Walch trat dann gegen ihn auf.

Altorf ist noch stark dem Synkretismus geneigt. Fabricius in Helmstädt war Kind der Stadt. Die Schule stand also in Semlers Sinn, der im folgenden Jahre als Lehrer hier eintrat. Sie geht dann ein. Erlangen war an ihre Stelle getreten. Döderlein noch lehrte hier.

Bei den Promotionen stehen hier noch, wie Semler erzählt, Knaben mit brennenden Kerzen neben den Pedellen vor dem Katheder.

Am 4. November 1743 hatten in Erlangen sich Professoren und Studenten im Zuge aus dem Schloß zur Neustädter Kirche begeben. Acht adlige und acht bürgerliche Studenten trugen die Insignien. Ellrod hielt die Predigt, Superville als Kanzler die lateinische Rede. Die Universität Erlangen war gestiftet. Sie zählte bald vierhundert Studenten.

In Tübingen starb im Februar dieses Jahres Bilfinger. Er ist die Verkörperung Wolffscher Philosophie. Er las über Leibniz' Prinzipien. Ebenso begeistert für Wolff stand neben ihm der Theologe Canz. Kanzler Pfaff steht noch in vollen Würden, und Prälat Storr in Stuttgart wirkt im Sinne Arnds und Speners.

Wir dürfen einige hohe Schulen übergehen, und unser Schluß mag ein Prospekt sein.

Der abenteuernde Christian Edelmann, den Friedrich II. aufnahm, zeichnet den Übergang aus dem Pietismus in die Aufklärung sehr gut. In Berlenburg arbeitete er mit Dippel an der dortigen Bibelauslegung. Dann kam er zu der Ehre, der Erste zu sein, der

in Deutschland die Geschichte des Erlösers eine Mythe nannte. Seine Schriften ließ man in Hamburg durch den Henker verbrennen. Das Reich verbot sie in diesem Jahre.

Und gleichzeitig finden wir einen jungen Professor in Koburg, der uns denselben Übergang auf dem Boden der Theologie darstellt. Es war Semler. Ohne ihn waren die Versuche: Knutzen, Dippel, Edelmann ohne Bedeutung.

Sechstes Kapitel.

Zeit der Aufklärung.

Alles, sahen wir, war fertig, die Aufklärung auch in die kirchliche Theologie zu führen. Mehr als einer der Geschilderten diente ihr bereits in der Stille.

Wir wollen diese Strömung besprechen, und zwar zuerst nach ihrer historisch-kritischen Richtung. Die Abwehr freilich werden wir gleich daneben stellen. — Dann können wir im folgenden Kapitel die Aufklärung nach ihrer philosophisch-kritischen Seite kennen lernen.

Im Jahre 1751 kam ein junger Professor von Altorf nach Halle zurück. Er hatte als Knabe, als Sohn des Diakonus zu Saalfeld, mit seinen Mitschülern vor den Herrschaften im Schloß Betprobe ablegen müssen. Denn am Hof regierte der Pietismus. Die Knaben der Stadt mußten in ihren blauen Mänteln im Schloßsaal knieen, und die Erwecktesten mußten laut beten. Auch er mußte es. Er kam in Seelennot und betete daheim anhaltend. Er schildert es selbst. „Kein Winkel war im Hause übrig, wo ich nicht, um gewiß unbemerkt zu sein, oft gekniet und viele Thränen geweint habe, Gott möge mich dieser großen Gnade würdigen — ich blieb aber immer unter dem Gesetz.“ Er konnte also, wie er selbst sagt, „in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren“, nicht erhoben werden. Es ist Semler, der uns so erzählt.

Er kam nach Halle. Er hörte und wohnte bei Baumgarten.[111])

Nun war es gerade dieser, welcher, außer Pfaff und Mosheim, die englischen Deisten in Deutschland bekannt machte. Er übersetzte selbst aus dem Englischen. Locke galt ihm, und ebenso dann auch einem Ernesti und Michaelis, als Muster. Und doch vertritt Baumgarten selbst noch die strenge Inspirationslehre. Aber neben dem Wortsinn hat er noch den mystischen. Er nimmt auch die Akkommodationslehre hinzu. Vor seinen Zuhörern — niemals unter 5—600 — spricht er sehr langsam. Der den Pietisten eigenen Seufzer enthält er sich. Seine streng systematische Dogmatik läßt vorsichtig auch die Trinität stehen, immer bei Neigung zu Wolffs Philosophie.

Semler war in Baumgartens Hause. Abends hörte er den Gesprächen zu, welche Voltaire und Herr von Wolff am Tisch seines Hauswirts führten. Er lernte, wenn er vom englischen Deismus hörte, „die theologische Metaphysik von der wirklichen Historie — wie er sagt — unterscheiden". Hier sein Programm.

Endlich disputierte er als Magister. Baumgarten präsidierte. Er stand auf dem obersten Katheder, aber er sagte kein Wort. Siegreich widerlegte der junge Magister alle Opponenten. Dann ergoß er sich in glühenden Worten des Danks gegen Baumgarten. Alles nahm unter Thränen der Rührung teil. Und — Semler ging auf sein Zimmer und — weinte fast den ganzen Nachmittag. Und nun gings mit einem Brief Baumgartens zum Vater nach Saalfeld. Der Vater las den Brief. Er weinte. Nun nahm er seine Mütze ab, und erbat von Gott mit innigem Eifer Vergeltung und Dank für den Wohlthäter seines Sohnes.

Es folgt die Berufung desselben nach Altorf. Und nun erblicken wir ihn wieder in Halle.

In Semler kündigt sich die neue Zeit an. Wesen und Form des Christentums, „Metaphysik und Historie", finden wir hier zuerst planmäßig auseinander gehalten. Dort der sittliche Inhalt, hier die zeitlich und örtlich bedingte Erscheinungsform. Die natürliche Offenbarung aber muß mit der in der Heiligen Schrift gegebenen sich decken. Und dies zeigt sich; denn die Vernunft muß die Schrift auslegen. Sie hüte sich nur vor der mystischen Auslegung. Die vernünftige nur ist berechtigt.

Es war 1759, als der Propst zu Kemberg ein hysterisches

Mädchen für besessen hielt. Das gab Semler zu Untersuchungen Anlaß. Es führte ihn zur bedeutsamen Annahme, es liege, wo nur im N. T. von Besessenen die Rede sei, der Fall einer Anbequemung der Apostel vor. Sie haben den Vorurteilen ihrer Zeit Rechnung getragen. Vergebens ward dann Semler von Lavater gebeten, einmal einer Teufelsbeschwörung Gaßners beizuwohnen.

Es war das Jahr, in welchem Lessing, Nicolai und Mendelssohn in Berlin die Litteraturbriefe erscheinen zu lassen begannen. — So nahm rings um Semler her die kritische Bewegung zu. Lessing war von Breslau nach Wolfenbüttel gekommen. In demselben Jahre, in welchem Ötinger seine Theologia ex idea vitae gibt, es war 1765, eröffnete Nicolai in Berlin die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Theologisch gruppierte es sich um Semler.

Zu seiner Linken Bahrdt und Basedow. Dieser gab auch in diesem Jahre als Lehrer in Altona sein „System der gesunden Vernunft" heraus. Woran erkennt man die Wahrheit eines Gedankens? Nur daran, „daß wir ihm Beifall geben müssen, um unserer Glückseligkeit gemäß zu denken". Und damit erzieht er. Und darauf gründet er seine Philanthropie. Und jener, der Privatdozent Bahrdt, schreibt sein „Biblisches System der Dogmatik". Man hatte ihn aus Leipzig entfernt. — Auf Semlers Linken erscheint ferner der Leipziger Teller, den wir in Helmstädt jetzt finden. Er ist der fortgeschrittene Semler. Im vorigen Jahre hatte er sein eigenartiges immerhin geniales „Lehrbuch" gegeben, für welches wir an Gass verweisen müssen. In Sachsen wurde es konfisziert. Auch der Magistrat von Helmstädt trat gegen Teller auf. Zu seinem Glück wurde er nach Berlin berufen, wo er dann sein Wörterbuch des N. T. schreiben konnte, welches die biblischen Grundbegriffe in die Sprache des modernen Menschen übersetzt.

Auf der anderen Seite, man könnte sagen zu Semlers Rechten, trat nun Propst Spalding in Berlin auf die Bühne. Zu ihm, dem Patriarchen der Aufklärung, kam nun Teller. Es war 1767. Er trat damit an den Sitz der Intelligenz und der „allgemeinen deutschen Bibliothek". Ihr erster Jahrgang bringt gleich Spaldings Bildnis und die förmliche Abschlachtung Mosers und Treschos.

Lessing war im vorigen Jahre von Pyrmont aus bei J. D. Michaelis in Göttingen gewesen. In diesem Jahre aber ging er nach Hamburg. Neben der Kritik des Theaters lag ihm die biblische

am Herzen. Er schreibt Reimarus Fragmente ab. Er bindet mit Pastor Goeze an. Wir kommen darauf zurück.

Und in diesem Jahre beginnt Semler seine kritischen Apparate herauszugeben. Er bittet Gott im Vorwort am 8. Mai, daß er aus dieser Arbeit Frucht für andere erwachsen lasse.

Im folgenden Jahre gibt sein Anhänger Töllner in Frankfurt a. O. seine Arbeit über den thätigen Gehorsam Christi. Er leugnet die Inspiration. Er wünscht die Trinitätslehre, welche Semler unangetastet läßt, loszuwerden

Im Jahre 1770 ist Lessing von Hamburg nach Wolfenbüttel zurückgekehrt. Er beginnt die Fragmente erscheinen zu lassen. Und Goeze schreibt sein Hauptwerk. Von ihm reden wir noch.

Bei Büsching schlug in diesem Jahre die Aufklärung durch. In Halle war er, wie Semler, Baumgartens Schüler und Freund. Als Professor in Göttingen sagte er in seinen Anmerkungen damals sich von der kirchlichen Lehre los. Die Regierung fand den Mut, der damals schon auffiel. Sie untersagte ihm theologische Vorlesungen. Jetzt war er als Oberkonsistorialrat in Berlin. Wichtiger als Geograph, ist er doch für den Gang der Aufklärung bedeutend. Alle symbolischen Bücher sind ihm „menschliche, unvollkommene Versuche". Nur verkannte er die rechtliche Stellung, die man ihnen eingeräumt.

Anders der würdige Johann Gottfried Knapp, Direktor des Waisenhauses in Halle, der im folgenden Jahre starb.

Die seichte Popular-Philosophie und die Wucht des kritischen Vorsturms in der gesamten Litteratur läßt jetzt auch Eberhard nicht feiern. Der Prediger am Arbeitshause in Berlin, Freund von Nicolai und Mendelssohn, schreibt 1772 seine „Neue Apologie des Socrates". Heidnische und christliche Tugend fließen hier völlig zusammen. Die Humanität ist der Gesamtbegriff. Die Arbeit trug ihm als Lohn die Gunst des Königs und die Versetzung an die Universität Halle ein.

Wir sind zugleich, so sehen wir, in der Mitte einer großen litterarischen Bewegung. Sie wird jetzt eine geistige Macht. Klopstock ist nach Hamburg übergesiedelt. Er arbeitet am Messias. Wieland tritt in Weimar in diesem Jahre ein. Dann erscheint Goethe und sein Götz 1773, und dann der junge Werther und seine Leiden im folgenden Jahre. In 1775 trifft Goethe in Weimar ein. Die große

tonangebende litterarische Mitte ist geschaffen. Und dann kommt das Jahr 1776. Herder, welcher auch auf Lessings Anregung mit Kritik, wenn auch auf anderem Boden, begann, tritt in jene Mitte. Er wird Generalsuperintendent in Weimar.

Und in diesem Jahre schreibt Semler, auf den wir nun wieder eingehen können, den ersten Band seiner „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon". Wir hören hier, daß erst spät die Meinung aufkam, jedes Buch der Sammlung sei den Christen Norm. Wir hören, daß die grammatisch-historische Auslegung keinerlei mystische übrig läßt. In der Schrift zur Revision der kirchlichen Hermeneutik und Dogmatik gibt er dann kurz seine Gesamtanschauung.

Hören wir ihn selbst. „Ueber die Historie des griechischen Textes des neuen Testaments hatte ich schon lange freie und zusammenhängende Vorstellungen, denn ich hatte schon Erasmi neues Testament von 1519 und die Anmerkungen, besonders gedruckt, noch als Studiosus im Besitz und hatte sie fleißig gelesen, fand auch, daß kaum jemand den richtigen Weg der Untersuchungen so unpartheiisch, so blos historisch wieder betreten hatte, als Erasmus." Er sieht nun mit Mißvergnügen, daß man im protestantischen Deutschland bisher sich nicht um alte Handschriften des Neuen Testaments bemüht, daß „viele gute Köpfe und edle fromme Gemüther" unter dem Namen eines theologischen Systems niedergedrückt gewesen. „Daß die besondere Uebung und Geschicklichkeit, welche man Critik nennt, durchaus bei der Bibel nicht solle und dürfe angewendet werden, habe ich mir durchaus nicht beibringen lassen, indem ich schon lange die Göttlichkeit der Wahrheiten ihrem wirksamen, vortheilhaften Inhalte beilegte, das Abschreiben aber und das Drucken der Bibel für eben dieselbe menschliche Arbeit hielte, als wenn Abschreiber und Drucker den Plato oder Horatius in Arbeit nahmen."

Semler war nicht so ganz im Unrecht mit seinem Tadel der deutschen Gelehrten. Aber vergessen wir nicht ganz, daß für biblische Philologie und Kritik vorgearbeitet war. Die Ehre, angeregt zu haben, haben wir reformierten Gelehrten der Niederlande zu überlassen. Aber Glassius hatte seine Philologia sacra, Michael Walther in Celle seine historisch-kritische Einleitung und die Officina biblica, Pfeiffer in Leipzig seine Critica sacra gegeben. Und Döderlein hatte 1770 seine Curae crit. et exeget. gebracht, ehe er Professor in Altorf wurde.

Gehen wir zu Semler zurück. Er untersucht. Und bald ist er durchgedrungen.

„Ich erkühne mich — ruft er — den Zaun zu zerreißen, den man wie ein Gehege um alle Schriften gelegt hat.“ Und er thut es. Die Bücher Esra, Nehemia, Esther wirft er aus dem Kanon, weil sie für unsere „moralische Aufbesserung“ nicht wertvoll sind. Darum ist ihm auch die Offenbarung „ein finsteres und albernes Buch“.

„Moralische Aufbesserung“, dies also ist der Zweck der Offenbarung.

Was ist nach Semler nun eine christliche Religion? Sie begreift „eine fortgehende Summe und Verbindung von Begriffen und Grundsätzen der möglichen Verehrung Gottes, welche nicht mehr die historische gemeine Summe der einzelnen Nationalreligionen ausmachen, sondern einen allgemeineren Sachinhalt und allgemeinere Absicht zur Teilnehmung mehrerer Menschen ohne Aufhebung des bürgerlichen und äußerlichen Unterschieds, aber auch ohne äußerliche Absichten ihren Forschern und Schülern anbieten“. Man sieht die Schulung durch Wolff.

Dagegen standen Semler die Dreieinigkeit, die Erlösung durch Christi Tod, die Auferstehung, das Pfingstwunder völlig fest. Nur die Nutzanwendung war seine Sache. Er konnte also dem Wolfenbütteler Fragmentisten entgegentreten. Er konnte Bahrdt und seinem Verteidiger Basedow antworten. Er konnte die vertrauten Briefe seines Schülers Propst Spalding in Berlin verteidigen. Das alles konnte er. Aber die Kirche als sichtbare gibt er preis. Er sieht in der Kirche nur ein unermeßliches „moralisches Feld“. Die Seelen sind Gewächse. Sie wachsen vom Licht auch in Klöstern und Zellen. Das ist die „unendliche, unsichtbare Stadt Gottes auf Erden, unbezwinglich, unzerstörlich“. Das Reich dieser „privaten Religion“ liegt weitab vom Streit auf Konzilien und von der Polemik der Schulen. Diese innere Kirche nun kann er, wie er betont, ja nicht schädigen, ob er auch noch so viel niederreißt. Und er geht radikal an die Arbeit. Die Apostel haben sich an Ort und Zeit akkomodiert. Nur Johannes ist von Judenchristentum frei. Es bleibt von der Bibel eigentlich nur als nötig übrig, „was zu unserer innern Frömmigkeit“ nützt. Denn das Christentum besteht ja überhaupt nur „in neuen, besseren Grundsätzen zu innerer Verehrung Gottes“.

In Semler finden wir zum erstenmal einen Forscher, welcher

von der bisherigen Theologie losgelöſt, prüfend völlig wie von außen her an ſie herantritt. Gelöſt vom Kitt der Lehrüberlieferung hat ihn der Pietismus. Er hat ihm den Anlaß gegeben, mit Eifer zwiſchen Bekenntnis als der Theologie der Gelehrten und einer Religion des gemeinen Mannes zu unterſcheiden. Hierauf kommt er immer wieder zurück. Es iſt eine Lebensfrage für ihn. Denn nun erſt fühlt er ſich frei. Er darf rückſichtslos Geglaubtes verwerfen. Stört er doch damit die Religion der Einzelnen nicht. Man verſteht Semler nicht, wenn man ſeinen Eifer für dieſen Unterſchied nicht beachtet, der ihm die Freiheit der Kritik verſchafft, ohne daß ſein biederes Herz darüber zu trauern braucht, daß er die Religion, daß er das Volk ſchädige. — Man verſteht Semler aber auch nicht, wenn man nicht das Sprunghafte ſeiner ganzen Bildung beachtet. Das Verſchiedenartige war eben nicht in eine Mitte gefaßt.

In der Sturm- und Drangperiode der Zeit vertrat Semler die Theologie. Er war der dürre Wirbelwind. Er wollte nicht mit der Religion brechen. Und doch ſtellte er, durch ſeine ſchlechte Akkommodationstheorie ſchon, die ganze in Frage.

Es ſind drei Gelehrte, welche in derſelben Arbeit neben Semler ſtehen, Erneſti, J. Dav. Michaelis und Griesbach.

In Leipzig begegnete uns Erneſti.

Als Mitglied der theologiſchen Fakultät iſt er hinſichtlich ſeiner Stellung zum Bekenntnis nicht durchſichtig. Er fährt in der kritiſchen Behandlung der Bibel wie jedes anderen Buchs fort. Indes die Wortinſpiration will er ſich nicht nehmen laſſen. Die kirchliche Trinitätslehre, die Chriſtologie wie die Nachtmahlslehre hält er feſt. Er klammert ſich an. Seinen Fleiß zeigt die „Neue theologiſche Bibliothek“. Anzeigen und Beſprechungen ſchrieb er in der Regel ſelbſt. Er war die Freude Semlers. Seine Institutio interpretis gibt zugleich ſeine Anſichten über Authentie und Integrität, über Handſchriften, Ausgaben und Lesarten der heiligen Schriften. Als Philolog iſt er der „Cicero der Deutſchen“. Als Theolog ſchrieb er gegen Muratori. Nach beiden Seiten hin bahnt er durch ſeine Kritik die Aufklärung an. Er iſt eben Anhänger Wolffs. Der Kirchen- und Ketzeralmanach ſchildert ihn: „Seine beſtändige Antipathie gegen Cruſius war einer der kennbarſten Flecken ſeines Charakters, deſſen ſtärkſter Zug Zurückhaltung, Politik und ein

wenig Falschheit war." Ernesti starb im September 1781 — der Vater der grammatisch-historischen Auslegung.

Den zweiten finden wir in Göttingen. Es ist Joh. David Michaelis. Er ist eine Erscheinung. Er hat in Halle studiert, aber — er bekennt es aufrichtig — schon damals bekümmerte man sich wenig um die symbolischen Bücher. „Ich und fast alle meine Mitschüler hatten sie auf der Universität nie gelesen. Man vergaß zu sehr, daß man sie wenigstens als Vertrag des Lehrers mit der Kirche kennen sollte." [112a]) So der ehrenhafte Michaelis. Vom Zeugnis des Heiligen Geistes sagt er ebenso aufrichtig: Obwohl ich „fest von der Wahrheit der Offenbarung überzeugt bin, habe in meinem ganzen Leben nie ein Zeugniß des heiligen Geistes empfunden". Es ist die trockenste Plattheit, mit der er den Sündenfall erklärt. Der giftige Apfel, der eine Änderung in Adams und aller Menschen Eingeweiden hervorbringt, ist ihm ein feierlicher Ernst. — Sein Fleiß war erstaunlich. Früh schrieb er über Alter und Heiligkeit der hebräischen Punktation. Er wurde der Vater der Kritik des Alten Testaments. So nennt ihn Eichhorn. Seine Untersuchungen im Morgenland sind bekannt. Auf seinen Rat und mit seinen Anweisungen sandte König Christian V. von Dänemark die gelehrte Expedition nach Arabien, von welcher nur Niebuhr zurückkehrte, um glänzend zu berichten. Michaelis' Erläuterungen zu Abulfedas Beschreibung von Ägypten zeigen die Weite seiner Arbeiten. „Mit den alten Sagen — sagt Eichhorn in seinem Nachruf — wollte er Sprachvergleichungen verbunden wissen, ein herrlicher Leibnitzischer Gedanke." Der „litterarische Briefwechsel", den Buhle herausgab, zeigt seinen Verkehr mit den größten Gelehrten Deutschlands, Englands und Frankreichs. Wir finden Büsching, Forster, Adler, Winkelmann, Bonnet. Das Kompendium der Theologie, lat. 1760, die Einleitung in das Alte Testament, das sechsbändige „mosaische Recht" von 1770, die orientalische Bibliothek in 23 Teilen, sie würden allein schon genügen, Michaelis zur Berühmtheit zu machen. Die Menge seiner Arbeiten ist erstaunlich, die Anerkennung, welche er in England und Frankreich fand, natürlich. — Mit Semler ist er nicht zu vergleichen. In der Dogmatik tritt er völlig für die kirchliche Trinität ein. Er findet im Engel des Angesichts die zweite Person. Er ist bezüglich der zwei Naturen nicht schwankend. Die Lehre von Engeln und Teufeln wie die Schrift sie hat, „enthält nichts unglaubliches". Das Todesleiden des Herrn

allerdings entleert er, indem er die Strafe nach der Abschreckungstheorie behandelt. Die Lehre vom Abendmahl zeigt Schwanken. „Unsere Kirche — sagt er richtig — ist hier zwischen der Römischen und Reformirten in der Mitte." Er selbst neigt sich den Anglikanern zu. — Seine Darstellungsart ist leicht und angenehm. Seine Anschauungen sind überhaupt durcharbeiteter, gediegener, als die Semlers, mehr philosophisch einheitlich. Nie ist er in die theologische Fakultät getreten, immer aber war er aber theologischer, als Semler. Der Aufklärung, wie sie ihn laut umringte, huldigte er immer weniger. Und schließlich galt er, als er im August 1791 starb, als Vertreter des guten Alten.

In Jena finden wir als dritten Griesbach. Er war in Frankfurt erzogen, der Enkel Rambachs. In Leipzig hatte er mit Gellert und Goethe verkehrt und Ernesti gehört. Nun kehrte er nach Halle zurück. Nochmals eine Reise nach England und Frankreich. Dann bringt er seine Kollektaneen heimwärts. Er wohnt in Semlers Hause. Er beginnt die Herausgabe seines N. T. Er war dann dem Ruf nach Jena gefolgt. Er liest hier über neutestamentliche Exegese und Hermeneutik. Seine Hinterlassenschaft ist das Rezensionssystem. Wir meinen die Gruppierung der Texte in occidentalische, orientalische und byzantinische. Er ist es, welcher Semler überlebte. Er reicht in ein neues Jahrhundert.

Bei allen dreien halten sich die kritischen Arbeiten noch in der Tiefe. Sprengungsversuche werden noch nicht unternommen. Die Hauptdogmen wanken noch nicht in ihren Fundamenten. Nur einige Pfeiler beginnen sich zu neigen.

Wenden wir uns nun zu den Männern, welche dieser kritischen Arbeit vorsichtig und zurückhaltend gegenüberstehen. Wir stellen gleichfalls drei in den Vordergrund.

Es tritt uns zuerst Mosheim entgegen. Er stand den Fragen dieser Kritik fern. Seine Stellung im ganzen aber muß berücksichtigt werden.

Er war durch von Münchhausen von Helmstädt nach Göttingen berufen. Dort zumeist hatte er jene Arbeiten geliefert, die ihm den Ruf eines Wiederherstellers der Kirchengeschichte eintrugen. Seine Geschichte der Kirche vor Konstantin, seine Geschichte der Tartaren, der Chinesen — alle zeigen seinen Weltstandpunkt. Er teilt die

Kirchengeschichte in die vier Perioden: bis Konstantin, bis Karl d. G., bis Luther, bis zur Gegenwart.

Mosheims vornehme Ruhe thut wohl. Sein konservativer Standpunkt tritt überall hervor.

In seiner Konsultation über das Ansehen des Dordrechter Konzils untersucht er sehr unparteiisch. Er faßt das Ergebnis zusammen. „Zwischen denjenigen Kirchen und Gemeinden kann kein wahrer Friede und Eintracht aufgerichtet werden, deren eine die andere öffentlich schändlicher Irrthümer bezüchtigt und die Schlüsse des Concilii, darinnen solches geschehen, heftig als göttliche Schlüsse vertheidigt werden." Mosheim hält dies durch Feststellung der supralapsarischen Lehre zu Dordrecht gegebene Ärgernis für eine Wunde, welche eine Union unmöglich mache. — Er selbst hat es denn auch immer von sich abgewiesen, irgend Neuerungen in der Kirche zu machen. Er folge — sagt er ausdrücklich — „aufs heiligste dem Glauben unserer Vorfahren". Nur bis 1755, wo er am 9. September heimging, zierte er Göttingen. Er hatte Semlers Angriffe noch erlebt.

Gegen Semlers Untersuchung der Offenbarung wie gegen Teller trat auch Franz Walch auf, Sohn Joh. Georg Walchs, nach Göttingen berufen. Längst hatte er seine „Geschichte der evangelisch-lutherischen Religion zum Beweis, daß sie die wahre sei" gegeben.

Es war 1775, als sein Breviarium der dogmatischen Theologie erschien. Es ist ein Protest gegen die Aufklärung. „Wenn ihr — ruft er — die Verderbtheit des Menschen, die Wesensgleichheit des Vaters und Sohns und das Personsein des heiligen Geistes, sowie die Zurechnung des Verdienstes Christi leugnet, so sehe ich keinen Unterschied mehr zwischen Sokrates, Plato und dem Christenthum!"

Walch räumt den ungleichen Wert der Dogmen ein, er legt zweifelhafte Beweisverfahren zur Seite. Aber zweifellos ist ihm das alte theologische System als Ganzes.

Wir könnten in diese Reihe noch Seiler in Erlangen rechnen. Aber noch entschiedener im Widerstand finden wir Carpzov in Helmstädt.

Sein liber doctrinalis theologiae purioris von 1776 ist allerdings landesherrlich bestellte Arbeit. Sie soll den Ruf Helmstädts,

den Teller in Mißachtung gebracht, wieder herstellen. Und bis auf die feinsten Distinktionen für die Idiomengemeinschaft wird von Carpzov das Alte festgehalten, oft etwas sehr steif, doch gut gemeint. Es war der letzte in der Reihe der Carpzov, der sich so in die Bresche stellte.

Im Jahre vorher war Christian August Crusius gestorben. Wir erwähnten es. Jetzt haben wir davon zu reden.

Denn wir haben eine Theologie, welche direkt und auch mit neuen Mitteln jener Gesamtanschauung entgegentritt, unter deren Druck jene Kritiker sich beugten, und die Mosheim, Walch und Carpzov wenigstens wankten.

Weit tiefer, als alle die Geschilderten hatte Crusius' den kirchlichen Lehrbegriff zu stützen gesucht. Er stand und arbeitete, und gleichzeitig im Süden Oetinger, tief wie im Stollen unter dem Boden der landläufigen Denkweise. Seine Arbeit über die Grenzen der Vernunft als Erkenntnisprinzips hatte der Philosophie Wolffs den Krieg erklärt. Am 1. September 1764 hatte er dem Baron von Gersdorf seine Hypomnemata ad theol. propheticam gewidmet.

Es kommt ihm, wie er sagt, auf „eine ganz und unverstümmelt christliche, nach der ganzen Schrift sich ohne Ausnahme demüthig richtende" Erkenntnis an. Ohne diese kommt das „Versplittern der Güter des Herrn". Darum gibt er sich an eine „allgemeine Untersuchung der Gründe". Hierzu reichen sich Theologie und Philosophie in ihm die Hand. So zeigt er in seiner Ontologie, daß Existenz ein Irgendwo-Sein bedeutet. Es gibt nichts, was nicht wie in Zeit, so in Raum existiert. Auch Gott ist zugleich irgendwie Raum. — Wir gehen nicht darauf ein, wie Crusius in seiner Kosmologie dann Wolff und seinen Mechanismus auf Schritt und Tritt widerlegt. Dasjenige, was ein Oetinger mit seiner Kategorie des Lebens, welches leiden muß, will Crusius mit seiner Kategorie des Raums erreichen.

Bilden Geist und Materie bei Wolff ein paralleles Nebeneinander, bei Crusius sind sie reales Ineinander. Auf einander bezogen, geschöpflich aus einer Wurzel, durchdringen sie einander. Die Seele gibt und nimmt Raum. So ists auch mit dem Himmel, mit dem Thronsitz der Herrlichkeit. Zur Offenbarung dieses unbe-

wegten Reichs wirken Engel, Menschen und die gesamte Naturwelt. Denn wie im Menschen, so sind im geschaffenen All auch Geist- und Naturwelt, sich zu durchdringen, auf einander angelegt. Und dies ist das Ziel. Beide sind von Anbeginn bestimmt, zur Herrlichkeit erhoben zu werden. Denn es sind alle Dinge unter dasselbe Haupt zu verfassen. Oder philosophisch: Die moralische Weltordnung ist zu verwirklichen. Und darum eine nur meist nicht bemerkte übernatürliche ununterbrochene Einwirkung Gottes.

Diese Einwirkung zeigt Crusius nun in den drei Teilen seiner Hypomnemata. Sie zeigen die Entwickelung der Prophetie. In sieben Perioden für den Alten Bund: Vorsündflutliche Welt, Patriarchenzeit bis auf Abraham, Abraham, Stiftshütte, Tempel, Exil, Nachexilisches. Nun erscheint die Erfüllung. Der Herr erscheint. In drei Perioden enthüllt sich sein Werk: die erste bis zum Pfingstfest, die zweite die Zeit der Heiden, die dritte die Bekehrung aller Völker, auch Israels. Dann das Ende. Und die Zeiten der Kirche sind drei. Die Zeit der Verlobung der Braut war, als der Herr auf Erden wandelt. Wir stehen in der Zeit der Schmückung der Braut. Endlich kommt die Hochzeit. Die Kirche ist dann dort eingeführt, wo Christus ist zur Rechten Gottes. Hier ist die „Quelle aller Realitäten".

Übergehen wir nur dreist die Lehre vom „Decorum". Sie kommt kaum zum vollen Ausdruck. Vielleicht finden wir sie bei Oetinger.

Im Süden haben wir zuletzt bei Bengel verweilt.

Durch Bengels Anregung und Kraft waren Männer wie Burk, Roos und Steinhofer bewegt worden.

Aber auch in anderer, in spekulativer Richtung, setzte sich diese Anregung fort.

In demselben Jahre, in welchem die „Allgemeine deutsche Bibliothek" zu Berlin entstand, und Superintendent Brastberger zu Nürtingen die Postille „Heils-Güte des neuen Bundes" erscheinen ließ, 1765, war auch — wie oben erwähnt — Oetingers „Theologie aus der Idee des Lebens" erschienen. Ihr Verfasser hatte sich positiv und eigenartig auf tiefem Schriftgrund mit Hilfe alter Theosophie entfaltet. Der Crusius des Südens hatte sich von Wolff und Bilfinger losgerungen.

Er geht von der Idee des Lebens aus. Dies Leben, ein ge-

heimnisvolles Intensum der Kräfte, ist in Gott unauflöslich. Es ist auflöslich in der Kreatur. Immer ists geistleiblich. Immer muß es, wo es kräftig ist und zu seinem Ziel kommt, sich leiblich ausgestalten. So in Gott, so überall in dem, was Gott schafft. So ist „Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes". Gott aber „ist in sich selber ohne Raum. Aber in der Offenbarung seiner Verborgenheit ist er selbst der Raum aller Dinge."

In Anlehnung an die Sephirenlehre und Jakob Böhme läßt Oetinger durch die sieben Naturgestalten die Leiblichkeit oder Herrlichkeit Gottes sich verwirklichen. Denn Leben ist leiben. Diese Herrlichkeit Gottes kreist in ewiger Zirkularbewegung und unendlicher Schönheit. „Herrlichkeit ist das Grundwort des N. T. Dahin läuft alles hinaus. Dies ist Pauli Kabbala." Denn nach Ausgestaltung des Verborgenen, nach Realitäten ringt alles. „Wir haben etwas in uns, das verlangt in der Wahrheit realiter zu subsistieren. Leiblichsein ist ein reales Bild der Herrlichkeit Gottes, keine Leibnizische oder Platonische oder Cerinthische Unvollkommenheit. Die ganze heilige Schrift ist voll Reden, die die Subsistenz Christi verklären. — Diese massiv klingenden Ausdrücke sind das Herrlichste in der Schrift." Aber „die Philosophen streben nach Ausreinigung der Ideen. So machen sie die ganze Stadt Gottes, so das Herabfahren Christi in die Unterwelt, so die sieben Geister vor dem Throne Gottes, so das Einfahren der Dämonen in die Schweine, die nun selbst vom Teufel besessen wurden, zu bloßen Metaphern. — Der Philosoph ist viel zu geistlich, als daß er sich sollte sagen lassen, daß Gott auf einem Thron sitze, anzusehen weiß und rot wie Jaspis und Sardis, und Regenbogen um ihn; aber man wird es dereinst mit Entsetzen sehen."

Wir sehen, die logischen Gesetze des ausgeschlossenen Dritten und des Widerspruchs haben einer treibenden Idee Platz gemacht. Und diese ist im stande, die eigentliche Theologie neu zu beleben.

Darum der Wert, den Oetinger auf die Sakramente legt: „Es ist klar, daß die Taufe und Nachtmahl von leiblichen Geistsachen handeln, und es ist ein Wunder, daß dieser hohe Grund der Lehren nicht hat vertilgt werden können, sondern in unserer Kirche bestanden."

Es ist ersichtlich, mit welchem Zorn demnach der Prälat von Murrhard aus auf die Berliner Aufklärung blicken mußte. „Die Berliner wissen nichts von dem Vater der Herrlichkeit, sie sind

trunken von dem Leibniziſchen Schwindelgeiſt, ſie wollen nichts wiſſen von dem Gruß Gottes, von dem Gruß der ſieben Geiſter, ſie bilden ſich eine mechaniſche Gottheit. Die Berliner wiſſen nichts von dem Menſchen, ſofern er ſich im Geiſt zum Gnadenthron naht. Sie wiſſen nichts von Engeln und Teufeln, was Sünde iſt, von Eſſen und Trinken des Fleiſches und Blutes Chriſti — nichts von Himmel und Hölle, und Interimszuſtand vor der Auferſtehung. — Aber Jeſus wird ihnen zeigen, wie ſie ihn hätten ſollen bekennen vor den Menſchen."

Unſere Anführungen aus der „Lehrtafel", der Theologia ex idea vitae und dem „bibliſchen Wörterbuch" zeigen eins deutlich. Es treiben ſich in Oetingers Anſchauung noch fremde Elemente umher. Das ethiſche tritt hinter das phyſiſche zu ſehr zurück. Aber ein durchgreifender Gedanke trägt. Und wer ihn billigt und verſteht, vermag das Fremdartige auszuſcheiden. Es bleibt dann der Theologie aller Zeiten jene „Idee des Lebens".

Oetinger ſtand nicht allein. Neben ihm hatte der Freund Urlspergers, der Prälat Roos zu Anhauſen 1770 die „Fußſtapfen des Glaubens Abrahams" herausgegeben. Roos iſt es, der die erſte bibliſche Seelenlehre ſchrieb. Sein „Beweis, daß die ganze Bibel von Gott eingegeben und die darauf gegründete chriſtliche Religion wahr ſei", kam ſpäter. Bengel darin ähnlich, meint auch er, vergeblich ſuche man „die Rechte, welche die Regenten, ſo lange das vierte Reich ſteht, in Kirchenſachen ausüben, aus der H. Schrift zu beweiſen; ſie haben ihren Grund im Notſtand der Kirche".

Dazu erregten „Eines ungenannten Schriftforſchers Betrachtungen und Predigten über die Evangelien" einiges Aufſehen. Schon das war beachtenswert, wie zur Chriſtologie geredet, wie die zentrale Stellung des Haupts und die Notwendigkeit der Verklärung ſeines Fleiſches, alſo der Glieder, betont wurde. Ließ man einige Abenteuerlichkeiten zur Seite, ſo hatte man einen glücklichen Beitrag für tiefere Schriftforſchung. Der Verfaſſer war der Pfarrer zu Echterdingen, Philipp Matthäus Hahn. Seine Betrachtungen erſchienen 1780. Erſt zwei Jahre ſpäter ſtarb Oetinger.

Und nun dürfen wir aus der Betrachtung deſſen, was erſt die Zukunft zu verwerten vermochte, in die platte Theologie des

Tages der Aufklärung, den unser Kapitel schildert, wieder emporsteigen. Wir blicken auf Halle. Der Vorort des Pietismus war folgerichtig der Vorort des Kritizismus und der Aufklärung geworden.

Den Übergang von einem zum andern hatte uns Semler an sich gezeigt. Jetzt wurde er selbst mit den Geistern, die er weckte, gestraft. Sehr ärgerlich. „Hat nicht Herr Doctor Semler — sagte Bahrdt — eben soche Gesinnungen — geäußert?"

Das war 1780, und der flüchtige Bahrdt traf gegen den Willen der Fakultät als Professor in Halle ein und las.

„Seyn sie mir, lieber Herr Doctor, herzlich in Halle willkommen — schrieb an Bahrdt der Minister von Zedlitz. — Ich freue mich, daß Sie doch Einen Zufluchtsort in Deutschland haben finden können, und daß dieses grade in unseren glücklichen Staaten ist." Das Glück, einen Menschen zu berufen, der, durch seinen Unglauben berüchtigt, bald an einer schändlichen Krankheit starb, war nicht gerade bedeutend. Genug, Bahrdt las in Halle.

Und nun erscheint, gleichfalls 1780, Semlers „Beantwortung der Fragmente". Miller und Leß in Göttingen haben ihn für die Herausgabe ermutigt, wie Semler erzählt. „Die christliche Religion — sagt er dann — braucht sich nicht Verschonung oder Barmherzigkeit zu erbetteln durch Erniedrigung und furchtsames Kriechen um gleichsam die Vernichtung abzuwenden, welche ihr ein Naturalist sogleich dictiren kann." So in der Vorrede. Und nun zeigt er Schritt vor Schritt „die Prostitution des Mannes, der so viel von gesunder Vernunft redet".

So mußte denn Semler sich öffentlich von seinem alten Anhänger lossagen. Und nun mußte er ferner erleben, von Basedow, welcher den Freund verteidigte, als — Hierarch hingestellt, in Regensburg verklagt, von seinen Parteigenossen als Heuchler verurteilt, von der Leitung des Seminars entfernt zu werden. Und so tritt er mit 1780 eine rückläufige Bewegung an. Und sie endet mit Anerkennung des Wölnerschen Edikts und mit der Liebhaberei für Alchymie und — Swedenborg.

Ehe wir nun aber in diesem Jahre für neue Betrachtungen von neuem Stellung nehmen, möchten wir abschließend noch den Blick auf zwei Vertreter der alten ehrenfesten Orthodoxie in Norddeutschland richten.

Wir haben nebenher ja immer jene Kritik beachtet, welche, parallel mit dem Vorstoß Semlers und der Seinen, in Lessing auftrat. Er ist Repräsentant der litterarisch gebildeten Welt, des Hintergrundes, auf dem die theologischen Erörterungen, vielfach beeinflußt, sich bewegen. Wir haben diesen Hintergrund hier und dort schon durchscheinen lassen.

„Wenn nach Semlerischen Grundsätzen die Heil. Schrift zu Grunde gerichtet wird, was wird alsdann aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorrha!" So Goeze, Senior der Geistlichkeit Hamburgs.

Unterm 1. November 1766 schon hatte er an Joh. David Michaelis geschrieben: „Der allerbetrübteste Augenschein lehrt es nur gar zu deutlich, wie beschäftigt man jetzo von verschiedenen Seiten sey, den Grund einzureißen, den einzigen Grund, auf welchen unser Heyl und unsere ganze Seelenruhe zuletzt allein gebaut werden kann. Ich will lieber gar keinen Heiland haben, sondern mich der Barmherzigkeit Gottes aufs gerathewohl hingeben, als einen Erlöser, der nach arianischen oder socinianischen Grundsätzen gebildet ist." — Er meint hier in erster Linie die „übertäubende Lärmtrompete der neuen Religion", die allgemeine deutsche Bibliothek.[112b]) Und in diesem Sinne steht er. Um ihn der große Kampf der Zeit. Er steht umbrandet, aber unbezwungen. Bekämpft von Bahrdt und Basedow, der in Altona wohnte, von Teller, Alberti und den schöngeistigen Blättern, selbst damals noch von Claudius und Stolberg, erfuhr er Anfeindungen von pöbelhafter Art. Lessing müssen wir es danken, daß der Name Goezes sich den kirchlich Gerichteten allerorten tief einprägte. Und Lessing ist es, den wir zugleich noch zu seinen edleren Feinden rechnen müssen. Vielleicht konnte Goeze einiges erspart werden, wenn er es verstand, zuweilen großartig zu übersehen was kleinlich war.

Seine Hauptschrift, mit der er 1770 hervortrat, es ist „Die gute Sache des wahren Religionseifers". — Es ist auch zugleich seine beste Verteidigung. Er verteidigt den Eid auf die Bekenntnisse der Kirche. Denn er ist ein Vertrag, den man freiwillig eingeht. Es wäre „Gewissenszwang, die Gemeinde zu nöthigen, einen solchen Mann für ihre Lehre anzunehmen", der ihn nicht eingehen wolle oder könne. „Ein jeder Lehrer der evangelischen Kirche mag seine Untersuchung treiben so weit er will, niemand wird solches

wehren, noch mit bürgerlichen Strafen belegen; wenn er aber den Lehrbegriff der Kirche verwerfen wollte, ſo muß er in den Stand eines freien und ungebundenen Chriſten zurückkehren."

Dies Goezes in ſich klare Stellung.

Leſſing lebte in Hamburg. Er beſuchte den Hauptpaſtor oft. Deſſen große Erudition zog ihn an. Er kannte auch ſeine Stellung zum Bekenntnis. Gleichzeitig hatte Goeze ja die angemaßten Rechte einer „reformirten Gemeinde" zurückzuweiſen, die als ſolche auftrat, während ſie nur Hausgemeinde des holländiſchen Botſchafters war.[113])

Eben noch hatte Leſſing an Mendelsſohn geſchrieben, er habe wohl „ein wenig zu viel mit weggeworfen". Eben noch hatte er an Leibniz gezeigt, daß die Dreieinigkeit nicht gegen die Vernunft ſein könne. Die Eberhard, Teller, Spalding, die Berliner, Nicolai an der Spitze, ſannen beſtürzt hin und her, was aus Leſſing geworden? Da gab dieſer die Fragmente 1777 vollends heraus. Goeze ſchrieb ſofort dagegen.

Leſſing hatte die Religion von der Heiligen Schrift ablöſen wollen, um dieſe beherzt zerpflücken zu können. Gerade wie Semler. Die Bibel preisgeben, — fragte Goeze — um die Religion zu retten? „Aber welche Religion? Gewißlich nicht die chriſtliche, welche mit der Bibel ſteht und fällt." Der Krieg war da. „Ich würde vor meiner Todesſtunde zittern — ſchließt Goeze — wenn ich beſorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieſer boshaften, ſo vielen Seelen höchſt gefährlichen und der Ehre unſers Erlöſers ſo nachtheiligen Aufſätze die Reſchenſchaft an jenem Tage von mir gefordert würde." Wo Chriſtus als ein Revolutionär hingeſtellt wurde, der nach verunglücktem Staatsſtreich an das Kreuz kommt, dort gab es kein Vermitteln mehr.

Aber Goeze wagte es, auch gegen Goethes Werther zu ſchreiben, in welchem der Selbſtmord verherrlicht werde. Kaum würde heute ein Paſtor gegen einen bedenklichen Roman ſo ſchreiben. Wir ſind ſie zu ſehr gewohnt. Aber auch Leſſing ſelbſt hatte dieſen Roman für ein gefährliches Produkt und Werther für einen empfindſamen Narren erklärt. Und Goeze glaubte ſeine Pflicht thun zu müſſen, und er that ſie.

Das kränkte Leſſing nicht. Nur durfte man ihn ſelbſt nicht angreifen. Dann fuhr er auf: „Wenn uns Herr Leſſing die Aus-

gabe einer Bibel liefern sollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was derselbe für göttlich anerkennt, so würde solche gewiß in Taschenformat erscheinen."

Unleugbar hatte Goeze recht. Lessing meinte: „Daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weitherzig; aber daß er darauf bestehen würde, daß Semler, Basedow und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich überzeugt."

Er hätte dies Basedow sagen können. Der aufgeklärte und tolerante Basedow gab den Rat, die „Intoleranten" aus dem Lande zu jagen. Klopstock und Wieland forderte er auf, auf die Intoleranten Jagd zu machen. Aber nicht mit Schlüsselbüchsen, sondern mit Kanonen, meinte er. Denn er selbst saß gern bei Kartenspiel und guten Hamburger Mahlzeiten und war der Allbeliebte. Goeze trat gegen ihn auf, und war der Gerichtete. Es regnete Pasquille, und alles schrie über Inquisition.

Nur Lessing, obwohl im heißesten Kampf mit Goeze, sah klar, wo die wirkliche Intoleranz zu finden sei. „Was gehen mich die Orthodoxen an — sagt er — nur verachte ich die neumodischen Geistlichen noch mehr. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, wenn man sie aufkommen läßt, daß sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben."

Aber Goeze war nicht Mann des Streits. Er war es nur notgedrungen. Und er hatte oft Lessing völlig festgesetzt. So damals, als er im Anti-Lessing rief: „Für diesmal nicht einen Schritt weiter, bis Herr Lessing die geforderte Erklärung gegeben haben wird". Er war gelehrter Theolog. Man sehe das Verzeichnis seiner „Sammlung seltner und merkwürdiger Bibeln" Halle 1777, mit Bezugnahme auf Erasmus, Mill, Wettstein, Baumgarten. Er hat keine Hoffnung, „auch nur das für das Papier ausgelegte Geld wieder zu erhalten". Aber er arbeitet für die Kirche. Er stirbt am 19. Mai 1786.

Nun denken wir an den trefflichen Pastor Boysen, zuletzt Oberhofprediger in Quedlinburg.

Als junger Mann stand er in Magdeburg unter des ehrwürdigen Struve Leitung. Jeden Montag ging man zu Abt Steinmetz in Kloster Bergen zur Konferenz hinaus. Struve führte dorthin.

Struve selbst, jetzt streng kirchlich, stand an St. Johann. Auf ihn hatte Breithaupt gewirkt. „Der Exorcismus, den er sonst die Stimme Babels genannt hatte — so erzählt Boysen — war ihm nun so heilig, daß er ihn, weil dieser Ritus in der sächsischen Kirche auf Luthers Autorität gebraucht wurde, als eine göttliche Anordnung verehrte.“ Dies nebenbei über Struve.

Nun leitete er die jüngeren Geistlichen, und auch Boysen, nach Bergen hinaus. Im Kloster empfing Abt Steinmetz. Dieser war, wie wir sahen, damals in Teschen infolge der scharfen schlesischen Edikte gegen die Pietisten seines Amts entsetzt. Dann folgte er Breithaupt als Abt zu Bergen. Er zeigt sich kirchlich] treu. Er spricht sich entschieden gegen die Herrnhutsche Separation aus. Sie wirke wie die Arbeit der „Raubbienen“. — Er widersteht ebenso fest, wenn es sein muß, dem König, wenn derselbe einen Tanzmeister im Kloster angestellt wünscht. Und in seiner Arbeit über die Versiegelung der Gläubigen sind Maßlosigkeiten nicht zu finden. Auch seine Pastoraltheologie hält sich in den Linien der Kirche. Das Pädagogium blühte unter seiner Leitung. Wie Wieland, so nennt man Adelung und Schröckh unter seinen Schülern.

Bei ihm im Kloster nun sammelte man sich regelmäßig. Und der strenge, umständliche Boysen versichert, daß ihr Wirt „mit Festhaltung an der reinen Lehre Gewissenhaftigkeit verknüpfte“.

Kehren wir zu Boysen selbst zurück.

Er hatte Zinzendorf zu Barby sprechen hören. Er urteilt „daß derselbe seine erbauende Lehrart aus eben den Quellen hergenommen hätte, aus welchen sie in das Bildersystem Gottfried Arnolds und anderer Separatisten von dem Belange dieses fanatischen Schriftstellers hineingegangen sind“. Und ebenso weist Boysen dann auf den Einfluß Bernhards von Clairvaux hin.

Aber auch durch seinen Angriff auf Thomasius und Semler ist Boysen bekannt. Eifern, vielleicht nicht ganz ohne die Selbstgefälligkeit, die ihm vorgeworfen wird, hielt er sich an die kirchliche Dogmatik. Mit großer Liebe hing auch er, gerade wie Semler, an seinem Lehrer Baumgarten in Halle. Semler hätte, so meint er dagegen, „in den Journalen Deutschlands eine Menge Lobredner und Bewunderer zum Teil auf Baumgartens und Mosheims Kosten“ erhalten. Er habe überhaupt „mehr geschimmert, als geleuchtet“. An-

gestaunt sei er „von Halbgelehrten, die im Loben mit epileptischen Zufällen behaftet waren". Und so sei er als Reformator der christlichen Theologie herausgestrichen. So Boysen in seiner Selbstbiographie. [114]) In Magdeburg noch erfreute ihn, welcher „nicht im mindesten vom Lehrbegriffe der lutherischen Kirche wankte", wie er betont, die Bekanntschaft mit Katharina von Zerbst, der nachmaligen Kaiserin von Rußland. Sie war bei ihrem Oheim Leopold von Dessau, dem Gouverneur von Magdeburg. Übrigens studierte er viel. Seine fünf Bände Reden machten ihn nach der einen, seine arabischen und äthiopischen Studien nach der anderen Seite in weiten Kreisen bekannt. Seine philologischen Beiträge zum System der hebräischen Philologie sind nicht vergessen worden.

Er hatte, nachdem er viele Berufungen ausgeschlagen, diejenige nach Quedlinburg angenommen. Prinzeß Amalie, die hier ihre Residenz nehmen wollte, hatte ihn innig darum gebeten. Mit seiner großen Bibliothek siedelte er über. Hier war er der würdige Nachfolger eines Scriver.

Damit schließen wir diese Periode der Aufklärung ab. Die leitenden Sterne waren Semler und Lessing. Den Hintergrund, die Atmosphäre bildeten englischer Deismus und Wolffsche Philosophie.

Siebentes Kapitel.

Der Rationalismus.

Es ist eine Zersetzung ohne Beispiel, die wir zu zeichnen haben. Wo auch in den alten Völkern — so hat man mit Recht gesagt — der Zweifel eindrang, die Priesterschaft bewahrte den väterlichen Glauben. So später in katholischen Ländern, so auch im protestantischen England. Das evangelische Deutschland bildet eine Ausnahme.

Denn wir gehen nun zur Darſtellung der Aufklärung in ihrer philoſophiſch-kritiſchen Richtung. Hierzu bildet ſie ſich aus dem einſeitigen kritiſchen Drang heraus fort. Sie thut es mit Hilfe der Philoſophie. Sie ſucht ſich ſyſtematiſch zu begründen. Wird ſie dies vermögen, ſo müſſen Fundamente und Pfeiler zugleich fallen.

Wir können, wie ſich zeigen wird, mit dem Jahre 1780 vorteilhaft einſetzen.

Schicken wir nur noch eins voraus. Vor zwei Jahren war Rouſſeau geſtorben. Campe nannte ihn „ſeinen Heiligen". Herder hatte in demſelben Jahre ſeine Stimmen der Völker in Liedern erſcheinen laſſen. Er hatte damit auf dem Boden jener Natürlichkeit den Tempel der Humanität errichtet. Mit ihr ſind wir ſchon mitten in der „Toleranz".

Zur Regierung im Reich iſt in dieſem Jahre Joſeph II. gelangt. Der Papſt fährt nach Wien. Denn der Kaiſer hat ſechshundert Klöſter aufgehoben. Sein Empfang iſt mäßig. Der alte Graf Kaunitz ſchüttelt Pius VI. kräftig die Hand. Von Handkuß keine Rede. Die Temperatur iſt kühl überall. Und, wie Lavater erzählt, ſo ſagt der Kaiſer zu Herrn von Mechel in Baſel: „Ach, daß man ſich ſo trennen mußte! Beten wir doch alle einen Gott an. Sollte man nicht wieder zuſammen kommen können? Wir einen Schritt — Sie einen Schritt! Der Pabſt könnte zuſehen. Wollt' er, deſto beſſer, — wollt' er nicht, ſo könnte er's Maul halten." So der Kaiſer, ganz wie ſein Toleranzedikt.

In Berlin gibt man ein neues Geſangbuch heraus. Viele Gemeinden proteſtieren. Der König ſchreibt, jeder möge es halten, wie er wolle. „Es ſteht jedem frei, zu ſingen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr." — Nicht anders zu erwarten vom geiſtreichen König, der gebückt mit ſeinen Hunden und ſeinem Krückſtock im Garten von Sansſouci geht. — Ihm ſind alle Theologen überhaupt nur „Faſen". Er iſt eben genau ſo, wie er an Schlaberndorf ſchreibt. „Maßen ich euch verſpreche, daß Ich diejenigen, ſie mögen auch ſein wer ſie wollen, vom Miniſtre an bis auf den letzten Copiiſten, ſo Mir die geringſte Hinderung in demjenigen thun werden, was Ich à propos finden werde vorzunehmen, ohne alle Umſtände und ſonder die geringſte Façon aus Meinem Wege werfen werde." [115])

A propos fand er vieles. Hundert Dukaten ſchickte er an ſeinen

Vertreter in Köln mit der Weisung, den Redakteur der dortigen Zeitung durch handfeste Leute durchprügeln zu lassen. — So war bei aller „Toleranz" Preußen, wie Lessing meinte, „das sklavischste Land in Europa".

Wir brauchen jetzt fast nur Namen zu nennen, um an die geistige Hochflut zu erinnern, von der wir den Bau der Kirche und ihrer Theologie umringt finden.

Neben Dippel und Hamann philosophiert Kant in seiner Stube zu Königsberg. Sie ist vom Tabaksrauch so geschwärzt, daß der trockene Gelehrte mit dem Finger an der Wand schreiben kann. Hamann sitzt in seinem Garten, dem „Hain Mamre". Claudius studiert nochmals in Göttingen bei Heyne, Lichtenberg und Schlözer. Moser im Süden und Möser in Osnabrück, wir finden sie in den Ruhestand getreten. Jacobi in Düsseldorf macht seine Reise über Hannover zu Lessing nach Wolfenbüttel, dann zu Gleim nach Halberstadt. Goethe und Schiller dichten zu Weimar. Herder schreibt dort seine Briefe über das Studium der Theologie; Wieland einige Straßen weiter seinen Oberon. — Dabei reist Pütter in Westfalen, und die Äbtissin, Schwester des Fürstbischofs von Paderborn, und die Damen im Stift Fröndenberg rühmen ihm, wie er erzählt, die Toleranz, die bei ihnen herrsche. In der letzten Kirschenzeit sei der katholische Stiftsgeistliche, um zu pflücken, auf den Baum gestiegen, der reformierte habe die Leiter und der evangelische den Korb gehalten.

Im Jahre 1780 nun schrieb Kant seine Kritik der reinen Vernunft. Die Aufklärung begründet sich philosophisch. Sie wird systematisch, sie wird Rationalismus.

Denn die reine Vernunft Kants hat als solche überhaupt kein Wissen des Übersinnlichen und Göttlichen. Dieses mag existieren. Es mag sich auch offenbaren können. Unser Urteil aber reicht nicht in das dunkle Ansich der Dinge. Zum Glück haben wir noch die praktische Vernunft. Sie zeigt uns das höchste Gut. Es ist in der Übereinstimmung unseres Handelns mit dem Sittengesetz. Es ist in der um ihrer selbst willen zu erstrebenden Tugend. Es liegt in der Moral. — Immerhin: Will die Theologie die Offenbarung festhalten, so hat sie es leicht. Sie braucht nur zu erklären, daß diese in den Bereich des Glaubens gehöre, und von Kants Standpunkt aus nicht geleugnet werden könne. Ist sie bereit, die Offenbarung

fallen zu lassen, so hat sie es auch leicht. Sie braucht sich nur auf die mit aller Würde ausgestattete Moral zurückzuziehen. „Rationalist ist nach Kant derjenige, welcher blos die natürliche Religion für moralisch nothwendig, für Pflicht erklärt."

Aber noch mehr. Kant selbst empfahl die moralische Schriftauslegung. Demgemäß braucht der Ausleger nicht zu fragen, ob der Schriftsteller selbst die moralischen Gedanken wirklich hatte, die er im Text ausspricht. Der Ausleger muß aus höherem Gesichtspunkt die Aussagen der Schrift dem Bewußtsein der Gegenwart öffnen. Ein Tieftrunk findet dies in Ordnung. Nösselt, Storr, Rosenmüller wollen von diesem Verfahren nichts wissen.

Die alte Theologie zog sich vor dieser Hochflut ratlos zurück. Sie richtete sich mit Hilfe rationalistischer Denkformen kümmerlich ein. Man rettete, was zu retten war, und war glücklich, wenigstens etwas geborgen zu haben. Bei diesen Rettungsversuchen half auch wohl eine entsprechende Popular-Philosophie. Sulzer, Mitglied der Berliner Akademie, knüpft an Wolff an und schreibt zur Ästhetik. Garve lehrt kurz in Leipzig, schreibt dann über Moral und Politik in Breslau. Kästner in Göttingen schreibt nach Kant über den Genuß, den die gesteigerte eigene Vollkommenheit gewährt.

Der Hallesche Rationalismus der Semler, Baumgarten, Nösselt, Niemeyer glaubte ja auch nicht, das Eigentliche der göttlichen Offenbarung geleugnet zu haben. Aber bei Herder sehen wir, was die Humanität noch duldet. Mit vollem Ernst war er zu Weimar auf die Kanzel getreten. „Mich dünket, — sagte er in der ersten Predigt — der Geist Luther's umschwebt mich, und ruft mir zu: Siehe auf das, was ich erarbeitet habe, wie sauer es mir und Denen, deren Gebeine hier ruhen, ward. — Du trittst hier auf einen Lehrstuhl, wo dich Alles daran erinnert, welche Lehre du darzustellen hast." Aber dabei gilt doch nur noch die menschliche Natur des Menschensohnes. Dieser ist kosmopolitische Mitte des Weltbestandes. Sünde und Gnade, also die Angelpunkte, treten zurück. Herder will die heilige Geschichte nicht zur Dichtung gemacht wissen. Er kennt die Kritiker. „Die Pflanze entfärbt sich von ihrem Anhauch, sie verwelkt unter ihren Händen." Aber das Gebild, was unter Herders Hauch farbenreich entsteht, weiß nichts von Schuld und Rechtfertigung. Gerade seine Größe, der Universalismus, macht ihn weltrunken.

Als er in Weimar in sein düsteres Haus hinter der Kirche einzog, da war er von niemand begrüßt worden. Nur ein alter, blinder Nachtwächter hatte vor dem Hause gesungen: Eins ist not, ach Herr, dies Eine lehre meine Seele doch! — Herders Theologie aber war vor lauter Humanität nicht fähig, das eine zu erkennen und zu bewahren.[116])

Und doch war es mehr, als Weimar ertragen wollte. „Der Messias Herder wird an Palmarum auf 150 Eseln hier einreiten." So spottete Wieland und meinte die Herder untergebene Geistlichkeit. Es war leider auch im Sinne des genialischen Herzogs.

Sehen wir uns bei der „moderaten", halb und ganz rationalistischen Theologie um.

Zu Nürnberg und Altorf war 1780 Döderleins Institutio erschienen. Auf dem Titel schon trug sie die vorsichtige Bemerkung, daß sie der Zeit akkommodiert sei. Der Tod Christi erlöst uns — so finden wir im zweiten Band — von der Sünde, indem er uns klare Einsicht über die Natur derselben und dann Anreizung gibt, das Böse zu überwinden. — Drei Jahre später erschien schon die dritte Auflage. Ihr Verfasser war jetzt nach Jena versetzt. Hier fuhr er fort, sich „nach den Umständen der Zeit zu richten". Er weiß nicht, ob es Teufel, Dämonen und eine Dreieinigkeit gibt. Den giftigen Apfel eignet er sich von Michaelis an. Die Schlange spricht auch nicht mehr. Sie ißt nur selbst von der Frucht, und verleitet dadurch Eva. Die höchste Staffel der Heilsordnung, die mystische Union, wird gestrichen. Hierfür hatte schon Ernesti gesprochen.

Döderlein wollte, vorbehaltlich nur gelegentlicher Kritik, dem Lehrbegriff der Kirche sich anschließen. Aber diese Kritik verstand nicht Scherz. Und Christoph Döderlein wird Rationalist und Arianer.

In Jena war er wenig beliebt. Man sagt, er habe Eichhorn nach Göttingen getrieben.

Auch Seiler in Erlangen will feststehen. Das zeigt seine „Ausführliche Vorstellung der christlichen Religion" von 1781. Allerdings, er ist dem giftigen Apfel Michaelis nicht ganz abgeneigt. Aber er verteidigt das dreifache Amt gegen Ernesti, den doppelten Gehorsam Christi gegen Töllner. Dennoch ist er im Hinabgleiten. Wie Danov in Jena. Dieser will, das zeigte seine Institutio, entschieden den kirchlichen Lehrbegriff festhalten. Aber die Kritik schlägt diesen doch

Die Inspirationslehre ist die alte. Aber mit der Rechtfertigungslehre wird gebrochen. — Man sagte von ihm, er trage das Kleid der regulierten Theologen, darunter stecke aber die Uniform des Freikorps. Er starb im März 1782.

Nathanael Morus in Leipzig tritt in diesem Jahre an die Stelle seines Lehrers Ernesti. In seinem Sinne schrieb er auch sein „Epitome". Die Offenbarung ist ihm schon ganz rationalistisch die Mitteilung neuer über der menschlichen Erkenntnis liegender Wahrheiten. Die Vernunft soll die Dinge uns zuführen. Sie thut es, um den Geist zu beruhigen und zu erheitern, den Willen aber für die Nachfolge des Herrn zu gewinnen und zu stärken. Gedenken wir noch seiner Vorlesungen über theologische Moral. — Morus gehört in seiner Stille und Freundlichkeit zu den liebenswürdigsten Geistern der Zeit. Er ist Domherr von Meißen, wird zweimal Rektor, viermal Dekan. Aber nichts, auch nicht das Ansehen, welches seine gelehrten Ausgaben der Klassiker schon ihm eintrugen, konnte seiner Bescheidenheit Eintrag thun. Und nun erwägen wir dazu, was oft und gern vergessen ist, wie umständlich er sich für die Nachtmahlslehre auf Luther, Chemnitz, Joh. Gerhard, Bengel beruft, und wie er dann schließt: „So verstehen und lehren wir's, die wir der Augsburgischen Confession zugethan sind." [117])

Als er 1792 heimging, fand man sein Grab gerade neben demjenigen Gellerts. Sie gehörten zusammen. Das Denkmal ehrt ihn am meisten, welches er seinem Kollegen Reiske, dem wunderbaren Kenner des Arabischen und gelehrten Kommentator, setzte.

In Göttingen lehrte Planck, daß die Geistlichen die Pflicht haben, „den sittlichen Interessen der Menschheit und des Staates zu dienen mit schonender Berücksichtigung des im Volke noch nicht erstorbenen Christenglaubens". Er war 1784 aus Württemberg nach Göttingen geholt. Die Allg. deutsche Bibliothek lobt seinen „gerechtigkeits- und friedliebenden Sinn". Daraus folgt, daß von Gerechtigkeit in seiner Geschichtschreibung im Ganzen gar nicht die Rede sein kann. Auf seine „Geschichte der Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffs" — unentbehrlich als Nachschlagebuch — werden wir noch zurückkommen.

Mitten im Walde, Hauslehrer bei einem sächsischen Oberförster an der böhmischen Grenze, hatte der junge Marezoll Predigten und 1787 ein theologisches Werk geschrieben. Es ist „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung". Der Titel sagt genug. Denn

das Christentum ist eben Geschichte. Aber von der Allgemeinen Litteraturzeitung emporgetragen, wurde Marezoll Universitätsprediger in Göttingen.

Wir haben uns nun wieder nach Berlin zu wenden. Hier hatte die Freigeisterei seit langer Zeit Sammelpunkt und Regierungsschutz. Es ist der Ort „aller Industrie und Freiredenheit, das Asyl aller kühn- und vorurtheilslos Denkenden, der Herd alles aufstrahlenden, die Finsterniß verzehrenden Lichtes". Nicolai war Höchstgebietender der litterarischen Aufklärung. Seine „Allg. deutsche Bibliothek" veröffentlichte seine und seines Stabes Entschließungen.[118])

Denn sein Machtgefühl war ungemessen gestiegen. Schon durch den Erfolg seines Sebaldus Nothanker, wofür die Kaiserin von Rußland ihm eine schwere goldene Denkmünze übersandte. Mit seiner Bibliothek, welche Hamann nur die „Allgemeine deutsche Isabel" nannte, wurde er nun die wirkliche „Vogelscheuche der Aufklärung". Er stand auf seiner Warte in steter Kampfbereitschaft. Erstens gegen die Orthodoxen. Dann hatte er sich gegen die „ästhetischen Brauseköpfe" wie Goethe, Schiller, Wieland, Hamann, Klopstock zu wenden. Endlich galt es, die „philosophischen Querköpfe" niederzuwerfen. Fichte meinte später, es sei sehr zu beklagen, daß Nicolai nicht unmittelbar, nachdem er die Widerlegung gegen ihn zu Ende gebracht, „aufgehängt worden, damit er im Bewußtsein des glorreichen Arguments seine speculative Laufbahn beschlossen hätte".

Bei der Art der Zusammensetzung der Berliner Gesellschaft konnte es einen günstigeren Ort für Entfaltung des Rationalismus nicht geben. Da kam der Hagelsturm, der ihm freilich nur drohte, aber nicht schadete. Wir meinen das Wöllnersche Religionsedikt von 1788.

Der Prediger Wöllner war von Prinz Heinrich in die Verwaltung eingeführt. Friedrich Wilhelm II. kam zur Regierung. Wöllner wurde Minister. Er hatte den König in die Geheimnisse der Rosenkreuzerei eingeweiht. Die Freiheit der Presse ward beschränkt. Mit der neuen Ära sollte kirchlich aufgeräumt werden. Minister Wöllner sagte: „Ich sah all' den Lärm voraus, den das Edikt in einem Lande machen würde, wo die Religion seit einem halben Jahrhundert ein Wort ohne Bedeutung geworden war; ich sah aber auch das Unheil voraus, das durch den Verfall der Religion notwendig für den Staat erfolgen mußte. Ich schlug daher dem

Könige aus zwei Übeln das Geringste vor und riet zur Erlassung des Ediktes. Bald wird sich der alle Neuerungen angaffende Pöbel satt geschwatzt und gelärmt haben und die Früchte dieser Verordnung werden ihren Segen auf die spätern Nachkommen ausstreuen."

Denn nach diesem Edikt sollte „in dem Wesentlichen des alten Lehrbegriffs einer jeden Confession keine weitere Abänderung" geschehen. Das Edikt wandte sich gegen die „Aufklärung", gegen die, welche „den Glauben an die Geheimnisse der offenbarten Religion und vornehmlich das Geheimniß des Versöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig machen. Diesem Unwesen wollen wir nun in unseren Landen schlechterdings gesteuert wissen." Wir kommen darauf zurück.

Wie konnte man ernstlich auf irgend welchen dauernden Erfolg rechnen! Man hatte alle Freigeister protegiert. Man hatte in allen evangelischen Ländern mit dem Synkretismus zusammen unterminiert. Man hatte die Größen des Unglaubens oder des Pietismus, einen Thomasius, Edelmann, Gottfr. Arnold, Büsching, Teller, Eberhard, Bahrdt eigends befördert, ins Land gerufen, bekomplimentiert. Und nun rief man nach Religion. —

Dem König machte dies Edikt alle Ehre, aber es konnte nur ein Schlag ins Wasser sein. „Ihr haltet uns für mächtig — sagte Oberkonsistorialrat Hermes, als er nach Halle kam — und doch haben wir noch nicht einen neologischen Dorfprediger absetzen können, so arbeitet uns Alles entgegen."

Fünf evangelische Oberkonsistorialräte wandten sich an die vorgesetzte Behörde. Sie erbaten zur Hebung ihrer Gewissensbedenken Belehrung über den Sinn des Edikts. Unter ihnen Spalding, Teller und Sack. Sie erhielten einen Verweis. Spalding stand mit Wärme zu St. Nikolai auf Speners Kanzel. Jetzt nahm er seinen Abschied. Er ist der „Patriarch der Aufklärung", persönlich ehrwürdig, trotz seiner Schrift über die „Nutzbarkeit des Predigtamts", des „vortrefflichen Buchs, welches unglaublich viel gewirkt hat", wie die Rintelner Annalen sagten. Denn die Zeitschriften predigten Nutzbarkeit. Spalding meinte, es sei zweifelhaft, ob man statt der göttlichen Wirkungen auf die Seele nicht auch ganz natürliche annehmen und mit denselben zufrieden sein könne. Es sei wie mit den Untersuchungen „ob die Grundkraft der natürlichen Bewegungen in der Körperwelt, nämlich die Schwere, eine beständig dauernde unmittel-

bare Wirkung der Allmacht Gottes, oder die Folge der ursprünglich in die Natur gelegten Kräfte sei. Noch ist man hierüber bei Weitem nicht einig." —

Und Spaldings Stellung war doch auch diejenige Professor Millers, den 1789 in Göttingen auf dem Katheder der Schlag rührte, und des Abt Jerusalem, der im September in Braunschweig starb. Das Wesentliche im Christentum ist ihnen die natürliche Religion. Ähnlich meinte ja Sack gleichfalls. Die Theologie, das Dogma ist für den Schwachen wohl nötig. Der Starke steht aber über dergleichen. Alle diese Starken sind Theisten oder Deisten. Alle stehen über dem Kirchentrennenden. Alle halten moralisierende Predigten. Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" wurden überall gelesen. Dem Edikt gegenüber schweigen alle, auch Niemeyer in Halle, Direktor am pädagogischen Seminar. Nur sein Kollege Nösselt, welcher alle Wunder bestritt, schwieg nicht. Er erklärte sich freimütig wie Henke in Helmstädt gegen das Edikt.

Die wirkliche und einzige Folge desselben war ein Gewirr öffentlicher Erörterungen über den Wert kirchlicher Bekenntnisse überhaupt.

Gehen wir nun zur Darstellung des Rationalismus in seinen Schattierungen weiter. Diese Schattierungen gehen oft in Supranaturalismus über. So bei Stäudlin.

Von Tübingen her war Friedrich Stäudlin 1790 in Göttingen eingetroffen. In der „Geschichte des Rationalismus" sagt er: „Ich bekenne es freimüthig, daß mir das Christenthum nur als ein vereinigter Rationalismus und Supranaturalismus begründet und haltbar zu sein scheint". Die Prinzipien der theoretischen und praktischen Christuslehre sind rationalistisch und supranaturalistisch zugleich. Und darum kann Stäudlin dann raten, man möge sich jenes „unhaltbaren Absolutismus der Vernunft" entschlagen, welcher die göttliche Autorität aufhebe. Übrigens ist er der Meinung, Christus habe allen Zeiten die ewige Wahrheit geben wollen. Er schließt daraus, es sei nicht nötig, „daß man den Sinn seiner Aussprüche immer so bestimmen müsse, wie er sich für seine ersten Zuhörer am besten schicke". — Stäudlin läßt den geschichtlichen Boden gern fallen. Christi Tod ist „eine lehrreiche symbolische Handlung". Was lehrt er? Er stellt uns Gottes Gerechtigkeit und Güte sinnlich vor. Das genügt. „Wenn man nun das Historische in diesen Lehren verwerfen, oder von dem historischen

Christus ganz abstrahiren wollte, so würden doch immer in diesen Lehren große und wahre, von aller Geschichte unabhängige Ideen übrig bleiben." — Man sieht, Stäudlin ist Vorbild gewisser neuster Schulen. Ihm ist „das Christenthum eine ganz moralische Religion". Aber sein „Geschichte und Geist des Scepticismus" zeigt auch, sollen wir Gaß folgen, daß er nicht nur Kantianer ist.

Heinrich Tieftrunk in Halle gab 1791 die zweibändige „Censur des christl. protest. Lehrbegriffs". Er nimmt besondern Bezug auf Döderlein und Morus. Das höchste Gut muß geglaubt werden, geglaubt unter und mit den Bedingungen, unter denen es allein denkbar ist. Alles im System wird moralisch ausgelegt, wie es für den Endzweck, das höchste Gut, passen soll. Tieftrunk zeigt eingehend die Grenzen wie der praktischen, so der theoretischen Vernunft. Er findet das Ergebnis: „Es wird demnach allerdings in der Religion Sätze geben, wovon die Vernunft keine objective Einsicht haben kann". S. 179. Als echter Kantianer wie Vater und Henke, Niemeyer und Dinter, legt übrigens Tieftrunk moralisch aus. Die Dreieinigkeit kann nicht bewiesen, kann vernünftigerweise auch nicht bestritten werden. Was bedeutet sie? Er sind drei Äußerungen der göttlichen Regierung. Sie zeigen sich in Berufung zur göttlichen Gemeinschaft, in der Sendung des Urbildes der Menschheit zur Wiederherstellung des Geschlechts, und endlich in der Verleihung der Kraft zur Entscheidung für das Gute.

Ein sehr schwieriger Punkt ist für Tieftrunk das A. T. Es ist „nothwendig, um uns den Vortrag Christi und seiner Apostel zu erklären". Denn ob es Weissagung auf Christum enthält, weiß man nicht. Christus sagt nichts davon. „Gesetzt nun das A. T. wußte nichts von Jesu, so mußte dennoch seine Deutung der prophetischen Aussagen auf sich — in den Augen der Juden ein großes Gewicht haben!" Solche moralische Deutung ist nun „der Endzweck, auf welchen alle Schriftgelehrsamkeit bezogen werden muß", wie wir in der Vorrede zum zweiten Bande lesen. Alles was Geschichte ist, wird also nebensächlich. Es muß durch das moralische Sieb geschüttelt werden. Was diese Probe besteht, mag bleiben.

Die Zeitgenossen beurteilten den schwachen Tieftrunk schon ganz richtig.[119])

Ein gröberes Sieb hatte schon das Ergebnis geliefert, daß die Inspiration sich überhaupt nur auf Religiöses beziehen könne. Darin

sind Morus, Döderlein, Reinhard einstimmig. Die Bibel ist nicht die Offenbarung. Diese ist nur in der Bibel.

Dies Jahr sah auch Michaelis und Semler sterben.

Welch ein Geschick des großen Semler! Von 171 Schriften, die er hinterließ, hatte nur eine die zweite Auflage erlebt. Es ist diejenige gegen die Fragmente. Und von allen 171 wird heute — keine gelesen.

Aber lassen wir auch das Schmerzenskind Semlers noch einmal auftauchen. Der unglückliche Bahrdt war zu seinem „Bibel im Volkston" herabgekommen. Jesus ist der Meister vom Stuhl. Er zieht sich bei der sogenannten Himmelfahrt zu den „höheren Brüdern" zurück. Er weilt in der „Mutterloge". Hier berät man den Plan, wie er hinter einem Gebüsch dem nach Damaskus reisenden Paulus erscheinen soll. — Dies ist Bahrdts „Bibel". Dann schrieb er eine Satire auf Wöllners Religionsedikt. Sie brachte ihm das Gefängnis. Und eine ekelhafte Krankheit brachte ihm 1792 in seinem Weinbergrestaurant den Tod.

Es war das Jahr, in welchem Döderlein und Morus starben. Und in welchem, setzen wir hinzu, auch Teller das erreichte, worin Kant das Ziel der Aufklärung sah. Denn „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit". Denn Teller war durch das Edikt nichts weniger als eingeschüchtert. Mit vierteljähriger Gehaltsentziehung war ihm auch nur gedroht. Er schrieb ruhig seine „Religion der Vollkommneren". Ziel der Religion ist, so hören wir, daß sie in der Moral aufgeht.

Gleichzeitig erschien Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". Und gleichzeitig ging man in Frankreich „aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit", und begann im Blut zu waten.

Henke in Helmstädt war Lehrer der Kirchengeschichte. Er hatte durch Semler und Teller, mehr noch durch Lessing, seine Haltung bekommen. In seinen Lineamenta instit. fidei christ. von 1793 bricht er, durchdrungen vom „Licht einer neuen Erkenntniß", durch. Dieses Licht ist der volle Rationalismus. Die ganze Theologie der Kirche muß reformiert werden. Sie leidet an Christolatrie und und Bibliolatrie. Die neue Dogmatik bedarf eines neuen Erkenntnisprinzips. Es ist endlich gefunden. Wozu sonst die Vernunft? Die Religion wird zur vernünftigen, da sie auch die Thatsachen nicht

als Stützen bedarf. Für sie hat man die Akkommodation der Schriftsteller in Bereitschaft. Ist die Erbsünde eine Erfindung Augustins, eine „fanatische" Lehre, ist man von ihr endlich frei, so ist man souverän. Das ist auch Henke. Seine Kirchengeschichte ist darum Ketzergeschichte. Die edelsten Gestalten derselben sind ihm Schwärmer. Nur zuletzt wird er milder, seit Pott neben ihm arbeitet.

Über das Edikt — sahen wir — urteilt er frei und öffentlich. „Was wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der christlichen Religion und der protestantischen Kirche sind, — darüber kann kein König den Ausspruch thun."

In Henke sucht die Vernunft, „sucht der Rationalismus sich seines Standpunkts zu bemächtigen und ihn theologisch festzustellen". So Gaß gewiß mit Recht. Christus ist für Henke Mensch, aber unico cognationis quasi et familiaritatis cum deo vinculo ihm verbunden.

Im November wogten die Jakobinermützen durch Straßburg, und von der Rednerbühne im Dom verkündete man den Anbruch des Reichs der Vernunft.

Nach Göttingen war J. Gottfried Eichhorn gekommen. Seine „Urgeschichte" war 1793 zu Ende geführt. Vielleicht kennzeichnet sie am meisten. Der Sündenfall ist ein Mythus. Bei seiner ungeheueren Gelehrsamkeit, die sich bis zur „Geschichte des ostindischen Handels vor Muhamed" ausdehnt, ist Eichhorn völlig beruhigt in kritischem Wohlgefühl. „Was schadet es — ruft er — daß das Christentum im Neuen Testament nur in seinen Anfangsgründen und nicht in seiner vollkommenst ausgearbeiteten Gestalt vorhanden ist?" Die Apostel haben eben nur so viele Vorurteile ausgerottet, „als ihnen ihre Lage erlaubte".

Professor Traugott Krug in Wittenberg gab in Göttingen 1795 seine „Briefe über Perfectibilität der geoffenbarten Religion" heraus. Sie hinderten, ihm in Wittenberg eine ordentliche Professur zu übertragen. Seine spätere philosophische Thätigkeit liegt uns fern.

Aber wir sehen auch, wie der geistvolle Generalsuperintendent Herder unterliegt. Am 30. März 1796 schrieb er zu Weimar das Vorwort der Schrift: „Vom Erlöser der Menschen". Wir genießen, ruft er, den Kern aus den Schalen; „der kirchliche Glaube auch mit dem feinsten Dogma übersponnen, ist bloß ein historischer Glaube". „Weder durch ihn, seinem Inhalt nach, noch um seinetwillen, weil er geglaubt d. h.

bekannt wird, ward je ein Mensch gerecht und selig" S. 297. Er meint: „Es wären festgestellte heilige Sagen". — Schon zwei Jahre vorher, als er „von der Gabe der Sprachen" schrieb, hatte er gemeint, das Christentum sei der Kindheit entwachsen, in welcher es noch zu Luthers Zeit sich befand.

Professor J. W. Schmid in Jena kennt Christum nur als Religionsstifter. In der Arbeit „Ueber christliche Religion, deren Beschaffenheit und zweckmäßige Behandlung" Jena 1797 ist fundamental nur das, was auch die sittliche Vernunft als solches anerkennen kann. Fundamental sind Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Alles andere ist Einkleidung. Oder es dient nur zur Erläuterung und Begründung. Dreieinigkeit, Gottheit Christi, es sind unschädliche Dinge. Man kann sie moralisch auch benutzen.

Ammon müssen wir hier schon erwähnen. Denn 1797 gab er in Erlangen seinen „Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie nach den Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft" heraus. Hier ist Christus der einzige wenigstens, welcher die volle Wirkung Gottes in sich empfing, und nun in nie gesehenem Lichte zeigen konnte. Die Lehren von Dreieinigkeit, Göttlichkeit Jesu können immer dazu dienen, das Christentum gegen Deismus und Naturalismus zu schützen.

Ammon wurde dann, wie wir sehen werden, von Fichte und Schelling berührt, auch zu tieferer Fassung der Dinge gelegentlich bewogen. Jetzt und immer aber trägt er gern seiner Zeit Rechnung.

Kantianer ist aber auch Christian Flatt in Tübingen. Er hebt auch die Versöhnungslehre Kants auf den Schild. In seinen „philosophisch-exegetischen Untersuchungen über die Lehre von der Versöhnung des Menschen mit Gott", die er 1797 und 1798 herausgibt, finden wir keine Vergebung der Sünde ohne auf Grund vorheriger sittlicher Besserung.

Sein Supranaturalismus übrigens soll uns nun zur Darstellung der Reaktion hinüber leiten, welche, wenn auch in Minderheit, dem lauten Markt und seiner Nachfrage sich nicht fügt.

Zuvor nur noch einen Blick auf den Höhepunkt dieses Marktgetriebes. Er konnte wohl nur in Berlin liegen. Und der Oberkonsistorialrat Teller mußte dabei sein. An ihn wandten sich vertrauensvoll nun auch die Juden. Herr Friedländer faßte das „Sendschreiben einiger Hausväter der jüdischen Religion" 1798 ab. Die Hausväter

wünschten einfach in die Kirche aufgenommen zu werden. Ihrem Wunsche stand wesentlich nichts entgegen. Das Taufbekenntnis für die Aufnahme setzte Teller auf. Es sollte lauten: „Ich taufe dich auf das Bekenntnis Christi, des Stifters einer geistigeren und erfreuenderen Religion, als die der Gemeinde, zu welcher du bisher gehörst." — Zu höherer Blüte konnte die Aufklärung nicht wohl steigen.

Alles im Sinne von Nicolai, der 1799 der Akademie der Wissenschaften seine Geistererscheinungen erzählte, auf Fichte schalt, und zeigte, was Phantasmen bedeuten, „deren Realität sechs Blutigel aussaugen können". — Litterarisch aber lag das ganze evangelische Deutschland unter diesem Luftdruck. Oberhofprediger Scheffer klagte: „Die Theologen haben alle Buchläden in Beschlag genommen, so daß kein Orthodoxer mehr etwas gedruckt erhalten kann, sondern sein Werk zur Ehre der geoffenbarten Religion von einer Stadt zur andern umherschicken und endlich noch Geld geben muß, um es nur gedruckt zu erhalten." [120])

Über die Flut des Humanismus, welche unter dem Namen des Rationalismus die evangelischen Länder Deutschlands bedeckt, ragen Eilande einer Reaktion empor, welche auch Begründung und Halt in wissenschaftlicher Theologie und im kirchlichen Amt findet. Sehen wir zuerst Laien.

Es mag gewagt erscheinen. Aber wir beginnen die Reihe mit Thomas Abbt, dem geistreichen Professor der Mathematik zu Rinteln.

In seinem Buch „Vom Verdienst" 1765 hatte er Bibel und die Verbreitung der Schriften Arnds und Scrivers hoch über alle auch noch so verdienstliche Schriftstellerei erhoben. „Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes, so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch, der sich der Witwen annimmt und die Waisen gnädig anblickt, der Könige wegschleudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreut wie welke Rosenblätter. Das gibt ihm Geduld, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet, indem er zu seinem Gott seufzet." Das waren Worte, die man nicht gewohnt war.

Aber ein Größerer hatte genau in demselben Jahre an Herder geschrieben: „Glauben Sie es mir zu Gefallen, daß es keine so allgemeine und nützliche Philosophie zum Besten des Volks gibt und keinen so glücklichen Anfang der Weisheit, als die Furcht des Herrn, denn sie hat die Verheißung dieses und eines künftigen Lebens." Es war Hamann. Und wie er dies verstand, hatte er unmittelbar vorher in der Königsberger Zeitung gesagt. „Ich bin ein Wurm und kein Mensch — diese Empfindungen des gekrönten Psalmisten scheinen die einzigen Wegweiser zu sein, um den gesuchten Begriff von einer Majestät der Existenz (des höchsten Wesens) zu erreichen."

Das war, dicht neben Kant, eine ungewohnte Rede.

Aber in London hatte er endlich alle Bücher fortgeworfen. Er hatte zur Bibel gegriffen. „Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volks, ich las meinen eigenen Lebenslauf, und dankte Gott für seine Langmuth mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte." Fortan stand er, für die meisten Zeitgenossen ein Geheimnis. Nein, er war „ein dämonischer Mensch", wie Niebuhr sagte. Denn ein Mensch ist es, „der aus einem untergegangenen Geschlechte in ein ganz verändertes Weltall hineinlebt". So mußte er einem Niebuhr und der Zeit erscheinen. Und dieser Mensch verkündet nun dem ganzen Hellenentum der Zeitgrößen gegenüber: „Das Heil kommt von den Juden — zu eurer Beschämung, ihr Christen. Doch ihr fühlt den Stachel des guten Namens, davon ihr genennet seid!" Und in seinem „Golgatha und Schebliminí" redet er nicht nur Moses Mendelssohn an. Vor Deutschland vielmehr preist er einsam und laut den, des Name wie eine ausgeschüttete Magdalenen-Salbe im Hause Simonis des Aussätzigen ist. Die ungläubigen Kritiker halten sich die Nasen zu. Er aber taumelt vor Entzücken im Blick auf den schönsten der Menschenkinder. Dann verkündet er wieder Luther als „deutschen Elias". „Lebt denn kein Mönch mehr — ruft er — stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, zu kämpfen mit den schönen und starken Geistern unter dem Himmel, die sich ihres gesalbten Namens schämen?" Und er fährt fort:

„Was für eine Schande für unsere Zeit — daß der Geist dieses Mannes — Luthers — der unsere Kirche gegründet, so unter der Asche liegt!" —

Und begeistert für den „alten Wein", schließt er seine Laufbahn mit der Enthüllung, daß es sein ganzer Zweck gewesen, „das verkannte Christenthum und Lutherthum zu erneuern". Denn dies allein war ihm „historisch-physischer Realismus".

Es verband ihn diese Scheu mit der Fürstin Gallitzin, die er erweckte, und mit dem edlen katholischen Kreise zu Münster. „Endlich kam Hamann — schrieb die Fürstin — und zeigte mir den Himmel wahrer Demuth und Ergebenheit und Kindersinn gegen Gott. Dieser begeisterte mich über Alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi." „Alle übrigen Freunde, Fürstenberg nicht ausgenommen", hatten ihren starken Vervollkommnungstrieb als etwas Schönes an ihr betrachtet. Er war ihr Ruhekissen. „Hamann aber sah darin Stolz und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen." [121])

Friedrich Heinrich Jacobi sah damals nach und nach in seinem Haus in Düsseldorf die Goethe, Herder, Klopstock, Georg Forster, die Fürstin Gallitzin. Auch Hamann hatte im September 1787 hier Herberge genommen. Kurz vorher war der junge Wizenmann hier gewesen, der Schüler Oetingers und Hauslehrer bei Phil. Math. Hahn. Jetzt war er in Mühlheim. Dieser Sammelpunkt in Jacobis Garten, dem „Salon aus lauter Ulmen", wie Hamann schreibt — führt uns wieder auf die Philosophie. Wir meinen die Glaubensphilosophie.

Hamann las in den Thatsachen des Gottesreichs. Herder las in denen des Weltreichs. Jacobi las die Thatsachen des Bewußtseins. Und da fand er, daß er weder das Dasein seines Körpers, noch das Dasein Gottes beweisen könne. Er ist, wie Wizenmann ihn richtig beurteilt, immer noch „Pantheist mit dem Kopf und Mystiker mit dem Herzen". Aber das Herz schlug vor. So liegt denn im Gefühl, so liegt im Glauben die Einheit der beiden Erkenntnisstämme Kants, Sinne und Vernunft. Die unmittelbare Gewißheit von Gottes Sein hilft den Weg bereiten.

Im Garten der Fürstin Gallitzin hatte man im Juli 1788 zu Münster Hamann bestattet. Nicht weit davon zu Osnabrück lebte noch Justus Möser. In der Ratsstube wie unter den Linden des Pyrmonter Thals, am grünen Tisch, wie in seinen patriotischen Phantasieen betonte der ehrwürdige Mann den alten Glauben und das gefundene Recht. Derb, volkstümlich ist er aller kosmopolitischen Gleichmacherei

feind, wie der öden Aufklärerei. Er liebt alles geschichtlich Gewachsene. Voltaire gegenüber läßt er Seckendorf auftreten und verteidigt Luther. Im „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen abzugeben bei Herrn Johann Jacob Rousseau" verteidigt er die Offenbarung. Die Religion ein Kappzaum für den Pöbel? „Wir sind alle Pöbel — antwortet er — und Gott hat besser gethan, uns seinen Zaum an die Seele, als an die Nase zu legen." Und dem anonymen Edelmann zeigt er, daß „die Religion das beste Hausmittel". Er meint, „der simple Trost: Der Gestorbene ist bei Gott — hat schon mehr Kummer in der Welt gestillt, als alle Feinheit der Metaphysik."

Im Januar 1794 war Möser heimgegangen. Um diese Zeit saß fast siebzigjährig der gottselige Geheimrat Fr. Karl von Moser zu Ludwigsburg pensioniert. Sein Vater, der edle Landschaftskonsulent Jakob von Moser, war unerschütterlich treu im Bekenntnis. So auf der Festung Hohentwiel, so zu Wien. „Da Ihre Majestät Niemanden in Dienst nahme, der mit der lutherischen Erbsünde behaftet wäre", so wollte man ihm in Wien zu einer guten Bestallung und „einer reichen katholischen Partie" behilflich sein, wenn er überträte. Aber sagte ich — so erzählt er — da der Unterhändler „mir gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen, zu der seinigen soviel zulege, müsse seine Waare schlechter sein, als die meinige". — Pensioniert, war er 1785 zu Stuttgart gestorben. Gewarnt hatte er noch. „Wir und unsere Kinder werden es noch erleben, daß auf den sogenannten evangelischen Kanzeln von Christo als dem großen Propheten auf türkisch und rousseau'isch gepredigt wird." Er verdiente es also, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zum Stichblatt zu dienen.

Nun war sein edler Sohn Friedrich Karl in seine Fußstapfen getreten. Sein patriotisches Archiv eröffnete er 1784 mit dem ersten Band. Darin prangt vorn das Bildnis Seckendorfs. Dann folgt sofort: „Herz und Glaube alter deutscher Fürsten". Obenan erscheint Ernst der Fromme von Gotha.

Vielleicht dürfen wir auch Goethes Jugendfreund und Schwager Johann Georg Schlosser, den badenschen Geheimrat, dann Francfurter Syndicus, hierher rechnen. In seinem Schreiben an Dohm in Berlin betont er, daß philosophische, daß „Deisten-Religion nur Religion einzelner Menschen, nicht Kirche werden kann". Er setzt hinzu: „Der Glaube verträgt beim Volk keine Prüfung. Sobald es fühlt,

daß, was man für unſtreitig hielt, nur dem allermindeſten Zweifel unterworfen iſt, wird das Herz kälter." Er will alſo, daß Philoſophen ſich beſtimmte Schranken gefallen laſſen müſſen, um im Staat, ohne ſeinen Grundbau, die Religion, zu ſtören, leben zu dürfen. Und er will dieſes, „damit nicht aller Glaube unter den Menſchen ausgerottet werde". Denn auch die Prediger der uneingeſchränkten Duldung ſollten einſehen, daß „aus den Trümmern der Glaubens-Religionen eine Religion entſtehen muß, deren Gott und Prieſter Despotismus heißt".[122])

Schloſſer ſtarb 1799. Im Jahre vorher war Moſer entſchlafen.

Zu den Mächtigen, an die die Flut prallt, gehört Klopſtock. Sein Meſſias, ſeine Oden, ſeine Lieder haben zum deutſchen Land und zum alten Glauben zurückgerufen. Der Dichter lebt nun in Hamburg. Die Zeit, welche Mainzer Klubiſten und deutſche Idealiſten in Fülle ſchuf, die Zeit, welche die franzöſiſche Revolution mit Begeiſterung aufnahm, blendete kurz auch ihn. Es hat ſeiner Wirkung nicht geſchadet. Die Jugend im Göttinger Hainbund las ſeine Schriften mit Begeiſterung, ſtieß dabei auf ſein, auf Luthers und Hermanns Andenken an, und machte dazu aus Wielands Schriften Fidibus. So blieb es doch auch weſentlich im Volk.

Dicht neben ihm, in Hamburg, erſcheint Friedrich Perthes. Er bekennt: „Mir iſt nicht das Chriſtenthum, ſondern ich bin dem Chriſtenthum aufgedrängt, von innen heraus ihm in die Arme gejagt. — Jeden Tag neu verſchuldet, jeden Tag bald Stolz bald Staub." Bei Claudius, dem Wandsbecker Boten, ging er ein und aus, und ſeine Tochter führte er heim. In ſeinem Buchladen zu Hamburg trat 1796 Jacobi, und die Freundſchaft war geknüpft.

Hier gedenken wir auch des Grafen Friedrich Reventlow zu Emkendorf. Eine damals ſeltene Erſcheinung, eiferte er für die Augsburgiſche Konfeſſion.[123])

Schließen wir noch einen Juriſten an. Es iſt der Hofrat Pütter in Göttingen. In einer Vorleſung über Kirchenrecht ſprach er ſo:

„Meine Herren! Ich rede von einer Sache, die jedem unter uns wichtig ſein muß. Was ich hier öffentlich als Wahrheit bekennen werde, das bekenne ich deswegen als ſolche, weil JEſus Chriſtus ſie gelehrt und ſie in dieſem Buche ſteht." Hier hob er eine Bibel in die Höhe, und es erfolgte eine ſolche Stille, daß es ſchien, als

halte jeder Zuhörer den Odem an sich. — „Ich habe des schwarzen Rockes wegen keinen Beruf, dies zu verkündigen; aber dies muß ich bezeugen zur Ehre der Wahrheit, zur Ehre der christlichen Religion, daß in den 40 Jahren, in denen ich das Studium der Bibel zu meinem täglichen Geschäfte mache, weder Ehre noch Reichthum, noch irgend ein Gut der bethörenden Welt, die Seligkeit mir verschafft, die das einzige aller Bücher, die Bibel, mir gewährte." So Pütter, während sein Kollege Lichtenberg, der Erklärer Hogarts, oft, wie er erzählt, die Bibel küßte, und, abends auf und ab gehend, innig gerührt die Melodie pfiff: In allen meinen Thaten.

Pütter nahm die Liebe zur Bibel mit sich ins neue Jahrhundert.

Blicken wir uns nun noch nach glaubenstreuen Dienern der Kirche um, welche als Pfleger der Reaktion, vom Rationalismus zur Seite gedrängt, im stillen den guten Samen in ein neues Jahrhundert hinübertragen. Beginnen wir wieder mit dem Süden.

Am 13. Oktober 1780 schrieb der Superintendent Esper in Wunsiedel an den Diakonus Schöner in Nürnberg: „Für mich hat es bei der diesmaligen Bücher-Auction einigen Vortheil gebracht, daß der alte Augsburgische Glaube in Nürnberg nicht sonderlich mehr in Werth ist. Chemnitz, Gerhard, Quenstedt gehen fast als Appendices fort. — So weibisch zärtlich sind die evangelischen Theologen wohl noch niemals gewesen. Die Besorgniß, für minder tolerant angesehen zu werden, die Scheu vor dem Pranger der Berliner Bibliothek werden, mehr als Schwert und Rad und Scheiterhaufen von den Helden Gottes vor hundert Jahren, gefürchtet. O, anbetungswürdiger Erlöser! wenn du jetzt einen Huß brauchtest, getrautest du dir wohl auf allen Akademien in Deutschland einen zu finden?"

In Rehweiler im bayrischen Franken stand und bekannte um diese Zeit der treue Pfarrer Buchrucker. Von hier aus hielt er Andacht auf Schloß Burghaßlach. Die gelehrte, verwitwete Gräfin Adriana von Kastell war eine Bekennerin. Sie hatte Rambach und Francke gekannt. Und Buchrucker hatte sehr ausgedehnte Verbindungen. Hier trafen einander die kirchlich Vereinsamten.

Der uns bekannte Urlsperger in Augsburg hielt für das Programm seiner Christentumsgesellschaft, trotz der Abmahnung der Baseler, „die reine Lehre" fest.

Für Württemberg gedenken wir nur des scharfsinnigen Gegners von Semler, des Kanzlers Reuß. Er war nun gestorben. Aber

der Kanzler von Tübingen, Sartorius, gehört hierher. Sein Kompendium von 1782 stellt die Vernunft der Überlieferung gemäß auf ihren bescheidenen Standpunkt. Sie ist nie Richterin des biblisch Gegebenen. Sie ist es höchstens für Worte, nie für Sachen. Gerade weil die Lehre von Stellvertretung, Genugthuung und Zurechnung des Verdienstes Christi so sehr angegriffen ist, so stellt Sartorius sie als Grundlage des Christentums hin. Sie ist sein „Centrum und Fundament".

Mit dem Jahre 1784 finden wir noch Prälat Roos zu Anhausen in gesegneter schriftstellerischer Thätigkeit. Seine „Fußstapfen des Glaubens Abrahams" sind erwähnt. Sein Briefwechsel mit Kanzler Reuß in Tübingen, mit Storr daselbst, mit Konsistorialrat Rieger in Stuttgart, mit Philipp Mathäus Hahn, Steinhofer, von Pfeil, Urlsperger und Schöner machten ihn zum Mittelpunkt eines großen Kreises. „Als ehrliches Mitglied der evangelischen Kirche hoffe ich hinüberzukommen" — so schrieb er noch kurz vor seinem Ende.

Der liebe Superintendent Esper in Wunsiedel schrieb: „Oft kränkte es mich, daß in Israel kein David mehr sein sollte, der sich an Dr. Semler, diesen Goliath, wagen wollte. Der Name des Herrn sei gepriesen, daß die Würtembergischen Theologen sich erwecken ließen."

Gegen Semler trat gerade eben Storr auf. Jener hatte Feders Untersuchungen über die Offenbarung herausgegeben. Dieser schrieb 1780 die „Neue Apologie der Offenbarung Johannis". Mit Kraft und Glück bekämpft er die Akkommodationstheorie Semlers und Tellers.

Als Tübinger Professor hatte er, nach Reisen in Holland, England und Frankreich, mit seiner Arbeit über die arabischen Evangelien begonnen. Die Dogmatik der Kirche sucht er überall zu sichern. Er will sie nur in neue Formen kleiden. Er läßt die Wahrheit der Heiligen Schrift vorzüglich durch Jesu Wunder bewiesen sein. Die Autorität Jesu verbürgt alles. Damit tritt er allerdings nur den geschichtlichen Beweis an. Derjenige aus dem Zeugnis des Heiligen Geistes tritt zurück. Er fürchtet ausdrücklich, „aus dem wohlthätigen Einfluß des Inhalts der christlichen Lehre auf das Gemüth" einen Beweis für die Veranstaltung Gottes abzuleiten. Er stellt die Offenbarung von außen her fest. Eine Begründung aus

Vernunft und Erfahrung ist dann überflüssig. Aber sie dient ihm doch, wie dem ganzen späteren Supranaturalismus, gewisse anstößig scheinende Sätze des alten Systems unmerklich fallen zu lassen, und so zu simplifizieren. Für Christologie will er alle Bestimmungen der Alten festhalten.

Der theoretische Teil seiner Doctrina christiana erschien 1793. Ernst redet er im Vorwort vom März die Studenten an.[124])

Wenden wir uns zum Nordosten, so finden wir zu Mohrungen den Diakonus Friedrich Tresho. Er schrieb die Briefe über die neueste theologische Litteratur. Mendelssohn war sein Feind, Spalding schonte er nicht.

Wie Goeze, so steht Tresho als Schrecken und Gegenstand des Mitleids für die Zeitlitteratur. Jener mußte Lessing, dieser mußte Herder zu Ehren fallen.[125]) Einen „Mann von lebhaftem Geist und viel Belesenheit" — so nannte ihn selbst Bahrdt. Tresho hatte das Unglück, den jungen Herder, den er in seinem Hause hatte, nicht früh genug erkannt zu haben, und von Hamann, der seine Vielgeschäftigkeit nicht liebte, nicht eben geliebt zu sein. Und doch schrieb ihm dieser, und ermunterte ihn, für das Luthertum zu kämpfen. Und dieses that er auch in seinen vielen geistlichen Schriften, wie in seiner Sterbebibel oder „Wissenschaft selig zu sterben", und in den unzähligen Werken, welche Meusel und die Kataloge aufführen. Er that es völlig allein stehend mit rücksichtslosem Ernst. Er hatte „ausgebreitete theologische Kenntnisse". Dabei redete er die französische Sprache fertig. Unverheiratet, konnte er eine reiche Bibliothek sammeln. Er war ein ausgezeichneter Kanzelredner. Und er war dabei „einsichtsvoller und liebreicher Wohlthäter vieler Armen, für die er rastlos sorgte". So schildert ihn Professor von Baczko in Königsberg. Und er tritt zugleich den spätern Tadlern entgegen. Sie wollen, er habe Herder tyrannisiert. „Allein es mag sein, setzt er hinzu, daß sein (Herders) Vater ihn mit großen Hoffnungen zu Tresho gab, der fromme, gewissenhafte Mann würde doch, hätte er sich zu etwas Bestimmtem verpflichtet, solches auch gewiß erfüllt haben."

Aber das beste Zeugnis ist Herders Brief an Tresho vom 2. Dezember 1787. Er schließt: „Reichen Sie mir also, hochgeschätzter, theurer Mann, Ihre Hand, wie ich Ihnen die meinige reiche." Nun, Tresho ist unerschrockener Zeuge für Lehre der Kirche.

Eine einsame Fichte auf kahlem Bergkamm, etwas windschief und bizarr, stand zu Leipzig der alte Burscher.

Sein „Versuch einer kurzen Erläuterung der Propheten Jeremia und Joel“ war vor vielen Jahren erschienen. Crusius hatte die Vorrede gegeben. Burschers Arbeit über die Dreieinigkeit und Christi Gottheit druckt die Texte aus den Vätern höchst praktisch mit ab. Eine andere lateinische Schrift trat für das Ansehen Mosis und seiner Bücher ein. Und 1799 folgten „Dr. Martin Luthers letzte ernstliche Bekenntnisse einiger allgemein christlicher Lehren“. — Siebenmal bekleidete Burscher das Rektorat. Seine erhaltende Wirksamkeit wurde durch einen besondern kurfürstlichen Erlaß gestärkt. So stand es noch in Dresden. Wenden wir uns dorthin.

Betrachten wir noch den, welcher wieder schließlich den alten Glauben auf der Scheide des Jahrhunderts verkündet. — Wir meinen Franz Volkmar Reinhard. Der alte Burscher stand unerschüttert, Reinhard rang sich durch die Erschütterungen der Zeit hindurch. Jener ist auf der Grenzscheide ein Zeuge der alten Zeit, dieser zugleich einer neuen.

Von der Regensburger Schule kam er zur Hochschule. Er ward hier Crusius' Anhänger. Dann in das Gewirr Streitender verwickelt, kam es, daß er, wie er sagt, „gleichsam in der Luft zu schweben glaubte, und nicht mehr wußte, wo Grund zu finden sei“. Aber er fand ihn. Er fand den Fels „Offenbarung“. Nun fand er auch, daß er kein Selbstdenker sei. Für ihn sei der Glaube an eine Autorität die Hauptsache. Gerade seine Vernunft hat ihn zu dieser Einsicht geführt. Aber auf sie gestützt, von der Überzeugung der Göttlichkeit der Offenbarung gehalten, darf er nun auch das Offenbarte frei mit der Vernunft der Zeit zu vermitteln suchen. — Er wird Professor. Jetzt erst kann er's werden. Und „mit Thränen in den Augen und mit dem feurigsten Gebete zu Gott,“ — derselbe möge ihn so leiten, daß ihm „wenigstens nichts für Religion und Sittlichkeit Gefährliches entfallen möge“, geht er täglich ins Kolleg. Es ist ihm „Gewissenssache“, sich in keinen Streit mit einem Buch zu verwickeln, das einem so großen Teil der Menschen teuer sei und dessen Kraft er so oft „am eignen Herzen empfunden hatte“.

So wurde Reinhard Vertreter des Supranaturalismus. Er glaubte an die Offenbarung.

Allerdings hängen alte Gewohnheiten noch an. Im Baum der Erkenntnis erblickt er wirklich noch den Giftbaum, der im Rationalismus eine so große Rolle spielt. Aber seinen „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf," — dessen letzte Auflage 1798 erschien, überragt er.

Zum Supranaturalismus führte ihn zarte Gewissenhaftigkeit. Jetzt trat er in die wichtige Stellung eines Oberhofpredigers in Dresden.

Achtes Kapitel.

Praktische Theologie.

Wir haben wie immer im Interesse praktischer Fragen und kirchlicher Zustände Nachlese zu halten.

Blicken wir auf die rechtliche Lage der evangelischen Kirchenkörper, so denken wir zuerst wieder an Thomasius.

Es ist wahr, er trug zur Toleranz bei. Es war nicht mehr denkbar, daß jetzt noch ein Staphylus seinen Gegner Jakob Andreä einfach nur „Erzböswicht" tituliert, wiewohl noch 1720 der geistliche Rat Helbig zu Würzburg seine Anatomia canis schrieb, welches alles dann die Evangelischen reichlich kräftig beantworteten. Es war aber auch die Zeit der Disputationen vorbei, und kein Flacius konnte also noch klagen, daß die Jesuiten ihn, da sie mit ihm „zancketen, immerzu ziemlich starck mit der Faust in die Brust stiessen". So bei der Disputation zu Fulda in Gegenwart des Abts. — Diese Zeit war vorbei. Auch Thomasius half dazu. Er trug ja auch zur Milde im Gerichtsverfahren bei. Denn seine berühmte Dissertation und seine damit beginnende, die Theologen so erregende Arbeit gegen die Hexenprozesse war eine gesegnete. In anderer Richtung aber zerstörte er. Er zerstörte wie sein Kollege Hofrat Stryk, welcher den

Landesherren das Recht beilegte, den Sonntag abzuschaffen. Thomasius' Toleranz war Verachtung des kirchlich Berechtigten und Notwendigen. Er zerstörte, denn mit größter Frivolität „rettet" er „das Recht evangelischer Fürsten in Kirchensachen". Er macht sie zu Päpsten. Und mit derselben Frivolität hält er lachend der Kirche den Mund zu. Er wirft den Perikopenzwang, er wirft die kanonischen Ehehindernisse, er wirft als nebensächlich kirchliche Inspektion und Disziplin fort. Die kirchlichen Rechte liefert er der fürstlichen Territorialgewalt aus. Die Konsistorien gehen in Regierungskollegien auf. Das ist das Territorialsystem.

Demnach kann der Landesherr, dem als solchem die Regierung der Kirche zusteht, den Sonntag dreist abschaffen. Der Marschall von Sachsen konnte allen Ernstes vorschlagen, die Ehen immer nur auf fünf Jahre schließen zu lassen. Es war, um mehr Rekruten zu erzielen.

Damit wurden Gewalt und Einbildung der Landesherren ungemessen gesteigert. In Preußen fühlte man sich zum Reformieren berechtigt. König Friedrich Wilhelm I. sagte ganz ehrlich: „Es ist eine Schande, daß die Herren Lutheraner die Hülle und Fülle von braven, tüchtigen, ehrlichen Gottesgelehrten haben, auch ihre Predigten viel erbaulicher und herzrührender sind, als es leider bei unseren Reformirten hierselbst ist." Aber sein Edikt verbot das Singen am Altar, verbot die Lichter auf dem Altar, verbot Kaseln, Chorröcke, das Schlagen des Kreuzes, Stellung des Geistlichen zum Altar gewendet mit unnachsichtlicher Härte. Der Prediger darf „zwar die Hände aufheben aber kein Kreuz schlagen wie solches nach der Reformation irrthümlich beibehalten worden". — In Halle versuchte man zu protestieren. Aber es kam die gnädige Äußerung des Königs, er sei persuadiret, obgedachte theologische Fakultät werde dergleichen Zeremonien „vor ein Puppenwerk ansehen". Die Geistlichen fügten sich. Pfarrer Grenzel in Nienberg antwortete: „Allhie sofort alles abgeschafft. Habe auch meinen Priesterrock sogleich zerschnitten und einen Mantel daraus machen lassen." Pfarrer Müller in Bartensleben: „Soll nicht gesungen werden, alles stockfinster bleiben." Aber Pfarrer Braun in Possendorf antwortete: „Hier wissen wir gottlob nichts von abergläubischen, sondern nur von uralten apostolischen Ceremonien, von denen wir nicht abweichen dürfen und werden." Er ward abgesetzt.

Wehmütig ist es, im Kirchenbuche eines kleinen märkischen Dorfs zu lesen: „Anno 1736 wurden durch Königliche Verordnung die Chorröcke, Caseln und Lichter, ingleichen das Absingen der Prediger in allen lutherischen Kirchen abgeschafft. Id pauci dolent, omnes tacent.“

Kanzler Pfaff schuf das Kollegialsystem. Gleich der erste Paragraph seiner Akademischen Reden über das Teutsche protestantische Kirchen Recht sagt: „Wer sich zu Christo und den Aposteln, wer sich zur ersten Kirche fügete, der thäte es ungezwungen und willkürlich. Woraus dann folget, daß die Kirche nach ihrer ursprünglichen Gestalt eine freie Gesellschaft Derer seye, welche sich zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst nach der Vorschrift Christi zusammen thun“.[126] Er zeigt dann, indem er jeden Zwang in Religionssachen verwirft, daß alles auf Gesellschaftsvertrag beruht. In den früheren kirchenrechtlichen Systemen gibt es noch Notwendigkeiten. Hier ist alles Willkür, wenn nicht vertragsmäßig etwas festgesetzt ist.

Durch Unabhängigkeit seiner evangelischen Geistlichkeit zeichnete sich Württemberg aus. Hier war der wichtige Stand in alten Stiftern gelehrt und fromm erzogen. Er war durch vierzehn Prälaten auf dem Landtag vertreten. Er war im Genuß der Kirche sorgsam erhaltener Güter. Von hier hören wir auch ungewohnte Stimmen, wie die von Bengel: „Die Kirche des Neuen Testaments ist ein corpus vivum und hat eine ununterbrochene Nachfolge, welche aber nicht an gewisse Zeiten, Orte oder Personen gebunden ist: sie kann sich daher selber beleben und regieren, und ist, so lange sie unter der Regierung des Geistes bleibt, von Rechtswegen unabhängig und souverain.“ Spricht Bengel von der weltlichen Obrigkeit, so bezeichnet er sie als eine solche, „unter die im gegenwärtigen Zustande die Kirche gerathen ist“. Er meint:

„Die protestantischen Fürsten behandlen — sagte der Freiherr von Moser — seit anderthalb Jahrhunderten die Religion nur noch wie ihre Garderobe.“ Es bezieht sich dies vor allem auf die Charakterlosigkeit der Übertritte.

Daß das Jahrhundert auch fromme Fürsten hatte, zeigte uns Ernst von Gotha. Wo der Pietismus nur erwärmte, sah man oft edle Erscheinungen. Ein Heinrich XII. schrieb, als er 1744 die Regierung seines kleinen Landes Schleiz übernahm: „Ich rufe den allerhöchsten Gott an, daß er mich geschickt mache, als ein Unterthan

des Herrn aller Herren und als ein Diener vieler Menschen, welche mir der Herr nur um deswillen unterwürfig gemacht, daß ich ihr geistliches und leibliches Wohl besorgen soll, eingedenk der schweren Rechenschaft, die ich dereinst abzulegen habe, dem Oberherrn mich wohlgefällig zu erzeigen und treu erfunden zu werden. — Unser theuerster Erlöser sagt: Ohne mich könnt ihr nichts thun! Darum soll JEsus Alles, ich will nichts sein, nur in seiner Liebesgemeinschaft wünsche ich meine übrige Lebenszeit zuzubringen, er wirke selbst in mir, was ihm gefällig ist, er mache wieder gut, was ich versehe."

Eine edle That war jenes preußische Religionsedikt vom 9. Juli 1788. „Wir haben bereits einige Jahre vor Unserer Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt, daß manche Geistliche sich ganz zügellose Freiheit in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Konfession erlaubt, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegläugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christentums völlig zuwider ist, und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden längstens widerlegten Irrtümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und andrer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen, und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen: Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt, und vornämlich an das Geheimnis des Versöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig, oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen, und auf diese Weise dem Christentum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wollen Wir nun in Unsern Landen schlechterdings um so mehr gesteuert wissen, da Wir es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halten, in seinen Staaten die christliche Religion bei ihrer ganzen hohen Würde und in ihrer ursprünglichen Reinigkeit, so wie sie in der Bibel gelehrt wird, gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch den Millionen Unsrer

guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette geraubt und sie also unglücklich gemacht werden."

Das war ein echt königliches, frommes Wort. Leider war der rosenkreuzerische Wöllner selbst eine etwas anrüchige Persönlichkeit.

In treu-landesväterlichen Verordnungen sorgten die Fürsten freilich auch mit wunderlichen Anordnungen, wie jene Herzog Augusts von Weimar von 1743. Sie befahl streng, daß in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller, von denen schon gegessen, bereit gehalten würden, mit einer bestimmten Figur und Buchstaben Freitag mittag bei abnehmendem Monde beschrieben. Bräche, was Gott verhüten wolle, eine Feuersbrunst aus, so sollten solche Teller im Namen Gottes ins Feuer geworfen werden, da denn die Glut unfehlbar gedämpft werde.

Mehr als früher noch hatte man den Mangel der Einheit gefühlt. Nach Abhilfe hatten sich ja schon Calov und Nikolaus Hunnius umgesehen. Cyprian hatte über das Jubelfest von 1717 nicht reden können, ohne seine Betrübnis darüber auszusprechen, daß am Grenzpfahl jedes Landes die Sorge für die evangelische Kirche aufhöre. Er drang auf eine bessere Verbindung „des universalen Kirchenwesens". Also wie einst Nikolaus Hunnius, wie Calov, Hoë und Ernst der Fromme, der für den Sitz eines Gesamtkollegs sein Reinhardsbrunn und dazu jedem der vier zu bestellenden Räte tausend Thaler anbot. — Denn die Theologie war in Auflösung. Und es gibt nur einen Grund dafür. Diese Länder litten am Übermaß von Theologie und am Mangel der Kirche. Unter diesem Mangel verstehen wir mit Tholuck: den „Mangel an selbständigen und mit Macht ausgerüsteten Kirchenbehörden". [127])

Übrigens sehen wir, wie selbst ein Semler noch die Verpflichtung auf das Bekenntnis zu vertreten sich genötigt sah. Hören wir ihn. „Nothwendig ist ein öffentliches Lehramt abhängig von einem öffentlichen Auftrage; und der öffentliche Auftrag erfordert nun öffentliche Anwendung dieses ertheilten Rechts. Der Lehrer handelte ja also ganz verkehrt, der da sagen wollte: ich will zwar dieses Lehramt haben, aber ich will die Grundsätze des Protestantismus — jetzt anwenden gegen die Augsburgische Confession, ich widerspreche ihr — und wenn man mir dies nicht erlauben will, so sage ich, ich bin in Ansehung meines Glaubens an keines Menschen Ansehn gebunden. — Cajus soll ein Prediger oder Lehrer bei der

Universität oder Gemeinde in — werden. Nun hätte Cajus gern seinen Unterhalt; er nimmt also diese Vocation an, und verspricht auch, sich nach der öffentlichen Lehrvorschrift zu richten. Aber nun behält er sich eine reservationem mentalem, welche selbst alle Jansenisten an jenen politischen Jesuiten verabscheuten, und spricht: ich bin ein Protestant, ich bin also an keines Menschen Ansehen gebunden. — Gibt es wohl einen ehrliebenden Menschen unter uns, der diese Aufführung billigen will?"

Im Äußeren tritt uns die evangelische Geistlichkeit, ob graduiert oder nicht, in einer gewissen Würde entgegen.

Die große Perücke, so glaubte man, drücke sie am besten aus. Der alte Gelehrtenmantel war verschwunden. Er hatte dem luftigen Ziermäntelchen von Seide weichen müssen. Die Perücke aber behauptete ihren Ehrensitz. Man sah mit Verachtung auf den Zopf, der sich zudringlich einzuführen suchte. Er wurde theologisch vernichtet. Er war das Symbol stürmerischer Neuerung. Höchstens wird der Haarbeutel respektiert.

Übrigens konnten die evangelischen „Prälaten" und „Äbte" nicht wie die katholischen Bischöfe, Kammerherren und Hofkavaliere Hof halten. Sie konnten nicht wie der Abt von Altaich mit sechs Hengsten fahren, Heiducken hintenauf und Läufer voran. Ihr Einkommen war ein vielfach geschmälertes. Und die Pastoren spielen insofern eine bescheidenere Rolle. Dem Ansehen des Standes schadete dies jedoch nicht. Denn auch in dem an Kindern reichen Pfarrhaus herrschte ernste, altväterische Zucht. Und eine Polizeivorschrift wie die 1740 in Münster erlassene, war auf evangelischem Boden niemals nötig. Sie ordnete an: „Es ist hierbei auch verboten und zur Erhaltung der Ehrbarkeit wahrzunehmen, daß keineswegs der geistlichen Herren Concubinen zu hochzeitlichen Gastmählern geladen werden sollen."

Dagegen war, wenn auch vereinzelt, eine andere Fürsorge nötig. Denn in Hildburghausen mußte noch 1746 den Geistlichen, um sie zu schützen, ein Eid des Inhalts abgefordert werden: „Ich schwöre, daß mir, um diese Bedienung zu erhalten, eine gewisse Weibsperson zu heiraten nicht vorgeschlagen worden sei".

Vom Druck, den die Kirche durch den Mangel selbständiger Verwaltung litt, redeten wir. Den schmachvollen Übertritt evangelischer Fürsten und Fürstinnen zur römischen Kirche halfen evan-

gelische Äbte wie Molanus und Fabricius ermöglichen, und evangelische Hofprediger pflegten salbungsvoll und süß dazu zu sehen.

Man hat von dem „zum Hofeunuchendienst erniedrigten Christentum" geredet. Diese Bezeichnung trifft auch die unangenehmen Gestalten augendienerischer evangelischer Hoftheologen. An den Höfen der Habsburger und Bourbonen wird es freilich schwerlich weniger Geschmeidigkeit gegeben haben.

Indes haben wir wie eines Geier in Dresden im vorigen, so in diesem Jahrhundert manches würdigen Hofpredigers zu gedenken. Denken wir an Johann Reinhard Hedinger, an Samuel Urlsperger, an Löscher. Hofprediger Händel in Ansbach saß seit 1712 volle 22 Jahre auf der Festung. Er hatte den Markgrafen Wilhelm Friedrich von Brandenburg auf der Kanzel angegriffen. — Aber Friedrich Wilhelm I. wußte ehrliche Hofprediger wohl zu ehren. „Holt mir den Schubert von der Friedenskirche" — sagte er, als ein anderer Geistlicher ihm seinen Traum in schmeichlerischer Weise ausgelegt hatte. Schubert kam, erinnerte den König an die Art, wie er seine langen Kerls preßte, verwies ihn auf das Blut Christi und ging. „Seht ihr — sagte der König — der ist kein Schmeichler."

Das war aller Ehren wert. Denn selbst ein Spener hatte seiner Zeit gemäß Begriffe von Unterordnung, welche uns fremd sind. In einem seiner theologischen Bedenken spricht er sich auf eine Anfrage dahin aus, daß die Redensart: „submission zu obrigkeitlichen Füßen", welche zu gebrauchen jemand sich geweigert hatte, „dem ministerio nicht schimpflich" sei.

Dort wo Myconius, Luthers Freund, gewirkt, schrieb der Generalsuperintendent Nitsch an den Herzog: „Ein weltlicher Herr ist nach vieler lutherischer Theologen Meinung selbst das Object der Kirchendisciplin". Und der Herzog ließ den anfangs in Untersuchung befindlichen Bekenner in Ruhe. Denn er hatte auf jenen Braunschweigischen Hofprediger hingewiesen, der seinem Herzog das Abendmahl verweigerte, weil er seine Enkelin zur päpstlichen Religion drängte. Und der Herzog von Gotha, vom edlen Cyprian beraten, sah still zu, wie Nitsch laut die Obrigkeit straft, daß die gefallenen Jungfrauen Buße thun müßten, während ihre Verführer sich mit Geld abfinden könnten. Nitsch blieb in seinem Amt, obwohl er nicht um einen Schritt wich. — An Mut auf der Kanzel fehlte es überhaupt nicht.

Herzog Ulrich von Braunschweig läßt eine Enkelin griechisch-, die andere römisch-katholisch werden. Der Superintendent in Braunschweig ruft auf der Kanzel: „Eine Prinzessin haben wir dem Papstthum, die andere dem Heidenthum übergeben; wenn morgen der Teufel kommt, werden wir ihm die dritte Prinzessin geben."

Wir haben früher S. 303 über die Predigtarbeit berichtet, und haben fortzufahren.

Die Einwirkung des Pietismus auf das kirchliche Leben läßt sich nachweisen. Nicht so diejenige auf die Predigt. Denn auch die Predigten von Spener sind lang, trocken und bessern nichts. Freilich verschmäht er gelehrte Pedanterie. Aber welche Exordien! Ohne Zusammenhang mit der Predigt selbst erklären sie ganze biblische Bücher. Spener will dem Perikopenzwang damit entgehen, und schafft nur Ungestalten. Indes sehen wir Porst in Berlin, Pritius, Hedinger, Hochstetter mehr oder weniger in dieser Hinsicht ihm folgen. Zum Glück nicht in den Auslassungen über die Theologie der Unwiedergeborenen.

Hatte Lange in seinen Oratoria sacra von 1707 sich wesentlich im Angriff auf die alte Predigt geübt, so bauten dagegen Hochstetter in seinem De recta concionandi ratione von 1718, und dann Johann Olearius in seiner Arbeit unter demselben Titel. Ebenso lehrte der treue Steinmetz praktische Pastoraltheologie. Löscher gab zu Koburg 1719 seine „edle Andachtsfrüchte" heraus in Predigten „nach 25 verschiedenen methodis ausgeführt". — Joh. Georg Walch in Jena gab eine ganze Sammlung von der „gottgefälligen Art" zu predigen. — Gewiß aber ist es durch die Länge der Predigten wohl begreiflich, wenn ein Berliner Edikt von 1725 befiehlt, daß, bei zwei Thaler Strafe, keine Predigt länger als eine Stunde dauere.

Einen Fortschritt auch über die Hallenser hinaus bahnen Rambachs homiletische Vorlesungen und seine eigenen Predigten an. In der Vorrede zu seinen Evangelischen Betrachtungen von 1730 hat er sich über die Methode ausgesprochen. Hier ist der weichlichen, breiten bisherigen Art der verständige Gedankenbau beigegeben. Fresenius, Brastberger und Rieger in Stuttgart folgen ihm hierin nach.

Fresenius gab ein Stück echter Pastoralik. Als er noch Pfarrer zu Niederwiesen war, sah er keine Frucht und keinen Segen seines Amtes; darüber wurde er sehr niedergeschlagen, und es kam so weit, daß er sein Amt niederlegen wollte, indem er glaubte, die

Worte Jesu: Matth. 10, 14 (So euch jemand nicht annehmen will u. s. w.) fänden hier ihre Anwendung. Allein Fresenius, dessen redliches Herz der Allwissende kannte, wurde von der Ausführung dieses Entschlusses vorzüglich dadurch abgehalten, daß er auf einer Reise in einem Wirtshaus eines verwilderten Dorfes einen alten, rechtschaffenen Mann antraf, und daraus den hoffnungsvollen Schluß machte, es möchten dergleichen Leute wohl auch in seinem Niederwiesen verborgen sein. Und sie waren es wirklich. Fresenius wurde nicht lange danach an Krankenbette gerufen. Und nun konnte er sehen, wie herrlich der Same des von ihm ausgestreuten Wortes im Verborgenen heranwachse.

Er sagt in dieser Beziehung von sich selbst: „Ich gewöhnte mich von der Zeit an, nur im Glauben zu arbeiten und je mehr ich dieses that, desto größer wurde der Amtssegen. So hat GOtt Geduld mit Seinen schwachen Knechten. So weiß Er sie stärker zu machen, wenn sie in Gefahr stehen in ihrer Unruhe auf Abwege zu geraten."

Mit Wolff war die Zeit der philosophischen Predigt und der Definiersucht gekommen. Diese Predigten waren deswegen so beliebt, „weil sie durch deutliche Begriffe die Sachen zu erklären suchten, und immer eins aus dem andern deducirten". Man erklärte also, was ein „Berg" sei, was „Volk" sei, und kam zu der peinlichsten Gründlichkeit und Albernheit wie die Wertheimer.

Man könnte fast sagen: immer noch besser, als die unglaubliche Geschmacklosigkeit, womit das Jahrhundert begann. In den Leichenreden konnte sie sich völlig gehen lassen. Man will nicht „Kunst- noch Prahlwerk". Aber man arbeitet mit „Thränen, die ich hier zu deinen Füßen schütte". Man „legt die Liebespflicht mit nassen Augen ab". Und den Olymp wie das ganze Heroentum verwendet man mit Rührung. „Ich sehe deiner Tochter Bahr wie Iphigeniens Altar." Wir schweigen vom wilden Gerank aller Blumen der Welt. — Eine gründliche Abkühlung war wohl nötig. Aber dann verfiel man auf Wolff. Propst Reinbeck in Berlin war von ihm so begeistert, daß er für jene Kabinetsorder von 1739 sorgte, welche den Kandidaten die Wolffsche Logik befahl. Und dann schrieb er noch ein Lehrbuch, welches man einen Kommentar für diese seine Kabinettsorder genannt hat. Das verlangte der Begriff, den man vom Predigtamt gewann. Aus ihm war ein moralisches Lehramt im Staatsdienst geworden. Spaldings „Nutzbarkeit des Predigtamts" war 1772 in Berlin er-

schienen. Hier waren die Geistlichen „Depositärs der öffentlichen Moral". „Warum — rief Herder — macht man sie nicht zu geheimen Finanz- und Polizeibedienten, zu Bau- und Wasserräthen?"

Er selbst freilich war es, der sich nicht sehr um die alte Gravität sorgte. Er trug keine Perücke. Er trug auch nicht das schwarze Kleid. Wohl sah man ihn in dunkelfarbigen Stoffen. Man sah ihn aber auch im Theater und auf dem Eise. Auch ritt er scharf. Es war eben genialische Zeit.

Herder selbst hatte jene nutzbaren Moralpredigten verurteilt. „Ist Moral die Hauptsache des Predigers — dann lebe wohl Christenthum, Religion, Offenbarung." Darum mißbilligte er auch die Neigung, die Beredsamkeit nach heidnischen Mustern zu formen. Diese pompösen Theorien der Kanzelberedsamkeit waren ihm zuwider. Die einfache Homilie war sein Feld. Aber er verlor freilich die Humanität, die von oben, an diejenige, die von unten ist. Leuchtende Gedanken zucken, fahren aber haltlos umher. Der Kitt der Phantasie schafft keinen Bau.

Eine neue Stellung erhielt die Predigt durch Mosheim. Es war die Art seiner Person, es war die Wirkung seiner „Anweisung erbaulich zu predigen" von 1771. Es waren seine „Heiligen Reden". So wurde die Predigt aber eine Art Selbstzweck. Sie war nicht mehr nur das Zeugnis der Kirche. Sie war ein rednerisches Kunstwerk für sich. Sie war eine Feier der Beredsamkeit, jetzt nach englischem oder französischem Muster. Sehr umsichtig, der Phantasie nicht abgeneigt, wohllautend, glitt diese Rede in steifer antiker Ruhe.

Offenbar thaten Mosheim und ebenso Abt Jerusalem aus ihren Predigten den Zopf pedantischer Zierlichkeit und Steifheit mehr ab. Der Ton wurde einfacher, natürlicher. Die Einfachheit war freilich immer noch in Gefahr, Nüchternheit zu werden. Das passiert Cramer in Kiel und Leß freilich nicht. Sie setzen Feuer hinzu, sind auf Effekt bedacht, und lieben stark geschmückte Redeweise.

Wir haben Spalding erwähnt. Seine Predigten schließen alles aus, was nicht unmittelbar für die Besserung des Menschen nutzbar zu machen ist. Dahin gehört alles Spekulative wie die Trinität. Aber auch Ausdrücke wie „Rechtfertigung" sind zu vermeiden. Und doch hing eine große Gemeinde an seinem Munde. Denn er redete herzlich. „Erst selbst fühlen — sagt er — und aus seinem Gefühl sprechen."

Immer aber hat und übt die dogmatische Predigt, welche Erneſti in Leipzig übt und verteidigt, ihr Gewicht. Er war 1781, wie wir ſahen, heimgegangen. Seine Art, kunſtlos, etwas ſchulmäßig ſteif, pflanzt ſich auf Morus, ſeinen Nachfolger in Leipzig, ſie pflanzt ſich noch mehr auf Storr fort. Dieſer war, ſahen wir, Hofprediger in Stuttgart. An äſthetiſchem Reiz aber iſt auch ihm nicht gelegen.

Übrigens war manches anders geworden. Bisher waren das Tübinger Stift, das Katechetenkollegium zu Leipzig, das Kloſter Riddagshauſen anerkannt die einzigen Anſtalten für die Vorbereitung des Predigers des Tags geweſen. Nun aber entſtanden auf den Univerſitäten eigene homiletiſche Seminare. Und ſo rauſchte über die meiſten Kanzeln mit Schluß des Jahrhunderts die Flut der Aufklärung. Da wurden die Kirchen zu groß. Man hat, auch noch lange Zeit, originelle Predigten, welche mit derben Erheiterungen die Kirche zu füllen ſuchten — nach dem Ton des alten Herberger: „Wenn die Zuhörer ſchlafen, ſo geht die Predigt wie Pech von den Ärmeln.“ Freilich ſtand nicht allen gut, was der treuherzige Herberger konnte. Dann zog man ſich zurück wie in Straßburg. Paſtor Bleſſig ſchlugs als Berichterſtatter im Kirchenkonvent vor: „Zehn Zuhörer ſind wenig, aber wir müſſen tiefer, auf fünfe, auf vier herabſteigen. Fünfen kann der Natur der Sache nach nicht gepredigt, aber doch in der Sacriſtei zur Winterszeit, auf der Kanzel oder am Altar zur Sommerszeit, vorgebetet und der Segen ertheilt werden.“ [128])

Die alten Ordnungen des Beichtſtuhls aber ſtanden feſt. Das Auftreten des evangeliſchen Profeſſor Heumann in Göttingen, der ſich, wie wir ſahen, für die reformierte Nachtmahlslehre erklärte, war Ausnahme. Der Rationalismus unterwuſch geräuſchlos. Hier machte er in der Regel doch nur Vorſchläge.

Erlahmte die Kirchenzucht, ſo doch nicht nach dem Sinn Herders. Mitten im äſthetiſchen Weimar ſagte er: „Kirchenbuße und Kirchencenſur im reinen bibliſch-apoſtoliſchen Sinn genommen, da öffentliche Ärgerniſſe von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen ſind, und wiederkehrende reuige Sünder in ſolche wiederum aufgenommen werden, kann weder abgeſchafft, noch in etwas anderes, als was ſie ſein ſoll, verwandelt werden. Davon ſoll kein Stand ausgeſchloſſen, niemand dispenſirt ſein; denn in der Chriſtenheit iſt kein Stand.

Soldat, Hofdiener, Fürst und Minister sind Christen; keine Sünde kann um Geld abgekauft werden, und kein Fürst kann Sünde ausnehmen und privilegiren."

Diese Übung der Kirchenzucht war in erster Linie noch Abendmahlszucht.

Wir sahen schon S. 154, wie voll man dies Sakrament nahm. So auch noch in diesem Jahrhundert. Für Hollaz ist es Wurzel der Auferstehung gleichsam. Nach Fresenius empfängt der Leib „die Kraft seines göttlichen ewigwährenden Lebens, damit er am Tage der Auferstehung desto herrlicher hervorgehen werde". Im Beicht- und Kommunionbuch heißt es, weil „nicht nur die Seele sondern auch der Leib mit Christo vereinigt" werde, so werde er „zur Herrlichkeit des ewigen Lebens erhöhet und verklärt". Konrad Rieger predigt am Gründonnerstag: „Es ist tröstlich, daß ich ein solches Pfand in meinen Leib bekomme, welches mich unfehlbar der Auferstehung meines Leibes versichert, weil Christi Leib mit meinem Leib wie Christi Geist mit meinem Geist vereinigt worden ist." Noch Treschо nennt das Abendmahl eine „Gabe der Unsterblichkeit". Er fährt fort: „Die Unsterblichkeit unserer Seele ist auch ohne dies Werk gewiß, — aber Leib und Seele wird auf einem besonderen neuen Grunde durch den Genuß des Abendmahls einbalsamiert und eingesalbt. Die Reinigung der Gläubigen geht auch nicht nur ihrer Seele, sondern auch ihren Leib an. Und da ihr Leib und ihr Mund auch am Abendmahl durch das Genießen Theil nimmt, so hat er auch Theil an den Früchten." [129])

So finden wir denn auch die alte Zucht. Selbst ein Spener sagt: Wenn Christen „unter Calvinisten — von denen als von falschen Lehrern sie sich nach Gottes Befehl müßten absondern" lebten, in diesem Fall sei eine einzelne Privatperson und gläubiger Christ „befugt, sich vom heiligen Abendmahl auszusondern". Dabei bezieht sich Spener nach Bidembachs Consilia auf Heßhus.

So finden wir es denn auch bei Erdmann Neumeister. Er sagt: Auch auszuschließen sind, außer Papisten und Calvinisten, alle die „nicht gläuben, daß des Herrn Leib und Blut wesentlich im Sacrament zugegen sei, und mit dem Mund gegessen und getrunken werde. Denn sie unterscheiden nicht den Leib des Herrn. Solcher Leute wirds wohl viel geben. Wer kann ihnen in's Herze sehen? So

es aber einer mit dem Munde sagte, der ist, so lange er in solchem Glauben beharret, nicht zum Abendmahl zu lassen."

Trescho beruft sich gern auf Urlsperger und Bengel. Dieser sagt, Gewissensskrupel in betreff der Zulassung einzelner habe der Seelsorger vorher mit diesen abzumachen. „Man mache also den Zaun vor der Kirchthür, nicht vor dem Altare. Bei der Austheilung des Abendmahls muß man mit frohem und heiterm Gemüthe handlen, thun, als wollte man die ganze Kraft des Blutes Christi den Communicanten auf einmal ausschütten."

Die Selbstkommunion war den Geistlichen durch ein Braunschweiger Konsistorialreskript vom 18. Mai 1718 untersagt. Dies nebenbei. Aber auch Löscher wollte sie nicht billigen, wenn Absolution durch den Beichtvater nicht vorherging.

Und wie ernst der Sinn war, sieht man auch in Halle. Die Universität wollte 1717 als solche in corpore erscheinen. Wolff, der große Philosoph, schrieb unter das Zirkular: „Consentio. Jedoch da mir vorgenommen, desselben Tages des Nachtmahls zu gebrauchen, so weiß ich vor meine Person nicht, ob ich werde zugegen sein können, — doch will ich es mit meinem Beichtvater überlegen." — Übrigens dürfte es willkommen sein zu hören, daß selbst Semler in seiner Lebensbeschreibung das Richtige trifft. „Es ist bekannt, — sagt er — daß Luthers Lehre vom Abendmahl nicht neu ist, daß mehrere Scholastiker sie schon gekannt, und es gestanden haben, daß sie blos durch auctoritatem ecclesiae abgehalten würden, sie vorzuziehen."

Jenem Ernst entsprach die Handlung. Calvörs Rituale eccles. von 1705 ist sehr geschätzt worden. Zu Nürnberg finden wir auch noch 1761 zu St. Sebald und St. Lorenzen „die lateinische Messe gesungen". Nicolai fand 1783 zu seinem Ärger bei St. Sebald acht Diakonen in Chorhemden am Altar, und täglichen Morgengottesdienst in allen Kirchen der Stadt. Eine Übersicht von diesem Jahre zeigt, daß jeden Sonntag 22 Predigten, vom Montag bis Sonnabend, und abgesehen von etwa einfallenden Festen, weitere 20 Predigten gehalten wurden. Außerdem aber zählte man an den Sonntagen noch 16, in der Woche noch 20 predigtfreie Gottesdienste. Alles ohne die Vorstadtkirchen. — Die Meßgewänder, die der erste Geistliche trug, wurden jetzt erst, 1797, abgeschafft.[180])

Viel von anderen edlen alten Sitten finden wir.

Noch 1709 sang die Gemeinde zu Lübeck in der Christmette zu Beginn stehend den großen Lobgesang. Alles sang das: Herr Gott dich loben wir. Das: Herr Gott dir danken wir — spielte die Orgel. Und so Gemeinde und Orgel, diese von Blasinstrumenten begleitet, abwechselnd. Zum: Heilig ist unser Gott — aber stimmte alles zusammen, Gemeinde mit Orgel und Pauken und Trompeten. Dabei strahlte das Gotteshaus taghell im Lichterglanz. Und nun erst setzte die Gemeinde sich nieder. — In Schlesien gingen früh am ersten Morgen des Festes die Wächter mit Sängern, die sich ihnen anschlossen, in Stadt und Dorf umher. Sie sangen vor den Häusern: Der Tag, der ist so freudenreich.

Finden wir doch den Sinn auch noch für andere alte Sitten erschlossen. Bis 1750 noch wurde am Karfreitag in St. Wiberti Kirche zu Quedlinburg der reiche Mann und der arme Lazarus aufgeführt. Auf dem Chor sangen die Knaben Lamentationen wie aus der Hölle tönend. Vom Kirchboden herab aber sangen sie Jubellieder wie von Abraham und Lazarus.

Dann kam freilich auch die Zeit Hufnagels. Seine liturgischen Blätter empfahlen die Spendeformel: „Genießen Sie dieses Brod. Der Geist der Andacht ruhe auf Ihnen! Genießen Sie ein wenig Wein! Tugendkraft liegt nicht in diesem Wein, sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott!“ — Und Lichter auf dem Altar — meinte Nicolai — kämen nur dem Lichterzieher und dem Küster zu gute. Das war auch die Zeit, in welcher man die Geistlichen vertraulich, wie im oldenburgischen Jeverland 1785, „benachrichtigt, daß Serenissimus geruht habe, anstatt der bisherigen Privatbeichte allgemeine Beichte einzuführen“.

Die Schule gehört in hervorragender Weise der Kirche. Das zeigt die Geschichte des Halleschen Waisenhauses. Das zeigt die Menge gleichartiger Unternehmungen. Zu Bunzlau legte der fromme Woltersdorf den Grundstein zu seinem Waisenhause. „Mit den Kindern — sagte er — werde er noch den Teufel aus Bunzlau jagen.“ Man trug wohl der Zeit bei größeren Schulen Rechnung. Der berühmte Gymnasialrektor Baumeister zu Görlitz rühmt 1747 seine Schule. „Wir unterscheiden, sagt er, adelige und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen teils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern gestatten, teils auch, daß sie von gewissen Ver-

richtungen ausgenommen sind z. E. die Leichenbegleitungen." — Aber die Religionslehre hatte den Obsitz, und der Rektor am Gymnasium zu Brieg las, als Steinmetz die Anstalt besuchte, mit seinen Primanern Arnds in das Lateinische übersetztes Wahres Christentum.

Für Moral gab Buddeus in Jena seine Institutionen der Moraltheologie heraus. Weiten Blicks setzt er sich mit der alten Kirche, mit den Scholastikern, mit Cartesius Spinoza, und Bayle, auch mit Grotius und Thomasius auseinander. Er kennt, wie wir dies Luthardt entnehmen, in den römischen Tugendmitteln die antik heidnische Grundanschauung. Auf Buddeus ruht die Christliche Sittenlehre von Rambach.

Es war die natürliche Moral aufgetreten. Buddeus hatte ihren Vertreter Pufendorf bestritten. Es war die Einwirkung Wolffs gekommen. Es hatte Canz in Tübingen sich ihm untergeordnet. Er hatte seine moraltheologischen Arbeiten veröffentlicht. Wie Töllner bildet er den Übergang zum Rationalismus. Vor ihm hatte auch Mosheim das Moralprinzip nicht gerettet. Ebensowenig Joh. Dav Michaelis.

Was die Erbauungslitteratur betrifft, so ist es auch hier (vergl. S. 307) nur möglich, andeutend an einzelnes zu erinnern. Die Predigtlitteratur als solche ist unübersehbar. Es bedürfte dazu eines besonderen Werks. Die evangelische Kirche hatte niemals mehr geschulte, treue Prediger, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Der ganze Reichtum des individuellen Lebens kann sich in den Erbauungsschriften entfalten, welche in mächtigem Quart- oder in Taschenformat, reich mit Klausuren und Golddruck auf Leder und Samt, oder für des armen Mannes Eichentisch das Land bedecken.

Weyhenmeyer in Ulm gab 1701 dort sein Güldnes A B C heraus. Wir erinnern an den 1703 entschlafenen Pfarrer Tietze in Hersbruck bei Nürnberg mit seiner „Geistlichen Wasserquelle". — Dann folgen, die Titel ganz nach Zeitgeschmack, Adamis „Epistolische Ergötzlichkeiten". Auch „Buß-Ergötzlichkeiten"! gibt er, sowie „Passions-Ergötzlichkeiten". Dann tritt Arcularius, der Frankfurter Senior ein.

Erdmann Neumeister, damals noch nicht in Hamburg, hatte 1705 sein Kommunionbuch, den „Zugang zum Gnadenstuhl Jesu Christi" gegeben. Es erlebte zwanzig Auflagen. Pritius' in Frankfurt a. M. Summarien kamen 1709. — David Hollaz, Sohn des

Vertreters der alten Dogmatik, gab seine „Gnadenordnung" und die gebahnte „Pilgerstraße nach dem Berge Zion". „Mein ganz unergründliches Elend — sagte er — und die unergründliche Gnade und Liebe meines Heilands zu erkennen, ist meine Theologie." — Und Cober bringt „Hertzerquickende Blumen und Gemüths-labende Aepffel aus dem anmuthigen Lustgarten der heiligen Schrift frisch gebrochen". Quirsfelds „Himmlische Gartengesellschaft" erschien 1717 und dann oft. Jener Cober, der fahrende, nie beförderte Studiosus, der 1717 in Dresden starb, hinterließ seinen sehr „Aufrichtigen Cabinet-Prediger". Gottfried Olearius schrieb am 29. April 1718 zu Leipzig das Vorwort seiner „Anleitung zur geistlichen Seelencur", und Freylinghausen gibt im folgenden Jahre „Das Hoheprieſterliche Gebeth". Zu Striegau erschien 1723 das Gebetbuch: „Bethendes Hertz und singender Mund" von Beneb. Kunstmann. Im folgenden Jahre kam Quirsfelds „Himmlische Gartengesellschaft" neu vermehrt. Gleichzeitig gab Andreas Grammlich, württembergischer Hofprediger, seine „Erbaulichen Betrachtungen" heraus. „Gott lasse sich — so schloß er die Vorrede — diese geringe Arbeit in Gnaden gefällig sein! Wie ich ihn in der Ausarbeitung oft und viel um den Segen seines Worts an mir und meinem Nächsten flehentlich angerufen habe, so zeige Er die Erhörung meines Gebets in der That und in einem wirklichen Segen an Dir, lieber Leser, wofür wir einmal in der Ewigkeit preisen wollen."

Die „Uebung in der Heiligung" von Nitsch, dem Gothaischen Generalsuperintendenten, kam 1727 etwa. Im folgenden Jahre wurde Creutzbergs „Seelen-erquickende Himmelslust" in Nürnberg gedruckt. Rambachs „Betrachtungen über das ganze Leiden Christi" erschienen wiederholt. Die erste Vorrede datiert vom 24. Februar 1730. Es folgten seine „Betrachtungen über die sieben letzten Worte des Herrn". Später gab Fresenius seine „Betrachtungen über den Rath Gottes" heraus und widmete sie dem von Riedesel. — Vier Jahre später gab Burg in Breslau seine Predigten: „Geist und Leben". In diesem Jahrzehnt kommen auch nacheinander in Magdeburg, Kopenhagen und Leipzig die kleinen Schriften von Lassenius, wie die „Versüssete Bitterkeit" und der „Himmlische Morgenthau". — Zu Salzwedel erschienen 1738 die Karfreitagsbetrachtungen des Pastor Müller zu Engersen. Der gottselige Oberprediger Benjamin Schmolck zu Schweidnitz gab gleichzeitig der Kirche nicht nur seine Lieder. In Tübingen erschienen

die „Sämtliche Trost- und Geistreiche Schriften". Im folgenden Jahre kommen die „Heiligen Betrachtungen unterschiedener Hauptsprüche" von Hofprediger Engelschall in Dresden, und Superintendent Majer in Nördlingen läßt seine „Seelen-Cur" erscheinen. Die „Seelen-Cur bei Kranken und Sterbenden" von Marperger in Nürnberg kommt 1743 und zwei Jahre später das „Zeugniß von der Gnade und Wahrheit in Christo" von Schubert in Zossen.

Der Geheimrat der Grafen Solms, Sinold von Schütz, einst Offizier in der Garde-Kavallerie des Herzogs von Toscana, war im März 1742 zu Laubach 85jährig verschieden. Er hatte nicht nur zur schlesischen Kirchengeschichte in Bernstadt geschrieben, nicht nur die „Europäische Fama" herausgegeben. Er hatte unter dem Namen Amadeus Creutzberg die „Gottseligen Betrachtungen auf alle Tage des Jahrs" und viele Andachtsbücher herausgegeben wie „Wahre Seelenruhe in den Wunden Jesu" und die „Todesgedanken".

Fresenius' Beicht- und Kommunionbuch erschien 1746 und dann oft. Einen wunderbaren Erfolg hatte in seinen unzähligen Auflagen das „Tägliche Handbuch", welches Senior Johann Friedrich Stark in Frankfurt a. M. herausgab. Das „Starkenbuch", so heißt dies Gebetbuch der Kürze wegen. Der ehrwürdige Verfasser starb 1756. — Im Jahre vorher war Storrs: „Ueber die Nachfolge Christi" erschienen und im folgenden Jahre kam von Ph. J. Burk, Bengels Schüler und Hausfreund, die „Rechtfertigung und deren Versiegelung". Am 24. April 1764 schrieb Brastberger in Nürtingen das Vorwort zu seinen Betrachtungen über die Heilsgüter des Neuen Bundes. Ph. F. Hiller ließ in Tübingen 1768 seine Andachten bei Beicht und Abendmahl in zweiter Auflage erscheinen. Marperger in Nürnberg neues Kommunionbuch kam neu 1776. — Von Heinrich XII. von Reuß-Schleiz, welcher 1784 starb, haben wir die „Seelenspeise zur Nahrung des Glaubens für geistliche Communicanten". Er schrieb es dem Prinzen zur Konfirmation. In Hamburg erschienen die Gespräche für Soldaten und für Seefahrer von Roos 1786 und 87. Seine kleinen Auslegungsschriften erschienen in Tübingen bis 1798.

Schweift das Auge auch nur flüchtig über den Liederwald der Kirche, so haftet es wenigstens auf einigen der höchsten Wipfel. Mögen wir also ungefähr dort einsetzen, wo wir früher schlossen (S. 311).

Auch hier mag wieder Tietze den Vortritt haben mit seinem:

Ich armer Menſch, ich armer Sünder ſteh hier vor Gottes Angeſicht.

Auf dem Schloß zu Rudolſtadt verſchied 1706 die Gräfin Ämilie Juliane. Ihr: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende — iſt bekannt. Ebenſo kennt man Rektor Rodigaſt am grauen Kloſter in Berlin wegen ſeines: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Er ging 1708 heim. — Unſer ſchönes Nachtmahlslied: Schmücke dich, o liebe Seele — hinterließ uns 1711 Friedrich Richter, Arzt am Waiſenhauſe. — Es war der reiche Frankfurter Advokat Jakob Schütz, welcher den Losriß ſeines Konventikels von der Landeskirche einleitete. Ihm verdanken wir wenigſtens das: Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut. — Hofrat Freyſtein in Dresden hinterließ 1720 ſein: Mache dich mein Chriſt bereit, Laurenti in Bremen 1722 das: Ermuntert euch, ihr Frommen, Herrnſchmidt 1723 ſein: Lobe den Herrn, o meine Seele, und Craſſelius in Düſſeldorf 1724 ſang: Dir, dir, Jehova, will ich ſingen.

Im Süden ſchließt ſich Hiller an mit ſeinem ſchönen: Jeſus Chriſtus herrſcht als König.

Die Halleſche Dichterſchule gab die innigen Lieder wie das Freylinghauſenſche: Wer iſt wohl wie du. Dann kommt Schmolcke, der farbenfrohe, dann Löſcher; und dann der Hamburger Neumeiſter mit ſeinem: Jeſus nimmt die Sünder an. Es erſcheint nun in großer objektiver Ruhe der edle Rambach. Daß neben dem: König, dem kein König gleichet, und: Großer Mittler — ihm auch das: Mein Schöpfer ſteh mir bei — gehört, hat man erſt neuerdings gefunden. — Mit Woltersdorf und ſeinen 263 Liedern haben wir die Mitte des Jahrhunderts bereits überſchritten. — Da tritt denn Gellert hervor, und hinterläßt uns 1769 ſeine Lieder. Oft moraliſierend und verſtandesnüchtern, ſind ſie doch auch ſo herzlich innig, wie das: Wie groß iſt des Allmächtigen Güte. Und dann kommt Klopſtock.

Es tritt die Zeit der obrigkeitlich angeordneten Verwäſſerungen ein. Schlimm, wenn es die Fürſten waren, welche ſich der Sache annahmen. In Naſſau ward 1768 das Geſangbuch wieder abgedruckt. Man veröffentlichte dazu: „Unſer geſchmackvoller Fürſt übernahm ſelbſt die Durchſicht der einzelnen Lieder, welche oft durch die höchſten Hände die ſchönſten Verbeſſerungen erhielten“. Und ein hannoverſches Geſangbuch von 1788 lehrte ſingend beten, daß es uns der liebe Gott „zu keiner Zeit an nöthiger Bequemlichkeit“ fehlen

Worte Jesu: Matth. 10, 14 (So euch jemand nicht annehmen will u. s. w.) fänden hier ihre Anwendung. Allein Fresenius, dessen redliches Herz der Allwissende kannte, wurde von der Ausführung dieses Entschlusses vorzüglich dadurch abgehalten, daß er auf einer Reise in einem Wirtshaus eines verwilderten Dorfes einen alten, rechtschaffenen Mann antraf, und daraus den hoffnungsvollen Schluß machte, es möchten dergleichen Leute wohl auch in seinem Niederwiesen verborgen sein. Und sie waren es wirklich. Fresenius wurde nicht lange danach an Krankenbette gerufen. Und nun konnte er sehen, wie herrlich der Same des von ihm ausgestreuten Wortes im Verborgenen heranwachse.

Er sagt in dieser Beziehung von sich selbst: „Ich gewöhnte mich von der Zeit an, nur im Glauben zu arbeiten und je mehr ich dieses that, desto größer wurde der Amtssegen. So hat GOtt Geduld mit Seinen schwachen Knechten. So weiß Er sie stärker zu machen, wenn sie in Gefahr stehen in ihrer Unruhe auf Abwege zu geraten."

Mit Wolff war die Zeit der philosophischen Predigt und der Definiersucht gekommen. Diese Predigten waren deswegen so beliebt, „weil sie durch deutliche Begriffe die Sachen zu erklären suchten, und immer eins aus dem andern deducirten". Man erklärte also, was ein „Berg" sei, was „Volk" sei, und kam zu der peinlichsten Gründlichkeit und Albernheit wie die Wertheimer.

Man könnte fast sagen: immer noch besser, als die unglaubliche Geschmacklosigkeit, womit das Jahrhundert begann. In den Leichenreden konnte sie sich völlig gehen lassen. Man will nicht „Kunst- noch Prahlwerk". Aber man arbeitet mit „Thränen, die ich hier zu deinen Füßen schütte". Man „legt die Liebespflicht mit nassen Augen ab". Und den Olymp wie das ganze Heroentum verwendet man mit Rührung. „Ich sehe deiner Tochter Bahr wie Iphigeniens Altar." Wir schweigen vom wilden Gerank aller Blumen der Welt. — Eine gründliche Abkühlung war wohl nötig. Aber dann verfiel man auf Wolff. Propst Reinbeck in Berlin war von ihm so begeistert, daß er für jene Kabinetsorder von 1739 sorgte, welche den Kandidaten die Wolffsche Logik befahl. Und dann schrieb er noch ein Lehrbuch, welches man einen Kommentar für diese seine Kabinettsorder genannt hat. Das verlangte der Begriff, den man vom Predigtamt gewann. Aus ihm war ein moralisches Lehramt im Staatsdienst geworden. Spaldings „Nutzbarkeit des Predigtamts" war 1772 in Berlin er-

schienen. Hier waren die Geistlichen „Depositärs der öffentlichen Moral". „Warum — rief Herder — macht man sie nicht zu geheimen Finanz- und Polizeibedienten, zu Bau- und Wasserräthen?"

Er selbst freilich war es, der sich nicht sehr um die alte Gravität sorgte. Er trug keine Perücke. Er trug auch nicht das schwarze Kleid. Wohl sah man ihn in dunkelfarbigen Stoffen. Man sah ihn aber auch im Theater und auf dem Eise. Auch ritt er scharf. Es war eben genialische Zeit.

Herder selbst hatte jene nutzbaren Moralpredigten verurteilt. „Ist Moral die Hauptsache des Predigers — dann lebe wohl Christenthum, Religion, Offenbarung." Darum mißbilligte er auch die Neigung, die Beredsamkeit nach heidnischen Mustern zu formen. Diese pompösen Theorien der Kanzelberedsamkeit waren ihm zuwider. Die einfache Homilie war sein Feld. Aber er verlor freilich die Humanität, die von oben, an diejenige, die von unten ist. Leuchtende Gedanken zucken, fahren aber haltlos umher. Der Kitt der Phantasie schafft keinen Bau.

Eine neue Stellung erhielt die Predigt durch Mosheim. Es war die Art seiner Person, es war die Wirkung seiner „Anweisung erbaulich zu predigen" von 1771. Es waren seine „Heiligen Reden". So wurde die Predigt aber eine Art Selbstzweck. Sie war nicht mehr nur das Zeugnis der Kirche. Sie war ein rednerisches Kunstwerk für sich. Sie war eine Feier der Beredsamkeit, jetzt nach englischem oder französischem Muster. Sehr umsichtig, der Phantasie nicht abgeneigt, wohllautend, glitt diese Rede in steifer antiker Ruhe.

Offenbar thaten Mosheim und ebenso Abt Jerusalem aus ihren Predigten den Zopf pedantischer Zierlichkeit und Steifheit mehr ab. Der Ton wurde einfacher, natürlicher. Die Einfachheit war freilich immer noch in Gefahr, Nüchternheit zu werden. Das passiert Cramer in Kiel und Leß freilich nicht. Sie setzen Feuer hinzu, sind auf Effekt bedacht, und lieben stark geschmückte Redeweise.

Wir haben Spalding erwähnt. Seine Predigten schließen alles aus, was nicht unmittelbar für die Besserung des Menschen nutzbar zu machen ist. Dahin gehört alles Spekulative wie die Trinität. Aber auch Ausdrücke wie „Rechtfertigung" sind zu vermeiden. Und doch hing eine große Gemeinde an seinem Munde. Denn er redete herzlich. „Erst selbst fühlen — sagt er — und aus seinem Gefühl sprechen."

Immer aber hat und übt die dogmatische Predigt, welche Ernesti in Leipzig übt und verteidigt, ihr Gewicht. Er war 1781, wie wir sahen, heimgegangen. Seine Art, kunstlos, etwas schulmäßig steif, pflanzt sich auf Morus, seinen Nachfolger in Leipzig, sie pflanzt sich noch mehr auf Storr fort. Dieser war, sahen wir, Hofprediger in Stuttgart. An ästhetischem Reiz aber ist auch ihm nicht gelegen.

Übrigens war manches anders geworden. Bisher waren das Tübinger Stift, das Katechetenkollegium zu Leipzig, das Kloster Riddagshausen anerkannt die einzigen Anstalten für die Vorbereitung des Predigers des Tags gewesen. Nun aber entstanden auf den Universitäten eigene homiletische Seminare. Und so rauschte über die meisten Kanzeln mit Schluß des Jahrhunderts die Flut der Aufklärung. Da wurden die Kirchen zu groß. Man hat, auch noch lange Zeit, originelle Predigten, welche mit derben Erheiterungen die Kirche zu füllen suchten — nach dem Ton des alten Herberger: „Wenn die Zuhörer schlafen, so geht die Predigt wie Pech von den Ärmeln." Freilich stand nicht allen gut, was der treuherzige Herberger konnte. Dann zog man sich zurück wie in Straßburg. Pastor Blessig schlugs als Berichterstatter im Kirchenkonvent vor: „Zehn Zuhörer sind wenig, aber wir müssen tiefer, auf fünfe, auf vier herabsteigen. Fünfen kann der Natur der Sache nach nicht gepredigt, aber doch in der Sacristei zur Winterszeit, auf der Kanzel oder am Altar zur Sommerszeit, vorgebetet und der Segen ertheilt werden." [128])

Die alten Ordnungen des Beichtstuhls aber standen fest. Das Auftreten des evangelischen Professor Heumann in Göttingen, der sich, wie wir sahen, für die reformierte Nachtmahlslehre erklärte, war Ausnahme. Der Rationalismus unterwusch geräuschlos. Hier machte er in der Regel doch nur Vorschläge.

Erlahmte die Kirchenzucht, so doch nicht nach dem Sinn Herders. Mitten im ästhetischen Weimar sagte er: „Kirchenbuße und Kirchencensur im reinen biblisch-apostolischen Sinn genommen, da öffentliche Aergernisse von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind, und wiederkehrende reuige Sünder in solche wiederum aufgenommen werden, kann weder abgeschafft, noch in etwas anderes, als was sie sein soll, verwandelt werden. Davon soll kein Stand ausgeschlossen, niemand dispensirt sein; denn in der Christenheit ist kein Stand.

Soldat, Hofdiener, Fürst und Minister sind Christen; keine Sünde kann um Geld abgekauft werden, und kein Fürst kann Sünde ausnehmen und privilegiren."

Diese Übung der Kirchenzucht war in erster Linie noch Abendmahlszucht.

Wir sahen schon S. 154, wie voll man dies Sakrament nahm. So auch noch in diesem Jahrhundert. Für Hollaz ist es Wurzel der Auferstehung gleichsam. Nach Fresenius empfängt der Leib „die Kraft seines göttlichen ewigwährenden Lebens, damit er am Tage der Auferstehung desto herrlicher hervorgehen werde". Im Beicht- und Kommunionbuch heißt es, weil „nicht nur die Seele sondern auch der Leib mit Christo vereinigt" werde, so werde er „zur Herrlichkeit des ewigen Lebens erhöhet und verklärt". Konrad Rieger predigt am Gründonnerstag: „Es ist tröstlich, daß ich ein solches Pfand in meinen Leib bekomme, welches mich unfehlbar der Auferstehung meines Leibes versichert, weil Christi Leib mit meinem Leib wie Christi Geist mit meinem Geist vereinigt worden ist." Noch Trescho nennt das Abendmahl eine „Gabe der Unsterblichkeit". Er fährt fort: „Die Unsterblichkeit unserer Seele ist auch ohne dies Werk gewiß, — aber Leib und Seele wird auf einem besonderen neuen Grunde durch den Genuß des Abendmahls einbalsamiert und eingesalbt. Die Reinigung der Gläubigen geht auch nicht nur ihrer Seele, sondern auch ihren Leib an. Und da ihr Leib und ihr Mund auch am Abendmahl durch das Genießen Theil nimmt, so hat er auch Theil an den Früchten." [129])

So finden wir denn auch die alte Zucht. Selbst ein Spener sagt: Wenn Christen „unter Calvinisten — von denen als von falschen Lehrern sie sich nach Gottes Befehl müßten absondern" lebten, in diesem Fall sei eine einzelne Privatperson und gläubiger Christ „befugt, sich vom heiligen Abendmahl auszusondern". Dabei bezieht sich Spener nach Bidembachs Consilia auf Heßhus.

So finden wir es denn auch bei Erdmann Neumeister. Er sagt: Auch auszuschließen sind, außer Papisten und Calviniſten, alle die „nicht gläuben, daß des Herrn Leib und Blut wesentlich im Sacrament zugegen sei, und mit dem Mund gegessen und getrunken werde. Denn sie unterscheiden nicht den Leib des Herrn. Solcher Leute wirds wohl viel geben. Wer kann ihnen in's Herze sehen? So

es aber einer mit dem Munde sagte, der ist, so lange er in solchem Glauben beharret, nicht zum Abendmahl zu lassen."

Treschо beruft sich gern auf Urlsperger und Bengel. Dieser sagt, Gewissenskrupel in betreff der Zulassung einzelner habe der Seelsorger vorher mit diesen abzumachen. „Man mache also den Zaun vor der Kirchthür, nicht vor dem Altare. Bei der Austheilung des Abendmahls muß man mit frohem und heiterm Gemüthe handlen, thun, als wollte man die ganze Kraft des Blutes Christi den Communicanten auf einmal ausschütten."

Die Selbstkommunion war den Geistlichen durch ein Braunschweiger Konsistorialreskript vom 18. Mai 1718 untersagt. Dies nebenbei. Aber auch Löscher wollte sie nicht billigen, wenn Absolution durch den Beichtvater nicht vorherging.

Und wie ernst der Sinn war, sieht man auch in Halle. Die Universität wollte 1717 als solche in corpore erscheinen. Wolff, der große Philosoph, schrieb unter das Zirkular: „Consentio. Jedoch da mir vorgenommen, desselben Tages des Nachtmahls zu gebrauchen, so weiß ich vor meine Person nicht, ob ich werde zugegen sein können, — doch will ich es mit meinem Beichtvater überlegen." — Übrigens dürfte es willkommen sein zu hören, daß selbst Semler in seiner Lebensbeschreibung das Richtige trifft. „Es ist bekannt, — sagt er — daß Luthers Lehre vom Abendmahl nicht neu ist, daß mehrere Scholastiker sie schon gekannt, und es gestanden haben, daß sie blos durch auctoritatem ecclesiae abgehalten würden, sie vorzuziehen."

Jenem Ernst entsprach die Handlung. Calvörs Rituale eccles. von 1705 ist sehr geschätzt worden. Zu Nürnberg finden wir auch noch 1761 zu St. Sebald und St. Lorenzen „die lateinische Messe gesungen". Nicolai fand 1783 zu seinem Ärger bei St. Sebald acht Diakonen in Chorhemden am Altar, und täglichen Morgengottesdienst in allen Kirchen der Stadt. Eine Übersicht von diesem Jahre zeigt, daß jeden Sonntag 22 Predigten, vom Montag bis Sonnabend, und abgesehen von etwa einfallenden Festen, weitere 20 Predigten gehalten wurden. Außerdem aber zählte man an den Sonntagen noch 16, in der Woche noch 20 predigtfreie Gottesdienste. Alles ohne die Vorstadtkirchen. — Die Meßgewänder, die der erste Geistliche trug, wurden jetzt erst, 1797, abgeschafft.[130])

Viel von anderen edlen alten Sitten finden wir.

Noch 1709 sang die Gemeinde zu Lübeck in der Christmette zu Beginn stehend den großen Lobgesang. Alles sang das: Herr Gott dich loben wir. Das: Herr Gott dir danken wir — spielte die Orgel. Und so Gemeinde und Orgel, diese von Blasinstrumenten begleitet, abwechselnd. Zum: Heilig ist unser Gott — aber stimmte alles zusammen, Gemeinde mit Orgel und Pauken und Trompeten. Dabei strahlte das Gotteshaus taghell im Lichterglanz. Und nun erst setzte die Gemeinde sich nieder. — In Schlesien gingen früh am ersten Morgen des Festes die Wächter mit Sängern, die sich ihnen anschlossen, in Stadt und Dorf umher. Sie sangen vor den Häusern: Der Tag, der ist so freudenreich.

Finden wir doch den Sinn auch noch für andere alte Sitten erschlossen. Bis 1750 noch wurde am Karfreitag in St. Wiberti Kirche zu Quedlinburg der reiche Mann und der arme Lazarus aufgeführt. Auf dem Chor sangen die Knaben Lamentationen wie aus der Hölle tönend. Vom Kirchboden herab aber sangen sie Jubellieder wie von Abraham und Lazarus.

Dann kam freilich auch die Zeit Hufnagels. Seine liturgischen Blätter empfahlen die Spendeformel: „Genießen Sie dieses Brod. Der Geist der Andacht ruhe auf Ihnen! Genießen Sie ein wenig Wein! Tugendkraft liegt nicht in diesem Wein, sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott!“ — Und Lichter auf dem Altar — meinte Nicolai — kämen nur dem Lichterzieher und dem Küster zu gute. Das war auch die Zeit, in welcher man die Geistlichen vertraulich, wie im oldenburgischen Jeverland 1785, „benachrichtigt, daß Serenissimus geruht habe, anstatt der bisherigen Privatbeichte allgemeine Beichte einzuführen“.

Die Schule gehört in hervorragender Weise der Kirche. Das zeigt die Geschichte des Halleschen Waisenhauses. Das zeigt die Menge gleichartiger Unternehmungen. Zu Bunzlau legte der fromme Woltersdorf den Grundstein zu seinem Waisenhause. „Mit den Kindern — sagte er — werde er noch den Teufel aus Bunzlau jagen.“ Man trug wohl der Zeit bei größeren Schulen Rechnung. Der berühmte Gymnasialrektor Baumeister zu Görlitz rühmt 1747 seine Schule. „Wir unterscheiden, sagt er, adelige und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen teils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern gestatten, teils auch, daß sie von gewissen Ver-

lands zu, daß sie von der freien Gnade in Christo abgefallen sei. „Es gibt kein anderes Mittel, Gott wohlgefällig und ewig selig zu werden, als in die Bedingung, durch den Tod Jesu Vergebung der Sünden zu erhalten, einzuwilligen.“ — Und am meisten bewahrt man, außer in Württemberg, in Sachsen die alte Strenge. Die Weihnachtspredigt des Schwarzburg-Sondershausener Generalsuperintendenten Cannabich ward verboten. Kein diesem Redner unterstellter Geistlicher durfte in Sachsen predigen. In Wittenberg habilitiert sich Tzschirner als Professor mit einer Arbeit „über den moralischen Indifferentismus“. Später arbeitet er in Leipzig an Versöhnung des Rationalismus mit dem Supranaturalismus. Krug schreibt seine „Briefe über Wissenschaftslehre“ im Sinne des Kantischen Kritizismus. Schröckh aus Wien, im Kloster Bergen unter Steinmetz gebildet, lehrt Kirchengeschichte. Seine 45 Bände sind bekannt.

Die Spitze der Fakultät Leipzig ist ein Theolog aus Crusius Schule, der uns bekannte Domherr Burscher. Er vertritt unerschrocken die kirchliche Theologie. Und er wurde gewürdigt. Er ward beauftragt Vorlesungen über die symbolischen Bücher zu halten. Seit elf Jahren hielt er sie. Jeder Kandidat hatte über ihren Besuch sich durch ein Zeugnis des Lehrers vor seinen Examinatoren in Dresden auszuweisen. In nahen Beziehungen zu Gellert, früher von Gottsched unterstützt, allseitig gebildet, Senior der theologischen Fakultät, oft Rektor der Universität, starb Burscher hochgeehrt am 14. Oktober 1804. Schönemann hat uns ein Verzeichnis seiner Schriften gegeben. Sie erstrecken sich auch auf Geschichte und Philosophie.

Der Dresdener Tittmann tritt 1800 in die Fakultät. Eben hatte er „Ideen zu einer Apologie des Glaubens“ geschrieben. Seine Gabe war Kirchengeschichte und Geschichte des Tages. Wir werden ihm wieder begegnen.

In Weimar sehen wir als Generalsuperintendent Herder, in Gotha in derselben Eigenschaft Löffler. Er war der geistige Nachfolger Gruners zu Halle. Semler hatte die Schuld für die Sünden der orthodoxen Theologie dem Judaismus zur Last gelegt. Gruner legte sie auf die Schultern des Platonismus. Namentlich die Dreieinigkeit als Lehrsatz sei ohne ihn gar nicht zu erklären.

In Jena finden wir Jak. Rambachs Enkel Griesbach. Einst Semlers Hausgenosse, läßt er zuerst als Meister der Textkritik nach den Ergebnissen dieser seiner Kritik das Neue Testament drucken. Wir

lernten ihn bereits kennen. Danz, Schüler Schlözers, lehrt Kirchengeschichte. Neben ihm steht Paulus und schreibt gerade jetzt seinen Kommentar zum Neuen Testament.

In Halle steht neben A. Herm. Niemeyer noch Georg Christian Knapp, Anhänger alter gläubiger Bibellehre. Dabei hat er in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte nicht unter vierhundert Zuhörer. Gruner dagegen hatte Semlers Arbeit fortgesetzt. Auch er meint, der bekannte Apfel habe Gift enthalten. Knapp war eine solche Plattheit unmöglich. — Wir finden ferner Nösselt. Er leugnet nicht, daß Christus durch seinen Tod, nicht durch seine Lehre nur, uns erlöst habe. Dagegen steht ihm die Geschichtlichkeit der Offenbarung wissenschaftlich nicht fest. — Bald tritt Schleiermacher, obgleich reformiert, in die Fakultät. War sie doch auf Synkretismus angelegt.

Christian Schmidt in Gießen gibt sein „Lehrbuch der christlichen Dogmatik". Es ist, nach Gass, beachtenswert durch seine Bezugnahme auf die Erziehung des Menschengeschlechts. Übrigens will Schmidt die Lehre vom Opfertod Christi für die Privatbelehrung und für diejenigen zurückgestellt wissen, die sich im Stande der: Verzweiflung befinden.

In Göttingen kannte man noch die Komitialrechte der Kanzler. Im Namen des Kaisers wurden sie ausgeübt, wenn auch der Landesherr jetzt ernannte. Gerade in unserm Jahr begehrte noch ein zur Karrenstrafe Verurteilter vom Prorektor die restitutio famae. Da nahm die Regierung die Sache an sich. — Der Schwerpunkt der Hochschule lag auf Geschichte und Politik. — Gottlieb Jakob Planck vollendet in diesem Jahre seine sechsbändige „Geschichte der Entstehung, der Veränderung und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs". Nicht „eine gewisse Partheilichkeit gegen die gewaltigen Naturen jener Zeit", sondern eine völlige Parteilichkeit zeichnet dies Werk aus.[131]) — Stäudlin gibt gerade seine „Grundsätze der Moral" heraus. Er ist aus einem Rationalisten nun Supranaturalist geworden. Sein Feld ist Moral und Kirchengeschichte. Den „Grundriß der Tugend- und Religionslehre" beendigt er jetzt. Sein „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte" kam weit später. Er hatte Zeit, drei kritische Journale herauszugeben.

Ammon, bisher Universitätsprediger in Erlangen, finden wir jetzt noch hier lehrend. Spittler war vor drei Jahren nach Tübingen zurückgekehrt.

In Helmstädt lehrt Henke. Wir lernten ihn früher kennen. Er schreibt am 24. Mai die Vorrede zur vierten Auflage seiner Kirchengeschichte.

In Altorf sehen wir Phil. Heinrich Brandt, bis nach neun Jahren die Universität mit Erlangen vereinigt wird. Er ist Verteidiger des Bekenntnisses gegen alle Neologie.

In diese leitet Seiler in Erlangen moderat hinüber. Und Gabler hilft durch Herausgabe des „Journals für auserlesene theologische Litteratur".

In Tübingen finden wir den alten Storr. Neben ihm steht Friedrich Flatt. Er liest neutestamentliche Exegese, dann auch, nach Storrs Tod und in seinem Sinne, Dogmatik. Er gibt das „Magazin für Dogmatik und Moral" heraus. Neben ihm wirkt Süskind im ganzen in derselben Haltung. Er hatte „über den aus Principien der praktischen Vernunft hergeleiteten Ueberzeugungsgrund von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung" geschrieben. Aber ein Meister scharfer Logik lehnt er sich dann auch gegen Schellings Pantheismus auf.

In Straßburg war der „Verstandesmann", Professor Müller, eben gestorben. Jetzt trug Friedrich Weber Kirchengeschichte vor. Bleissig, gemütvoller Rationalist, ist dritter Professor. In der Schreckenszeit war er Gefangener. Aber er wußte sich zu helfen. Die Kaffeekanne mit doppeltem Boden ging zwischen ihm und seiner Hausfrau hin und her. Seine Gedanken im Gefängnis sind also erhalten. An der wirklichen Offenbarung hielt er fest. Haffner, sein Genosse in der Haft, war gleichfalls Prediger zu St. Nikolai.

Und zu Waldbach im Steinthal wirkte seit dreißig Jahren schon der treueste der Straßburger. Wir meinen den Pfarrer Oberlin.

Zu Königsberg sitzt der alte Kant, klein, dürr, aber glänzenden Auges. Und doch nicht mehr der Alte. Es ist manches in ihm neu geworden. Niemals hätte er sonst seine philosophische Religionslehre geschrieben, niemals so über „das radikale Böse in der menschlichen Natur", niemals hätte er so über die Scholastik geredet. — Er war eine Wettersäule für die Sehenden. Sie merkten, es war etwas Neues in der Luft. Was von Cartesius bis Fichte für veraltet gegolten, wir meinen die Scholastik, Kant findet etwas darin.

An der Charité in Berlin steht Prediger Schleiermacher.

Im vorigen Jahre hat er seine Reden über die Religion „an die Gebildeten unter ihren Verächtern" gegeben. Er schwimmt da völlig im mondbeglänzten See der Alleins-Lehre, wo der Mensch sich im Universum findet und dies in ihm. Und das ist „Religion". Sie kennt nicht „die unheiligen Bande der Symbole". Jede Zeit macht sich ihre eigenen. — In diesem Jahre gibt er seine „Monologe" heraus. Es klingt wie aus Fichte, wenn er schreibt: „Ungeschwächt will ich meinen Geist in die späteren Jahre bringen; nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen — kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach — und ewige Jugend schwör' ich mir selbst."

Fichte schrieb hier in diesem Jahre seine „Bestimmung des Menschen". Er hat seine Professur in Jena verloren und lebt hier als Privatmann zunächst.

Am Hof zu Weimar war am Abend des 31. Dezember 1800 ein großes Fest. In einem Gemach nebenan saßen Goethe, Schiller, Schelling und Steffens. Sie unterhielten sich bei einem Glase guten Weins über die Macht der Zahl. Denn Steffens begann über das Eigentümliche zu reden, daß der Mensch, durch sie vermocht, das neue Jahrhundert schon mit Eintritt der Zahl 1800 an Stelle der 1801 begonnen wähne. — Wir erzählen es, denn wir lassen uns nun durch den Philosophen Steffens zugleich zum zweiten Gipfel jener Erhebung führen, die als Weltlitteratur wie ein mächtiges Gebirg der Kirche, sie oft überschattend, gegenübersteht. Wir meinen die Philosophie.

Es war ja eben, wie gesagt, ein alter Streit, der immer wiederkehrte. Luther hatte Erasmus und die Sorbonne verlacht. Er hatte Melanchthon mit seinen humanistischen Regungen zur Seite geschoben. Gibt es eine oder zwei Wahrheiten, eine der Offenbarung und eine der Philosophie? Der Streit in Helmstädt nahm, wie wir sahen, die alte Frage auf. Cornelius Martini damals griff zu Ehren der Philosophie ein. Und Calov und die Seinen schützten sie. Der Pietismus verwarf sie. Im Deismus und Subjektivismus der Aufklärung war man jetzt wieder mit neuen Mitteln auf der alten Stelle.

Im Grund handelt es sich immer um natürliche oder offenbarte Erkenntnis. Die römische Kirche hatte einseitig für Beurteilung des Wesens des Christentums die objektiven Faktoren vorgeschoben und als entscheidend hingestellt. Mit der Reformation trat eine Periode

des Subjektivismus für die Untersuchung ein. Und der Gang der Reform und die Spaltungen in ihrem Gefolge mußten zeigen, daß es darum auch zu thun sei, die christliche Wahrheit zugleich an der Fülle der in unserer Kulturwelt umhergestreuten Denkweisen neu zu prüfen und aus den in ihnen liegenden Elementen die alte Wahrheit neu bestätigt zu sehen.

In Jena finden wir 1800 noch Schelling. Eben war Fichte abgegangen. Im folgenden Jahr kam Hegel.

In Fichte zunächst hatte der Subjektivismus des Menschen, oder sagen wir der beiden letzten Jahrhunderte, die Spitze erklommen. Hier steht er einsam auf schwindelhaft steiler Höhe. Hier muß er in sich auch zusammenbrechen, nachdem er durch die philosophischen Geister des Abendlands seit Cartesius aufsteigend ging. Hier wird er eben der vollendete Idealismus, der, in seine Begriffe eingesponnen, außer der wirklichen Welt isoliert wie ein seltsamer Träumer sitzt. Denn nach Fichte wissen wir nur von unserm Ich. Wir sind nur ein weltverlorenes, körperloses Ding. Mehr sind und haben wir nicht. Die Dinge außer uns schaffen wir uns denkend. Wir setzen sie uns, wenn wir, um uns als Ich zu setzen, ein Nicht-Ich hinzusetzen oder hinzudenken. Aber auch Gott ist nur ein Ich. Er ist das absolute Ich. Ist er dies, so ist er nicht Person. Er ist Thätigkeit, ist Weltordnung. Oder besser, er ist, wie Fichte in der Schrift „über die Gründe unsers Glaubens an die göttliche Weltregierung" sagte, die moralische Weltordnung.

„Die Weltrolle der Kirchenreformation ist noch keineswegs geschlossen" — hatte Fichte gesagt. Nun, dies glauben wir ihm. Er aber hatte sich ausgeschlossen. Er stand ohne eine reale Welt.

So mußte es kommen. Man wollte den Himmel zu einer Scheinwelt machen. Und nun war es auch die Erde geworden. Alles war Schein.

Da kam der Umschlag. Für ihn hatte schon Goethe in seiner Morphologie der Pflanze gearbeitet. Und erobernd, wenn auch gefährdend, ging die hier auftretende Idee der Entwickelung weiter. Aber sie war zugleich die Idee des natürlichen Lebens.

Schelling hatte 1800 in Jena, nach seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, sein System des transcendentalen Idealismus geschrieben. Zugleich eröffnete er seine Zeitschrift für spekulative Physik.

Damit war dem falschen Idealismus der Ideal-Realismus, es war der mechanischen Erklärung der Dinge gegenüber mit einem Schlag die dynamische auf den Schild gehoben. Das Körperliche „beruht — wir wollen uns dieses Zugeständnis merken — auf Potenzen, die, ohne selbst materiell zu sein, die Faktoren des Materiellen sind". Aber was ist nun die Natur im Verhältnis zum Geist? Das System des transcendentalen Idealismus sagte: „Das höchste Ziel, sich selbst ganz Object zu werden, erreicht die Natur erst durch die höchste und letzte Reflexion, welche nichts anderes, als der Mensch, oder allgemeiner das ist, was wir Vernunft nennen, durch welche die Natur vollständig in sich selbst zurückkehrt, und wodurch offenbar wird, daß die Natur identisch ist mit dem, was in uns als Intelligentes und Bewußtes erkannt wird." Und die Allgemeine Litteraturzeitung vom 14. August sagte dazu: „Herr Schelling hat durch sein System das Meisterstück der dialektischen Kunst des Wahrmachens geliefert, das Non plus ultra der Algamation des Denkens und Dichtens in ein und demselben Geistesproducte."

Die Litteraturzeitung war im Recht. Denn diese Kunst, Natur und Geist wesensgleich zu machen, und jene in diesem zu sich selbst kommen oder sich erfassen zu lassen — versteht nur der vollendete Pantheist.

Der höchste Subjektivismus war hier in das Natur-Denken umgeschlagen. Denn jetzt ist nicht nur Geist und Natur, jetzt ist Unendliches und Endliches ein einziger großer Naturprozeß. Auch Unendliches. Denn durch das Werk der Schöpfung und in dem Geschaffenen wird Gott erst seiner bewußt. Durch das Werk der Erlösung kommt Gott als dreieiniger erst zu stande. Christus erniedrigt sich und vollendet sich durch seinen Gehorsam zur Wesensgleichheit. Diese geht dann auf die dritte trinitare Gestalt über. So verdankt nach Schelling Gott seine Ausgestaltung und Vollendung erst der Welt.

Aber in Beziehung durch das ihn umgebende Naturleben gewann Schelling seine Schätzung des Wertes der Form und Ausgestaltung der Dinge, Anschauungen, die ihn weit über Hegel, der alles flüssig macht, hinüberführten.

Mit Schelling zusammen gab dieser in Jena das kritische Journal für Philosophie heraus. Dann schrieb er die Phänomenologie des Geistes und arbeitete als Gymnasialdirektor in Nürn-

berg an seiner Logik. Und damit war sein System bereits gegeben. Es war der Pantheismus, den wir bei den Seinen noch kennen lernen werden.

Es war zugleich die alte deutsche Mystik, die in ihm erstand. „— — Und da hat sich nun der Geist verloren in den Geist Gottes, ja in dem grundlosen Meer der Gottheit ist er ertrunken." So sagte Tauler. Und nun ertrinkt umgekehrt die Gottheit im Geist des Menschen! Als Baader Hegel in Berlin aufsuchte, las er ihm aus Meister Eckart vor. Da rief Hegel: „Das ist's ja, was wir wollen!" — Hier der Schlauch, aus dem der pantheistische Wind steigt, welcher die „wissenschaftliche" Theologie bis heute zum Teil trägt.

Aber wie dem auch sei, man hörte durch Hegel wenigstens doch wieder einmal, daß im Menschensohn die volle Gottheit angebetet werden solle. Man sah, daß ein weltumspannendes wissenschaftliches System diese Anbetung als das einzig Vernünftige erwies.

Und vierzehn Jahre währte es noch, bis auch Fichte bekannte. Kurz vor seinem Tode besuchte ihn Pastor Baier. Fichte legte seine Hand auf das Evangelium Johannis, welches offen vor ihm lag. „Darin finden Sie Alles was ich denke; daran halten Sie sich."

Auf dem Boden, namentlich der schellingschen, Gedanken wurzelten dann die physiologischen und anthropologischen Arbeiten von Oken, Steffens und Schubert. Überall aber klingt das Herdersche wieder durch: Der Mensch Abschluß der irdischen Schöpfung und Übergang derselben in das unsichtbare Geisterreich. Ähnlich findet Steffens in der verhüllten Urgestalt des Menschen als kosmischer Mitte: den Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit, den Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart, und endlich den verdeckten Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft. Überall hier trotz der Irrungen ein Zusammenschluß des antiken und des mittelalterlichen Denkens auf christlichem Grund, ein Zusammenschluß der Kosmosophie und Theosophie in der Anthroposophie. Und eine Behandlung der Theorie der Offenbarung auf diesem weiten kosmischen Hintergrund finden wir nun auch innerhalb der spekulativen Theologie, die uns bald beschäftigen wird.

Aber stellen wir zum Schluß Hegel und Schelling zusammen. In ihnen erblicken wir auf der Scheide des Jahrhunderts sofort ein doppeltes Programm für die Zukunft der evangelischen Kirche.

Hegel erblickt im Staat die „Totalität der sittlichen Zwecke".

Der unendliche, und damit der individuelle Geist, sie schreiten zum Selbstbewußtsein fort. Sie schreiten zur Vernunft, zum sittlichen Geist und zur Religion fort. Sie gelangen endlich zum absoluten Wissen. Hier ist der Geist von der Form der religiösen Vorstellung befreit. Er ist bei sich. Er findet sich im Staat ausgedrückt. Die Kirche kann im Staat aufgehen.

Anders Schelling. „Es ist Etwas in uns, das nach wesentlicher Realität verlangt. — Die letzte Ruhe der Seele findet sich nur in der vollendeten Äußerlichkeit. — Das Ziel aller Sehnsucht ist das vollkommen Leibliche." Die Kirche wird ihre eigene Realität, Äußerlichkeit und Leiblichkeit erwarten müssen.

Das sind die Elemente, welche in Poesie, Theologie, Philosophie am Ende des alten und im Anfang des neuen Jahrhunderts nebeneinander bereit stehen, um in Kampf und Frieden die Zukunft in erster Linie gestalten zu helfen.

Zweites Kapitel.

Romantik und Rationalismus.

Das alte Reich deutscher Nation war zusammengebrochen. Im August 1806 hatte sein Kaiser die Krone niedergelegt.

Gestorben war es eigentlich, so meinte Görres, „am Tag des Uebergangs von Mainz, Nachmittags drei Uhr sanft und selig im blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 18 Tagen an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sacramenten versehen". — Es folgte die kaiserlose Zeit. Damit wollen wir ausdrücken, daß, wenn Görres, der Demokrat, lachte, wir zu trauern haben.

Am 8. Juni 1815 war der Deutsche Bund geschlossen, zur „Erhaltung — wie die Bundesakte sagt — der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der einzelnen

deutschen Staaten." So entstand nach der Schlußakte „ein unauflöslicher Verein". Und nun kam am 26. September die Erklärung der Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen. „Sie haben beschlossen, von jetzt an sowol in der Verwaltung ihrer Länder, als auch in ihren Beziehungen zu einander sich allein von den Vorschriften der christlichen Religion nemlich der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens leiten zu lassen. Die Monarchen sehen sich nur als Bevollmächtigte der göttlichen Regierung an — und erkennen keinen andern Souverän, als Gott, Christus das Lebenswort des Allerhöchsten." Das war der heilige Bund.

Dies der rechtliche Boden auch für die evangelische Kirche. Hat sie Vorteile von dieser Ordnung auch nicht haben können, da sie territorial gebunden war, sie mußte den hohen Sinn ehren, welcher hier Christentum und Legitimität den Völkern laut und neu ins Gedächtnis rief, und eine Rechtsordnung begründete, auf deren Boden Deutschland einen Frieden von fünfzig Jahren genoß. — Mit dem Reich war zugleich das einzige Band evangelischen Kirchenwesens, das Corpus evangelicorum, hingefallen. Es war niemals eine mustergültige Einrichtung. Aber es war doch etwas.

Zunächst blicken wir auf die kulturliche Bewegung. Mittelalterliche Elemente treten wieder hervor, für Theologie zunächst in unförmlichem Gemenge. Die christlichen Konfessionen überwölbt der gemeinsame Drang rascher Rückkehr aus dem dürren Flachland der Aufklärung in den alten Hochwald mit seinem mystischen Dunkel.

Derselbe Goethe, welcher die Iphigenia und die Morphologie der Pflanzen schrieb, hatte am Straßburger Münster den Sinn für das deutsche Altertum aufzuschließen begonnen. Und Herder hatte mit ihm die „Blätter von deutscher Art und Kunst" herausgegeben. — Hier also sehen wir schon die Anregung für die Romantik. Denn es stieg wie eine stille Zaubernacht die alte fromme Welt vor dem Blick wieder auf. Eine gemeinsame Sehnsucht suchte Heldensage und Minnelied, und drang in den Tann, wo in Zwielicht und Gerank uralt süßer Sagenquell rieselt und das Märchen wohnt. Und dies Sehnen kam endlich an vor der — verlorenen Waldkapelle.

Als Schelling zu Jena wohnte, fand sich auch Tieck ein, aus dem Hause seines Schwagers, des Kapellmeisters Reichard in Giebichenstein kommend. An der alten Saalbrücke wohnte Friedrich Schlegel, Goethe gerade gegenüber, wenn dieser nicht im Schloß ab

ſtieg. Dieſe Namen ſchon erinnern an romantiſche Schule, Sprachwiſſenſchaft und Märchenwelt.

Einen anderen Sammelpunkt gibt Heidelberg. Hier finden wir Görres. Er lieſt Äſthetik. Es ſtudieren hier Arnim und Brentano. Sie wohnen zuſammen im großen Saal des „Faulpelz“ am Schloß. Dazu kommt Eichendorf. Ein katholiſcher Kreis iſt es, damals mit dem evangeliſchen noch harmlos geeint. Denn gleichzeitig arbeiten hier Neander, Marheineke, Creuzer, Boeckh, und Daub der Theologe. Alle zeigen einen Umſchwung auf allen Gebieten, einen Umſchwung, der als hiſtoriſche Schule in erſter Linie die geiſtig regeren proteſtantiſchen Länder bewegt.

Und von Straßburg und Heidelberg über Thüringen oſtwärts tönt die romantiſche Glocke bis Königsberg, wo unter den hohen Baumgruppen am ſtillen Schloßteich Max von Schenkendorf Tiecks Genoveva und Novalis' Oſterdingen vorlieſt.

Alles wirkte auf die Kirche. Wir erwähnten Straßburg. Ein Kreuzungspunkt der nun auch wieder auftauchenden verſchiedenen theoſophiſch-myſtiſchen Richtungen war hier der betagte Legationsrat Saltzmann. Einſt der Erzieher des Freiherrn von Stein, war er nach der einen Seite mit Saint-Martin, nach der anderen Seite durch Briefwechſel mit Friedrich von Meyer, Lavater, Oberlin, Frau von Krüdener verbunden. Vom hohen Fluge ſeiner Schriften raſtend, fand ihn hier Heinrich Schubert wie auf einſamem Felſen zur Ruhe geſetzt. Im Verkehr mit Eckartshauſen in München und Jung-Stilling ſtand er ſtets. — Dieſer, fünfmal Schneider und endlich Profeſſor in Marburg und Geheimrat in Karlsruhe, war aus Sündenerkenntnis zum Erlöſer gedrängt. In ſeinen „Schwärmern“ löſte er ſich, und doch nicht ganz, von der exaltierten Geiſterei in den Wäldern ſeiner Berlenburger und Wittgenſteinſchen Heimat. Geiſterſeher blieb er und Heimweh behielt er. Er hatte etwas von Lavater und von Swedenborg. Das zeigt ſein „Grauer Mann“. Goethe regte ihn in Straßburg an, ſein Leben zu ſchreiben.

Den Rhein hinab wandernd finden wir in Frankfurt a. M. den Stadtſyndikus Friedrich von Meyer. Seine „Bibeldeutungen“, ſeine „Blätter für höhere Wahrheit“ zeigen ſeinen Sinn. Neben Molitor ſtudiert er die Kabbala. Und damit treten alte Naturweisheit und aſtrologiſches Denken in ſeinen Geſichtskreis. Doch immer hat dieſer in ſeelenvoller Myſtik ſeine Tiefe. So begrüßt er die Anzündung

des heiligen siebenarmigen Leuchters über der Welt. „Wann kommst du vom HErrn, überraschende Erquickung unter allen Geschlechtern und Völckern und Heiden und Zungen? Ist es genug, daß ich armes, dürres Reis angefacht wurde vom Odem des Lenzes, einen Strahl sah von den Hügeln des Aufgangs, und zu schwachen Blüthen schlechte Früchte trage?“ — Aber er zehrt still am Geheimnis Gottes. Denn „als wir Ihn verließen, hat er aus dem verlornen Paradiese noch eine Blume uns nach und zu uns herüber hangen lassen, eine wahre goldne Rose, die mit glühendem Schimmer sich im Winde des Lebens wiegt, und Edens gesunde Düfte in's Thal der Verwesung streut. Mystik und Heiligthum heißt sie; ihre Blätter sind beschrieben mit Worten der Ewigkeit, auf ihrem Laub stehen die Namen der Geweihten Gottes und seines Gesalbten. In ihrem Kelch liegt ihr Same, herbe von Geschmack, aber köstlich wie Bedyllion, zwischen einem verborgenen Kreuz. Kein Mensch und kein Menschenverein hat sie gepflanzt, sondern der heilige Geist. Wehe Allen, die sie nicht kennen; ihre Glocke hängt über der Welt und ist sichtbar allstündlich wie Sonne und Mond.“ — Wir haben die zarteste Mystik vor uns. Aber unser Seher erklärt auch: „Die menschliche Logik geht irre, wenn sie die Poesie verachtet und sich der Phantasie entschlagen will. Sie hat auch nie ohne Poesie und Phantasie gedacht — weder in Kant, noch in Plato, und sollte billig eilen, die Leiter aufwärts in das himmlische Bethel und abwärts kindlich in die Schöpfung zu strecken. Die wahre göttliche Philosophie beschäftigt sich mit der Hieroglyphe der Natur.“ —

In Nürnberg war durch Kanne wie durch Schöner und Kießling Professor Schubert in die Tiefe der Erkenntnis geführt. Für seine theosophische Neigung war ihm der Rosenbäcker Burger mit seiner großen Bücherei ein Fund. Er selbst hatte zu Weimar Herder, zu Jena Schelling zum Lehrer. So erklären sich seine „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens“, mit denen er 1806 hervortrat. Es folgten zwei Jahre später seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“. Vorzugsweise ist es Anthropologie, von der aus diese Denkweise das All und die Gottheit zu verstehen sucht. Denn alles spiegelt sich im Grunde der menschlichen Seele. Hochaufgerichtet schaut sie in die Höhe und Weite. Aber immer ist sie hier nur ein Teil des dem Menschen angeschaffenen Gesichts. Der andere Teil ist in ihm ver-

larvt, und tritt nur im Nachtgesicht der Somnambule oder in wunderhafter Ekstase blitzartig hervor. Denn in materiellem Bilden ist er für gewöhnlich gefangen. Das war des Schöpfers Vorsicht, nicht das Ganze dem gefallenen Menschen in die Hand zu geben. Er würde es nur mißbrauchen. Jenseits wird er, wenn in der Gnade, alles besitzen.

Genau um die Zeit, in welcher Schuberts „Ahnungen" erschienen, trat der edle Katholik Franz von Baader von München aus mit Schelling, damals in Würzburg, in Beziehung. Er muß wegen seiner Einwirkung auf unsere Theologie erwähnt werden. Und von St. Martin und Böhme angeregt, behauptet er einen unabhängigen Standpunkt. So wenn er gesteht, es sei nicht zu leugnen, „daß, was die scientifische Gottlosigkeit betrifft, mehrere Katholiken die Protestanten überboten, wie denn eben in katholischen Ländern das wilde Feuer des Revolutionismus am zerstörendsten sich zeigte, sowie daß anderseits der katholische Pietismus nur eine schlechte Kopie des protestantischen ist". So in seinen Vorlesungen. Und in Anlaß der Herausgabe seiner Werke und der Anerkennung seiner Verdienste zeigte sich nochmals eine die Konfessionen überbrückende Einheit, auf welche wir wie auf ein verlorenes Gut jetzt zurückblicken. Schlüter in Münster, Franz Hoffmann in Würzburg, Lutterbeck in Gießen, Molitor in Frankfurt wirkten in Eintracht mit Hamberger, von Schaden, mit Dorner, Victor von Strauß und dem Verfasser dieses. Man diente in inniger Gemeinschaft der Ehre des gemeinsamen Herrn.

Im Lazarett zu Linz lag Arnold Kanne. Er war 1806 in Berlin angeworben, dann in französischer Gefangenschaft, dann nach seiner Flucht in österreichischem Kriegsdienst. Jetzt war er der Verzweiflung nahe. Da kaufte ihn der Präsident der Münchener Akademie, Jacobi, den wir früher in Düsseldorf fanden, los. Er zahlte 160 Gulden für ihn. Und nun wurde der arme Soldat, einst Göttinger Student, Professor am Gymnasium zu Nürnberg. In seinem „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen" drückt sich seine Mystik aus. Mehr noch in seinem „Pantheon der ältesten Naturphilosophie". Wir schweigen von seiner Arbeit für mystische Schriftauslegung.

Die Brücke zur zünftigen Theologie der Protestanten aber möge uns Daub schlagen. Schon in den Theologumenen von 1806 zeigt sich der ganze Schelling und Baader. Wie bei jenem stellt sich das End-

liche zum Unendlichen. Wie bei diesem ist Ausgangspunkt für Religion der Schrecken des Bösen, das Gefühl der Eitelkeit alles Irdischen. Von diesem Gefühl befreit die Religion nur. Sie führt zum Gedanken der Offenbarung Gottes. Am vollkommensten ist diese in Christo aufgegangen. Das Christentum ist die absolute Vernunft, Theologie ist der objektive Gedanke Gottes im Menschen.

Hier aber müssen wir diese Linie abbrechen, um erst mit Schleiermacher wieder anzuknüpfen.

Betrachten wir also den Rationalismus. Man muß alten Resten immer zuerst den ehrenvollen Abschied geben.

Dieser Rest der Glacialzeit schiebt sich wie ein Gletscher in eine zum Teil völlig neue Welt hinein. Und er geht durch das Jahrhundert hindurch neben spekulativer und konfessioneller Theologie. Einstweilen begleiten wir ihn bis zu einem bestimmten Punkt. Später müssen wir zu ihm zurückkehren, weil wir ihn in neuer Mächtigkeit finden werden.

Ehrenvoll war 1807 Professor Henke zu Helmstädt, Abt von Königslutter, nach Paris gegangen. Er ging als Abgeordneter des Herzogtums zur Huldigung des Königs von Westfalen. — Aus dem vorigen Jahrhundert ragt er als strenger Rationalist ins neue herein. Er hatte sich nicht besonnen, gegen das Wöllnersche Edikt aufzutreten. Er besann sich nie, wenn es galt, seine Überzeugung, auch mit entsprechender Grobheit, zu verteidigen. Seine kirchengeschichtlichen Arbeiten bleiben in ihrer Art verdienstvoll. Aber natürlich: „am dritten Tage nach seiner Hinrichtung sahen sie (die Jünger) ihn wieder". [132]) So in seiner Kirchengeschichte. Von Tod und Begräbnis und Auferstehung ist weiter nicht die Rede. Thomasius wird hoch erhoben.

Minder angenehm, als Henke machte in demselben Jahre der Hallenser Niemeyer, dem wir schon begegneten, diese moderne Romfahrt. Er ward mit einigen Kollegen als Geisel nach Frankreich transportiert. Seine Stellung in Halle war später desto ansehnlicher. Freund Nösselt war als Senior der Hochschule im März dieses Jahres gestorben. — Immer lehrte Niemeyer in alter Weise, der Mensch sei an sich gut. Es bedarf für ihn nicht der Erlösung, sondern nur der Erziehung. Ob Christus auch göttlicher Natur, ist

darum ohne Bedeutung. Denn der Heiland wirkt genug durch Beispiel und Lehre. Niemeyers Lehrbuch führten leider unzählige Gymnasien ein. — Tieftrunk, sein Kollege, studierte noch fleißig „Denklehre im reindeutschen Gewande". Seine Weitschweifigkeit war bedeutend gewachsen. — Diesen Fehler hatte sein Kollege seit 1810, Wegscheider, nicht. Er war in Helmstädt gebildet, hatte als Repetent in Göttingen gelehrt. Er wirkte dann in Rinteln und seit Aufhebung dieser Universität als Professor in Halle. Seine Institutiones theolog. christ. dogm. kamen 1815. Damit war sein Rationalismus festgestellt. Schon der Gedanke einer „Gemeinschaft mit Gott" war ihm bedenklich, weil viel zu mystisch. Er hält sich für den ersten folgerichtigen Rationalisten. Sein Verstand, seine richtig geleitete Vernunft stimmt ja völlig mit der Heil. Schrift überein. Mit den Belegen nämlich, die er sich aussucht. So ist denn dies die Versöhnung, daß Christus durch seine mit dem Tode besiegelte Lehre uns den Weg gezeigt hat. Wir sind vor Gott gerecht, das heißt: Je eifriger und gewissenhafter die Menschen der „eignen Besserung nachtrachten, desto mehr wird die Überzeugung des göttlichen Wohlgefallens in ihnen erstarken". Übrigens sei es auch nicht anzunehmen, daß der Lenker der Sonnensysteme gerade auf dieser kleinen Erde Mensch geworden sei. Die Satisfaktionstheorie war eine, zur Zeit der Apostel zweckmäßige, Form, die christliche Wahrheit auszudrücken.

In Wittenberg war 1808 der Kirchenhistoriker Schröckh gestorben, und hatte die vielbändige Arbeit, trocken aber gründlich, hinterlassen. Im Jahre 1810 starb in Tübingen als Kurator der Universität Spittler. Neben Henke und Planck ist er der Historiker des Rationalismus. Seinen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" gab Planck noch einmal heraus. Es ist wesentlich die Geschichte der großen Revolution, der so unscheinbaren und doch so merkwürdigen, „welche ein vor achtzehnhundert Jahren lebender Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren seines Lebens machte".

So wenig als er, verstand die in der Geschichte treibenden Kräfte überhaupt der uns bekannte Historiker Planck in Göttingen. Ihm schien „das Christenthum von der Vorsehung in die Welt hineingeworfen, um ewige Beschäftigung für den Verstand und für das Herz der Menschen zu werden". Und nun bemerke er, daß „die Verbreitung einer helleren und reinern Erkenntniß dieser Lehre"

merklich zunehme, und daß die letzten dreißig Jahre an der Gestalt unserer Theologie mehr verändert hätten, „als vorher die Veränderungen von Jahrhunderten“.[133])

Damit hatte er das Geschäft des Rationalismus richtig gezeichnet. Seine sechsbändige Hauptarbeit, „Geschichte der Bildung u. s. w. des prot. Lehrbegriffs“ ist in seiner Art höchst wichtig — Sein Nachfolger Gieseler war wesentlich derselben Sinnesart. Er vertritt den historisch-kritischen Rationalismus. Von 1824 an war schon seine Kirchengeschichte erschienen. Sie zeichnet sich durch Unparteilichkeit aus.

Da wir in Göttingen sind, gedenken wir gleich Heinrich Ewalds; obwohl seine Blüte etwas später fällt. Er schreibt früh über arabische Metrik und phönizische Inschriften. — Dann hat er in sieben Bänden die „Geschichte des Volks Israel“ geschrieben. Er findet vier Quellen des Pentateuch. Es sind: das Buch der Ursprünge, das Buch der Bündnisse, der prophetische Erzähler und der Deutronomiker. Das erste dieser Bücher läßt er zur Zeit Salomos entstehen. Ein feierlicher, prophetischer Ernst indes durchweht die Darstellung. Darum seine herbe richterliche Strenge und seine Todesurteile gegen alle seine Feinde — die er summarisch in Vorreden und Kritiken abthut. Das Markusevangelium hebt er auf den Schild. Dies wird fortan wieder zum Urevangelium.

Ein Jahr später, als Wegscheider war Gesenius 1811 in Halle angestellt worden. Auch er war, wie jener, Repetent in Göttingen gewesen. Ununterbrochen wirkt er nun in der Richtung, die sein Wörterbuch der hebräischen Sprache zeigt, durch welches, wie durch die Grammatik, er sich große Verdienste erwarb.

Der Generalsuperintendent von Gotha, Löffler, stand in diesem Jahre zur Feier eines großen Toleranzfestes neben dem reformierten Diakonus Wittich aus Schmalkalden und neben Placidus Muth, Abt des Petersklosters zu Erfurt. Man weihte den Kandelaber von Erz, welcher an der Stelle der zerfallenen, von Bonifacius gegründeten Johanniskirche errichtet war. Die Säule trug ein Becken, aus dem sich eine zu drei Zungen gespaltene Flamme erhob. Herzog August mit Hofstaat war zugegen. Die drei gespaltenen Konfessionen waren eins in Toleranz und Rührung.

Dann trat 1816 an Löfflers Stelle Bretschneider. Er war kurz Privatdozent in Wittenberg gewesen. Und zwei Jahre später wiederum

war sein „Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" abgeschlossen. Es ist die Dogmatik des gesunden Menschenverstandes. Der in Gotha zu leistende Religionseid hatte ihn etwas beunruhigt. Reinhards Moral tröstete ihn. Aber mehr, als durch seine Dogmatik hat er durch die verdienstliche Herausgabe des Corpus Reformatorum genützt. Er trat damit wenigstens in die Überlieferungen des Landes, in die Arbeit der Seckendorf und Cyprian.

Schon früher hatte sich Joh. Fr. Röhr durch seine „Briefe über den Rationalismus" bekannt gemacht. Und so finden wir ihn 1820 als Generalsuperintendenten in Weimar. Seiner Zeitschrift gab er nun den Namen: Kritische Predigerbibliothek. Auch hier erscheint er als Vertreter des vulgären Rationalismus wie auch Paulus, Wegscheider, Bretschneider. — Nach Weimar zog sich auch de Wette zurück, wegen seines Briefs an die Mutter Sands in Berlin entlassen. Sein „Lehrbuch der Dogmatik" 1816, auch andere Arbeiten, wie sein „Lehrbuch der hist.-kritischen Einleitung" vor allem, hatten ihn bereits bekannt gemacht. In Weimar war es ihm heimisch. Als Landeskind hatte er unter Herder als Ephorus das Gymnasium besucht. Hier schrieb er nun seine „Christliche Sittenlehre", und gab Luthers Briefe heraus. Dogmatisch steht er wesentlich auf dem Standpunkt von Kant und Fries. Aber sein Rationalismus nähert sich ästhetisch wie philosophisch der neuen Zeit. Was man in Deutschland an de Wette gesündigt, hat dann der große Rat an ihm wieder gut gemacht, als er 1822 dem Ruf nach Basel folgte.

In Jena war nun Karl Hase angestellt worden. Er hatte, als Burschenschafter auf dem Hohenasberg, dann in Tübingen und Erlangen fleißig studiert. Und in Jena widmete er nun im August 1826 Wiener in Leipzig und Schubert in München seine Dogmatik. Sie hatten, sagt er, seine dogmatische Stellung als notwendigen Durchgangspunkt seiner Bildung freundlich beachtet. „Vielleicht daß mein ganzes Leben dieser Durchgangspunkt sei", setzt er hinzu. Er hatte recht gesehen. — Indes war nun Röhr und dem Rationalismus ein gefährlicher Feind ins thüringische Nest gesetzt. Denn Hase weist den Supranaturalismus als „die naturgemäße Form der religiösen Anschauung" nach. Hase ist getragen von Goethe-Herderscher Denkweise, er ist von feiner auch romantisierender, immer aber ästhetisch maßvoller Empfindung. Übrigens meint er: „Man muß sich den

Muth fassen, das Dogma (der Dreieinigkeit) nicht nur als über, sondern als gegen alle Vernunft zu glauben." Über die Leugnung der Präexistenz Christi scheint er nie hinausgekommen. Ja er ist nicht ganz sicher, ob die Seligkeit nicht auch außer Christo gefunden werden könne. Diese Frage „liegt in Streit der Wissenschaften". In gedrungener Form aber und mit weitem Blick auf den Reichtum der umgebenden Kulturwelt gibt er in Biographien und in seiner Kirchengeschichte Bedeutendes. Er wird dem Eigenartigen und Entlegensten gerecht. Er denkt sich in künstlerischer Virtuosität in die Genien hinein. Die Gestalten, die er uns genau innerhalb ihrer Zeit vorführt, sind immer charakteristisch. Nehmen wir dazu seinen feinen Humor, so begreifen wir die Aufregung in Weimar, als 1828 der Hutterus redivivus erschien. „Was will — rief Röhr — dieser Hutterus unter uns? Was hat das Schattenbild dieses aus der Gruft des 16. Jahrhunderts wieder heraufbeschworenen Scholastikers den protestantischen Söhnen des 19. Jahrhunderts kund zu thun?" In Röhr entsetzte sich eben der Rationalismus. Es stand einer von denen wieder da, die man tot geglaubt.

Von Hase hören wir noch. Neben ihm lehrte der edle Baumgarten-Crusius. Im Vortrag unendlich trocken, gab er 1832 doch eine „Dogmengeschichte". Gelehrsamkeit wie treffliche Allseitigkeit treten hier hervor. — Das war der stille Rationalismus. Laut aber stellte Röhr in einem für den Karfreitagsbußtag 1833 in allen Kirchen des Landes vorzulesenden Oberkonsistorialerlaß die Lehre vom Versöhnungstod des Herrn als „Folge der allmähligen Verunstaltung des reinen Evangeliums" dar, als „Dichtung unwissender und spitzfindiger Kirchenlehrer".

In diesem Jahre kam die fünfte Auflage von Stäudlins Kirchengeschichte: „Die christliche Kirche ist eine Gesellschaft."

Und nun begegnen wir nochmals Ammon. Seine in Göttingen erschienene Summa theologiae christ. hatte nicht besondere Beachtung gefunden. Aber das Werk wandelte in seinen neuen Auflagen die Haut. Der Oberhofprediger segelte mit der Zeit. Er gab dem Minister von Einsiedel, wie man sagt, nach. Er begrüßte die Thesen von Harms, von dem wir bald reden werden. Und in seiner „Bittern Arzney für die Glaubensschwäche der Zeit" war er ein ganzer Mann. Aber es kommt auffallend bald nach dem Rücktritt des Ministers 1833 seine „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion". Sie liegt,

meint Ammon, „augenscheinlich im Plane Gottes, weil sie in der Ordnung unserer Gedanken und unserer Verstandesbildung liegt". Denn das Stillstehen der Sonne, Bileams Eselin, das reimt sich nicht mit den Handbüchern der Astronomie und Naturgeschichte. Und geradezu empörend ist es, wie der Dresdener Oberhofprediger über die Logoslehre, die Engel, die Taufe, die stellvertretende Genugthuung, die endliche Auferstehung spricht.[184])

Auch in das Nest des Halleschen Rationalismus war ein fremdes Ei gelegt. Gerade als Hase in Jena eintrat, war Knapp heimgegangen, und war in Halle Tholuck an seine Stelle getreten. Tief, für Mystik angelegt, war er anfangs vielleicht nur von Heinrich Leo, dem Historiker, verstanden. Dieser hatte, seit er in Berlin Hegels Schüler gewesen, seine italienischen Reisen gemacht, und kam zwei Jahre nach Tholuck zur Halleschen Professur. Tholuck hatte bereits über den persischen Sufismus, er hatte die „Blüthensammlung morgenländischer Mystik" geschrieben. Aber seine Auslegung des Römerbriefs hatte ihn zur „göttlichen Thorheit" geführt. Ihr galt seine Arbeit in Halle zum Segen Unzähliger, in denen der Halleschе Rationalismus erblich.

Der thüringische Rationalismus grünte noch. Er trat auch praktisch in Blüte. Pastor Uhlich stiftete den Verein der Lichtfreunde. Zu Köthen schwuren bei einer Versammlung im Mai 1844 Scharen von Geistlichen den Glauben ab, für den sie in Eid genommen waren. Pastor Wislicenus aus Halle las das Glaubensbekenntnis vor. Hinter jedem Satz mit: Ich glaube — rief er statt dessen: Ich glaube nicht! Im Februar 1845 hatten sich zur Versammlung in Halle auch Wegscheider und Niemeyer eingestellt. Im Mai erklärten sich in Köthen über vierzig Geistliche für Wislicenus. In Berlin traten selbst die Bischöfe Eylert und Dräseke für ihn auf. Und der Berliner Magistrat forderte im Oktober in einer Adresse an den König eine Kommission aus Geistlichen und Laien. Sie sollte eine ganz neue Kirchenverfassung machen. Jeder solle glauben, was er wolle, wenn er nur nicht gegen die Sittlichkeit verstoße.

Und es gab keine Macht, diese Bewegung zur Ordnung zu rufen.

Paulus war nach Würzburg, dann nach Ansbach berufen. Als Professor der Exegese war er endlich in Heidelberg eingetreten. — Was er wurde, dies erklärt seine Jugend. Semler war, vom Pietismus gequält, in seine Kritik getrieben. Paulus war durch

Phantaſtereien daheim und durch eigene Unwahrhaftigkeit in ſeine dürre Verſtändigkeit geſcheucht. Im Diakonatshauſe zu Leonberg, wo ſpäter Schelling geboren wurde, ſtand ſein Vater mit ſeiner verſtorbenen erſten Frau in Verkehr. Denn „da ich, erzählt er, ihr Cadaver beſuchte, und Gott demüthigſt bate, daß er derſelben eine fröhliche Auferſtehung verleihen möge, geſchah es, daß ſich daſſelbe von ſelbſt aufrichtete.“ Seitdem die Erſcheinungen der Entſchlafenen. Und der Sohn lügt dem Vater vor, „daß ſeine ſelige Mama und der Erzengel Michael bei Nachtzeit an ſeinem Bettlädlein ſich ſehen ließen“. Aus dieſem wüſten Pietismus taumelt er dann wie Semler in den Rationalismus. Es iſt bekannt, wie er mit der heiligen Geſchichte umgeht. Der Teufel, der Chriſto erſcheint, iſt ein von den Phariſäern ausgeſendeter Agent der geheimen Polizei, der ihn zu ſondieren hat. Sämtliche Totenerweckungen ſind Erweckungen Scheintoter. Die Engel bei Chriſti Auferſtehung ſind phosphoreszierende Erſcheinungen. — Als Paulus am 10. Auguſt 1851 ſtarb, ſagte er: „Ich ſtehe rechtſchaffen vor Gott durch das Wollen des Rechten.“

So ſchieden die Vertreter des alten Rationalismus nun einer nach dem anderen. Bretſchneider ſtarb 1848, Wegſcheider 1849, Ammon 1850, Paulus 1851.

Wo war, fragen wir, dieſer Übermacht des Rationalismus gegenüber der alte Supranaturalismus geblieben? Denn Storr in Stuttgart war geſtorben. Reinhard hatte Ammon Platz gemacht.

Aber dieſer Supranaturalismus hatte auch ausgedient. An das Bekenntnis der Kirche lehnte er ſich nicht. Die Hauptdogmen leugnete er nicht, aber er baute auf ihnen auch nicht. Chriſtus ordnete er emſig dem Vater unter. Der Pelagianismus hatte ſich auch hier eingeſchlichen, Tugend und Weisheit machten auch hier ſich breit, der ganzen Schrift fügte man auch hier ſich nicht. Steudel hatte noch „die ſtille und beſcheidene Aufgabe“ erkannt, „wie auf einen Kompaß auf das Ewige, das Wort Gottes hinzuweiſen“. Mit ihm war die alte Tübinger Schule geſtorben. Seine „Glaubenslehre der ev.-proteſt. Kirche“ iſt doch auch nur halb bibliſch. Storr hatte ſich an Kant gehalten, und Steudel, Flatts und Süskinds Schüler, entſagte der Philoſophie und berechnete ſeine Glaubenslehre „auf das Bedürfnis der Zeit“. Er ſtand an der Spitze des Tübinger Stifts, dem Strauß entſtammte. Freilich war Steudel der erſte, der Schleiermacher angriff. Aber ſeiner Theologie fehlten die Waffen.

Hiermit scheiden wir, um gegen Ende des Jahrhunderts ihn wieder zu finden, vom steinernen Gast, vom Rationalismus.[135])

Sehen wir noch einen Augenblick auf die katholische Wissenschaft, so litt auch sie an Fülle rationaler Trocknis.

Die scholastisch-dürre Methode herrschte in den Priesterseminaren von Mainz und Münster bis Regensburg. Im Januar 1822 noch schreibt Brentano klagend, die Bildung der Priester sei so, „daß sie höchstens gehütet, selten gerüstet, aber nie kampfkundig hervorgehen. Das Betrübendste ist, daß man ihnen meistens die Seele tödtet mit einer Rüstung und einer Kriegskunst gegen Waffen, die gar nicht mehr auf dem Schlachtfelde vorkommen. Man lehrt sie gegen eine längst verstorbene Philosophie das Dasein Gottes behaupten, und sie kommen ganz zerarbeitet und ermüdet beim Examen an, beim lebendigen Glauben selten. Und diese kalte methodische Form, d. h. die scholastische, fand er im folgenden Jahr auch in Rom, während sie in Regensburg Diepenbrocks Überdruß erregte.

Der Rationalismus steckte auch hier in der Theologie und ihrer wissenschaftlichen Haltung. Das Übel war ein allgemeines.

Die dürftigen Häuser der Markthelfer und Krämer, welche zwischen die Steinpfeiler an das massive Mauerwerk des hohen Doms geklebt sind, der mächtig den Markt und die Stadt weithinschauend überragt, sie können keinen armseligeren Eindruck machen, als diese treuherzigen, oft auch frommen und doch so kleinen rationalistischen Systeme gegenüber den mächtigen Lehrbauen unserer alten Theologen.

Drittes Kapitel.

Union und Vermittelungstheologie.

Das war eine idealere und tiefere Strömung, welche die deutschen Studenten zur Wartburg führte. Denn wir gehen auf 1817 zurück, um neu ausgehen zu können.

Es war am 18. Oktober. Da setzte der Zug früh 8 Uhr sich in Bewegung. Es war unter dem Geläut aller Glocken von Eisenach. Es galt, Reformation und Völkerschlacht auf der Wartburg zu feiern. Professor Scheidler aus Jena ging voran. Graf Keller aus Erfurt trug die Fahne der Jenaischen Burschenschaft. Sie hatte eingeladen. Der Zug trat ins alte Schloß. Im Rittersaal empfingen die Professoren Schweizer, Oken, Kieser und Fries. Und nun stimmte der Theolog Dürr das Lied an: Ein feste Burg ist unser Gott. Riemann aus Ratzeburg, Student der Theologie, erinnerte dann an Luther, forderte zum Kampf für Wahrheit und Freiheit auf, und schloß mit Gebet. Dann stimmte die Versammlung an: Nun danket alle Gott. — Hier war die klarere, männlichere Seite der Romantik, der Geist der Körner und Arndt zu Wort gekommen.

Aber die evangelische Kirche in Deutschland feierte niemals verständnisloser ihr Fest. Es lag etwas lähmend in der Luft. Preußen war politisch in den Vordergrund getreten. Es wurde auch kirchlich tonangebend. Der alte Plan seiner Fürsten fand keinen Widerstand mehr. Im Bewußtsein der Gebildeten waren im großen und ganzen evangelisches und reformiertes Kirchentum zusammengeflossen. Es war für die sogenannte „Union" der beiden Bekenntnisse jetzt alles fertig.

Das evangelisch-lutherische Konsistorium für Preußen aber war 1808 aufgehoben worden, trotz aller Verbriefungen.

Dies führt uns nach Berlin, dem Sitz der Aufklärung. Die Teller, Zöllner, Engel, Nicolai waren dahin. Ihre Hinterlassenschaft blieb. Eine andere Luft nur bewegte seit dem Krieg die Oberfläche. Kreise wie die des Prinzen Louis schwelgten ästhetisch. Friedrich Schlegel und damals noch Schleiermacher, schwelgten, wie des letzteren Briefe über Lucinde zeigen, mehr als ästhetisch. Romantik, Phantastik, Feier des Genius, genialer Selbstgenuß beherrschten die gebildeten Kreise.

Der ehrwürdige Oberhofprediger Sack stand noch fest da in der verständigen Trocknis des vorigen Jahrhunderts. Darum konnte er nicht nur vor fünf Jahren für den Wunsch des Königs, für die Union, schreiben. Er konnte auch, weil schwindelfrei, dem jungen Schleiermacher damals zeigen, welche Art der Gesellschaft einem Prediger nicht gezieme. Denn es dominierten die geistreichen Judenfrauen. „Die jüdischen Frauen, schreibt Schleiermacher an seine Schwester, sind fast die Einzigen, die ein offenes Haus halten. Wer

also auf eine recht ungenierte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solche Häuser einführen." De Wette, Neander wandelten „kühl" nebeneinander her. So erzählt Lücke, der als Repetent hier angestellt worden war.

Denn die Universität war gegründet. Die theologische Fakultät verpflichtete sich laut Statut vom 31. Oktober 1816, „nach der Lehre der evangelischen Kirche" die theologischen Wissenschaften fortzupflanzen. Diese neue „evangelische Kirche" war also bereits fertig gedacht. Denn von einer Ausgleichung der Verschiedenheit der dogmatischen Vorstellungen müßte — so hatte Sack gemeint — dabei durchaus nicht die Rede sein. Dem offenbar frommen Könige war es nur um endliche Einheit der Religion im Land zu thun. Er war für Ausführung seiner wohlwollenden Absichten sehr übel beraten.

Schleiermacher ging in die Staatspolitik ein, welche die Union seit zweihundert Jahren forderte. Er sagt ganz offenherzig: „Durch die Trennung wurden die Staatskräfte nur zersplittert und die Reformirten konnten so nicht frei genug wirken."

Für die Reformierten tritt er auch ein. Er schreibt am 5. Juli 1871 an Gass in Breslau: „Thue doch das Deinige, daß die Lutheraner bei Gelegenheit des Synodalwesens sehr zuvorkommende Schritte gegen die Reformirten thun. Auch ich werde hier ein möglichstes thun, daß wir als die kleine Kirche nicht zu dürftig erscheinen bei dieser Vereinigung." [186]) Für die Reformierten machte man Union.

Es kam auf Abendmahlsgemeinschaft an. Schleiermacher meinte: Es muß so sein wie in der Brüdergemeinde. „Lutheraner und Reformirte communiciren da gemeinschaftlich, ohne daß von einer Veränderung des Glaubensbekenntnisses die Rede wäre." Und der reformierte Prediger Eylert aus Hamm, jetzt Hofprediger, erzählt uns: „In der Nähe des ländlichen Schlosses stand der König still und richtete die Rede an mich: „Wichtiges verhandelt! Was Sie Alles über die kirchliche Union gesagt haben, nochmals will ich es durchdenken. Um es besser thun zu können, schreiben Sie es auf und geben Sie es mir." Bald lieferte Eylert seine Arbeit, ein neues arcanum regium, ein, bald war die nöthige Commission zusammengesetzt und Schleiermacher ihr Vorsitzender.

So machten ein aufgeklärtes Jahrhundert und ein irrender wohlwollender König die „Union". Es erschien die Order vom 27. September 1817.

Drei ernste Gelehrte sahen damals erschreckt dem Werke zu.

Am 8. November schon schrieb Solger an Keßler in Münster: „Es ist doch viel, daß erst nach dreihundert Jahren das Mittel der Kirchenvereinigung in der Vermischung der Zeichen beim h. Abendmahl entdeckt wird! Ich habe gegen die Vereinigung der Confessionen Nichts — aber auf diesem Wege sehe ich nicht ein, was daraus entstehen soll, als entweder drei Confessionen statt der zwei alten, oder der nachtheiligste Indifferentismus."

An Tieck schrieb er: „Ich kann mich nicht so beruhigen bei dieser neuen Kirchenvereinigung. Das Äußerste, was sie sagen können, bleibt immer, es habe jeder die Freiheit, sich dabei zu denken, was er wolle, und zuletzt liegt doch zum Grunde, es sei mit der Annahme der göttlichen Gegenwart nichts."

Und Tieck antwortet am 18. Dezember: „Wozu eine scheinbar äußere Vereinigung, wenn Jedem der Sinn und die Auslegung freigelassen wird? — Dies Spiel mit heiligen Zeichen und Symbolen würdigt sie herab. — Nur insofern eine Gemeinde in ein und demselben Sinn versammelt ist, bildet sie eine Gemeinde."

An Keßler in Münster schreibt wiederum Solger über das gemeinsame Nachtmahl: „Das ist das Gefährliche, daß wir Ceremonie machen sollen mit dem klaren Bewußtsein, es komme ganz und gar nichts darauf an, was man sich dabei denke. Was soll es denn bewirken, als ein Band äußerer Einheit." Und Keßler antwortet, es sei „ein wahrer, ruchloser Frevel, wenn man Männer wie den edlen Claus Harms verketzere, die nicht leiden wollen, daß alles in kalte Staatssophisterei aufgelöst werde". In der Union sei doch nichts anderes. „Laß sie immer dabei von Glauben reden, es liegen andere Grillen von politischer Einheit zu Grunde."

So an der Wiege der Union der Philosoph, der Dichter und der Staatsmann.[137])

Diese ernsten Laien durchschauten das Bedenkliche des Unternehmens. Denn „eine aus zwei Confessionen zusammengesetzte Landeskirche, in welcher jedes der beiden Bekenntnisse zu gleichem Recht besteht, kann der Natur der Sache nach keinem dieser Bekenntnisse das Recht einräumen, welches es fordern muß". Diese Landeskirche muß also das Bekenntnis, muß endlich jedes Bekenntnis in Frage stellen. Und wenn sie trotz der Verschiedenheit der Nachtmahlslehre die Glieder beider Bekenntnisse am Altar einen will

wenn ſie, um beiden es recht zu machen, dazu die Spendeformel erfindet: „Nehmet hin und eſſet, Chriſtus ſpricht: das iſt mein Leib“, — ſo iſt dies alles ſo völlig unwürdig, wie jene drei es bezeichnen.

Und ſie behielten recht, wenn ſie, wie Solger, meinten: „So wird die Herrſchaft den Ideen entriſſen und den Privatmeinungen nebſt der gemeinen Klugheit in die Hände geſpielt.“

So in den Höhen. Der Proteſt im Volk ſah anders aus. Eine Bauernfrau in einem pommerſchen Dorf hörte das heilige Sakrament nach vorangegangener Belehrung am Altar nach der unierten Spendeformel austeilen, und weinte bitterlich. Sie trat nicht zum Altar. Sie trat nie wieder zum Altar, da man ihnen den rechten Glauben genommen habe. Und ſie ſtarb ohne das Sakrament Denn ſie meinte, alle Welt ſei nun vom alten Glauben abgefallen.

In Wittenberg konnten Sätze gegen dieſe Union nicht angeſchlagen werden. Die alte ruhmreiche Hochſchule ward in dieſem Jahr aufgehoben.

Darum feierte Claus Harms in Kiel das Reformations-Jubiläum mit ſeinen Theſen. Hören wir nur die fünf erſten. Er hatte Tweſten gefragt, ob er ſie nicht herausgeben wolle? Als dieſer ſich weigerte, that er es ſelbſt. Vor Gottes Angeſicht beugte er ſich und that's.

1) „Als eine arme Magd möchte man die luth. Kirche jetzt durch eine Kopulation reich machen. Vollziehet den Act ja nicht über Luthers Gebein! es wird lebendig davon, und dann — wehe euch! — 2) Die da meinen, „brach es“ ſei ein Wörtlein von großem Reichthum, und dafür die luth. Kirche aufzugeben bereit ſtehen, ſind unwiſſender als das unbefragte Volk, das man über ſeinen Glauben doch wohl hätte befragen ſollen. — 3) Sagen: die Zeit habe die Scheidewand zwiſchen Lutheranern und Reformirten aufgehoben, iſt keine reine Sprache. Es gilt: Welche ſind abgefallen vom Glauben ihrer Kirche? die Lutheraner oder die Reformirten? oder beide? — 4) War auf dem Colloquium zu Marburg 1529 Chriſti Leib und Blut im Brod und Wein, ſo iſt er es noch 1817. — 5) Es wäre zu wünſchen, daß man in verſchiedenen lutheriſchen Ländern auch den Text zu einer Säcularpredigt hätte Luc. 15, 18: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Es fehlte alſo nicht an Warnungen aus evangeliſchen Ländern. Holſtein hatte in Claus Harms den Anfang gemacht. Von Sachſen

her warnte man gleich im folgenden Jahre. „Jede Kirche, die nicht mit dem Heiligen spielt — rief Ammon — betrachtet die Einheit des Glaubens als ein wesentliches Merkmal ihres innern Seins und Lebens; wer unter dem Vorwande, es möge Jeder für sich denken, was er wolle —, der kann zwar eine Gesellschaft von Gottesverehrern periodisch versammeln, aber zuverlässig wird sie sich nie zu einer wahren christlichen Kirche verbrüdern. — Es ist Bekenntnißpflicht für die lutherische Kirche, den Ritus der Abendmahlsfeier allenthalben einfach und lauter ihrem Glauben gemäß, also nicht im Sinn der Sacramentsgemeinschaft und zweideutig zu gestalten." — Es muß uns mit Freude erfüllen, zu sehen, wie also auch vom alten Vorort der Evangelischen, und von der Stätte der Selnecker, Weller, Geier, Hoë und Löscher aus das frivole „Spiel mit dem Heiligen", welches in der Union seinen Ausdruck fand, von Anbeginn gekennzeichnet und verworfen wurde.

Schleiermacher antwortete mit Spott. Diese Antwort war wohlfeil. Gründe waren nicht zu haben.

Es warnte auch Professor Tittmann in Leipzig. „Warum drängt man die lutherischen Christen mit der Annahme des neuen Ritus, warum entstellt man die lutherische Meinung vom heiligen Abendmahl und verunglimpft Diejenigen, welche bei dieser Meinung beharren wollen?" So schrieb er an Schleiermacher.

Der Großherzog von Mecklenburg erklärte infolge einer Anfrage von Bützow aus: „Wir finden uns bewogen, euch zu eröffnen, daß wir eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche in Unseren Landen nicht veranlaßt haben wollen."

In Bayern hatte Fr. v. Roth, der spätere Präsident des Oberkonsistoriums, „Die Weisheit Dr. Luthers" herausgegeben.

In Württemberg selbst lehnte sich der ehrliche Steudel gegen die Einführung der Union auf. „Mag es uns — sagte er — immerhin als ein Gebrechen der Gemeinde des HErrn auf dieser Erde erscheinen, daß nicht Alle in jeder Hinsicht sich gleicher Ueberzeugung und gleichen Bedürfnisses bewußt sehen; es ist ein Gebrechen, das seiner Natur nach durch das Eingreifen menschlicher Veranstaltung nicht wird gehoben werden. — Diese Einheit anbrechen zu lassen, das ist ein Werk, welches der Herr sich vorbehalten hat." So Steudel. „Sein Wahrheitssinn, — bemerkt Öhler hierzu — sträubte sich gegen die diplomatischen Künste und gegen die Verwirrung der Ge-

wissen, die ihm von einer von Oben her dictirten Union unabtrennbar schien."

Wir wissen, daß keine Warnung fruchtete. Preußen riß sich von der Gemeinschaft der evangelischen Kirche los. Es unternahm eine Neubildung. Baden, Nassau und Waldeck, Rhein-Bayern folgten.

Man hatte die Universität Wittenberg aufgelöst. Eine neue zu Bonn ward gegründet. Ihre theologische Fakultät „bekennt sich zur unierten evangelischen Kirche". — In Wittenberg aber eröffnete man am 31. Oktober 1817 die Schloßkirche als Kirche eines unierten Predigerseminars. Sie war damit der Lehre entzogen, welche dreihundert Jahre hindurch in ihr die allein berechtigte war. Und Nitzsch, der jüngste der Lehrer der alten ruhmreichen Hochschule, stimmte auf dieser Stätte ein Festlied an, in welchem er die „reine Lehre" pries.

Die Union war eingeführt. Schleiermacher war ihr Vater und Vertreter. An ihn lehnt sich die Konsensustheologie in engerem und in weiterem Sinn. Wir werden zuerst jene betrachen, dann erst diese. Für das Unionsgebiet aber, für die Länder, in denen die Union rechtlich Bestand gewann, bilden beide zusammen die Partei der positiven Union, das Zentrum, gegenüber der Rechten und der Linken.

Betrachten wir, wenn auch nur im Vorübergehen, die auf dem Gebiet nun unierter Landeskirchen, und darüber hinaus, sich entfaltende Theologie, so überschreiten wir unsere eigentliche Aufgabe, welche uns auf die evangelische Kirche beschränkt. Aber die Theologie dieser Kirche stand nie isoliert. Wir finden sie also auch in beständiger Wechselwirkung mit der unierten, welche, wie wir sehen werden, Arbeiten zeigt, die, an sich betrachtet, unsere höchste Achtung fordern, während wir zu unserer bleibenden Trauer von ihr und ihren Zielen sachlich konfessionell abgegrenzt sind. Es sind Grenzen, welche brüderliche Liebe und persönliches Wohlwollen dagegen gern dankbar überschreiten.

Aus den mondbeglänzten Weihern der Romantik und dem weiten Ozean der absoluten Substanz stieg für die aus dem Schiffbruch des Rationalismus sich Rettenden ein Eiland, eine neue Philosophie und Theologie in engster Verbindung. Ihr Haupt und Vertreter ist Schleiermacher. Aus dem Spinozismus kam er, und entkam ihm nie. „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza!" Dies Wort wird immer hindurchklingen,

wenn wir die Schriften dieses bedeutenden und geistvollen Mannes lesen.

Schleiermacher hatte die Aufgabe, auf dem Boden des umgebenden Pantheismus mit und durch sich weiter und höher zu führen. Er konnte den Gebildeten seiner Zeit sagen: „Mein Gott ist das Universum, die Einheit des Alls, die unser Gefühl berührt und uns unsere Unendlichkeit geistig empfinden läßt. Das wahre Wesen der Religion ist die Gottheit in der Welt, die Eins ist und Alles zugleich." Aber er wollte auch weiter führen. Daß er's versuchte, das ist seine Bedeutung. Daß er's nicht vermochte, ist sein Verhängnis. Immer bleibt ihm Gott das Universum, wenn er auch den Ausdruck fallen läßt. Unzähligen, wie einem Klaus Harms, gibt er mit dem Hinweis auf die Unmittelbarkeit des Gefühls „den Stoß zu einer ewigen Bewegung". Denn er zeigt zwingend die Armseligkeit derer, welche die Notwendigkeit der Religion nicht begreifen, oder durch logische Arbeit sie begreifen zu müssen glauben. Immer aber führt er seine Hörer doch nur im Vorhof herum. Sie sehen die Bilder der Majestät Gottes und seiner Hände Werk. Ihn selbst aber als einen Lebendigen und darum auch Persönlichen finden sie nicht. Seine Stimme hören sie nicht, und in Verkehr mit ihm treten sie nicht. Denn es fehlt Schleiermacher das eine Wort: Sünde. Wird es aber hinzugebracht, so sprengt es sein ganzes System.

Es ist ein Verdienst, daß Schleiermacher in der „kurzen Darstellung des theol. Studiums" den Begriff kirchlicher Theologie einmal wieder in Erinnerung bringt, einer Theologie, die der Kirche entwächst, um der Kirche zu dienen. Es ist ein großes Verdienst. Aber in seiner Glaubenslehre macht er von diesem richtigen Standpunkt keinen Gebrauch. Das „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit", worauf er gründet, gilt ihm als unmittelbares Selbstbewußtsein. Das verstehen wir. Aber von wo aus ist es gesetzt und bestimmt? Nicht von der Welt her, sondern von Gott, vom Absoluten. Und schließt dieses, sagen wir nochmals, auch Persönlichkeit ein? Das eben erfahren wir nicht. Aber Christus steht in der Mitte des Systems. Er ist Urbild. Er hebt die Hemmung des höheren Selbstbewußtseins in uns auf. So erlöst er. Aber wer ist dieser Erlöser, da wir nicht wissen, wer Gott ist? Das ergibt sich nicht aus dem frommen Gefühl. Dieses „Prinzip" versagt demnach. Es fehlt also am Grund der Dogmatik, welche nur aus diesem doch

entsteigen, Ergebnis der Selbstaussage des christlichen Bewußtseins sein soll.

Aber irren wir nicht? Gelangt Schleiermacher nicht zu einer Theologie der „Kirche"? Allerdings, und durch einen Sprung.

Er akkommodiert sich. „Eine Bearbeitung, welche sich jetzt auf die eigentliche Grundform beschränken wollte, würde an das Bisherige sich gar nicht anschließen, aber eben deshalb auch wenig brauchbar sein." Er akkommodiert sich. Er fühlt den Mangel. In seine pantheistische Dialektik getaucht sehen die Dinge den Dogmen der Kirche aus der Ferne gesehen ähnlich. Aber immer ist und bleibt man in den Fluß der Anschauung gebunden, in welchem die Willensfreiheit aufgelöst ist. Man taucht auf einem Punkt aus dem Pantheismus fast auf. Wir meinen in der Lehre von Christo. Aber die Fäden des hier durchlöcherten Gewebes bleiben auf dem ganzen übrigen Bau der Dogmatik liegen. Ja, auch nicht einmal auf diesem Punkt ist etwas gewonnen. Abgesehen davon, daß die vom Verfasser beseitigte Trinität dem Erlöser den göttlichen Grund entzieht, dieser Erlöser erscheint überhaupt nur als der Idealmensch. Und so ist das Christentum nicht Neuschöpfung auf Grund der Sühne. Es ist nur höchste Entfaltung des vorhandenen, nur gehemmten, irdischen Lebens. So kommt es, daß Schleiermacher statt der Stellvertretung nur Gemeinschaft mit Christo kennt, daß der Heilige Geist ihm nur der Gemeingeist der christlichen Kirche ist.

Aber — es war mit der „Dogmatik" von 1821 eins geschehen. Es war erklärt, wo der Sitz der Religion sei. Nicht das Wissen ist es. Es macht gelehrte Köpfe und dürre Kompendien. Nicht das Thun ist es. Es macht nützliche, aber kalte Tugendexemplare. Nein, das Gefühl ist es. Und dieses ergreift aus schlechthiniger Abhängigkeit heraus die Person des Erlösers. Hier die Grundlage für die späteren Glaubenslehren. Das romantische Dämmerlicht des Pantheismus aber ist es, in welchem sie sich bewegen. Religion ist — „ein Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittelung des menschlichen Geistes".

Das paßte durchaus zu dem Berlin Hegels, in welchem Leopold von Ranke im Oktober 1827 an Heinrich Ritter schrieb. „Man ist in ganz Deutschland über den schädlichen Einfluß der sophistischen, in sich selbst nichtigen und nur durch den Bannspruch seltsamer

Formeln wirksamen Philosophie, die unsere Universität regiert oder regieren will, einer Meinung und voll Furcht."

Niemals taucht Schleiermacher aus diesem Dämmerlicht auf. Selbst nicht bei seinem feierlichen Abscheiden am 12. Februar 1834. Es ist ergreifend. Er segnet mit den Einsetzungsworten des Herrn Brot und Wein, und spendet den Seinen. Die Kinder knien an der Thür des Nebenzimmers. Sich selbst spendet er auch das gesegnete Brot. Sich selbst segnet und spendet er aber statt des Weins: Wasser. Der Akt ist ergreifend, aber er zeichnet auch die Stellung zur Kirche.

Versuchen wir nun die im engern Sinn an Schleiermacher sich lehnende, der Identitätsphilosophie ergebene Theologie zu zeichnen.

Jenes tritt nicht immer sofort und überall hervor. Aber das tritt hervor, daß sie Vermittelungstheologie ist. Sie will zwischen der Offenbarung und dem Zeitbewußtsein, auch zwischen evangelischer und reformierter Dogmatik vermitteln. Ihr gilt Schleiermachers Satz, daß die Trennung der evangelischen und reformierten Konfession „nicht hinreichend begründet gewesen ist, indem die Lehrverschiedenheiten keineswegs auf eine Verschiedenheit der frommen Gemüthszustände selbst zurückgehen". Das ist der Kanon dieser Theologie. Sie muß sich auch darum im Kreise bewegen, weil sie praktisch an eine Kabinettsorder gebunden ist. Aber sie kann auch innerlich nicht anders. Sie muß seit 1817 die Hauptsache in dem Christentum suchen, „worin beide Confessionen eins sind". Sie muß den Konsensus suchen. Und dieser ist nicht zu finden, da er nicht existiert. Aber sie sucht. Und dabei zeigt sie denn allerdings eine Reihe höchst lehrreicher spekulativer Arbeiten überhaupt.

In seinem Haus, dessen Garten sich zum Rhein hinabsenkt, den Blick auf das Siebengebirg, im Umgang mit Bethmann-Hollweg, Arndt, Bleek, finden wir 1829 in Bonn Professor Nitzsch. In diesem Jahre schrieb er sein oft erweitertes „System der christlichen Lehre". Den dritten Teil, die Lehre vom Heil, möchten wir, die „unterpfändlichen Bundeszeichen" abgerechnet, — ein Meisterwerk nennen.

In Wittenberg hatte er als Diakonus an der Stadtkirche gearbeitet. Er hatte nach Aufhebung der Universität mit Heubner am Predigerseminar gedient. Dann war der Schüler Schleiermachers

nach Bonn berufen. Er ist der tiefsinnigste dieser Schüler des Meisters. Er vertritt die biblische Seite der dogmatischen Erkenntnis. Glaubens- und Sittenlehre verbindet er wieder. Es zeichnet seine Stellung, was er später über die evangelische Lehre sagt. Er ist umsichtig genug, einzuräumen, daß sie sich „gar wohl halten läßt". Nur müsse sie die absolute Ubiquität aufgeben. Sie kann sich halten, wenn sie ferner für das Abendmahl „sich der einseitig spiritualistischen Beziehung der Wirkung des Genusses im Empfangenden entledigte, — wenn sie mit Martensen und nicht mit Kahnis ginge".[138]) Man muß gestehen, daß Nitzsch hier und im Folgenden treffende Winke gibt, sowie denn die Feinheit seines Urteils auf gegebenem Grunde — von der Seite der Evangelischen aus nie beanstandet, sondern immer mit Freude, soweit wir sehen, aufgenommen worden ist.

Reden wir von Twesten. „Ich nehme meinen Stand mehr in, Sie mehr über dem christlichen Bewußtsein" — schrieb er an Schleiermacher. So gibt er seine „Vorlesungen über die Dogmatik der evangel.-luth. Kirche" von 1826. Denn diese Kirche ist nicht „ein verdorrter und abgestorbener Baum". Ihre Dogmatik ist also auch nicht abgeschlossen. So finden wir in der Arbeit Twestens einen Versuch der Rückbildung in die alte kirchliche Theologie. So trat er 1835 in Berlin neben Marheineke, zugleich als Professor und Oberkonsistorialrat. Und er tritt über den Subjektivismus Schleiermachers weit hinaus. Er fußt auf der Lehre von der Wiedergeburt. Und damit hat er allerdings der Theologie ihr Gebiet der Philosophie gegenüber gesichert. Was bei Schleiermacher durcheinander fließt, hier scheidet es sich. Twesten ist darum der am meisten kirchliche Schüler Schleiermachers.

Der dritte der Reihe ist Julius Müller. Es war Tholuck, welcher in Breslau, seinem und Schleiermachers Geburtsort, auf Müller den bedeutendsten Eindruck machte. Nun erklärte der Schönbrunner Pfarrer dem Breslauer Konsistorium: „Ich kann nicht gegen mein Gewissen und den Willen Christi wie ich ihn erkenne, und sollte es mich Alles kosten." Er wollte die unierte Agende nicht annehmen. Seine Berufung nach Göttingen entzog ihn dem Kampfplatz, den wir noch schildern werden. Seine Überzeugung verleugnete theoretisch Müller auch in Marburg und Halle nicht. In seiner „Lehre vom Wesen und Grunde der Sünde" 1839 ward er freilich zu jenem Mißgriff getrieben, ihre Entstehung in einen vor-

zeitlichen Fall der Menschenseele zu legen. Aber er hat den Begriff Sünde positiv vertieft.

In dem Jahre, in welchem Schleiermachers Dogmatik erschien, erschien auch „der heilige Chrysostomus" von Neander. Auch dieser liebenswürdige zerstreute Gelehrte an Schleiermachers Seite in Berlin, der Geschichtschreiber des Lebens Jesu und der „Kirche des apostolischen Zeitalters", gehört hierher. Seine „Allg. Geschichte der christl. Religion und Kirche" ward später abgeschlossen. Geschlossenen Auges auf dem Katheder wie auf der Straße, dem wirklichen Leben entfremdet, bevölkerte er die Geschichte, die bei ihm oft wie eine Gallerie erscheint, und der Darstellung des die Einzelnen tragenden Gedankens entbehrt, mit milden asketischen Gestalten. Übrigens läßt er es dahingestellt, ob Jesus wirklich Tote erweckte, oder Scheintote behandelte, ob er Wasser in Wein verwandelte, oder dem Wasser nur Kräfte des Weins mitteilte. Das Gefühl leitete Neander ebenso zu seinen Schwankungen bei Bestimmung der neutestamentlichen Geschichtsbücher.

Auch Lücke dürfen wir hierher rechnen. Er war 1827 von Bonn als Professor nach Göttingen berufen. Hören wir Dahlmanns Urteil: „Es ist eine liebenswürdige Natur in ihm, aber er hat keine einfachen Ueberzeugungen. Alles complicirt sich in ihm." Wir finden dies für diese kirchliche Richtung überhaupt bezeichnend. Doch auch das hatte er von Schleiermacher, daß er die Theologie in enger Verbindung mit der Kirche halten will. Dies zeigt auch das, was er 1845 zur Dogmatik schrieb.

Verfolgen wir diese Theologie bis zu einem Endpunkt. Wir wissen, daß Nitzsch recht eigentlich der Mann der Union war. Er schuf, nach Berlin versetzt, für die Generalsynode von 1846 das Ordinationsformular. Es wurde zu den Akten gelegt. Es hatte die übernatürliche Geburt, die Höllenfahrt, die Wiederkunft zum Gericht, die Auferstehung des Fleisches der Vermittelung wegen gestrichen. Und 1852, wo man die itio in partes durchführen wollte, bekannte sich Nitzsch für die Konsensusunion ausschließlich. Schrieb er doch auch für sie im folgenden Jahre sein „Urkundenbuch". Für das Abendmahl sollte der Konsensus so ausgedrückt werden: „Wir lehren daß im h. Abendmahl Christi Leib und Blut zur Stärkung des, Glaubens, zur Nahrung des Lebens, das wir in ihm und von ihm haben sollen, genossen werde."

„Die Harmonie seines Wesens war nicht — sagt Beyschlag — nur eine Anlage seiner Natur, sondern ebenso sehr eine große sittliche Errungenschaft." So war Nitzsch. Darum sein Sehnen nach einer Harmonie, welche auf seinem Wege nie zu vollziehen ist. Auch so ist er der Union Vertreter und Vorbild.

Die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" war der Sammelpunkt der Arbeit für ihre Rechtfertigung. Julius Müller, Sack, Nitzsch und Lücke standen in erster Linie. Letzterer fand es in seiner Kritik von Martensens Dogmatik „unbegreiflich", daß für den dänischen Bischof „die Idee der allgem. evangel. Kirche — gar keine Realität" habe.

Verfolgen wir weiter diese Theologie, und in ihr die durch die Union von ihrem Standort gelösten Elemente evangelischer Lehrgestaltung. In jenem Amalgam sind sie nun auch auf altreformiertem Boden zu finden. Wir meinen die Mittelpartei, die der positiven Union. Später werden wir ihren rechten und linken Flügel ins Auge fassen.

Die unierte Konsensustheologie fühlt sich an kirchliches Bekenntnis nicht gebunden. Sie fußt auf dem Monismus der Identitätsphilosophie überhaupt. Die Fakultäten Berlin, Bonn, Heidelberg sind ihre eigentliche Heimat. Die kirchlich unierten Gebiete Deutschlands sind ihre Stütze. Auf diesem Grunde ergeht sie sich in freien Versuchen, in denen die evangelischen Gedankenzüge immer wieder auftauchen, und weitaus, wenn auch als lösliche Elemente, in erster Linie. Das macht diese Theologie zu derjenigen der „positiven Union".

In Nürnberg hatte Hegel seine Wissenschaft der Logik geschrieben. Auf dem Umweg über Heidelberg nahm er seinen Lehrstuhl in Berlin. Der Pantheismus war durch Minister Altenstein eine Art Staatsphilosophie geworden. Und diese mit ihrem Reichtum und ihren Gefahren in das wissenschaftliche Leben der Kirche zu führen, war seit Schleiermacher naheliegend.

Es war am 14. November 1831, als Hegel starb. Marheineke stand an seinem Sarg und redete. „Wer, — so sagte er, — wie dieser König im Reiche des Gedankens einen neuen Bau des Wissens gegründet hat, der hat sich eine Unsterblichkeit errungen wie Wenige."

Es war weniger Wissen, als Wünschen, daß Hegel das Jenseitige im Menschen erst zum Bewußtsein kommen ließ. Aber er hatte gegeben, was die Theologie verwenden kann. Nur nicht so freilich, wie sie es hier that. Hegels Methode ist diese, das Ding, das geschichtlich Geschehene zur bloßen Erscheinungsform einer „Idee" herabzusetzen, auf die allein es ankommt, und im Gegensätzlichen bloße „Momente" zu finden, die in einem Höheren und Dritten aufzugehen haben. So sind Evangelisches und Reformiertes denn Momente, die im Dritten, der königlich angeordneten Union bewahrt sind, wenn sie auch verschwinden. Dies die Methode, Unbequemes und geschichtlich Sprödes „aufzuheben".

Aber möge uns Daub die Brücke auch jetzt bilden.

Hegel, vor seinem Gang nach Berlin in Heidelberg lehrend, hatte ihn angeregt. Und er schrieb „das wundervolle Scheusal". Es ist sein Judas Ischarioth von 1818. „Das Böse ist zwar in der Schöpfung, aber es ist nicht aus ihr, sondern aus sich selbst werdend, es ist die Position seiner selbst, folglich nicht nur die Negation des Guten, sondern auch die Opposition gegen dasselbe." Allerdings ein unvollziehbarer Gedanke. Nach Strauß ist es eine Sackgasse, nach Gass eine Irrfahrt in die alte Gnosis. Nun, Daub malte seinen Judas symbolisch-mythologisch aus. — Um Jesum als den Prototypos eines jeden Menschen anzuerkennen, hat er uns dann „die unmittelbarste Veranlassung gegeben".

Kirchenrat Schwarz stand Daub und Creuzer nahe. Das hatte ihn nicht gehindert, 1816 eine Dogmatik zu schreiben, welche nach Schleiermachers Zeugnis die erste Bearbeitung der Glaubenslehre für die Union ist. Mit Daub war er dann 1821 zur Synode, welche die badensche Union einführte, in Karlsruhe. Auch sein Vorschlag, den Empfang der heiligen Güter als „mit" Brot und Wein agendarisch zu bestimmen, ging durch.

Von Heidelberg her kam, voll von Hegel, Marheineke nach Berlin.

Vielleicht war er es, der zuerst Planck gegenübertrat. In seiner „Geschichte der deutschen Reformation" klingt einmal wieder eine markige Stimme. In seinen „Grundlehren der christlichen Dogmatik" 1819 aber verhüllt sich der Aufbau in dem monistisch-mystischen Zwielicht der Romantik. Gott ist Einheit von Sein und Denken, und die Seelen der Menschen sind — seine Erscheinungen. „Wie

das Sein der Grund des Werdens, so ist Gott der Grund der Welt." Aber wie kommt das Sein zum Werden? So fragen wir. Und wie der ernste Marheineke zu einer Welt, die nur die Fortsetzung Gottes und wesentlich Gott selbst ist? Das ist die Macht der Hegelschen Logik. Zum Begriff der Persönlichkeit bringt Marheineke nur vor, wenn er an Satan kommt. So handhabt er denn, allerdings mit einer gewissen Grandezza, wie Strauß boshaft bemerkt, die heiligen Gefäße der Kirche. Er zuerst nennt „Sekte", was der Staat nicht anerkennt.

Wir kehren nach Heidelberg zurück. Die alte reformierte Hochschule sah auch Richard Rothe. Er war auf dem Breslauer Gymnasium gebildet. Später hatte er dort in dem Graf Gröben'schen Hause mit Scheibel und Steffens verkehrt. In Rom ging er als Gesandtschaftsprediger mit Bunsen umher. Dann nahm er einen Ruf nach Wittenberg an, dann nach Heidelberg. Und hier arbeitet er bis 1848 seine dreibändige „Ethik" aus.

Vieles erinnert an Oetinger. Natur ist ein dem Geiste Einwohnendes. Gott ist Einheit von Gedanke und Dasein. Und vieles erinnert an Schelling. Das Christentum ist mehr, als Religion. Es ist „ein ganzes, volles, neues menschliches Leben und Dasein, eine ganz neue Geschichte unseres Geschlechts, ja eine ganz neue Periode im Verlauf der Schöpfung". — Aber Rothe geht seinen eigenen Weg. Er will von Gott selbst aus niederwärts führen. Er will Theosophie. Im „Kämmerchen der Theosophen", dicht neben Oetinger, will er den Platz sich angewiesen wissen. Seine Eigentümlichkeit ist, daß er nur Gott volle Persönlichkeit zuschreibt. Gott setzt sich als Ich. Dann setzt er sein Nichtich. Es ist die Materie. Diese Endlichkeit ist Schranke und duldet kein Personsein. Das Weltall beginnt als Materie, welche, immer unter göttlicher Einwirkung, staffelförmig sich bis zum Menschen aufbaut. Und das Ende ist, daß die Materie — Geist wird. Diese Arbeit der Umwandlung fällt dem Menschen zu, indem aus der Materie die Persönlichkeit endlich hervorbricht. Die moralische Schöpfung beginnt nun statt der physischen. Die sittliche Selbstbestimmung des Menschen ist „Erzeugen von heiligem Geist in dem betenden Individuum".[139]) Diese schreitet fort und damit der „Selbstvergeistigungsprozeß" des Menschen. Die Erde wird dadurch endlich Himmel. Damit ist die Sünde abgethan, die vorzugsweise in der Materie ihren Grund hat. Diese muß also aufgehoben wer-

Es war weniger Wissen, als Wünschen, daß Hegel das Jenseitige im Menschen erst zum Bewußtsein kommen ließ. Aber er hatte gegeben, was die Theologie verwenden kann. Nur nicht so freilich, wie sie es hier that. Hegels Methode ist diese, das Ding, das geschichtlich Geschehene zur bloßen Erscheinungsform einer „Idee" herabzusetzen, auf die allein es ankommt, und im Gegensätzlichen bloße „Momente" zu finden, die in einem Höheren und Dritten aufzugehen haben. So sind Evangelisches und Reformiertes denn Momente, die im Dritten, der königlich angeordneten Union bewahrt sind, wenn sie auch verschwinden. Dies die Methode, Unbequemes und geschichtlich Sprödes „aufzuheben".

Aber möge uns Daub die Brücke auch jetzt bilden.

Hegel, vor seinem Gang nach Berlin in Heidelberg lehrend, hatte ihn angeregt. Und er schrieb „das wundervolle Scheusal". Es ist sein Judas Ischarioth von 1818. „Das Böse ist zwar in der Schöpfung, aber es ist nicht aus ihr, sondern aus sich selbst werdend, es ist die Position seiner selbst, folglich nicht nur die Negation des Guten, sondern auch die Opposition gegen dasselbe." Allerdings ein unvollziehbarer Gedanke. Nach Strauß ist es eine Sackgasse, nach Gass eine Irrfahrt in die alte Gnosis. Nun, Daub malte seinen Judas symbolisch-mythologisch aus. — Um Jesum als den Prototypos eines jeden Menschen anzuerkennen, hat er uns dann „die unmittelbarste Veranlassung gegeben".

Kirchenrat Schwarz stand Daub und Creuzer nahe. Das hatte ihn nicht gehindert, 1816 eine Dogmatik zu schreiben, welche nach Schleiermachers Zeugnis die erste Bearbeitung der Glaubenslehre für die Union ist. Mit Daub war er dann 1821 zur Synode, welche die badensche Union einführte, in Karlsruhe. Auch sein Vorschlag, den Empfang der heiligen Güter als „mit" Brot und Wein agendarisch zu bestimmen, ging durch.

Von Heidelberg her kam, voll von Hegel, Marheineke nach Berlin.

Vielleicht war er es, der zuerst Planck gegenübertrat. In seiner „Geschichte der deutschen Reformation" klingt einmal wieder eine markige Stimme. In seinen „Grundlehren der christlichen Dogmatik" 1819 aber verhüllt sich der Aufbau in dem monistisch-mystischen Zwielicht der Romantik. Gott ist Einheit von Sein und Denken, und die Seelen der Menschen sind — seine Erscheinungen. „Wie

das Sein der Grund des Werdens, so ist Gott der Grund der Welt." Aber wie kommt das Sein zum Werden? So fragen wir. Und wie der ernste Marheineke zu einer Welt, die nur die Fortsetzung Gottes und wesentlich Gott selbst ist? Das ist die Macht der Hegelschen Logik. Zum Begriff der Persönlichkeit bringt Marheineke nur vor, wenn er an Satan kommt. So handhabt er denn, allerdings mit einer gewissen Grandezza, wie Strauß boshaft bemerkt, die heiligen Gefäße der Kirche. Er zuerst nennt „Sekte", was der Staat nicht anerkennt.

Wir kehren nach Heidelberg zurück. Die alte reformierte Hochschule sah auch Richard Rothe. Er war auf dem Breslauer Gymnasium gebildet. Später hatte er dort in dem Graf Gröben'schen Hause mit Scheibel und Steffens verkehrt. In Rom ging er als Gesandtschaftsprediger mit Bunsen umher. Dann nahm er einen Ruf nach Wittenberg an, dann nach Heidelberg. Und hier arbeitet er bis 1848 seine dreibändige „Ethik" aus.

Vieles erinnert an Oetinger. Natur ist ein dem Geiste Einwohnendes. Gott ist Einheit von Gedanke und Dasein. Und vieles erinnert an Schelling. Das Christentum ist mehr, als Religion. Es ist „ein ganzes, volles, neues menschliches Leben und Dasein, eine ganz neue Geschichte unseres Geschlechts, ja eine ganz neue Periode im Verlauf der Schöpfung". — Aber Rothe geht seinen eigenen Weg. Er will von Gott selbst aus niederwärts führen. Er will Theosophie. Im „Kämmerchen der Theosophen", dicht neben Oetinger, will er den Platz sich angewiesen wissen. Seine Eigentümlichkeit ist, daß er nur Gott volle Persönlichkeit zuschreibt. Gott setzt sich als Ich. Dann setzt er sein Nichtich. Es ist die Materie. Diese Endlichkeit ist Schranke und duldet kein Personsein. Das Weltall beginnt als Materie, welche, immer unter göttlicher Einwirkung, staffelförmig sich bis zum Menschen aufbaut. Und das Ende ist, daß die Materie — Geist wird. Diese Arbeit der Umwandlung fällt dem Menschen zu, indem aus der Materie die Persönlichkeit endlich hervorbricht. Die moralische Schöpfung beginnt nun statt der physischen. Die sittliche Selbstbestimmung des Menschen ist „Erzeugen von heiligem Geist in dem betenden Individuum".[139]) Diese schreitet fort und damit der „Selbstvergeistigungsprozeß" des Menschen. Die Erde wird dadurch endlich Himmel. Damit ist die Sünde abgethan, die vorzugsweise in der Materie ihren Grund hat. Diese muß also aufgehoben wer-

den. Der Erlöser ist Geschöpf Gottes in Maria. Gott wird er erst mit seiner Entschränkung oder Himmelfahrt. Er „vollzieht seine Einheit mit Gott mittelst seiner schlechthin normalen Lebensentwicklung". Nach der Himmelfahrt erst ist er ganz von Gott erfüllt, wahrer Gott. Nun wirkt er durch seinen verklärten Leib, in den er aufnimmt, fort. So wird die Kirche gebildet. Sie wird alle Kreise der sittlichen Welt durchdringen. Dann wird sie im Staat aufgehen. Dieses Aufgehen bereitet aber die Union glücklich vor. „Denn die Union ist in Wahrheit nichts Anderes, als ein bedeutsames Moment in der Auflösung unserer evangelischen Kirche, ein erster im Großen gemachter Versuch — sich ohne eine Kirche im strengen Sinn des Worts zu behelfen."

Aber warum soll auch die Kirche nicht im Staat aufgehen, wenn dieser nach Hegel „die Totalität der sittlichen Zwecke" ist? — So wird Rothe endlich zum Sprecher des Protestantenvereins.

Ein kindlich frommes Gemüt. „Betet für mich!" — bat er die jungen Studenten am Schluß des Semesters. Es kennzeichnet. Am 20. August 1867 starb er.

Ullmann war 1819 als Dozent in Heidelberg eingetreten. Er zeigt recht eigentlich das Wesen der Vermittelungstheologie. Das bemerkt man weniger in seiner „Sündlosigkeit Jesu", mit der er Strauß geistvoll gegenüber tritt. Desto mehr später, im „Wesen des Christenthums". — Die „Reformatoren vor der Reformation" können als solche vor der strengen Geschichte nicht bestehen. Es ist nicht genug beachtet, wie sie treue Söhne ihrer Kirche waren und blieben. Seine Schrift von 1845 „Für die Zukunft der ev. Kirche Deutschlands" enthält, wie wir noch sehen werden, Treffliches. Mit Umbreit begründete er die „Theol. Studien und Kritiken".

Ein junger Mann trieb im Fuhrmannskittel mit der Peitsche in der Hand die Rosse an. Und 1854 finden wir ihn als Professor in Bonn. Es ist J. P. Lange, wie Sack reformiert. Er hat dogmatisch einen gewissen Realismus geistreich gepflegt, welchen die Realität des Auferstandenen eben doch fordert. „Christus in seiner Auferstehung ist ein lebendiges Exemplar des überirdischen Lebens, der verklärten, unvergänglichen Erscheinungen am Thron Gottes. Diese einzige Gestalt fordert eine ganze Welt, welche ihr conform sein muß." In den „vermischten Schriften" finden wir Anregungen, die durchaus nicht hinreichend gewürdigt sind. Die Mitte seiner Dogmatik ist der

Gottmensch, das Alles erleuchtende Licht. Hier indes treten auch die Spuren der Identitätsphilosophie auf. „Die Welt ist nicht bloße Welt, sondern in ihrem innersten Wesen Selbstoffenbarung Gottes — göttliche Zeugung.“ Höchst anregend ist die kleine Schrift, vielleicht seine letzte, „Menschen- und Selbstverachtung“ 1879.

Auf dem Wege nach Berlin sprechen wir noch einmal in Halle vor. Wir erwähnten Tholuck nur, als er dort ein Loch ins rationalistische Eis schlug.

„Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts“, welches er 1853 herausgab, zeigt ebenso wie das gleichfalls umfassende „Geist der luth. Theologie Wittenbergs“ — seine konfessionelle Stellung. Guericke sagte, Tholuck habe darin eine Menagerie aufgestellt. Die Arbeit hat dem Verfasser Achtung, wie er bekennt, vor der Arbeit der evangelischen Dogmatiker eingetragen. Wittenberg ist ihm „die Vorkämpferin haderſüchtiger Theologie“. Aber er selbst gibt uns Mitteilungen, welche diese „Streitsucht“ als solche in Frage stellen. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigt selbst in einem Myslenta noch Züge, welche den Streit als aufgedrungen erscheinen lassen.

Endlich mögen wir auch sein Zeugnis an die Fakultät nicht vergessen, als Professor Guericke entsetzt wurde. „Die lutherische Kirche — schrieb er — hat rechtliche Existenz im Staat. Die Union soll freiwillig sein. Stehen diese zwei Punkte fest, und eine Anzahl Lutheraner will sich nicht uniren, so muß man ihnen dieses zugestehen.“ Ja er konnte nicht finden, „was widerrechtlich darin sei“, wenn die Nichtunierten sich zu unabhängiger Kirchenbildung zusammenschließen wollten. — Über Tholucks Wunder- und Inspirationsbegriff schweigen wir gern.

Gehen wir nach Berlin. Zur Hegelschen Rechten gehört mit Marheineke und Daub der treffliche Göschel. In seinem „Von Gott, dem Menschen und dem Gottmenschen“ 1838 ist er überzeugt, daß das Wesen des Gattungsbegriffs den Gottmenschen als seine Verwirklichung fordere. Allerdings zerstört er damit, wie Dorner mit seinem Kollektivbegriff der Menschheit, das Wesen der Persönlichkeit.

Die sehr wertvolle „Geschichte der protest. Dogmatik“ von Gaß kam seit 1854.

Im Jahre vorher war der zweite Teil der „Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi“ in Berlin erschienen. Hierher wurde Dorner von Göttingen berufen. Seinen Zug zum

Pantheismus zeigt schon die Äußerung im Brief an Martensen, daß Gott „nur mittels der freien Entäußerung an die Welt das tiefste Insichsein gewinnt". — Und so setzt sich denn in Dorners Christologie der Logos „in seinem Sein bis zur Adäquatheit mit dem embryonalen Leben eines Kindes herab". — Und zwar so: „Das Göttliche, welches oder sofern es bei der Wahrheit menschlichen Wesens zumal, bei dem embryonalen Anfang noch nicht Raum hatte für menschliche Aneignung, ist also auch noch nicht Mensch geworden von Anfang, sondern es bildet für das anfängliche Resultat jedenfalls noch keinen constituirenden Factor." [140])

Die Tübinger wie weiland die Gießener würden eine solche Natureneinheit, die keine ist, staunend betrachtet haben. Noch mehr freilich diejenige von Geß. Er ging in seiner „Lehre von der Person Christi" 1856 dazu fort, den Logos sein Selbstbewußtsein zum Zweck der Menschwerdung selbst auslöschen zu lassen.

Übrigens ist der ehrwürdige Dorner über sich hinausgegangen. Denn die Grundlage eines Gottesbegriffs gab er in einem vortrefflichen Aufsatz: „Lehre von der Unveränderlichkeit Gottes." Er erschien 1858. Das göttliche Sein, heißt es hier, könnte nicht lebendig, sondern nur starre, tote Substanz, oder ein ebenso lebloses Gesetz sein, wenn es regungslos in sich, ohne den realen Unterschied des setzenden und gesetzten Lebens wäre. Und zugleich setzt Dorner unter diesen Setzungen in Gott „ein Analogon von Natur". Jedenfalls waren ihm hier die immanenten Bedingungen für „das tiefste Insichselbersein" gegeben. Er brauchte die Welt nicht zu Hilfe zu nehmen. —

In seiner „Geschichte der Protestantischen Theologie" 1867 erweicht er dann die evangelische Geschichte so, daß sie Fußgestell für Schleiermacher wird. Hierfür mußte er die Rechtfertigung aus dem Glauben zu einem den ganzen dogmatischen Bau allein bestimmenden Prinzip machen. Nun waren die, hieraus doch nicht abzuleitenden, Sakramente einfach zur Seite geschoben. Das Ganze der protestantischen Theologie wurde nun eine „Verherrlichung Schleiermachers in seinen Schülern, zunächst denjenigen, welche sich mit Dorner zur Consensus-Union bekennen". So einsichtig der Katholik Hagemann. Das Buch sei „ein Stück Staatstheologie". — Die Christliche Glaubenslehre 1879 leitet auf richtige Ansichten über das trinitare Leben. Nur wird an dem Satz, die zweite Person habe auch ohne Eintritt der Sünde Mensch werden müssen, festgehalten.

Diese Reihe der Konsensus- und Vermittelungstheologen bildet die Mitte und Mittelpartei. Sie ist Partei der positiven Union. Sie schiebt sich bis zum Ende des Jahrhunderts fort. Dorner und Lange starben erst 1884.

Ihr gegenüber und neben ihr in demselben Gebiet finden wir auch konfessionelle Theologie. Jene war die Mitte der Aufstellung. Diese ist der rechte Flügel.

Die Hahnsche Disputation zu Leipzig und die Eröffnung der Evangelischen Kirchenzeitung von 1827 hatten den Stein in den See geworfen. Die Elemente brausen auf und scheiden sich. Schon im folgenden Jahre gründet die Mittelpartei die „Theologischen Studien und Kritiken". Hahn aber, in Breslau Generalsuperintendent, begründet seine Stellung mit einem Lehrbuch des christlichen Glaubens und bekennt, „daß die Glaubenszeugnisse der luth. Kirche welche auf den Bekenntnissen der alten, noch nicht in die römische und griechische zerspaltenen wahrhaft katholischen Kirche ruhen, den adäquatesten Ausdruck des Evangeliums nach der Verkündigung des Herrn und seiner Apostel enthalten".

Spekulativ ist Hengstenberg der gerade Gegensatz zu Schleiermacher. In seiner „Christologie des alten Testaments" bringt er den Glauben an das offenbarte Wort Gottes in seiner Ganzheit zu Ehren. Sein Verdienst ist es, wie Delitzsch sagte, „der alttestamentlichen Theologie ihre in Freigeisterei und Schöngeisterei untergegangene alte Glaubenszuversicht zurückerobert zu haben". Seine Auslegungen, wie die des Hohenliedes, sind oft kleinlich und entsetzlich geschmacklos. Aber er hat eine Schule. Hävernick und Keil sind wesentlich seine Nachfolger. — Kindlich machte er sich kein Gewissen daraus, zu erklären, daß die Feinde der Union „wider Gott streiten". So 1844. Er war eben Reformierter. Er ist auch Mann der Staatsreligion. Aber gegen den Rationalismus stand er wie eine Säule, und in seiner Kirchenzeitung wuchs er zu Forderungen, welche die Union bedrohten. Er konnte in der Auffassung der Rechtfertigung selbst katholisieren, aber seine mutige Energie sammelte, was für die Notwendigkeit festen kirchlichen Gefüges Verständnis hatte oder gewann, zu einer Macht, welche die Union trotz aller Kabinettsorders zerbrochen hätte, wäre nicht jener preußische Patriotismus gewesen, welchem kirchliches Bewußtsein immer wieder unterliegt. Das zeigte sich als die wesentlich

durch Mithilfe Stahls 1852 errungene itio in partes für das Kirchenregiment sich als eine Illusion erwies.

Stahls Arbeit von 1859 „Die luth. Kirche und die Union" zeigt, daß in dieser „den lutherisch Gläubigen ein Recht auf das lutherische Bekenntniß, aber nicht ein Recht auf lutherische Kirche" zugestanden, und daß auch mit 1852 hieran thatsächlich nichts geändert sei. Schließlich indes beruhigt sich Stahl doch mit der Gestalt, welche die Landeskirche „unter providentieller Zulassung" erhalten habe. An der Arbeit Stahls „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" 1862 muß hauptsächlich die Widerlegung der Ansichten Höflings die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Sie ist umfangreich und scheint uns gelungen. — Die Forderung: „Umkehr der Wissenschaften" und das Wort: „nicht Majorität, sondern Autorität" zeichnen den Mann, von dem wir reden.

Unter dem Schild des edlen, so oft verkannten, Königs trat auch in stillerer Entfaltung alte Dogmatik wieder hervor.

Generalsuperintendent Sartorius in Königsberg hatte früher in gewinnender Form „Die Lehre von der heiligen Liebe" gegeben. Jetzt 1855 ließ er seine trefflichen „Meditationen über die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in seiner Kirche" erscheinen. Er betont darin das heil. Nachtmahl. Und dies unter bestimmter Voraussetzung. „Wie unheilige Geistigkeit nur durch heilige Geistigkeit, so ist auch die unheilige Leiblichkeit nur durch heilige Leiblichkeit zu heilen und zu heiligen." — Allerdings protestierte gleich im folgenden Jahre Krummacher, der reformierte Pastor in Duisburg, in den Theol. Studien und Kritiken dagegen, daß man so die wahre Union ferner rücke.

So meinte Göschel es nicht. Er schrieb 1858 ausdrücklich über die Konkordienformel. Richtig sagte er, sie habe „auch für unsere Zeit die gemessene Bestimmung, ihre Kirche gegen Invasionen aller Art zu schützen".

Wir dürfen hierher noch Büchsel rechnen, der für praktische Theologie in Betracht kommt. Es ist bezeichnend für die Lage, wie der evangelisch Gesinnte zu gunsten der Union verklagt wird, weil er beim heil. Abendmahl Oblaten gebrauche — „was eigentlich — so sagt er — auch nur dann geschehen war, wenn das Semmelbrod nicht ausreichte. Mir war es stets anstößig, wenn viel Krümel von dem Brod auf die Erde fielen." Die Behörde ermahnt ihn. Und er läßt die Oblate fort und nimmt „Semmelbrod".

Und nun zum linken Flügel der Theologie im Gebiet der Union, namentlich also in Preußen. Er wird uns nicht lange aufhalten.

Jener geistvolle König Friedrich Wilhelm IV. war der Revolution freilich nicht gewachsen. In Berlin regierte 1849 und 1850 eigentlich niemand. Höchstens die Kamarilla: Leopold von Gerlach, sein Bruder, der Regierungspräsident in Magdeburg, von Rauch, der Generaladjutant des Königs, von Massow, Intendant der königlichen Gärten. Bei besonderen Veranlassungen wurden Konsistorialpräsident Graf Voß, die Abgeordneten von Bismarck und Kleist-Retzow, Stahl und Heinrich Leo zugezogen. Aber auch diese „Kamarilla" thats nicht. Der König hatte noch andere Ratgeber. „Im Vergleich mit Radowitz und Bunsen — sagte einmal von Rauch zu Gerlach — hält der König uns für Rindvieh." Dies ist nicht richtig. Der König hatte gezeigt, wie sehr er Bunsen übersah, als er die Krone „mit ihrem Ludergeruch der Revolution" nicht nehmen wollte.

In der Protestantischen Kirchenzeitung, welche 1854 ins Leben trat, sammelten sich die Geister. An der Spitze die Sydow, Jonas, Krause, Elteſter. Die Jenenser Hase, Schwarz, Rückert, sodann die Credner, Hitzig, Knobel, Hilgenfeld traten in Mitarbeit. Es galt, für den freien Protestantismus, der in der Union seine Heimat gefunden, gegen die Hierarchen zusammenzustehen.

Hier trat Bunsen ein. Er hatte 1855 seine „Zeichen der Zeit" geschrieben. Es war ein Protest gegen Stahl und die Berliner Reaktion. Vom Standpunkt der Englischen Dissenters und der Evangelischen Alliance aus stellte er sich an die Spitze der kirchlichen Demagogie. „Der Gott des Kosmos — ruft er — ist wider die Hierarchie aufgestanden." Das Parthenon glänzt und steht „als weltgeschichtliches Vorbild" über den gotischen Domen. „Der Schlüssel der Weltgeschichte ist die Erkenntniß der Verwirklichung Gottes in der Entwicklung der Menschheit." Aber die evangelischen Hierarchen? Gegen sie ruft er „zur rettenden königlichen That".

Es war sehr weise, daß der König diese „That" Bunsen überließ. Dieser machte eine „Bibel für die Gemeinde". Aber es war keine That.

Wie Bunsen, so Schenkel. Sein Christus ist sündloser Mensch, aber Mann des Volks. Für das Volk stirbt er. So kam 1858 die Dogmatik vom Standpunkt „des Gewissens" aus. So schon der Titel. Dies Gewissen ist das tiefste und innerste Leben des

Menschen. Es ist Einheit des Religiösen und Sittlichen. Es ist allein bestimmend, denn in ihm haben wir den Urgrund aller Dinge in uns. Aus ihm muß nun Schenkel, um einigermaßen mit der kirchlichen Überlieferung in Fühlung zu bleiben, Dinge ableiten, die es gar nicht enthält. Aber die „Gemeinde" hilft ihm. Sie ist das allgemeine Gewissen. Und sie will natürlich, daß sie im Gegensatz zur hierarchischen Geistlichkeitskirche die Volkskirche bilde. Denn der Protestantismus ist Prinzip „des auf dem Gewissensgrundsatze ruhenden freien evangelischen Gemeindebewußtseins". So im „Wesen des Protestantismus" von 1862. Nach Schenkels Wissen und Gewissen war Luther in katholischen Traditionsglauben verirrt. Man befreie den echten, alten Luther! Dies die Losung. Das „Charakterbild Jesu" zeigte nur das Bild eines nackten Rationalisten.

Oberkonsistorialrat Schwarz in Gotha ist der erste geistliche Würdenträger in Deutschland, welcher anordnete, daß sein Leib im Gothaer Feuerofen verbrannt werde. Einstweilen feierte er 1864 in der dritten Auflage seines „Zur Geschichte der neuesten Theologie" Bunsen, Schenkel und die Protestantische Kirchenzeitung. In der Vorrede aber bezeugte er, daß die ganze Restaurationstheologie schon jetzt „ihrer Auflösung eilend und rettungslos entgegen geht". Doch Achtung wenigstens bekennt er vor seinen entschiedensten Feinden, den „Altlutheranern" zu haben. „Sie sind die consequentesten, die orthodoxesten, die reinsten in ihren Intentionen."

Mehr als eine Bezugnahme auf sie ist uns begegnet. Mag diese letzte nun zu ihnen den Übergang bilden. Sie nötigt also, nun von der Theologie der Union auf diejenige der evangelischen Kirche überzugehen.

Wir vermögen dies jedoch nicht, ohne ein Urteil über die Unionstheologie, oder die Theologie, welche auf Grund von Kabinettsorders sich erbaute, aus dem Munde eines Reformierten zu hören.

„Die vermittelnde unionistische Stellung der Philippisten brachte das Schwankende und Unsichere ihres Verhaltens mit sich, was allerdings dazu führen kann, und vielfach dazu geführt hat, einen üblen Schein auf den Charakter jener Unionstheologen des 16. Jahrhunderts zu werfen. Sie stehen in der Abendmahlslehre, um die sich die ganze Bewegung drehte, ebenso wie ihr verehrter Präceptor wesentlich auf calvinischem Standpunkte, wollen aber dieses nicht Wort haben und Lutheraner sein und bleiben. Es ist ganz dieselbe

Stellung, welche auch die heutige Unionstheologie in Deutschland vielfach einnimmt." — Der Vergleich paßt, wenn wir auf die sittlichen Gefahren blicken, denen diejenigen ausgesetzt sind, welche, die evangelische Nachtmahlslehre persönlich bekennend, sich dennoch amtlich als Anhänger der Union zu benehmen haben. Indem wir Lage und Leiden der an die Union noch gebundenen evangelisch Gesinnten mitfühlend beklagen, wenden wir uns nun zur Reaktion.

Hinter der Reihe dieser Theologen steht still eine denkwürdige Gestalt. Es ist Klaus Harms.

Am Morgen, ehe er das Konzept der Thesen der Druckerei übergab, war er damit nochmals vor Gottes Angesicht getreten. Er prüfte, ob er nur Gottes Ehre, nur der Kirche Bestes gesucht habe. Er fand, daß er nicht eigene Ehre wollte, und er gab ab. Die Thesen flogen aus. — „Eine kleine Wolke, welche Blitze auf die erstaunte Menge schleudert!" so rief einer der Gegner. „Ein Bannstrahl und ein Zeichen der Ohnmacht" — rief ein anderer. „Ein Dämon ist dem Höllenreich entstiegen" — rief ein dritter. Die Studenten beschimpften ihn auf der Straße. Ein Brief an ihn war „an den Papst in Kiel" adressiert. Und die Buben auf den Gassen sangen denen, welche eilten, Harms' Predigt zu hören, nach: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen! Alles aber schrie einmütig mit starker Stimme über den „Obscuranten", den „Zionswächter", den „Glaubensdictator", den „Ketzermacher". — Ja, er schien völlig vergessen, er schien unter Steinwürfen der Schmach erdrückt.

Dagegen blühte eine Theologie der „Union", getragen von jener Reihe achtbarer Gelehrter, die wir an uns soeben vorüberziehen sahen, Gelehrter, denen wir dankbar auch manches entnehmen können, aber Gelehrter, welche Vertreter eines neuen, in sich unwahren, weil auf dem Zwiespalt gebauten kirchlichen Gebildes sind, eines mehr staatlichen als kirchlichen Gebildes auf den Trümmern der Kirche unseres evangelischen Bekenntnisses in Preußen.

Zweiter Abschnitt.

Höchst unscheinbar, und darum in weiteren Kreisen in ihrer Bedeutung nur selten verstanden, tritt jene Bewegung und Gestaltung in Deutschland nun ein, in welcher das geschichtlich geübte Auge den Beginn der Durchführung der Reformation erblickt.

Ist die kirchliche Bewegung eine organische, und steht uns die ganze in ihrer Triebkraft und Eigenart vor Augen, so werden wir auf jedem ihrer Punkte und auch im geringsten Ansatz, der zu neuer Gestaltung die alte Hülle bricht, erkennen können, ob hier eine Mißbildung vorliegt, oder eine normale Fortbildung. Nicht die augenblickliche Form, in welcher diese erscheint, und nicht die Hemmungen, denen sie ausgesetzt sein mag, werden das Urteil darüber bestimmen dürfen. Die Frage kann nur auf Grund der Kenntnis des Gesamttypus der Bewegung gelöst werden.

Und so wird, wenn der Typus der evangelischen Kirche in Deutschland in ihren öffentlichen Bekenntnissen gefunden werden muß, und wenn zugleich eine Reihe der Stimmen durch den ganzen Verlauf dieser Kirche laut wird, welche eine Form derselben fordert, die jenem Inhalt entspricht — darüber kein Zweifel bestehen können, daß wir mit der ersten Erscheinung der vom Staat unabhängigen Kirche in Deutschland auf dem Punkt stehen, den ganzen Gedanken der Reformation, also nicht nur den Wesens- sondern auch den Formgedanken allmählich zu verwirklichen. Der Inhalt löst sich aus der fremden und schafft sich die eigene ihm entsprechende Form.

Die Lösung selbst aber, wenn sie gesund ist, geschieht mit Schmerz. Sie geschieht nicht, um eigenmächtig Ideale zu verwirklichen. Sie geschieht nicht nach Vinets Programm einer église libre. Sie geschieht, um das reichsrechtlich anerkannte Bekenntnis zu retten. Sie geschieht aus Not.

Erstes Kapitel.

Die kirchliche Erhebung.

Begraben wie Herkulanum und Pompeji, von Sand und Asche der Aufklärung und des Rationalismus überschüttet, so erschien am Anfang des Jahrhunderts die evangelische Kirche in Deutschland.

Darin hat die wohlgemeinte, aber sehr unbedachte Einführung der „Union" zum Teil ihre Entschuldigung. Nicht aber hatten sich evangelische und reformierte Kirche selbst vereinigt. Sie waren durch Gewalt des Staats vereinigt worden. Damit war der größte protestantische Staat Deutschlands kirchlich von der Gemeinschaft der übrigen los, und in uferlos neue Bahnen gerissen. Länder wie Baden, Nassau, Waldeck gingen, sahen wir, denselben Weg.

Alles was unsere Theologen jemals am Kryptocalvinismus gerügt, all die Zweideutigkeit, womit seine Glieder als Mitglieder des Augsburger Bekenntnisses sich ausgaben und schillernd damit vordrangen, all die Doppelzüngigkeit, welche auch Reformierte und Unierte wie Ebrard, Heppe und Tholuck Hengstenberg ehrlich beklagten, es hatte in der Gestalt der „Union" sich durchgesetzt.

Zur Rettung der evangelischen Kirche gehörte Kampf. Zu ihrem Auferstehen in Deutschland gehörte ein solennes Begräbnis. Für beides sorgte Preußen. Und es sorgte, daß dies Auferstehen in einer Form geschah, welche nicht gewollt war, welche als Notstand betrachtet ward, und welche sich dann erst als längst ersehnte, der Kirche notwendige eigene Ausgestaltung und insofern als Fortschritt von unabsehbarer Weite erwies.

Greifen wir nun geschichtlich zurück. Das vorige Kapitel führte uns zuerst nach Berlin, dieses nach Breslau.

Vor wenigen Jahren hatte die Stadt die große Erhebung des Volks in ihren Mauern gesehen. Im „goldnen Scepter" warb Major von Lützow seine Freiwilligen. Oben im Haus wohnte Freiherr im Stein. Hier dankte er Steffens. Und der König erließ von Breslau den Aufruf an sein Volk.

Und von Breslau aus ward bald darauf noch eine andere Er-

hebung, wenn auch weit unscheinbarer und von keiner weltlichen Macht begünstigt, eingeleitet.

Auch das Jahr 1830, von dem wir unsern Ausgang nehmen, sah hier bedeutende Elemente die Gesellschaft bilden. Es war ein geistig angeregter Kreis, den wir in Breslau finden. Das Haus des Appellationsrat von Winterfeld, wie dasjenige des Grafen von der Gröben, vereinigte die Gebildetsten der Stadt. Hier verkehrten die Professoren Huschke, Scheibel, Steffens, Regenbrecht, Brandes. Das Haus von Haugwitz kam dann hinzu. Professor Scheibel, Diakonus zugleich zu St. Elisabeth, war der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Wenn er abends aus seinem Landhaus, welches er im Sommer bewohnte, zur Stadt kam, war er als Beichtvater und Prediger überall der liebste Gast. Und nicht am wenigsten auch im Konzilienhaus, wo Steffens mit seinem Schwager Karl von Raumer wohnte, wo zum Besuch auch Rudolf von Raumer von Berlin aus einkehrte.

Professor Scheibel war groß von Figur, stark, breitschultrig. Auf der Kanzel der St. Elisabethkirche war er eine imponierende Erscheinung. Er hatte den Pantheismus von Schelling und Schleiermacher gekostet, hatte Novalis genossen.[141]) Aber er durchschaute ihn. Er fand, daß Schleiermachers Darstellung des theologischen Studiums „völlig aus Spinoza entlehnt" sei. Dann war er zum Lehrbegriff seiner Kirche zurückgeführt. „Ich sah — sagt er — in mehreren Aesten des großen Lebensbaumes die christliche Kirche ausgebreitet; auch in den einzelnen Mitgliedern falscher Kirchen Aeste hineinranken, Zweige, Dämmerungen des Lichts; aber die Höhe des Geistes und seiner Leuchte gefiel Gott, Luthers Kirche zu offenbaren. Es ist die Tiefe der Natur Gottes und seiner Herrlichkeit, welche die Abendmahlslehre unserer Kirche, es ist die Fülle seines innersten Lebens, welche unser Dogma von der Gnade enthält." Und diese Kirche mußte gerade in Deutschland erstehen. „Alle geistigen Gaben zeigten sich ja vereint in Deutschland, in dem aber wieder der sächsische Stamm an der Spitze stand."

Für Scheibel war der Katholizismus romanisiertes, die reformierte Kirche gräzisiertes Christentum. Und wenn er nun in Beziehung auf letzteres im Eifer von Isisdienern und ihrem Abendmahl als Isisopfer redete, und wie eine Lieblingsidee den Vergleich mit Ägypten verfolgte, so ist hierin eben etwa eine „Wunderlichkeit", wie Harleß sagte, zu erblicken. Aber Scheibel erklärte auch selbst deutlich: „Daß ich dabei aber nur eben die Idee meinte, alle übrige

alterthümliche Unvollkommenheit und specielle Nationalität der ägypt. Religion wohl kennend, war es nöthig, daß ich dies den Gelehrten erst weitläuftig vordemonstrirte?"

Wie Scheibel, so gelehrt wie mutig, nun der unierten Agende vom Standpunkt der Dogmatik gegenübertreten mußte, liegt am Tage. Die Vermischung und Verleugnung, welche sie auszeichnet, war nur zu offenbar. Aber auch kirchenpolitisch war er klar, als er sie erblickte. Er sah in ihrem Ordinationseide den gesteigertsten Territorialismus. Er sah einen fremden Herrn an den Altar des Herrn aller Herren treten.

Was Steffens als berechtigten Widerstand staatsrechtlich nicht zu begründen vermochte, das vermochte „der Universitätsrector, der als Altlutheraner achtbare, sehr ausgezeichnete Jurist, Professor Huschke". So bezeichnete ihn später der Fürstbischof Diepenbrock, der ab und an mit Huschke verkehrte.

Es kam der 25. Juni des in der Geschichte der evangelischen Kirche denkwürdigen Jahres 1830. Es fand das die Einführung der Union für Schlesien besiegelnde Abendmahl in der Elisabethkirche statt. „Hagen und Rother — so erzählt Scheibel — theilten das Brod aus, nachdem sie selbst das Abendmahl vom reformirten Pastor Wunster empfangen hatten; der reformirte Pastor reichte den Kelch. Policeien hatten abermals die Wacht. — Die Lutheraner blieben für sich. — Die Kirche war gerettet." — Sie war es. Man enthielt sich. Man blieb auf dem alten Grunde. Man machte die Neuerung der Union nicht mit. Die geschichtliche Kontinuität war gerettet. So war die Gemeinde in Breslau entstanden, bekannt durch ihre flehentlichen Bittgesuche um Duldung und Verschonung statt der Auspfändungen bis zur Verarmung.

Es ist wichtig, sich zu erinnern, daß Scheibel noch eins versuchte. Er erklärte, zufrieden zu sein, wenn man ihm nur gestatte, in einer kleinen gewöhnlich verschlossenen Kapelle der St. Elisabethkirche das heilige Abendmahl ohne die unierte Agende nach altem Ritus zu verwalten. — Man sieht, es war ihm nicht um Verfassungsideale zu thun. Man gestattete nicht. Man wies ihn aus.

Man hat immer eine höhere Hand in dieser Weigerung erblickt. Die Dinge waren zur Entscheidung reif. Der Territorialismus war in der Union vollendet. — Die Sympathieen der Denkenden in

den evangelischen Ländern Deutschlands gehörten den im Gewissen Bedrückten. — Und die Gemüter waren auf das einigermaßen vorbereitet, was sich nun zaghaft ans Licht rang.

Wir machten oben auf den inneren Gegensatz aufmerksam, in welchem Hegel und Schelling hinsichtlich unserer Fragen standen. Hegel verkündete den Untergang der Kirche im Staat. Als Beginn dieses Untergangs hatte Rothe die Union richtig erkannt. Schelling dagegen drang zur Erkenntnis durch, daß die Kirche, je innerlich kräftiger sie werde, sich von der Staatsherrschaft lösen und auf sich stellen werde.

Denn Schelling war Schwabe. Er war Realist. Ein Ötinger hatte gelehrt, Wert auf die Leiblichkeit legen, indem die Idee in ihr erst sich durchführt. Schriftgemäßer Realismus tritt damit wieder ein. Und zwar nach zwei Richtungen hin. Zuerst erkennt man mit der alten Dogmatik, also auch mit der griechischen Kirche, wieder voll das Altarsakrament. Die himmlische Gabe ist nun nicht mehr nur Pfand der Gnade, sie wird in ihrer Wirkungsweise an und durch sich auch als „Mittel der Unsterblichkeit" erkannt. Wir zeigten früher, wie unsere Dogmatik dies verstand. Und zweitens erkennt man die Notwendigkeit einer Verleiblichung alles Lebendigen aus sich selbst heraus. Diese ist seine Vollendung. Hatte der schwächliche Spiritualismus den Staat als Leib der Kirche genommen, so erkannte der Realismus, daß der Kirche eigene Ausgestaltung und Bewegung nach ihren Gesetzen zukomme. Und nun finden wir diese Gedanken in der schlesischen Bewegung praktisch und dann auch theoretisch zu Tage tretend. Auf einem Punkt Deutschlands war die Kirche zur Besinnung auf ihr Wesen und ihre Aufgabe genötigt worden.

In Schlesien zunächst schloß sich um drei Professoren, um Scheibel, den Juristen Huschke, den Geologen Steffens, die kleine unbeugsame Gemeinde. Letzterer schrieb sein: „Von der wahren und falschen Theologie."

Es war für das „Allerunchristlichste" erklärt worden, sich in die Union nicht zwingen lassen zu wollen. So mußten denn die, welche ihrer Väter Kirche treu bleiben wollten, den „Geist der Mäßigung und Milde" fühlen, welchen die Union darstellen sollte. Es traten die bekannten Verfolgungen ein, von jener Eroberung der Hönigernschen Kirche durch das Militär, bis zur Gefangennehmung

aller Geistlichen der nun zu einem Körper zusammengeschlossenen Kirchengestalt, welche zugleich im stande war, die Abendmahlszucht wieder aufzurichten, wie sie von alters her gefordert war, und wie sie zugleich den Bestand der Kirche verbürgt.

Scheibel war aus Preußen verbannt. Es kann nur Ammons Einfluß gewesen sein, daß er in Sachsen keine Stellung fand. „Darum bitte ich Sie — schrieb Heinrich von Schubert von München aus am 17. März 1839 — wenn es Ihnen möglich ist, ziehen Sie zu uns nach Bayern und zwar an den in jeder Hinsicht passendsten Ort, nach Nürnberg."

Und am 29. März schrieb Schelling gleichfalls von München aus nach Glauchau: „Mögen Sie bei uns Friede und Ruhe, und den Ihnen gebührenden Wirkungskreis finden! — Wunderbar genug, aus dem gerühmten Lande der Denkfreiheit schiffen, sagt man, in diesem Augenblick 300 Altlutheraner die Elbe hinab, ein freies Vaterland dem Geist zu sichern. — Kann ich in der Folge in etwas zu Ihrer Erleichtrung beitragen, so werden Ew. Hochwürden mich immer bereit finden." Scheibel starb in Verbannung zu Nürnberg.

Über den Minister von Altenstein kann man sich nicht wundern. An seinem Tisch wurde, so erzählt Treitschke, „zuweilen kühl die Frage erörtert, ob das Christenthum noch zwanzig oder fünfzig Jahre dauern würde".

Preußen hat oft Unglück mit seinen Kultusministern gehabt. Dies war der unglücklichste. Er behandelte die Lutheraner, die doch nie in Unterthanentreue wankten, als revolutionäre Sekte.

Anders Minister von Mühler. Er sprach es offen aus, daß dieselben „nur die alte luth. Kirche behaupten" wollen. Er wollte ihnen auf Grund von Art. VII des westfälischen Friedens Religionsfreiheit gewähren. Denn die luth. Geistlichen — sagte er — „gehören keiner neuen Sekte an; sie sind das, was sie vor der Union waren". Er drang nicht durch.

So neu waren der evangelischen Kirche in Deutschland die schlesischen Ereignisse, so völlig unerhört war es, in unabhängiger Stellung auch der Obrigkeit, dem Staat gegenüber seine kirchlichen Rechte zu behaupten, daß die meisten Theologen eine Art Grauen ergriff. — Professor Olshausen in Erlangen zeigt uns dies am besten. „So ist also — ruft er — was wir als möglich besprochen,

bereits wirklich geworden! Die neue lutherische Kirche hat sich, ohne irgend eine Behörde um Erlaubniß zu fragen, zu einem besondern Körper im Staat constituirt, hält Generalsynoden — vergibt die Stellen sogar in der Hauptstadt an wen sie will, kurz regiert souverän! Wer hätte die Steigerung des Fanatismus bis auf diesen Grad für möglich gehalten!"

Und doch hatten die Behörden in diese „souveräne" Stellung gezwungen. Man sieht, wohin es gekommen war. Eine Bewegung der Kirche ohne obrigkeitliche Verwilligung war undenkbar geworden. Die Gefängnisse der Apostel waren vergessen.

In Professor Huschke war ein Mann von eminenter Begabung an die Spitze des rasch gebildeten Oberkirchenkollegs getreten. Was vor und nach ihm gelehrte Theologen und Juristen theoretisch feststellten und machtlos wünschten, ihm war es in der Not von Gott gegeben, theoretisch die Erkenntnis von Kirche und Kirchenregiment der Kirche aufzuschließen, und zugleich praktisch die selbständige Gestaltung der Kirche in Gemäßheit der Bekenntnisse zuerst für Deutschland zu schaffen und damit zugleich der Religionsfreiheit eine Gasse zu brechen.

Dazu hatte Gott zum Werkzeug das Unscheinbare gewählt. „Auf daß sich kein Fleisch rühme — so schrieb Pastor Kellner an Löhe — darum hat Er auch die in so schönen Worten gleißende preußische Union mit allen sie stützenden Professoren und 7000 Pastoren durch den zwar tiefblickenden, aber nicht drei Sätze zweckmäßig schreibenden Scheibel stürzen lassen."

„Wir sind — so konnte Huschke amtlich nun im November 1842 nach Zusammentritt der ersten Synode schreiben — um ein festes Bekenntniß geschart, welches unsere gliedliche Gemeinschaft mit der wahren apostolischen Kirche aller Jahrhunderte und aller Länder bekundet. — Laßt uns darum festhalten an diesem Bekenntnisse und das Wort der Wahrheit, welches wir bekennen gleich unseren Glaubensvätern, für den allerhöchsten Schatz achten, ohne den alle menschlichen Einrichtungen, so weise und heilsam sie sonst auch sein mögen, nur wenig ausrichten. — Thun wir dieses, so werden wir auch vor den Gefahren bewahrt bleiben, welchen kleinere religiöse Gemeinschaften so häufig verfallen sind, durch Ueberschätzung ihrer eigenthümlichen gottseligen Einrichtungen sich dünken zu lassen, als wären sie etwas

Besseres als ihre Glaubensbrüder, bei denen diese nicht bestehen, und durch engherzige Zurückziehung auf sich selbst den Segen zu verkümmern, der im lebendigen Zusammenhange mit dem großen Baum der wahren christlichen Kirche allen gesunden Zweigen desselben zufließt." —

Und an Steffens schrieb er: „Die zweite Befürchtung finde ich in Ihrem Briefe ausgesprochen, die lutherische Kirche möchte bei einer völligen Sonderung vom Staate und von der Landeskirche zu einer bloßen Sekte — herabsinken. Diese Besorgniß wäre gegründet, sobald die wiedererstehende Kirche im geringsten aus ihrem historischen Prinzip, nämlich den symbolischen Büchern, herauswiche. Bleibt sie aber in diesem Geleise, wie es denn bis jetzt geschehen ist, so muß sie auch immer eine historische Macht, immer der alte Segen, den Gott durch Luthers Werk über das Menschengeschlecht ausgegossen hat, bleiben, denn „Ihn mögen seine Verheißungen nicht gereuen". Allerdings wird sie nicht mehr als Landeskirche ihre Flügel über einzelne Staaten ausbreiten, nicht mehr wie bisher alle Zweige menschlicher Thätigkeit durchdringen und im Gehorsam Christi segnend beleben, behüten, adlen. Aber das ist nicht ihre Schuld. — Sie hat sich nicht vom Lande losgesagt, sondern das Land von ihr."

Dies war der Aufbruch in Schlesien. Jene Stimme aus Oxford sagte richtig: „Men were found in that deadage — let their names be mentioned with the honour due: Scheibel — — who refused submission to the civil power in a matter, when conscience was involved. They suffered, but their resistance awoke the old spirit of Lutheranism."[142])

Es scheint zweifellos, daß von der schlesischen Bewegung aus eine Erregung in die erweckteren Kreise evangelischer Landeskirchen drang und sie konfessionell gestalten half. „Das laute Zeugniß der Schlesier — meint wenigstens Löhe — bracht viele Andere zur Besinnung, und daß heute bereits vom Norden bis in den tiefen Süden Deutschlands eine einige Schar steht, und treulich zeugt, wer weiß, ob das Alles nicht doch ein Wehen ist, welches in Schlesien aufbrach? Es wird an jenem großen Tage alle Auferstandenen verwundern, an wie

verachteten, unscheinbaren Orten die Anfangs- und Ausgangspunkte, die Ursachen und Anlässe zu Gottes großen Werken gefunden werden."

Blicken wir uns denn im Lande um. Zuerst in Bayern.

Wir sahen, wie Schubert und Schelling den verbannten Scheibel hierher einluden. Längst vorher hatte es sich geregt. Die Schöner, Esper, Buchrucker, die wir kennen lernten, hatten das heilige Feuer ins neue Jahrhundert herüber getragen. Kießling in Nürnberg war lange thätig. Der Pfarrer Joh. Friedrich Esper in Uttenreuth hatte ihm einst zugerufen: „Es bleibe unser eherner Vorsatz, die Rüstung des Geistes nicht eher abzulegen, als bis wir den Todtenkittel angezogen haben, nie zu schlummern, als bis wir ruhen in unseren Kammern." So hatte Kießling die erste Bibelgesellschaft in Deutschland gestiftet. Und wie einst die römischen Christen in den Katakomben, so hatten in Eppeleins Hause in Augsburg und dann hin und her im Lande in stillen Kammern die Gläubigen die Andacht zu Christo bewahrt, immer „Pietisten" gescholten, oder „Mystiker". Aber diese Angriffe führten auf die alte Kirche zurück. „Man sagte mir — rief 1826 Pfarrer A. Bomhard — Scriver ist ein Mystiker. Da las ich den Scriver. Und ich fand einen Prediger, wie mir unter den Neueren noch keiner vorgekommen ist, — lichtvoll wie die Alpengipfel beim Aufgang der Sonne in ihrer Pracht."

Es war die Zeit, in welcher noch der alte fromme Graf Rantzau in Nürnberg sich verpflichtet hielt, seiner Enkelin, einer späteren Gräfin Castell, die Hauptsache vom Konfirmandenunterricht wenigstens selbst zu diktieren.

Am 13. März 1828 schon war Friedrich von Roth zum König berufen. Dieser hatte ihn zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, und hinzugefügt, er solle sein Amt nach seinem besten Wissen ohne irgend anderweite Rücksicht führen. Roth hatte erwidert; „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne" — und der König hatte hinzugefügt: „Und nähme doch Schaden an seiner Seele". — Den Ständen machte Roth in einer Rede klar, daß die Kirche nicht Staatsanstalt sei. „Sie ist das nicht, und die irrige Benennung rührt noch aus dem alten Rechnungs-Schematismus her." Das konfessionelle Aufblühen Erlangens war auch Roths Verdienst. So kam es, daß 1849 die bayrische Landeskirche sich auf ihrer Synode zu Ansbach fast einstimmig auf die Bekenntnisse der evangelischen Kirche stellte. Und so vermochte

Harleß, als er an die Spitze der Geschäfte trat, selbst die Löhesche Bewegung zum Stillstand zu bringen.

Über von Roths Bett hing das Bildnis Hamanns. Erkannte er ihn doch wie wenige. Er hatte durch Herausgabe seiner Werke ihn zum Volke reden lassen.

Durch den edlen reformierten Pfarrer Krafft in Erlangen erweckt, stand seit dem 6. August 1837 Pfarrer Löhe in Neudettelsau. In ihm hatten „Religion und Kunst einen seltenen harmonischen Bund geschlossen". Damit bezeichnet Stählin diese Gestalt trefflich. Jede Predigt seiner Postille, die durch alle Länder ging, jeder Satz seines „evangelischen Pfarrers", jede Ordnung für seine Diakonissen, sie zeugen davon.

„Mein Leben — schreibt er in diesem Jahre — ist gegenwärtig recht interessant, da mir mein kleiner Beichtunterricht einen Briefwechsel mit Leuten wie Huschke, Wermelskirch, Rudelbach gebracht hat, und ich auf diese Weise die edelsten Seelen kennen lerne, welche es nicht für Schmach, sondern für Ehre halten, einer so kleinen Schaar anzugehören, wie die jetzige sehr verachtete lutherische Kirche ist." [148])

Die Arbeit für seine Agende 1844 hatte ihn nur noch vertieft, und so barg sich für ihn allmählich „das ganze Lutherthum in das Sacrament des Altars, in welches nachweislich alle Hauptlehren des Christenthums, insonderheit die reformatorischen, ihren Mittel- und Brennpunkt haben".

Darum sein Anschluß an den vollen Ernst der Umhegung des Altars im Sinn der alten Kirche.

„Reichen wir wissentlich Unirten das Sacrament, so verpflanzen wir selbst die Union an den Altar, wohin sie am allerwenigsten gehört." Ebenso rät er, „das heil. Abendmahl aus der Hand eines Mannes nicht zu nehmen, wenn er mit Ueberlegung, wohl gar mit Vertheidigung des Prinzips als eines lutherischen — an seinem Altar gemischte Abendmahlsgemeinschaft pflegt". Er dachte darin sehr entschieden. „Wo sich gemischte Abendmahlsgemeinschaft findet, ist's Unrecht; überall greift sie den Grund an. — Es brennt uns nicht nach Streit und Unruhe. Werfe man uns Hochmuth vor, wir liegen doch im Staub vor Gott. Schelte man uns wie man will. Wir schelten uns selbst, wenn auch mit anderen Worten. Wir werden mit unsern Gemeinden das Osterlamm des neuen Bundes ferner essen, aber unter feierlichem Protest gegen

falsche Abendmahlsgemeinschaft — und, wenn es sein muß, stehend, aufgeschürzten Gewandes, den Stab in der Hand."

Und diese Stellung hielt er inne, auch als eine Breslauer Generalsynode in ihrer Nüchternheit ihn, den Künstler, durchaus nicht befriedigte. Er hielt sie inne auch nachdem man ihm von Breslau aus vom Austritt aus der Landeskirche abgeraten hatte. Er war sonst nicht ohne Schwankungen. Seine Forderungen an die Behörde eilten der Lage so sehr voraus, daß sie unerfüllbar waren. Er wurde suspendiert und gab der Behörde nach, welche durchaus wohlwollend handelte. Vielleicht drängte er nun, auf seine Anstalten sich mehr beschränkend, gewisse Forderungen in sich zurück. Es pflegen in diesem Fall Mißbildungen zu entstehen. Und von solchen war auch er nach dieser Zeit nicht ganz frei. — Immer aber blieb er seiner echt evangelischen Stellung hinsichtlich der Nichtzulassung derer aus der Union treu. Mit ihm Freunde wie Krausfold und Hommel. Und immer ging seine Sehnsucht nach der notwendigen Ausgestaltung der Kirche. Immer lag dies in der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Vollendung in Leiblichkeit. Er schreibt einmal: „Meine Seele hängt an dem Gedanken, daß sich alles Wahre und Gute im Schönen vollenden müsse, und dahinaus geht mir Alles."

Am zweiten Januar 1872, abends nach fünf Uhr erklangen auf dem Pfarrhof die Posaunen vom Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme. Der mächtige Ton ging feierlich über Dorf und dunkles Land. Eben war Löhe heimgegangen.

Bereits 1853 hatte die Generalsynode den evangelischen Charakter der Landeskirche unzweifelhaft festgestellt.

Erwähnen wir noch unter den Bahnbrechern den Pfarrer Karl Heinrich Caspari in München, den unvergleichlichen Erzähler fürs Volk. Das kam seinem „Geistliches und Weltliches" 1853 zu gut, und seinem Katechismus, welcher drei Jahre später kam. Seine letzte Geschichte, vor wenigen Monaten erschienen, hatte das selige Ende eines wahren Christen geschildert. Gerade so starb er im Mai 1861. — Erwähnen wir auch für Würzburg den Kirchenrat Fabri und sein erwecklicheS Haus.

Die Kniebeugungsfrage, das Auftreten von Görres in seinem Athanasius und in den hist.-polit. Blättern hatte das Erscheinen der Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" gezeitigt

Harleß, Höfling, Stahl, Thomasius, Nägelsbach, Beck, dann auch Burger, Hofmann, Löhe wurden für sie thätig. Doch auf Erlangen haben wir erst im folgenden Kapitel einzugehen.

Am wenigsten ward Württemberg konfessionell erregt. Die erste große Tübinger Schule der Andreä, Brenz und Hasenreffer war vergessen. Mit der zweiten ist die Zerbröckelung hervorgetreten, für die das Land durch die Fülle der verschiedensten Geister wie veranlagt scheint. Vom Gnomon bis zum Magikon, und von Auberlen, welcher Oetinger ein Denkmal setzt, bis Zeller, welcher Märklin, David Strauß' Freund, feiert, — eine bunte Reihe. Und dazwischen dichten Gustav Schwab und Uhland, Hauff und Mörike. Und neben Hölderlin, dem Hellenen, lauscht zu Weinsberg Justinus Kerner seiner Wetterharfe und seinen Somnambulen.

Aber tiefere Anregungen waren gekommen. Man hatte Martin Boos, den katholischen Pfarrer von Gallneukirchen bei Linz, ins Klostergefängnis geworfen. Er saß von der Welt abgesperrt. Nur durch ein Mausloch unter der Thürschwelle gingen seine Briefe. Drei junge Mönche, seine Wächter, beförderten sie. Und er ist es, von dem Anregung auf Knapp und Hofacker ging. „Ich sitze hier im Gefängnis — schreibt er — weil das verborgene Leben mit Christo in Gott eine geheime und verbotene Gesellschaft sein soll."

Diese Anregung war nicht zunächst die konfessionelle. Sie war warme Erfassung der Rechtfertigung. So in Österreich, so in Württemberg.

Und doch war die Liebe zum Bekenntnis der Väter in seiner bestimmten Form auch hier erwacht. Nicht in erster Linie bei der Geistlichkeit, etwa dem trefflichen Prälat Kapff, selbst nicht bei Albert Knapp, der an des frommen Ludwig Hofacker Sterbebett sitzt und dem Kranken aus der Offenbarung vorliest. Auch gewiß nicht bei süddeutschen Originalen wie Blumhardt in Möttlingen und Barth in Calw. Wohl aber regt es sich in Häusern wie der Liesching und Fritz. Die Abhängigkeit vom Baseler Missionshaus wirkte konfessionell lähmend. Diese Häuser aber und dasjenige Merkels entwanden sich und knüpften Beziehungen zu Leipzig an. Pfarrer Völter war von Genf und Basel, wo er erst sein evangelisches Bekenntnis schätzen lernte, zurückgekehrt. Und nun wurde er der unerschrockene Mittelpunkt einer Reihe auf dem Grund des alten Bekenntnisses gestalteter Vereine und Unternehmungen. Da besann

man sich auch wieder auf das alte Vorrecht der schwäbischen Theologen, für die österreichischen Lande zu sorgen.

Eberles „Luthers Glaubensrichtung" 1858 trug dazu bei, und Rösler in Dürrenzimmern war erster Vorstand eines evangelischen Büchervereins.

Von Straßburg aus hatte schon 1836 Pfarrer Diemer den Zuruf an seine Brüder „im feurigen Ofen", an die in Schlesien, gerichtet. Zu Jung St. Peter predigte der ehrwürdige Horning. Auf dem Altar der Kirche lag noch die alte Agende von Johann Pappus Zeit. Horning, eines Hauptes höher, als alles Volk, bekannte sich mannhaft zu ihr. Mit seiner „Nothwehrpredigt" gab er 1848 das Signal. Und die Union ward zurückgewiesen.

Bei Friedrich Weyermüller in Niederbronn, in seinem Spezereiladen und im Ladenstübchen nebenan war oft große Versammlung. Man wanderte dann in der Sonntagsfrühe mit dem Dichter nach Rothbach zum Gottesdienst. Hier predigte Michael Huser. Der klagte laut, daß sich das Heer der Feinde in die Ämter der Kirche geschlichen. „Diebisch leis sind sie hinein geschlichen, nun aber sind sie frech und muthwillig; sie spreizen sich auf den Sitzen der Glaubensväter."

Am Schäferdamm in Hannover lag im Gehege alter, edler Bäume das Haus des Legationsrat von Arnswaldt.

Wie Huschke hatte er das Gymnasium in Gotha besucht. Sie wurden Freunde. Sie trafen sich in Göttingen wieder. Hier war Umbreit im Bunde der dritte. Arnswaldt war dann nach Heidelberg gegangen. Er hatte dort den Kreis genossen, der zu Füßen des alten Schlosses dem Zauber der Romantik sich hingab. Es hatten's die Tieck, Schlegel, Arnim und Brentano ihm angethan. Daub, Creuzer, Schubert, Fr. v. Meyer wurden von Einfluß. Erst zu Rom empfing er den geistesgewaltigen Eindruck der Bedeutung Luthers. „Wie das Germanenthum — so schrieb er dann am 6. Mai 1848 an Umbreit — ein Centrum im deutschen Volke hat, so muß die protestantische Kirche ein Centrum im deutschen Volke haben. Und welches ist diese deutsche Volkskirche? Die ganze Geschichte seit dreihundert Jahren, die tiefste Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens, sofern es von der Gnade geheiligt ist, unsere deutsche Bibel, unsere Gesangbücher, das Bedeutendste und Originalste in der ganzen Entwicklung unserer Theologie, zugleich vom größten Einfluß auf die gesamte Wissenschaft,

ja, die historischen Phasen unsers Kirchenrechts mit all' ihrem Jammer— dies alles ruft uns laut zu: diese deutsche Volkskirche ist die lutherische Kirche, und dieses ist die Kirche, die mit dem deutschen Volk dreihundert Jahre gelebt, geliebt, gesungen, gedacht, sich gefreut und gelitten hat."

Als diese Kirche nun in Schlesien in höchster Not aufschrie, mißachtet, allgemein verurteilt, da war es auch August von Arnswaldt, der sich ritterlich zu ihr bekannte. Für sie schrieb er 1834 die tiefe Schrift: „Die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi". An die in Schlesien Kämpfenden sandte er regelmäßig jährlich seinen Kirchenbeitrag. — Er ging 1855 heim. Pastor Petri hielt ihm die Grabrede.

Pastor Petri saß schon kirchlich klar im Pfarrhaus der Kreuzkirche zu Hannover. Das geistliche Leben, welches durch Senior Deichmann zu Lüneburg und Superintendent Spitta zu Burgdorf, dem Dichter, erweckt war, es wurde in Ludwig Harms dem Volk, in Petri aber kirchlich bestimmt der Geistlichkeit des Landes zugeführt. Jener, Ludwig Harms, erweckte in der Lüneburger Heide jene damals wunderbar blühende Gemeinde, welche aus den Eichen ihrer Wälder das erste deutsche Missionsschiff, die Kandace, baute, und dann Boten zu den Heiden in vier Erdteile sandte. Petri sammelte in anderer Art. Durch die Herausgabe seines Zeitblatts, durch seine Leitung der „Pfingstconferenz", durch seine Predigten, welche in der Residenz und weithin zündeten, durch seine Agendenarbeit ward er das Haupt einer Bewegung, welche in der dortigen Geistlichkeit noch jetzt sich als Segen erweist. In seiner Beleuchtung der Göttinger Denkschrift wies er 1854 die theologische Fakultät mit Ernst auf ihre Statuten.

Im nahen Bückeburg wirkte in echt evangelischem Sinn der Minister Viktor von Strauß und Torney. Auf den Hof wie auf die schaumburgischen Bauern wirkte er persönlich, sachlich aber in die Weite durch seine Geschichten und „Meditationen". Dann führte ihn das Jahr 1866 nach Erlangen, dann nach Dresden. Und er ward durch seine religionsgeschichtlichen Studien weit bekannt.

Eines Müllers Sohn aus Dithmarschen war als Knecht in seinem Bauernkittel umher gegangen. Als Student zu Kiel wird er durch Schleiermachers Reden in die Tiefe des Gemüts geführt, wo der Geist Gottes seine Stätte zum Aufbau des Bildes des Erlösers hat. Dann findet er das Brot in der Heiligen Schrift. Und 1817 wirft

der uns bekannte Archidiakonus zu Kiel seine Thesen, wie wir sahen, dem Rationalismus an den Kopf und seinem Kind, der Union. Er droht ihr; denn sie will die lutherische Kirche als eine arme Magd durch eine Kopulation reich machen. Immer ist er paradox, gradeaus, knorrig und eckig. So im Vortrag, so im Hause, so in seinem „Prediger und Priester", seiner Pastoraltheologie, die er seit 1830 veröffentlichte.

In seine Arbeit trat dann Bischof Koopmann in Kiel. Er trat, erinnern wir uns, dem dort tagenden Kirchentage entgegen, der gewohnt war, nur Unionstheologie zu führen und den Markt damit zu besetzen. Und ebenso klar trat Koopmann gegen den verkehrten Betrieb der inneren Mission auf. Man kann es, schrieb er 1866, wohl begreifen, daß mancher in der Arbeit für das Reich Gottes das kirchliche Bekenntnis zur Seite legen zu dürfen glaubt. Aber „sobald ein lutherischer Christ das Festhalten am Bekenntnis für eine untergeordnete Aufgabe, das praktische Leben des Christentums für wichtiger, als die Behütung seines Wesens, das Sammeln großer Menschenhaufen um den bloßen Namen Christi für dringender geboten hält, als die volle und reiche, unverfälschte und ungeschmälerte Verkündigung des wirklichen Christus der Schrift, so macht er sich zum Genossen derer, welche die seligmachenden Grundwahrheiten des Evangeliums für gleichgültig erklären, indem er an seinem Teile hilft, die richtige Würdigung der grundstürzenden Irrtümer zu verhindern". — „Ein gewissenhafter evang.-luth. Christ kann daher alle und jede Unionsmacherei nicht anders ansehen, denn als eine gewissenswidrige Indifferenzierung lebensgefährlicher Irrtümer. Selbst wo es sich um die Vereinigung zu solchen christlichen Liebeswerken handelt, bei denen es auf mehr ankommt, als auf ein äußerliches Thun für äußerliche Zwecke, wo es die Rettung der Seelen, die Ausbreitung des Reiches Gottes, die Förderung der Predigt des Evangeliums gilt, kann er sich nie zu der thatsächlichen Erklärung verstehen, es gebe in diesem Bereiche auch nur einen Punkt, wo die Abwehr der das Seelenheil hindernden Irrtümer d. h. die Geltendmachung des lutherischen Bekenntnisses nicht mehr in Betracht komme."

Wie Petri in Hannover, so wies zwei Jahre später auch ein anderer die Göttinger Fakultät auf ihre Statuten hin. Es war der Superintendent Kliefoth. Dies führt uns nach Mecklenburg.

Blicken wir auf dem Wege dorthin noch nach Hamburg, so er-

innern wir uns eines treuen Zeugen. Es ist Rautenberg an St. Georg. Der ehrwürdige Senior Joh. Jakob Rambach hatte ihn geprüft und geweiht. Mit feuriger Zunge rief er zur Buße und Erneuerung.

Zu Ludwigslust finden wir nun als Erzieher im großherzoglichen Schloß den Doktor Rennecke. Durch Scheibel und Steffens war er für das Bekenntnis der Väter gewonnen. In der stillen „Friedensburg" unterrichtete er die Prinzeß Helene, dann Herzogin von Orleans. Er leitete den Hausgottesdienst. Im Sommer 1831 nahm er die Pfarrstelle zu Dargun an.

Dann finden wir als Prediger zu Ludwigslust und dann seit 1844 als Superintendent der Diözese Schwerin jenen Theodor Kliefoth. Er war Erzieher des Erbgroßherzog Friedrich Franz. Man beauftragte ihn mit Ausarbeitung einer Agende. Diese Arbeit führte ihn zum kirchlichen Bekennen. „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in der deutschen Kirche lutherischen Bekenntnisses", welche 1847 erschien, zeigt dieses. Auch sein Schreiben zeigt es, welches er an die theologische Fakultät Göttingen richtete. „Das erwachende kirchliche Leben — so sagt der Schreiber — wollte nicht in Ihr Kirchenideal hineinwachsen. Wir mußten uns also Mühe geben, unserer Gemeinden altherkömmliche Sitten und Lebensordnungen zu beobachten; und je mehr uns das gelang, desto gewisser mußte uns die Ueberzeugung werden, nicht allein daß noch eine lutherische Kirche vorhanden sei, wenn auch schwer geschädigt und verstümmelt und verkümmert, sondern auch daß dem lutherischen Volke nur durch Wiederherstellung seiner luth. Kirche, nicht aber durch Etablirung einer „Kirche der Zukunft" geholfen werden könne." — In diesem Sinn arbeitete er 1849 mit Kaysel und Karsten in der Kommission, deren Ergebnis dann der Oberkirchenrat war.

Auf seinem Gut Rothenmoor veranstaltete damals Landrat Friedrich von Maltzan, wie von Arnswald ein Freund Huschkes, freie Konferenzen von Bedeutung.

Er hatte persönlich in Ischl den Kaiser um Schutz der Evangelischen in seinen Landen, er hatte ebenso König Friedrich Wilhelm IV. um Schutz für die schlesischen Verfolgten gebeten. In seinem langen, mit wildem Wein umzogenen Hause Rothenmoor herbergte er nun viele Jahre hindurch jene Konferenzen. So finden wir im Jahre 1850 vierzig Gäste. Unter ihnen Löhe, Delitzsch, Lasius, Nagel,

Wermelskirch, Katenhusen, Besser, Pistorius. Später erschienen Eichhorn, Kahnis, Plaß, Philippi, Diedrich, Huschke, Dieckhoff, Hoyer, von Thadden, von Plüskow, von Schlieffen, Graf Hahn auf Tressow. Und oft speisten gegen hundert Gäste im Herrenhause. Dreißig bis vierzig wurden die Tage der Konferenz hindurch auch des Nachts beherbergt.

Unsern Rundgang abzuschließen fehlt uns noch Sachsen.

Zu Lausa stand eine alte Kanzel. Daran sah man ein Gebet eingegraben, daß Gott sie allezeit vor falscher Lehre bewahren wolle. Und Gott hatte bewahrt. Seit dreihundert Jahren war hier ohne jede Unterbrechung Gottes Wort und Luthers Lehr verkündet worden. Da führte 1811 Graf Dohna den treuen Lehrer Körners, den Pastor Roller auf diese Kanzel. In hohen rindsledernen Stiefeln, oft in Not, aber das Herz voll Liebe zum Erlöser, wie seine Kirche ihn bekannte, wanderte er durch Dörfer und Felder.

Roller war auch Scheibels Beichtvater. Aus Dresden gewiesen, war dieser nach Hermsdorf bei Lausa gegangen. Herr von Heynitz hatte ihn dorthin eingeladen. Und zu Lausa genossen mit ihm nun auch Huschke, Steffens und andere Besucher das Sakrament. — Von Scheibel aber schreibt Blüher, der Biograph Rollers: „So sehr er auch verschrien ist, war er doch mehr mit dem Geiste der Liebe gesalbt, als die meisten seiner Gegner, die meisten Jünger jener Union der Liebe.“ Und Rühle, Rollers Nachfolger, setzt hinzu: „Es konnte nicht ausbleiben, daß Roller das Rechtmäßige des Kampfs erkannte und dem als Zelot verschrienen und doch in hohem Maße mit dem Geist der Liebe gesalbten Manne beipflichtete.“

In Leipzig hielt der ältere Lindner schon 1829 einem Kreise gläubiger Studenten, unter ihnen dem Vater der Missuri-Synode Ferd. Wilh. Walther, ein philobiblisches Kolleg. Auch Bünger und Fürbringer gehörten diesem Kreise an. Da las man fleißig Schriften von Francke, Spener, Rambach und Fresenius.

Von der Universität zu Kopenhagen, seiner Vaterstadt, zurückgesetzt, war Rudelbach einem Ruf zur Superintendentur Glauchau gefolgt. Und hier war 1839 sein „Reformation, Lutherthum und Union“ erschienen. Das Werk war epochemachend. „Diese Union — so zürnte er — ist und ist doch nicht. Sie ist nicht in Wahrheit, weil die Lüge ihr Wesen ausmacht, und zwar eine zwiefache Lüge, während eine hinreichte, ihr den Todesstoß zu geben. Zuerst

die, daß die Lehrunterschiede als höchst unbedeutend dargestellt werden. Dann die andere, daß man durch eine solche Einigung dem sehnsuchtsvollen Harren der Gemeinden entgegen gekommen wäre, während die Gemeinden schlechterdings nicht gefragt wurden."

Ebenso wichtig wurden dann die mit 1850 in seiner Zeitschrift beginnenden Abhandlungen: „Staatskirchenthum und Religionsfreiheit".

In Dresden schuf die konfessionelle Erhebung eine kirchliche Missionsanstalt. Graul leitete sie und führte sie nach Leipzig über. Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen hatte die fünf ersten Zöglinge gestellt.

Das war die Schilderhebung für den alten Glauben. Es war eine Erhebung, die nicht von den hohen Schulen, die vom Volk und vom Pastorat ausging. Es war wie vor dreihundert Jahren zur Zeit des Interim. Der ängstliche Melanchthon war Diplomat und zagte. Stämmige Pastoren in Stadt und Land handelten. Und anfangs zögernd und oft als die letzten kamen die Konsistorien und folgten dann wohlwollend dem anschwellenden Strom.

Und diese Bewegung war durchaus gesund.

„Nun erst, nachdem ich an der Hand der Schrift erfahren und erkannt hatte, was seligmachende Wahrheit sei, wandte ich mich zu den Bekenntnißschriften meiner Kirche. Ich kann die Ueberraschung und Rührung nicht beschreiben, mit welcher ich fand, daß deren Inhalt dem konform sei, wessen ich aus der Schrift und der Erfahrung des Glaubens gewiß geworden war."

So Harleß. Diesen Gang ging das sich erhebende Leben der evangelischen Kirche in Deutschland.

Wir gingen von einem kleinen Punkte aus, der „evangel.-luth. Kirche in Preußen". Es ging ihr wie dem Metall, welches, zu Tag gefördert, vererzt erscheint, und dann allgemach von Hüllen und Mißbildungen frei wird. Im Anfang treten noch persönliche Absonderlichkeiten auf. Die Kirche eignete sie sich nicht an und ging frei darüber hinaus. — So ist's mit dem Gange der Entwickelung der Frage, den wir hier zeichneten.

Zweites Kapitel.

Die kirchliche Frage.

Wie gestaltete sich nun die kirchliche Lage? Wir sahen sich konfessionell gestaltendes christliches Leben. Wie aber stellten sich Rechtsanschauung und Lehrauffassung öffentlich zu der großen Frage der Unabhängigkeit der Kirche? Vorgänger hatte man bis jetzt in Nordamerika und Australien, nicht aber auf deutschem Boden.

Das Entsetzen Olshausens in betreff der Selbständigkeit jener Kirchenbildung ohne obrigkeitliche Genehmigung wurde durchaus nicht allgemein geteilt. Die Stimmung war, auch infolge der Vorgänge von 1848, eine so ernste geworden, daß die alten immer wieder übertönten Stimmen der Kirche laut werden konnten. Es kam jener Spiritualismus ins Wanken, der an den durch die weltliche Obrigkeit geschaffenen Ordnungen sich genügen ließ. Diese Ordnungen, der Leib der Kirche, schienen zertrümmert werden zu sollen. Und dann stand die Kirche ohne jede eigene Ordnung, leiblos, nackt. Jetzt wurde manches Auge für diese Dinge klar.

Das war, so erinnerte man sich jetzt, nicht Luthers Sinn, „die Kirchenadvocatie der Fürsten zu einer organischen Kirchengewalt zu erheben". Das hatten Erschlaffung des Zeugengeistes und die Not der Zeit gethan. Und das hatte auch das Augsburger Bekenntnis nicht gewollt, als es die beiden Schwerter schied.

Jetzt wurde, wie gesagt, manches Auge weit. Die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, damals von Harleß, Höfling, Thomasius, Hofmann herausgegeben, gestand im Maiheft 1848: „Unsere Kirche hat bekanntlich die Verfassung für ein Äußerliches und Unwesentliches gehalten, in einem Umfange, den die Erfahrung dreier Jahrhunderte gerichtet hat; denn in ihrem Zustande konnte sie sich weder der inneren Zerrüttung, noch der äußeren Befeindung erwehren, sondern ist durch beides zugleich an den Rand des Verderbens gebracht." — „Indem unsere Kirche — sagte Delitzsch — den ihr zugehörigen Fürsten einen Theil der bischöflichen Gewalt zugestand, und so geistliches und weltliches Regiment miteinander vermischte,

begab sie sich der Freiheit, durch welche alle frische und gedeihliche Fortgestaltung des Glaubenslebens bedingt ist."

Daß eine neue Zeit komme, war selbst dem späteren Präsidenten des Hannoverschen Landeskonsistorii außer Zweifel. „Es ist, sagte er, das Landeskirchenthum schon seit lange her in innerer Zersetzung, die in den verschiedenen deutschen Kirchengebieten zwar auf verschiedenen Stufen, in allen aber auf dem Wege ist, neuen Verfassungsbildungen allmählich Platz zu machen. Diese Verfassungsbildungen können keine anderen als freikirchliche sein." So Mejer.

Aber auch im Gebiet der Union selbst ward dies anerkannt.

Wir sahen, was für sie Hegel leistete. Es schien philosophisch begründet, daß das eine Ding zwei Seiten habe. Die innerliche heißt: Kirche, die äußerliche: Staat. Was sich dieser Staatskirche oder diesem Kirchenstaat nicht fügt, ist „Sekte". So auch Marheineke. Dies wurde nun aber auch hier etwas anders. Es ward eingelenkt. Ein Hase erklärte, die Kirche sei „eine göttliche Institution jenseits aller menschlichen Willkür". Ullmann meinte in seinem „Für die Zukunft der evangel. Kirche Deutschlands" 1845: „Der Protestantismus ist in einem Zustand, in welchem er immer in: Schule überzugehen droht, und noch nicht in vollem Maße: Kirche geworden ist." Und Beyschlag sagte richtig: „Wir sind einseitig lehrhaft eben weil es unseren Vätern im 16. Jahrhundert nicht gelang, die evangelische Lehre in einem kraftvollen Kirchenwesen zu verleiblichen." Heinr. Leo schrieb an Möhler: „Ich gestehe es Ihnen offen, ich schäme mich zuweilen, mich einen Protestanten nennen zu müssen. — Die protestantische Kirche ist ganz peripherisch geworden, denn ihr Zentrum bildet die Gemeinde, ihre Peripherie sind die in den Polizeistaat herübergezogenen Kirchenbeamten. — Jede Genossenschaft hat und übt ein Recht, diejenigen von sich auszuschließen, welche ihrer Aufgabe Hohn sprechen — bei uns aber gehen zu des Herrn Tisch offenkundige Betrüger, Sabbathschänder und Ehebrecher ohne durch eine Kirchenbuße — abgebeten und Besserung gelobt zu haben. Soll man auch eine Mutter lieben, die das natürliche Erbe an die Unflathskinder vergeudet, welche ihr der Bettelvogt auf der Straße zusammenrafft?" [144])

Die Union selbst war auf ihrem eigensten Gebiet von ernsten Männern längst verurteilt. — „Mit der Union — sagte Superintendent Meinhold in Cammin 1847 — welche, ohne es zu wollen

dem Indifferentismus Vorschub leisten muß, hat unsere Landeskirche sich auf den schwankenden Boden des Subjectivismus begeben." Superintendent Franz bestimmte das 1858 näher. Sie sei ein „von pietistischen Tendenzen beherrschtes Staatskirchenthum, in welchem das staatliche Wesen noch ungleich mehr zu thun hat, als das kirchliche". — Und Hengstenberg sagte im folgenden Jahre: „Wir sehen nun zurück auf mehr als dreißig Jahre voll Unionsbestrebungen. Was hat man erreicht? Zwanzig bis dreißig Tausend Preußische Unterthanen durch eine Religionsverfolgung über das Weltmeer, andere vierzig bis fünfzig Tausend in die Separation gedrängt — innerhalb der Kirche ängstigende Gewissensnot und bitterer Hader, wo nun das Wort Union ausgesprochen wird." — Auch die Neue Ev. Kirchenzeitung gestand, von hier aus auf das Ganze blickend: „Eine an den constitutionellen Staat gebundene Kirche kann unter den heutigen Verhältnissen ihre Aufgabe nicht erfüllen. — Der Staat von früher, monarchisch und von dem Volkswillen unabhängig, konnte eine gewisse Herrschaft über die Kirche üben, der moderne Staat kann an der Leitung der Kirche nicht mehr Theil haben." Und selbst Dorner schreibt, indem er von der unabhängigen Kirche erzählt, an Martensen: „Unsere Landes- und Volkskirchen sehen leider einem ähnlichen Entwicklungsgang und Zersetzungsprozeß entgegen. Daher ist die Anschauung dieser avancirten Richtungen sehr lehrreich."

So konnte man denn verständigerweise nur schließen, daß, was man von unabhängiger, staatsfreier Kirche, wenn auch in unscheinbarer Form, in Deutschland sah, nur dasjenige in die That umgesetzt darstelle, was die tiefer blickenden Geister längst gedacht und ins Wort gefaßt. Und die That wiederum war nicht Werk der Theorie, sondern der Not.

Darum hatte Harleß nach Gnadenberg an die unierte Konferenz schreiben können: „Wenn — für die Lutheraner in Baiern, Sachsen, Hannover und Holstein die Stunde zum Handeln kommt, so werden die treuen Diener und Glieder der Kirche, die sich um das Bekenntnis sammeln, die Sache der ausgetretenen Lutheraner Preußens als eine Sache des eigenen Hauses ansehen, wie sie sie längst als Brüder begrüßt haben."

Brennend wurden diese Erörterungen aber naturnotwendig in den evangelischen Landeskirchen. Hier war die Frage vom Verhältnis der Kirche zum Staat niemals ernster behandelt worden. Was einst Doktorfrage war, es war jetzt Lebensfrage geworden.

Dazu kam bald ein gewichtiger Umstand.

Dort, wo allein diese Frage durch eine wirkliche Kirchenbildung Hand und Fuß bekommen hatte, dort wo die Probe, ob für Deutschland auch die unabhängige Kirche möglich sei, gemacht wurde, dort hatte man ernste Erfahrungen gemacht. Eine Anzahl Pastoren hatte sich von der Leitung des Oberkirchenkollegs getrennt, indem sie einer Behörde nicht dienen zu dürfen glaubte, der sie nach dem vierten Gebot Gehorsam schulden sollte. Sie hatten die sogenannte Immanuel-Synode gebildet.

Nun mußte dort überall, wo man begriff, daß es sich in Schlesien um die eigene Zukunft zugleich handelte, eine weitere Frage entstehen. Es war die Frage: Ist es möglich, auf dem Boden der unabhängigen Kirche überhaupt eine Leitung herzustellen, welche irgend Autorität ist, und eine Zukunft verbürgen kann? Eine wichtige Frage! Durch die erweckten Kreise evangelischer Länder ging wirklich das Gefühl, daß es sich um die eigene Sache handle. Und bald in allgemeinen Betrachtungen, bald in besonderen Erörterungen ward die vorliegende Frage gestreift oder behandelt, ganz oder halb.

Löhe sagte 1845 in seinen „Drei Büchern von der Kirche", was dem Protestantismus fehle. „Die Reformation ist geschehen, aber die Kirche erfreut sich des Reichthums ihrer reinen Lehre nicht wie sie soll. — Noch ist ihr immer, als sei sie nur geduldet, als lebe sie von der Menschen Gnade. — Sie ist sich selbst zu sehr nur Dogma, zu wenig Person, zu wenig sich ihrer selbst, ihrer Gaben, ihrer Würde, ihrer Kräfte bewußt."

Delitzsch, damals zu Rostock, gab 1847 seine „Vier Bücher von der Kirche". Er sucht Löhe zu ergänzen. Dieser hat seinen Ausgang von Wort und Bekenntnis genommen. Delitzsch geht von den Sakramenten aus. „Es gewinnt fast den Anschein — ruft er — als sei die Kirche seit der Reformation ein Irrwisch geworden, der den Nachgehenden neckisch umhüpft, ohne sich greifen zu lassen." Und nun gründet der Verfasser realistisch auf der Taufe. „Die Kirche, der Leib Christi ihres Hauptes", das ist sein Thema.

Die Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche fragte

1848: Welche Zeit ist es in der Kirche? „Wenn nun kommen wird, was nicht ausbleiben kann, so werden wir zuerst auf die Verfassung geführt. Der Leib muß der Kirche organisch angewachsen sein, er muß ihr natürlich, ihr eigen sein."

Zu 1849 erschienen dann Löhes „Aphorismen über die neutestamentlichen Aemter und ihr Verhältniß zur Gemeinde". Die Schriften begannen sich zu drängen. Krabbe zeichnete gleichzeitig „die evangelische Landeskirche Preußens" auch Dorners und Ullmanns Nationalkirche. Und in demselben Jahre gibt Huschke in der Zeitschrift von Rudelbach und Guericke den orientierenden, wertvollen Aufsatz: „Wort und Sacrament, die Factoren der Kirche". Geistvoll aber zeigt er nebenbei, wie die ältere evangelische Kirche „immer mehr den Einzelnen, als die Kirche im Auge hatte". Aber die Gnadenmittel „sind die kirchenbildenden Mächte". Damit wird jener Nominalismus überwunden.

Franken war der laute Markt für diese Fragen. Anfangs herrschte in Erlangen die spiritualistische Stimmung vor. Vielleicht wirkte Pfarrer Lehmus in Ansbach noch nach. Dieser war sichtlich von Rothe angethan. Die Kirche — meinte er — sei im Staat enthalten wie die Seele im Leib. „Eine Kirche, die dem Staat entgegengesetzt, ist eine körperlose Seele." [145]) Ähnlich Krausfolds „landesherrliches Summepiscopat". Der Titel schon mußte abschrecken. Der Verf. fürchtete, daß mit diesem Episkopat die Verbindung von Staat und Kirche an sich schon hinfalle. Und dies ist ein Irrtum. Indes wendete er sich gegen die „Separationsbestrebungen" Löhes.

Wir kommen zum Jahre 1850. Höflings „Grundsätze evangel.-luth. Kirchenverfassung" erschienen. Sie ließen das kirchliche Amt aus der Gemeinde, aus der „Totalität ihrer Mitglieder" emporsteigen. Die Gemeinschaft ist Objekt des amtlichen Handelns und Subjekt zugleich. Sie handelt an sich, sie behandelt sich selbst. Und „da man auf dem eigenthümlichen Lebensgebiete der Kirche eine göttliche Autorität (zur Kirchenvisitation) nicht finden konnte, nahm man sie von dem allgemein menschlichen socialen und nationalen Lebensgebiete her in Dienst". — Also die Kirche hat auch kein göttlich gestiftetes Pfarramt. Und die Kirche erhält ohne Staat niemals ein eigenes Regieramt. —

In Baden war die Union eingeführt. Auch hier regte es sich.

Im November vollzog Pfarrer Eichhorn, mit Löhe in naher Verbindung, seinen Rücktritt zur evangelischen Kirche. Er fand Anhang, und es begann die Reihe seiner Gefängnisse. — Und gegen Krausfold schrieb Fr. Hommel: „Die wahre Gestalt der bayrischen Landeskirche". Rudelbach begann seine Artikel: „Staatskirchenthum und Religionsfreiheit." Dies nur nebenbei.

Indes waren die im Anschluß an das Missionsfest in Leipzig gehaltenen Konferenzen immer bedeutender geworden. Die Augustkonferenz von 1851 nahm die von Harleß formulierte These an: „Das Amt des Neuen Testaments, wie unsere Kirche in ihren Bekenntnissen dasselbe versteht, ist unmittelbare Gabe und Stiftung des HErrn der Kirche." Damit war man über Höfling hinausgegangen.

Und unter Petri's Leitung erklärte die Konferenz sich dahin, „daß das landesherrliche Kirchenregiment aus der Noth hervorgegangen, aber kein der Kirche wesentlicher Zustand sei". Nur solle man wartend auf Gottes Finger sehen.

Vom Oktober an hielten sich Walther und Wyneken als Abgesandte der Missourisynode in Erlangen auf. Sie fanden hier Elemente, die mehr als Löhe ihren Anschauungen geneigt waren. Höfling war ja weiter gegangen als sie. Sie betonten wenigstens die göttliche Einsetzung des Amts.

In Anlaß einer Kulmbacher Konferenz stellte im folgenden Jahre Delitzsch die Thesen auf: „Alle Kirchengemeinschaft ist Ausdruck der Glaubensgemeinschaft, der Gipfel aller Kirchengemeinschaft aber ist die Abendmahlsgemeinschaft. Die bekenntnißmäßige und grundsätzliche Stellung der lutherischen Kirche zur reformirten und unirten ist normirend für die Praxis des luther. Kirchenamts, es darf Reformirte und Unirte, die es bleiben wollen, nicht zur Abendmahlsgemeinschaft mit unserer Kirche zulassen."

Gegen Höfling kam Flörkes „Zur Lehre von der Kirche und ihrem Amt" in der Zeitschr. für die ges. luth. Theologie u. Kirche.

Im Oktober 1853 kam eine gemeinsame Kundgebung.

Der „deutsche evangelische" Kirchentag in Berlin hatte sich zum unveränderten Augsburger Bekenntnis „mit Herz und Mund" bekannt. Er hatte aber, vorsichtig dem Wesen der Union entsprechend, hinzugefügt, daß die Mitglieder des Kirchentags nebenbei „jeder insonderheit an den besonderen Bekenntnißschriften ihrer Kirchen festhalten — und daß der verschiedenen Stellung der Lutheraner, Re-

formirten und Unirten zu Art. 10 dieser Confession — nicht Eintrag geschehen soll". Damit aber nahm man „die Confession aus ihrem Zusammenhange mit der evangel.-luth. Kirche heraus, deren Confession sie in Wahrheit ist, indem man sie als das Bekenntnis einer Kirche behandelte, in welcher Lutherische, Reformirte und Unirte angeblich mit gleichem Rechte ihres Glaubens leben". So protestierten denn gegenüber dieser Begriffsverwirrung bezüglich dessen, was die Kirche fordere, Theologen dreier Fakultäten. Von Erlangen aus waren es Thomasius, Hofmann, Delitzsch, Harnack, Schmid. Von Leipzig unterzeichneten Kahnis, die beiden Lindner und Hölemann. Von Rostock schlossen sich an Wiggers, Krabbe, Baumgarten, Philippi. Als Doktoren beider Rechte zeichneten für Erlangen von Scheurl, für Rostock Mejer.

Professor von Scheurl in Erlangen schrieb dann 1855 „Die lutherische Kirche in Preußen und in Baiern". Hier erinnerte er daran, daß es Bekenntnispflicht für die lutherische Kirche sei, „den Ritus der Abendmahlsfeier allenthalben einfach und lauter, also nicht im Sinne der Sacramentsgemeinschaft — d. h. zweideutig — zu gestalten". Aber man mußte weiter gehen.

In seinen gleichzeitig erschienenen „Acht Bücher von der Kirche" hält Kliefoth fest, daß Gnadenmittelamt und Kirchenregierung verschiedene Dinge sind. Notwendig sind beide. Zur Seligkeit ist nur Gnadenmittelordnung notwendig. Niemals haben aber die Reformatoren gesagt, daß Kirchenordnung in keiner Beziehung nötig, oder von Gott gewollt sei. In der That ist „das Kirchenregiment ein vom Hern der Kirche geschenktes eignes und besonderes Amt der Kirche". „Daß wir die Unterschiede der Schlüsselgewalt von der Kirchenregierungsgewalt, und damit des Gnadenmittelamts von dem Kirchenregiment richtig gefaßt haben, erhellt, sagt Kliefoth, auch noch aus den nachtheiligen Consequenzen, welche sich sofort ergeben, wenn man beide vermischt. Spricht man das Kirchenregiment dem Gnadenmittelamt zu, so hat man nur zwei Wege vor sich: Entweder man hält dann die Begriffe des kirchlichen Organismus, der Kirchenordnung und des dieselbe vertretenden Kirchenregieramts in ihrer ganzen Fülle, Schärfe und Nothwendigkeit fest, und ordnet diesen den Begriff des Gnadenmittelamts unter. Dann bleiben freilich der gegliederte Organismus der Kirche, Kirchenordnung und Kirchenregiment, aber das Gnadenmittelamt verliert dann seine selbständige

Bedeutung, das Predigtamt erscheint dann nur als die unterste Stufe, als der locale Vertreter des Kirchenregiments, und das Thun und Handeln Gottes an den Menschen durch die Gnadenmittel und ihr Amt zur Seligkeit tritt vollständig hinter das Thun und Handeln der Kirche durch ihr Regiment zur Ordnung zurück. Diesen Weg ist die römische Kirche in ihrer Gestaltung des Episkopats gegangen. Oder man hält den Begriff des Gnadenmittelamts fest, und reduciert dagegen den Begriff der Kirchenregierungsgewalt auf ein Minimum, so daß das mit dieser Kirchenregierungsgewalt belehnte Predigtamt doch Predigtamt bleibt, und nicht wesentlich über seine Sphäre hinaus gerissen wird. Aber dann werden auch der kirchliche Organismus und die Kirchenordnung so gut wie ganz daran gegeben, und die Kirche präsentirt sich dann nur als eine atomistische Summe von ganz independent und unverbunden neben einander stehenden Pastoren mit ihren Gemeinden, die, wenn sie es zu etwas der Kirchenordnung Ähnlichem bringen wollen, eitel collegialistische Wege gehen und sich vereinigen müssen. Auf diesen Weg treibt die Richtung hin, welche jetzt innerhalb der lutherischen Kirche das Kirchenregiment für die Pastoren fordert. — Der Anomismus ist die Thorheit, die den heutigen Menschen im Herzen steckt, und viele, die wirklich eine Kirche Jesu Christi wollen, wollen doch kein Kirchenregiment, wenigstens nicht ein solches, das ihnen geböte. — Aber wenn das Kirchenregiment nicht mehr eine von Gott gesetzte Gewalt, sondern nur ein Mandatar und eine Creatur der eigentlich dazu berechtigten Menge ist, so gilt dasselbe vom ganzen Realbestande der Kirche, der da mit vor der Souveränität der Menge verschwindet, und auch vom Predigtamt, das dann auch nur ein Communalamt, ein der Ordnung halber beliebter Mandatar der eigentlich mit den Gnadenmitteln betrauten „Alle" bleibt.

„Das Dogma von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche" von Münchmeyer sicherte im Sinn Huschkes jener die zeitlich primäre Stellung. Die sichtbare Kirche ist die frühere.

Vilmar schrieb seine „Theologie der Thatsachen". Die zweite Auflage erschien 1856. Man muß — sagt er — „von dem Begriffe einer Gemeinschaft — zu dem Begriff einer Anstalt fortschreiten. Irre ich nicht, so ist die Verhandlung über die Lehre von der Kirche gegenwärtig auf dem Punkt angelangt, daß die theol. Welt dieser letzteren Thatsache sich zu bemächtigen im Begriff steht;

formirten und Unirten zu Art. 10 dieser Confession — nicht Eintrag geschehen soll". Damit aber nahm man „die Confession aus ihrem Zusammenhange mit der evangel.-luth. Kirche heraus, deren Confession sie in Wahrheit ist, indem man sie als das Bekenntnis einer Kirche behandelte, in welcher Lutherische, Reformirte und Unirte angeblich mit gleichem Rechte ihres Glaubens leben". So protestierten denn gegenüber dieser Begriffsverwirrung bezüglich dessen, was die Kirche fordere, Theologen dreier Fakultäten. Von Erlangen aus waren es Thomasius, Hofmann, Delitzsch, Harnack, Schmid. Von Leipzig unterzeichneten Kahnis, die beiden Lindner und Hölemann. Von Rostock schlossen sich an Wiggers, Krabbe, Baumgarten, Philippi. Als Doktoren beider Rechte zeichneten für Erlangen von Scheurl, für Rostock Mejer.

Professor von Scheurl in Erlangen schrieb dann 1855 „Die lutherische Kirche in Preußen und in Baiern". Hier erinnerte er daran, daß es Bekenntnispflicht für die lutherische Kirche sei, „den Ritus der Abendmahlsfeier allenthalben einfach und lauter, also nicht im Sinne der Sacramentsgemeinschaft — d. h. zweideutig — zu gestalten". Aber man mußte weiter gehen.

In seinen gleichzeitig erschienenen „Acht Bücher von der Kirche" hält Kliefoth fest, daß Gnadenmittelamt und Kirchenregierung verschiedene Dinge sind. Notwendig sind beide. Zur Seligkeit ist nur Gnadenmittelordnung notwendig. Niemals haben aber die Reformatoren gesagt, daß Kirchenordnung in keiner Beziehung nötig, oder von Gott gewollt sei. In der That ist „das Kirchenregiment ein vom Hern der Kirche geschenktes eignes und besonderes Amt der Kirche". „Daß wir die Unterschiede der Schlüsselgewalt von der Kirchenregierungsgewalt, und damit des Gnadenmittelamts von dem Kirchenregiment richtig gefaßt haben, erhellt, sagt Kliefoth, auch noch aus den nachtheiligen Consequenzen, welche sich sofort ergeben, wenn man beide vermischt. Spricht man das Kirchenregiment dem Gnadenmittelamt zu, so hat man nur zwei Wege vor sich: Entweder man hält dann die Begriffe des kirchlichen Organismus, der Kirchenordnung und des dieselbe vertretenden Kirchenregieramts in ihrer ganzen Fülle, Schärfe und Nothwendigkeit fest, und ordnet diesen den Begriff des Gnadenmittelamts unter. Dann bleiben freilich der gegliederte Organismus der Kirche, Kirchenordnung und Kirchenregiment, aber das Gnadenmittelamt verliert dann seine selbständige

Bedeutung, das Predigtamt erscheint dann nur als die unterste Stufe, als der locale Vertreter des Kirchenregiments, und das Thun und Handeln Gottes an den Menschen durch die Gnadenmittel und ihr Amt zur Seligkeit tritt vollständig hinter das Thun und Handeln der Kirche durch ihr Regiment zur Ordnung zurück. Diesen Weg ist die römische Kirche in ihrer Gestaltung des Episkopats gegangen. Oder man hält den Begriff des Gnadenmittelamts fest, und reduciert dagegen den Begriff der Kirchenregierungsgewalt auf ein Minimum, so daß das mit dieser Kirchenregierungsgewalt belehnte Predigtamt doch Predigtamt bleibt, und nicht wesentlich über seine Sphäre hinaus gerissen wird. Aber dann werden auch der kirchliche Organismus und die Kirchenordnung so gut wie ganz daran gegeben, und die Kirche präsentirt sich dann nur als eine atomistische Summe von ganz independent und unverbunden neben einander stehenden Pastoren mit ihren Gemeinden, die, wenn sie es zu etwas der Kirchenordnung Ähnlichem bringen wollen, eitel collegialistische Wege gehen und sich vereinigen müssen. Auf diesen Weg treibt die Richtung hin, welche jetzt innerhalb der lutherischen Kirche das Kirchenregiment für die Pastoren fordert. — Der Anomismus ist die Thorheit, die den heutigen Menschen im Herzen steckt, und viele, die wirklich eine Kirche Jesu Christi wollen, wollen doch kein Kirchenregiment, wenigstens nicht ein solches, das ihnen geböte. — Aber wenn das Kirchenregiment nicht mehr eine von Gott gesetzte Gewalt, sondern nur ein Mandatar und eine Creatur der eigentlich dazu berechtigten Menge ist, so gilt dasselbe vom ganzen Realbestande der Kirche, der da mit vor der Souveränität der Menge verschwindet, und auch vom Predigtamt, das dann auch nur ein Communalamt, ein der Ordnung halber beliebter Mandatar der eigentlich mit den Gnadenmitteln betrauten „Alle" bleibt.

„Das Dogma von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche" von Münchmeyer sicherte im Sinn Huschkes jener die zeitlich primäre Stellung. Die sichtbare Kirche ist die frühere.

Vilmar schrieb seine „Theologie der Thatsachen". Die zweite Auflage erschien 1856. Man muß — sagt er — „von dem Begriffe einer Gemeinschaft — zu dem Begriff einer Anstalt fortschreiten. Irre ich nicht, so ist die Verhandlung über die Lehre von der Kirche gegenwärtig auf dem Punkt angelangt, daß die theol. Welt dieser letzteren Thatsache sich zu bemächtigen im Begriff steht;

man fängt an, zu den zwei nothwendigen Seligkeitsmitteln, reine Lehre und Sacrament, ein drittes, diese beiden umschließendes (und wenn das apostolische Symbolum objective Wahrheit zur Seligkeit enthält, nicht minder nothwendiges: die Erhaltung der reinen Lehre und des rechten Sacramentes hinzuzufügen, mithin Ordnungen, eine Anstalt anzuerkennen, durch welche jene Erhaltung in vollster Zuverlässigkeit gesichert wird."

Es folgte im folgenden Jahre Lechlers „Neutestamentliche Lehre vom heil. Amt" und dann gab 1858 Krauffold die Arbeit „Amt und Gemeinde". Auch Harnacks: „Die Kirche, ihr Amt und ihr Regiment" muß hier erwähnt werden. Wir kommen indes darauf zurück. Und dann vertrat etwas später Flörke in seinem „Summepiscopat" das eine Amt göttlichen Rechts, aus dem sich Ämter abzweigen. Entsteht so das Bischofsamt, so ist es in Anbetracht der in es gelegten Funktionen gleichfalls göttlichen Rechts. Die Form nur, in der die Funktionen zusammengefaßt und geübt werden, ist geschichtlich frei. Das ist wesentlich die Fassung Huschkes.

Mit der Bildung einer Immanuel-Synode hatte sich der Independentismus auf eigene Füße gestellt. Traurig, aber für eine Probe nötig. Er wiederholte in sich die Mystik des Mittelalters und des Pietismus. Beide zogen sich, die Leiblichkeit, das Äußere der Dinge preisgebend, in die Innerlichkeit zurück. Dieser neue Antinomismus oder Spiritualismus hielt die Rechtfertigung aus dem Glauben allein — wie wir sahen — durch Ordnungen bedroht, welche doch gerade für ihren Schutz, wie der Leib zum Schutz des Seelenlebens, vorhanden sind. Aus diesem Standpunkt folgt „mit Nothwendigkeit — so sagte Th. Harnack warnend —, „daß die Kirche als societas externa entweder nur in der Form des Staatskirchenthums göttlich gewollt ist, und bestehen kann, oder daß sie in sich die Bestimmung trägt, sich so absolut aufzulösen, daß auch kein independenter Gemeindeverband mehr bestehen kann."

Auch Vilmar erklärte sich in seinen Pastoral-theologischen Blättern. „Nichts — sagt er jener Synode gegenüber — hat von jeher der Union mehr gedient, als diese Theorie, so daß man sie wohl eine specifisch unionistische Lehre nennen könnte." Kliefoths Warnung hörten wir schon.

Die Behörde, welche in der Sache zu reden amtlich veranlaßt war, war das Oberkirchenkollegium. Es bezeugte 1862 jenen An-

sichten gegenüber, welche durch Kirchenordnung die Heilsordnung für geschädigt hielten, daß es die Kirchenordnung „dem Worte Gottes, dem Bekenntniß und der Heilsordnung nicht gleichstelle", auch nie geglaubt oder gelehrt habe, daß die Beobachtung derselben vor Gott gerecht und selig mache. „Wir weisen — setzt es hinzu — der Kirchenordnung keine andere Stellung an, als die bescheidene einer Magd im Hause Gottes, durch deren Dienst die Predigt des Glaubens und die Uebung der Liebe in Frieden von statten gehen soll." Freilich erkannte dann das Oberkirchenkolleg als Hintergrund jener auflösenden Ansichten „den reformirten — Sektengeist, der jetzt auf lutherischem Grund und Boden das Heimathsrecht erkämpfen möchte".

In der Weise Huschkes erklärte sich Münchmeyer gleichzeitig zur Kirchenregimentsfrage. „Zur Lehre vom Kirchenregiment" schrieb in demselben Jahre von Scheurl. Daß mehrere Ortsgemeinden in einen Rechtsverband treten, wird durch kein göttliches Gebot erzwungen. Drücken sie aber den organischen Zusammenhang, in dem die Christen durch die Taufe stehen, äußerlich aus, so sind sie nicht nur Gesellschaft, sie sind „rechtlicher Organismus".

Wir haben Theodor Harnack erwähnt. Seit neun Jahren in Erlangen lehrend, ging er in diesem Jahre in seiner Arbeit „Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment" 1862 über Höfling hinaus. Denn das Amt stammt ihm „aus dem Amte Christi und seines Geistes, ruht in der durch die Gnadenmittel sich vermittelnden Gnadengegenwart Christi in seiner Kirche, und besteht in der ihr von Christo auferlegten Verpflichtung und ertheilten Berechtigung und Ermächtigung, in seinem Namen — die Gnadenmittel zur Erbauung seines Leibes zu verwalten". — Harnack gab dann 1863 sein „Theologisches Votum über das Corpus der Synodal-Beschlüsse der evangel.-luth. Kirche in Preußen". Er bezeichnet die Behauptung der Gegner derselben, daß jene Beschlüsse „auf dem Grunde unlutherischer Prinzipien gebaut seien — als unbegründet". Und er betont, daß Luther der Kirche ein „Regieramt beilege, Aufseher, Vorsteher, Regierer wolle, denen die Lehrer gehorsam sein und folgen und sich herunter lassen, damit eins dem andern diene".

Ebenso schrieb Huschke jetzt für den kirchlichen Realismus eingehend.

Seine philosophische Voraussetzung ist diese. „Zum Wesen eines Dinges gehört was zu seinem Begriff, d. h. zur Erfüllung der gött-

lichen Idee, nach der es geschaffen ist, gehört und insofern auch nothwendig ist. Gott schafft aber nicht blos das esse, sondern auch (theologisch ausgedrückt) das bene esse 1. M. 1, 31, d. h., nicht blos das zur Existenz des Dinges schlechthin Nothwendige, sondern auch das Nützliche oder mittelbar Nothwendige, z. B. am Menschen nicht blos Leib und Seele, sondern auch Hände und Füße."

Auf den vorliegenden Fall angewendet, heißt dieses, die Kirche ist als organisierte, sich verleiblichende, sie ist als mit Organen und Ämtern, dem Pfarramt wie dem höheren Regieramt, für ihr Wohlsein ausgestattete gedacht, nur daß das wesentlich auf göttlichem Willen ruhende Regieramt hinsichtlich der Form seiner Ausgestaltung geschichtlich veränderlich ist. Dieser Realismus bildet bei Huschke die Voraussetzung für die Erörterung über Heilsgemeinschaft und Heilsanstalt. Die Schrift: „Die streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und den Kirchenordnungen" erschien 1863 in Leipzig. Sie ging aus dem Kampf gegen den Independentismus hervor, ist aber von bleibendem Wert. Sie ist nur deshalb nicht hinreichend beachtet, weil sie Forderungen stellt, welchen nur auf dem Boden unabhängiger Kirchenbildungen genügt werden kann.

Es war, und dies dürfen wir nicht unterschätzen, der doktrinäre Standpunkt verlassen, welcher vom Realen absieht, und einen „reinen" Begriff von Kirche sucht, der wie Hegels „reines Sein" eigenschaftslos über den Dingen schwebt. Als ob dergleichen vorhanden wäre, und als ob Gott das bloße „reine Sein" der Dinge, und nicht vielmehr das Sosein, das Sein in bestimmten Eigenschaften und Gaben geschaffen hätte. Jene Manie der Lösung der Eigenschaften vom Wesen, eine Operation, die ein abstraktes, schemenhaftes Ding, also einen ohnmächtigen Begriff von Kirche schafft, jene schlechte scholastische Kunst, Mutter des ganzen Spiritualismus, ist hier eben überwunden.

Die „Öffentliche Erklärung", welche das Oberkirchenkolleg 1864 erscheinen ließ, betont die gottgewollte Natur der im Kirchenregiment zusammengefaßten Funktionen. So ist das Regieramt für die Kirche seinem Wesen nach von Gott geordnet, da er bestimmte Funktionen für seine Kirche will. Seiner Form nach ist es menschlichen Rechts, also geschichtlicher Gestaltung unterworfen. Die Schrift geht auf die Bekenntnisse wie auf die Kirchenordnungen ein, und auf diese unter dem richtigen Gesichtspunkt, daß die Bekenntnisse nur aus der vor-

handenen von ihnen vorausgesetzten Kirche heraus verstanden werden können und wollen. — Sehen wir von nur leicht zu beseitigenden, nur redaktionellen Mängeln ab, so enthält sie einen wesentlichen Fortschritt. Und dieser verbürgt eine Zukunft.

Kahnis gab nun sein Reformationsprogramm von 1865. Die Kirche — sagt er — hat eine Wesensseite, nach welcher sie die Gemeinschaft der Gläubigen ist. Und sie hat eine Seite der äußeren Erscheinung, „nach welcher sie eine Gläubige und Ungläubige umfassende Gesellschaft ist". Huschkes und Münchmeyers Lehre solle sich — meint er — nur offen als „Fortschritt" bekennen.

Blicken wir nun zurück. Die Hauptfrage ist immer die vom Kirchenregiment. Sie mußte auf Anlaß jener Bewegung in der unabhängigen Kirche, sie mußte aber auch mit Hinsicht auf die Zukunft in weiteren Kreisen erörtert werden. So ergab sich Folgendes. Die einen, wie Stahl, Vilmar, Löhe, Ludwig Harms, Kliefoth, Flörke, Huschke, Nagel, Besser, Münchmeyer, Kahnis, Delitzsch, Feldner sind es, welche das Regieramt auf göttlichen Willen und göttliche Stiftung zurückführen. Die anderen, wie von Scheurl und Harnack lassen es notwendiges Ergebnis der gottgefälligen Ordnung in der Kirche, also „menschlichen Rechts" sein. Alle aber können im Gegensatz zum Independentismus jetzt bereits eine Errungenschaft als gemeinsame begrüßen.

Es ist nämlich anerkannt, daß, wie von Scheurl sagt, gerade für die unabhängige Kirche „das dringende Bedürfniß engen Zusammenschlusses unter einem möglichst kraftvollen gemeinsamen Kirchenregimente recht augenscheinlich ist". Es ist anerkannt, daß dieses Kirchenregiment, wie derselbe von Scheurl sagt, oder daß „dieses Collegium" einer unabhängigen Kirche „das Ansehen einer kirchlichen Obrigkeit habe, daß ihr als solcher namentlich auch der vollste und begründetste Anspruch auf kirchliche Fürbitte zukomme".

Es ist anerkannt, daß, wie Harnack sagt, „der ganze äußere Kirchenbestand, so auch die äußere Kirchengewalt eine durch den göttlichen Willen der Ordnung und des vierten Gebots legitimirte und autorisirte" ist.

Es ist anerkannt, daß, wie derselbe sagt, die Kirche, im Fleische lebend, „ihrer gesamten Organisation nothwendig auch eine rechtliche Gestalt und die Form des Gesetzes zu geben" hat, welches auf dem Schöpfer- wie auf dem Gnadenwillen Gottes beruht, und daß das

so geschaffene Kirchenregiment ins vierte Gebot gehört, „geheiligte objective Autorität der Ordnung", und „kirchliche Obrigkeit" ist.

Niemals hatte, wiederholen wir, die evangelische Kirche in Deutschland diese kirchenrechtlichen Fragen so eingehend erörtert, als jetzt. Sie war eben auf einem Punkt und in einem ihrer Glieder vom Staat unabhängig geworden, und sich selbständig zu verfassen genötigt. Galt es zugleich der endlichen Durchführung der Reformation, war man also, wenn auch in ersten, unscheinbaren Anfängen, in die Periode der Selbständigmachung der Kirche eingetreten, so bedurfte es aller Sorgfalt für diese Anfänge, um bei einer weiteren Entwickelung nicht irre zu gehen.

Wir sahen bis hierher ein frisches Aufwärtssteigen konfessioneller Bewegung in Deutschland. Jetzt trat eine Stockung ein.

Unter Pastor Diedrich hatten Independentismus und jener Spiritualismus sich abgelöst, und sich den Landeskirchen wieder genähert, in denen er ungebrochen lebt. Das war heilsam, aber vielen entmutigend. Man hatte dann die Erfahrung in der bayrischen liturgischen Bewegung und im Hannoverschen Katechismuskampf gemacht, daß die Staaten nicht in der Lage sind, evangelischem Kirchenwesen zu helfen. Und es schien nun, daß es sich, gebunden, selbst nicht helfen könne.

So trat eine Entmutigung, es trat ein fast allgemeiner Rückzug ein. Und dann ward die Bewegung in den Landeskirchen durch die preußischen Eroberungen von 1866 völlig geworfen.

Und doch war in Preußen selbst alles geschehen, die Unhaltbarkeit der Union zu zeigen, welche Wolfgang Menzel eine Revolution von oben nannte. Professor Dove hatte recht. Zwei Kirchen waren „zusammengeflossen".

Aber es blieb die Union nach dem für Deutschland so unglücklichen Jahr 1866 vollends siegreich nach innen und nach außen. Weil in ihr, wie wir vorhin äußern hörten, „das staatliche Wesen ungleich mehr zu thun hat, als die Kirche". Sie blieb siegreich, wie die Waffen von 1866, welche in die eroberten Länder drangen.

„Zum Beruf und Wesen dieses Staats gehört — so sagte Droysen in seiner Geschichte der preußischen Politik — jener Beruf für das Ganze, dessen er fort und fort weitere Theile sich einzu-

gliedern hat. In diesem Beruf hat er seine Rechtfertigung und Stärke". — Es kommt hier nicht darauf an, eine solche Sprache auf ihren sittlichen Wert hin zu würdigen. Jenes Jahr hat gezeigt, daß Droysen nicht nur seine eigene Ansicht ausspricht.

Das zeigte sofort auch Professor Hinschius. Als Kirchenrechtslehrer urteilte er: „Die Mission unserer Landeskirche wird nicht mit dem Jahr 1866 abgeschlossen sein, so daß auch ihr die weitere Arbeit der Einfügung jener Territorialkirchen vorbehalten ist." Er entwickelte auch sofort die Rechtsfrage. Er behauptete: „Die Einrichtung des Kirchenregiments gehört zur Kompetenz des gesetzgebenden Organs der Landeskirche." Er sah die Kirchen der eroberten Lande auch sogleich als eigentlich zur landeskirchlichen Union gehörend an. Und da sie nicht schnell genug sich ergaben, bezeichnete er sie als „separatistische Kirchen".

Ein zweiter Professor des Kirchenrechts Emil Friedberg erklärte, nach der Eroberung Hannovers habe König Wilhelm „die Episcopalgewalt daselbst auszuüben".

Man erlebte nun ein im hohen Grade niederschlagendes Schauspiel. Die Konsistorien der eroberten Länder zeigten sich völlig haltlos, nachdem ihnen der bisherige staatliche Halt genommen. Sie sanken den siegreichen Tendenzen in die Arme, und der Kenner der Geschichte wird nicht staunen können. Die Lage zwang. Nur in Hessen hielt man sich härter. Kraft zu zusammenfassender Neugestaltung war nirgends vorhanden.

Wie aber wirkte, fragen wir nun, die beherrschende Stellung Preußens mit seiner Unionstendenz auf die evangelischen Kirchenkörper Deutschlands überhaupt?

Die Wirkung war durchaus eine lähmende. Wir sahen, wodurch die konfessionelle Bewegung ins Stocken geriet. Mit 1866 trat voller Rückzug ein. Er begann schon im Frühling 1867, als für eine Leipziger Konferenz Pastor Ahlfeld und Professor Luthardt einluden. Die erste der Thesen lautete bereits kleinlaut: „Die Folge der politischen Ereignisse des vorigen Jahres, daß lutherische Landeskirchen der landesherrlichen Kirchengewalt des Königs von Preußen unterstellt sind, ist eine Thatsache, in welche die davon Betroffenen sich zu fügen haben." Und doch war die Möglichkeit gegeben, rechtliche Sicherheiten in bleibenden Institutionen zu fordern.

Professor Hermann, bald darauf Präsident des Oberkirchenrats,

konnte deshalb im September schon in einem auf dem Kirchentag zu Kiel gehaltenen Vortrag die Hauptfrage in Angriff nehmen: Kann man, auf Art. 7 des Westfälischen Friedens gestützt, noch behaupten, daß der Landesherr dem lutherischen Landesteil ein entsprechendes konfessionelles Kirchenregiment schulde — oder nicht? Der Artikel, so zeigt Redner, sei nicht mehr zutreffend, „weil er auf einen ganz andern Thatbestand geht, als welcher wenigstens dann gegeben ist, wenn der Landesherr einer die confessionellen Lehrbegriffe nicht verdrängenden, sondern anerkennenden Union zugehört". Redner ließ sich durch den Umstand nicht stören, daß die Union schon durch die geforderte Abendmahlsgemeinschaft den evangelischen Lehrbegriff in seinem Recht aufhebt. Er forderte vielmehr, auf seine Fiktion gestützt, ein vielseitigeres praktisches Wirken des „vom Gang der politischen Geschichte zerstörten Landeskirchenthums in einem großen politisch zusammenwachsenden nationalen Ganzen".

Am 1. Juli 1868 trat zu Hannover die „allgemeine lutherische Konferenz" nach Ansprache des Präsident Harleß in Arbeit. Es war, wie die Ansprache zeigte, die Furcht vor der Erweiterung des Machtgebiets der Union, welche zusammenführte. Es war die Besorgnis — wie der nun folgende Vortrag von Oberkirchenrat Kliefoth zeigte — die „Vertreter des Unionsprinzips würden in dies Machtgebiet die noch auf dem lutherischen Bekenntniß stehenden Territorialkirchen Deutschlands successive in sich hineinziehen, und so über die Trümmer dieser zu einer auf dem Unionsprinzip basirten deutsch-evangelischen Nationalkirche fortschreiten".

Allerdings steht dieser Gang der Dinge in sicherster Aussicht. Und die Konferenz selbst hatte dafür gesorgt.

Einmütig freilich ward auf Grund des Vortrags von Kliefoth der Satz angenommen: „Es ist unzulässig, Kirchen durch ein gemeinsames Kirchenregiment ohne Uebereinstimmung in der Lehre und Sacramentsverwaltung zu vereinigen." Es ward auch der Grundsatz angenommen, daß das Kirchenregiment „in der rechten Lehre und Sacramentsverwaltung übereinzustimmen habe mit der Kirche, die es regieren soll". Aber man hatte diese Grundsätze selbst soeben verleugnet. Man hatte sich gegen die Union bekannt, und hatte doch ein Mitglied der Union, den Superintendenten Arndt, in den Ausschuß gewählt. Damit war der Grundsatz objektiver Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche aufgegeben, eine folgenschwere Halbheit.

Diese Halbheit trat seitdem auf jeder der folgenden Konferenzen hervor. Sie teilte sich mehr oder weniger den kirchlichen Blättern mit. Sie erleichterten den Rückzug der Behörden gegenüber dem Einzug der Militär-Kirchenordnung. Die unierten Gebiete öffneten dem englischen reformierten Independentismus die Wege durch „die evangelische Alliance". Die evangelischen öffneten Thür und Thor, denn sie begnügten sich. Sie wandten der Praxis der Kirche den Rücken mit der nur „subjektiven Zugehörigkeit".

In diesem Jahre noch ließ Hof- und Domprediger Hoffmann sich vernehmen. Die Aufhebung der Union würde „Preußen um seine kirchliche Einheit bringen — und seine Bestimmung für Deutschland auf dem geistigen Gebiet der Kirche hindern". Wir hören hier wieder von der Mission Preußens. Aber sie wird begründet. Die Union ist „die wahre Consequenz der lutherischen Reformation". Darum habe Preußen die „Bestimmung", sie durchzuführen.

Mit größter Offenheit zeigte der unierte Dr. Scheele in seiner „Lutherischen Kirchenzeitung" 1869 selbst den „Abgrund, in den die modernen Unionstendenzen führen". Und er setzte hinzu: „Insofern diese Tendenzen walten und kraft der preußischen Politik und Macht fortwalten, so wird sich auch diese Politik als ein Unglück für Deutschland schließlich enthüllen."

Einen Wachtruf haben wir in von Zezschwitz Schrift: „Die kirchlichen Normen berechtigter Abendmahlsgemeinschaft". Die Schrift fordert „einfache Abschließung gegen alle Glieder der unirten Kirche". Nur so können die annektierten Länder ihre kirchliche Selbständigkeit erhalten. Sie zeigt, daß dieses die alte und bewährte Praxis der evangelischen Kirche ist. Nur in dieser Praxis ist Rettung. Denn „wie kann man die Augen vor der Thatsache verschließen, daß das Geheimniß der Union vom ersten Henotikon in der christlichen Kirche an, bis zu den Phantasien der Preußisch-Deutschen Nationalkirche die vollendete: Cäsareopapie ist!"

Aber auch Harleß: „Staat und Kirche" warnte ebenso. National- und Territorialkirchentum als Prinzip gefaßt sei „eine der wesentlichen Beziehung zu Christi Kirche und Reich widersprechende Deformation des Kirchenthums. — Denn keine territoriale Begrenzung und keine nationale Eigenthümlichkeit hat für das christliche Kirchenthum maßgebende Bedeutung." So Harleß.

Preußens Gewicht hatte schon die Wiederholung der in Hannover begonnenen Konferenzen gehindert. So gleich für das folgende Jahr. Der Herzog von Braunschweig, so verlautete, erklärte dem Dompropst Thiele, die Konferenz könne in Braunschweig nicht tagen, da er von Berlin aus nicht unliebsam interpelliert zu werden wünsche. Minister von Falkenstein habe eine ähnliche Erklärung für Sachsen gegeben. Die Hannoveraner lehnten eine Wiederholung in ihrem Hause wohl aus denselben Gründen entschieden ab. Man kann die Abhängigkeit der Kirche nicht greller beleuchtet sehen. Nur Bayern nahm die Konferenz auf. Sie tagte in Nürnberg. Sie sprach sich mit ungemeiner Vorsicht aus. Ebenso wie die Leipziger Konferenzen, welche nun sehr bedauerlich fast zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Diese Diplomatie sprach sich auch in einer Versammlung von Vertrauensmännern im Oktober 1872 in Leipzig aus.

Die sechste These dieser bedeutsamen Konferenz lautete: „Dagegen kann die luth. Kirche ohne Gefährdung ihres Bekenntnißstandes zu ihrem Abendmahl einzelne Glieder der unirten Kirche, die vorübergehend in ihrer Mitte weilen, zulassen, falls dieselben das luth. Bekenntniß vom Abendmahl theilen und darauf hin um Zulassung zum luth. Abendmahl bitten. Besondere Gründe können es jedoch zur Selbsterhaltungspflicht der Kirche machen, Unirte nur unter der Bedingung des Austritts aus der Union zuzulassen."

Abermals hatte man die Flagge vor der Union geneigt und die Forderung objektiver Kirchenzugehörigkeit fallen lassen. — Nur drei Mitglieder der Versammlung protestierten, Kahnis, Besser und der Verfasser. Nachweisbar erleichterte dieser Beschluß die Biegsamkeit in Hannover. Die „objektive Zugehörigkeit" war gefallen.

Denkwürdig redete nun in der Berliner Oktober-Versammlung dieses Jahres Propst Brückner. Er wollte die „Anerkennung des Bekenntnißstandes der einzelnen Landeskirchen". Er wollte sogar die „rückhaltlose". Nur — ein Wesentliches forderte er, „freie Gewährung der Abendmahlsgemeinschaft". Und dabei wollte er diese Nationalkirche auf die Augustana gründen, welche doch im Art. 10 die reformierte Lehre vom Abendmahl rückhaltlos verworfen wissen will. Aber die deutsche Nationalkirche solle kommen, „die Lage der Dinge fordert durchaus eine Homogeneität zwischen der nationalen und der kirchlichen Strömung".

Das behauptete man aber auch anderswo. Professor Maurenbrecher hielt 1886 der sächsischen Kirchen- und Pastoralkonferenz zu Meißen einen Vortrag. Das in Aussicht gestellte Ziel war „die Vereinigung der evangelischen deutschen Landeskirchen zu einer einigen evangelischen deutschen Reichskirche!"

An die Stelle von Kursachsen war eben Preußen mit seiner alten kirchlichen Mission getreten. Von Berlin aus hatte man den „evangelischen" Kirchentag geschaffen. Er setzte standhaft eine „deutsche Evangelische Kirche" voraus. Was nicht existierte, konnte werden. Man wollte einstweilen „fester gezogene Gemeinschaftsbande". Man wollte Konföderation und „moralischen Einfluß".

Aber man hatte auch mehr gethan. Man schuf einen amtlichen Vereinigungspunkt in den Eisenacher Konferenzen. Delegierte der Konsistorien unierter und evangelischer Landeskirchen traten zusammen. Wie es in der Lage gegeben war, überwog zuweilen der unierte Charakter der leitenden Macht. Hatte doch deshalb Kliefoth die Erklärung zu Protokoll geben müssen, daß er und andere Abgeordnete von Kirchenregierungen lutherischer Konfession „nicht in der Lage seien, von dem Standpunkte einer unterschiedslosen deutschen evangelischen Kirche ausgehen und verfahren zu können". Man hatte von Berlin aus gewünscht, die Konferenzen durch Zuziehung von Synodaldeputierten der verschiedenen Kirchengebiete zu einer Art Generalsynode zu machen. Bayern hatte protestiert. Der Protest schien nicht beachtet werden zu sollen. Und Bayern erklärte durch Harleß sogar einmal seinen Austritt wenigstens aus den regelmäßigen Konferenzen.

Es ist nicht nötig, Beispiele zu häufen. Es bedarf auch nicht der Hinweisung auf die Fernsicht, welche der jetzige Präsident des Oberkirchenrats in seinen Berliner Synodalreden eröffnete. Es ist vielmehr zur Gewißheit geworden, daß für das unter Preußen geeinte Deutschland die einheitliche unierte Nationalkirche in Aussicht genommen ist, und, setzen wir hinzu, wohl auch verwirklicht wird.

So müssen wir nach den Erfahrungen urteilen, welche der Niedergang der edlen Kräfte uns bietet, die in Preußen einst so klar der Union sich widersetzten. Hier wirkte für die Union der patriotische Gedanke. So wird für das Reich der nationale Gedanke wirken. Die Lage ist es, welche die Gedanken schaffen hilft.

Wie stark er den kirchlichen überwiegt, liegt auf der Hand. Es tagen, so sahen wir, zu Eisenach evangelische Kirchenbehörden mit unierten gemeinsam. So wandern die Vertreter evangelischer Diakonissenhäuser zu Konferenzen mit denjenigen unierter. Als ob nichts vorgefallen wäre, und als ob nichts in der Luft läge. Und wir wissen nicht, ob wir je hoffen dürfen, daß man sich unserseits in Frieden zurückziehen werde, um darzuthun, daß für kirchliches Handeln nationale oder technische Gesichtspunkte jetzt noch nachstehen müssen.

Und noch weniger wissen wir, ob es den Behörden der evangelischen Landeskirchen gelingen werde, es dahin zu bringen, die preußische Militär-Kirchenordnung dahin abgeändert zu sehen, daß neben dem katholischen und unierten Feldpropst auch ein evangelischer eintrete, eine Forderung der Gerechtigkeit schon im Hinblick auf Hannover und Schleswig-Holstein-Lauenburg.

Wie die Sachen sich auch gestalten mögen, außerhalb dieser Strömung steht gesichert einstweilen nur die kleine vom Staat unabhängige evangelische Kirche, in welcher der Anfang der Durchführung der Reformation, weil der endlichen Verselbständigung der Kirche, allerdings zu erblicken ist.

Es ist begreiflich, daß man vor diesem Anfang die Augen gern verschließt. Und dieses umsomehr, seit dieser Bildungen mehrere sind.

Das wird derjenige freilich nicht thun, welcher weiß, in welch unscheinbarer Form und in welch langsamer Bewegung neue Gedanken in der Geschichte hervorzutreten pflegen. Auch hier unterliegen sie vorerst dem germanischen Individualismus. „Die deutschen Stämme — sagt Waitz in seiner Verfassungsgeschichte — von denen jeder seine Bahn verfolgte, unbekümmert um den anderen, ihm so nahe verbundenen.“ Dies trägt sich auf diese Bildungen über. Und doch bilden sie eine Einheit schon jetzt. In Nebensachen, in Verfassungsfragen uneinig, bilden diese kleinen unabhängigen Kirchenwesen in der Hauptsache, weil auf Grundlage sämtlicher Symbole, eine geschlossene Einheit, während manche Landeskirche thatsächlich eine Einheit in den Nebensachen, in der Verfassung, dagegen oft völlige Zerfahrenheit und Uneinigkeit in der Hauptsache, dem Glaubensbekenntnis, darstellt. Dies anzuerkennen dürfte Pflicht der Gerechtigkeit sein.

Hören wir auch diesmal wieder die zwei Stimmen von außen.

Ein edler Katholik sagt in den Historisch-politischen Blättern: „Es handelt sich um die freie Entwicklung der protestantischen Kirchengemeinschaft, welche unmöglich ist bei der jetzigen Verbindung von Staat und Kirche. Allerdings wird diese freie Entwicklung zur Sektenbildung — ich gebrauche das Wort nicht im gehässigen Sinn — führen, und es scheint mir, als wenn man protestantischerseits dies vermeiden wolle, und davor zurückschrecke. Und doch ist es der einzige Weg, um aus unwahren Verhältnissen herauszugelangen, und mit Gewissen und Wahrheit in Einklang zu gelangen."

Und ein Reformierter, es ist Macaulay, zeigt, wodurch England vor den letzten Revolutionen bewahrt sei. Er antwortet: Durch die erhöhte Wärme und entschlossenere Arbeit staatsfreier Kirchenkörper. Daher kommt es, daß jenseits des Kanals die Kirche geachteter, daß sie auch von den politisch liberalen Parteien durchschnittlich hochgehalten ist, indem auch die Liberalen vor Gemeinschaften mindestens Achtung haben müssen, welche, auf eigenen Füßen stehend, für ihren Bestand die größten Opfer bringen, und nicht in Verdacht kommen können, staatlichen Zwecken dienen zu wollen, um zu gewinnen.

So ein Katholik und ein Reformierter einstimmig.

Und wir dürfen mit Frank antworten: „Wir Protestanten, unter langdauernder Knechtung des Staats herangewachsen, sind ein serviles Geschlecht, und unsere Abhängigkeit dünkt und oft eher ein Ruhm, als eine Schande." So 1887 im zweiten Band seines Systems der christlichen Sittlichkeit.

Nicht die Staaten sind schuld an diesem gefahrdrohenden Servilismus. Zum größten Teil ists die Kirche, deren Dienern nur zu oft der Zeugenmut fehlt und die That. Wenn nicht dieser sich einstellt, wird auch zunächst die Einsicht fehlen, daß in den kleinen in Deutschland bereits bestehenden unabhängigen Körpern die Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses, und damit die Reformation zur Durchführung ringt, und so den Weg zur Sicherung des väterlichen Glaubens nicht nur zeigt, sondern einschlägt. Denn nur so kann die Kirche als solche reden, so nur Landesgrenzen überschreiten, so nur auf Grund des einen Glaubens sich endlich zusammenfassen, um segnen zu können.

Nur dann freilich würde die jetzt noch in dürftigen Gestalten

aus den Landeskirchen langsam sich losringende unabhängige Kirche mit ihrer eigenen Zukunft brechen, wenn sie ungeduldig und abstrakt den Wert geschichtlich gewordener, vom Christentum geschaffener oder durchdrungener staatlicher und auch kirchlicher Formen und Ordnungen independent verkennen wollte. Nur dann wird unabhängiges Kirchenwesen ein Segen werden und seine Bestimmung erfüllen können, wenn es, nur geboren aus der tiefen inneren Notwendigkeit, den Glauben zu bewahren — im stande ist, jene realen Ordnungen, jene Abstufungen der Ämter aufzurichten, und ihnen zugleich sich freudig zu unterstellen, welche unsere alten Kirchenordnungen und Lehrer voraussetzen und fordern.

Doch dies greift geschichtlicher Betrachtung vor, und wir haben uns zu dieser zu wenden.

Drittes Kapitel.

Die kirchliche Theologie.

Wir haben die kirchliche Theologie, das heißt die Theologie innerhalb derjenigen Länder zu betrachten, in welchen das evangelische Bekenntnis anerkannt die ausschließliche Rechtsgrundlage darstellt.

Dies ist das objektiv Entscheidende für unsere Abgrenzung. Denn es wird sich finden, daß auch die theologische Arbeit, welche auf dem Bekenntnis sich erbauen will, nicht demjenigen überall zu entgehen vermag, was nun einmal durchschnittlich die wissenschaftliche Denkweise des Jahrhunderts ist. Hat sie doch in diese auch einzugehen.

Besuchen wir nacheinander die Hochschulen, welche im Bereich evangelischer Landeskirchen liegen. Diese Sitze zünftiger Gelehrsamkeit mögen uns Anhaltspunkte sein, wenn wir auch auf sie uns nicht

beschränken. Übrigens können auch hier nur Spitzen berührt und bereits abgeschlossene Entwickelungen beachtet werden, indem wir denn auch hier hinzufügen müssen, daß wir nicht Geschichte der Theologie, sondern der Kirche schreiben.

Man hat die kirchlich evangelische Theologie unseres Jahrhunderts „neulutherisch" genannt.

Es ist mit der Geschichte eines Volkes indes wie mit einem reichen, massiven Bau. Je näher dem Erdboden, desto massenhafter die Erscheinung, weil desto weniger gegliedert. Je höher das Werk hinaufgeführt ist, desto vielseitiger die Entwickelung, desto größere Mannigfaltigkeit in Ausladungen, in Vorsprung, Ausbau, Giebeln, Erkern und Fialen. So mit dem großen Bau der aufwärts strebenden Entwickelung einer Nation. Immer vielartiger und verzweigter die praktische und wissenschaftliche Forschung und Bethätigung. Und immer ernster erwächst der Kirche die Pflicht, von ihrer Stellung in der Mitte aus dem einzelnen denkend nachzugehen, um es in die Mitte zurückzubiegen. So wird in Gesichtspunkten und Hilfsmitteln die Theologie mannigfaltiger mit der Mannigfaltigkeit neuer sie umgebender Kulturgebiete. Sie wird neue Verbindungen eingehen, um einzelne Dogmen noch tiefer zu begründen.

Wir beginnen unsere Umschau mit Erlangen.

Im Sommer 1821 umgab eine kleine Gemeinde gebildeter Männer, Frauen und Studenten den Professor Heinrich Schubert in Erlangen. In seinem kleinen Hausgarten erzählte er in der Art, wie er's in seinem „Altes und Neues" sammelte. Die Professoren Winer und Pfaff, dazu der edle reformierte Prediger Krafft gingen ein und aus bei dem „freundlichen Führer aus dem Reich der Natur in das Himmelreich", wie Hase ihn nannte, der unter den Jüngeren teilnahm. — Schelling saß zurückgezogen im Hintergrund.

Fünf Jahre lebte er in Erlangen, ehe er nach München zurückging. Wir glauben seine leuchtenden Gedanken, Licht nebst Zwielicht und Schatten, in der Schule von Erlangen wiederzufinden.

Diese Gedanken zeigten, daß „Gott den Menschen so hoch geachtet, daß der eine Mensch der Erde ihm genug". Es trat der große kosmische Hintergrund, die Basis hervor, dessen Spitze der Mensch ist. „Je breiter die Basis, über die er sich erhebt, desto mehr leuchtet seine Einzigkeit hervor. Die Wege der Schöpfung gehen — vom Weiten ins Enge." Wir hören von jenem Schöpfungs-

prozeß, der im menschlichen Bewußtsein aufwärts durch die mythologischen Stufen der Völkerentwickelung hindurch sich wiederholt. „Der Moment des Bewußtseins, welcher dem ägyptischen Volk zum Loos gefallen, — stand eben selbst dem Moment der Thierbildung in der Natur parallel." So Schelling. Wir sehen hier, die Wiederholung der Stufen des Schöpfungsprozesses in demjenigen des theogonischen, des mythologischen Bewußtseins ist eine notwendige, in der Aufeinanderfolge der Momente genau vorgezeichnete. „Der theogonische Prozeß hat seine Momente wie Rollen an die verschiedenen Völker vertheilt." In bestimmten geschichtlichen Zeiten, und nur in ihnen, können also bestimmte Formen des Bewußtseins hervortreten. Und wenn sie so am bestimmten Ort hervortraten, traten Völkerkulturen damit in die Erscheinung.[146]) Das ungeheure Rad, dessen eiserne Speichen, im Nacheinander natürlicher Entwickelung als Tage und Werke zum Vorschein kommen, wiederholt dröhnend seinen Umlauf für die geistige Welt. Hier auch folgen Speiche um Speiche, und jede treibt in dumpfem Gang der Notwendigkeit eine bestimmte Bewußtseinsform hervor, die darum nur an diesem Punkt der Geschichte und an keinem andern erscheinen kann.

Das sind Gedankenelemente, welche beitrugen, der Erlanger theologischen Fakultät ihren Charakter, denjenigen des Spekulativ-Tiefsinnigen wie des Progressiven auf kirchlichem Grunde zu geben, Elemente, welche wir gerade bei dieser Fakultät reich und vielfach verwendet wiederfinden. Wir werden freilich auch auf die Gefahren hinzuweisen haben, denen man bei ihrem Gebrauch schwer entgeht.

Das Jahr 1833 war für sie von Bedeutung. Harleß und Höfling traten in den Lehrkörper. Jener gab der Kirche 1834 seine Erklärung des Epheserbriefs.

Olshausen war von Berlin, wo er sich an Neander schloß, nach Königsberg berufen. Er hatte sich hier mit Erfolg der Schriftauslegung gewidmet, wie auch seine Arbeit von 1824 „Ein Wort über tiefern Schriftsinn" zeigt. Im Herbst 1834 war er dem Ruf nach Erlangen gefolgt. Aber sein Wirken hier dauerte nur fünf Jahre. Und doch gehört er den Grundgedanken nach hierher. Denn sein Schriftverständnis verrät deutlich Schellingsche Schule. Der Gedanke organischer Einheit und Gliederung der Menschheit, spricht dafür. Das Ganze der altteſtamentl. Weissagung ist „ein wunderbares Bild der Entwicklungsgeschichte der Menschheit".

Das Jahr 1838 brachte, wie wir sahen, in der Zeitschrift „für Protestantismus und Kirche" ein Feld gemeinsamer Arbeit. Harleß übernahm die Redaktion. Gleichzeitig begann Frank als Professor seine Vorlesungen, und trat 1841 ein.

Im November dieses Jahres eröffnete Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung in Berlin. In demselben Jahre gab uns auch Erlangen eine Philosophie der Offenbarung. Es erschien Hofmanns „Weissagung und Erfüllung". Elf Jahre später folgte der „Schriftbeweis". Nicht Schleiermachers Anregung, sondern diejenige Schellings erkennen wir. Die Arbeit Hofmanns, groß gedacht, überraschend in Anlage und Ausführung, ist von bedeutendster Wirkung gewesen.

Blicken wir auf die Umfassung des Systems.

Die Schöpfung ist geschichtliche Selbstvollziehung des innergöttlichen Verhältnisses, welches sich in die Ungleichheit als Gottes des überweltlichen Schöpfers, und Gottes des urbildlichen Weltziels begibt, um sich, setzen wir hinzu, aus dieser Ungleichheit nun wieder zurückzunehmen. In dieser „Spannung", so würde sich Schelling ausdrücken, welche sich durch die Geschichte hindurch ausgleicht, liegt der Aufzug des Systems. So liegt in einer naturnotwendigen Bewegung der zeitlichen Geschichte die Selbstoffenbarung Gottes. Hier liegt, wie man leicht ermißt, eine Gefahr. Denn nun ist die Wortoffenbarung, abgesehen von allen weiteren Bedenken, der Geschichtsoffenbarung, als gesetzter Notwendigkeit im Verhältnis Gottes und der Menschen: innewohnend und in sie gebunden. Sie ist nur Äußerung derselben, je nach und mit den Stufen der Geschichtsentfaltung denselben entsprechend, aus ihnen als ihre Kehrseite aufleuchtend. Die Weissagungen laufen, den Entwickelungsstadien der alttestamentlichen Geschichte parallel, gesetzmäßig ab. Sie erscheinen so Momente des aufsteigenden Bewußtseins des heiligen Volks selbst. Denn die Momente seiner Entwickelung fallen mit jenen Momenten der Weissagung zusammen, die nur auf dieser Stufe und sonst nirgends hervortreten können. — Offenbar wirft dieses Licht auf die Heilige Schrift. Sie ist inspiriert, insofern „Alles was zur Fortführung der heiligen Geschichte dient, kraft einer Wirkung des heiligen Geistes geschieht".

Hier sind wir, wie man sieht, bei Schelling. Gehen wir nun aus dem Umkreis in die Mitte.

In den „Schutzschriften“ zeigt Hofmann seinen Gegnern gegenüber die eigentümliche Art seiner Voraussetzungen. Denn die Aufgabe ist, „das auf seinen allgemeinsten Ausdruck gebrachte Christenthum, den Inhalt dieses Ausdrucks sich selbst in seine volle Mannigfaltigkeit auseinanderbreiten zu lassen“. Es liegt daran, die systematische Theologie so darzustellen, daß sie „nicht mehr aus Bestandtheilen verschiedenartigen Ursprungs erwächst“. Die Aufgabe ist, „die wissenschaftliche Selbsterkenntniß und Selbstaussage des Christen zu entfalten“. Die Aufgabe ist, „den einfachen Thatbestand, welcher den Christen zum Christen macht“, auseinanderzulegen.

Dieser Thatbestand ruht im Gläubigen „als unmittelbar gewisse Wahrheit, von dem ihm selbst einwohnenden Geiste Gottes getragen und verbürgt“. Dieser Thatbestand läßt sich bezeichnen als „in Christo vermittelte persönliche Gemeinschaft Gottes und der Menschheit“.

In diesem Thatbestand liegt „ein objectiv Gegenwärtiges, ohne das es einen solchen Stand des einzelnen Subjects gar nicht gäbe“. Und diesem objektiv Gegenwärtigen entnimmt man „sowohl welches Ewige darin zur geschichtlichen Verwirklichung gekommen, als auch was ihm Geschichtliches vorausgegangen sein muß“.

So werden alle Thatsachen christlicher Lehre „durch ihre Beschlossenheit in der unmittelbar gewissen Gegenwart des persönlichen Christenthums verbürgt erscheinen“.

Wir haben dieses darlegen müssen, um damit zugleich den Boden zu zeigen, auf den auch Frank tritt.

Es kommt auf eine neue Verbürgung der Gegenstände des Glaubens an. Hofmann will das christliche Lehrganze aus der Einheit eines Satzes als Prinzip ableiten. „Ein Prinzip, in welchem nicht schon das Ganze enthalten ist, ist keins“, sagt er in der Encyklopädie. Und immer wiederholt er, es sei „die Einheitlichkeit und Ebenmäßigkeit des Systems die wissenschaftliche Bürgschaft für die Berechtigung der einzelnen Bestandteile desselben“.

Von dieser Einheitlichkeit aus bestimmt sich nun auch, wie die Versöhnung beschafft werden müsse und könne.

Die Erlösung ist geschichtliche Selbstvollziehung eines innergöttlichen Verhältnisses. In dieses Verhältnis paßt aber nicht die stellvertretende Genugthuung. Hofmann sagt: „Das Äußerste, worin Christus Gottes Zorn wider die Sünde erfährt, ist, daß ihn Gott

dem Äußersten preisgiebt, was Satan ihm kann widerfahren lassen." So nur findet der Zorn Gottes im Blut Christi seine Endschaft. Also Gott läßt zu, gibt hin, aber straft nicht. Also kein stellvertretungsweise am Sohn geschehener Vollzug des göttlichen Strafgerichts und der Strafgerechtigkeit. Der Sohn straft sich, indem er den Folgen der Sünde der Menschheit nicht ausweicht. Das ist alles. Das Strafleiden als stellvertretendes fehlt.

Auberlen hatte recht, wenn er sagte, Hofmann erfasse „den Tod Christi nur in seiner geschichtlichen, und nicht in seiner innern wesentlichen Nothwendigkeit". Es kommt das: „Mußte nicht Christus solches leiden", es kommt das ethische Muß nicht zu seinem Recht.

Dabei verkennen wir die ungemeinen Verdienste Hofmanns für Dar- und Klarstellung der göttlichen Heilsökonomie nicht einen Augenblick. Es ist Größe, mit den das Zeitbewußtsein beherrschenden Mächten zu ringen. Und geht dieser Kampf nicht ab ohne Schaden, er ist nötig und höchster Ehre wert.

F. H. Ranke hatte über die „Entwicklungsgeschichte der göttlichen Offenbarung" gelesen. Auch die bedeutendsten Stellen des Pentateuch hatte er, auf seine veröffentlichten Vorarbeiten gestützt, unter Teilnahme behandelt. Da war er 1841 an das Konsistorium in Bayreuth versetzt, und Gottfr. Thomasius trat in die Fakultät. Seine Arbeit über Origenes früher, sowie über die Hofmannsche Kontroverse jetzt, zeigte seine Bedeutung. Harleß gab in diesem Jahr seine Ethik heraus, welcher die Kirche mit großer Achtung entgegen kam, und von Schaden seine „Theodicee". Er verwertete Oetingers und Schellings Idee des Lebens. Erlangen verlor ihn zu früh.

Die bekannte Kniebeugungsfrage hatte auch für Erlangen ihre Folgen. Harleß, Vorkämpfer der Protestanten, ward der Fakultät entrissen. Er wurde, indem Ranke deshalb nach Ansbach berufen ward, dessen Nachfolger in Bayreuth. Er folgte bald einem Rufe nach Leipzig.

Höflings „Sacrament der Taufe" 1846 zeigt, wie die heilwirkende Macht derselben in einer „concentrirten unmittelbaren göttlichen Wirkung" liege. Sie geht nicht bloß auf den Geist und die geistige Persönlichkeit, sondern „auf die ganze dieser zu Grunde liegende geistige und leibliche Natur des Menschen". — Gleichzeitig

sorgte Heinrich Schmid in seiner „Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten" direkt für Kirchengeschichte.

Im Herbst 1849 finden wir noch Schöberlein hier. Von Baader war er stark angezogen. Sein eigentliches Schaffen trat erst in Göttingen ein. Der jüngere Nägelsbach, Repetent, veröffentlichte in diesem Jahre eine tiefe Arbeit „über das Sacrament der Taufe", die nie vergessen werden darf. Es war in der Zeitschrift von Rudelbach und Guericke. Sie zeigt ebenso die Schelling-Baadersche Richtung wie die Arbeit K. Ph. Fischers von 1851. Wir meinen seine „Speculative Ethik", anerkannt eine höchst verdienstvolle Arbeit. Die Wurzeln der Anschauung treten in der späteren Darstellung Baaders an den Tag. Mit mancher Kühnheit freilich, die auch dahin bringt, die Behauptung aufzustellen, die philosophische Ethik käme zu demselben Ziel, wie die theologische, welche die Heilige Schrift zum Ausgangspunkt nimmt.

Es ist die Richtung, welcher von Schaden, welcher Julius Hamberger, Lehrer am Kadettenhaus in München, Freund Friedr. von Meyers, Molitor, von Schubert und Olshausen, angehörte. Er hatte in „Gott und seine Offenbarungen in Natur und Geschichte" eine philosophisch-theosophische Darstellung des kirchlichen Lehrganzen gegeben. Jetzt 1852 folgte die Übersetzung der Oetingerschen „Theologie aus der Idee des Lebens". Die Arbeit über Jakob Böhme war vorhergegangen. Später entstand die „Physica sacra". Sie ist bestrebt, den Gedanken der himmlischen Leiblichkeit, welcher in den Dogmen vom Abendmahl und der Auferstehung, also immer nur vereinzelt, im Lehrbau verwendet wird, selbständig zu behandeln, und damit den Begriff pneumatischer Leiblichkeit, also auch himmlischer Herrlichkeit näher zu bringen. — Von Schaden in Erlangen gehörte derselben Richtung an.

Am Sylvesterabend dieses Jahres schrieb Thomasius hier das Vorwort zu seinem „Christi Person und Werk". Es ist, wie er selbst sagt, „in der Hauptsache ein Versuch". Es handelt sich ihm um die Erklärung der Kenose. Dabei schied er die immanenten Eigenschaften: Macht, Heiligkeit, Liebe von den relativen: Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit. Auf diese drei habe der Logos zum Zweck der Menschwerdung verzichtet. Er besitzt sie nur noch potentiell, nicht mehr aktuell. Die Art aber, in welcher die göttliche Natur in Christo sich aus Unbewußtsein zum göttlichen Selbst-

bewußtsein erst emporringt, stellt diese Natur überhaupt als göttliche in Frage. So kann die Schwierigkeit wohl nicht gelöst werden. —

Beherzigenswert, wenn auch nicht erschöpfend, erörtert Thomasius die Wirkungsweise von Wort und Sakrament. Jenes „wirkt ein neues Verhalten der menschlichen Persönlichkeit", dieses wirkt „ein neues Verhältniß". Gut wird gezeigt, wie das Wort mit seinem Zeugnis an die selbstbewußte Persönlichkeit zunächst, und durch sie an die ganze Natur geht. Das Sakrament gehe dagegen an den ganzen geistleiblichen Wesensbestand des Menschen. Diese ganze Partie zeigte, im Gegensatz in dieser Beziehung zu Harleß, einen gesunden Realismus. — Wir haben kaum nötig, an den ungemeinen Wert zu erinnern, welchen der historische Teil dieser Arbeit, deren Kenose uns fern steht, für die Kirche besitzt. Was Dorner nicht leistete, objektive und unparteiische Darstellung der Geschichte der Christologie auf evangelischem Boden, durch Thomasius besitzen wir sie. Und er will, wie er so schön in seiner Vorrede zur zweiten Auflage des ersten Bandes dieses seines Hauptwerkes sagt, nur der Kirche dienen. „Wähnen nur wir nicht, mit unseren armen wissenschaftlichen Arbeiten ihr aufhelfen zu müssen, oder zu können; der Geist des Lebens kommt aus dem Glauben, den sie bekennt." — Wir übergehen hier Thomasius' von Bonwetsch und Seeberg neu herausgegebene Dogmengeschichte.

Im folgenden Jahre, in 1853, erschien Heinr. Schmids treffliche „Dogmatik der ev.-luth. Kirche" in dritter Auflage. Sie ist weit bekannt. — Höfling hatte vor drei Jahren die früher besprochene kirchenrechtliche Arbeit gegeben. Im April dieses Jahres starb er als Oberkonsistorialrat in München. Sein Erlanger Kollege E. Nägelsbach sprach sich in diesem Jahre in seinem „Der Gottmensch" gegen Kurtz und die Restitutionshypothese aus. Was er über die Elohimsnatur des Menschen sagt, ist immer wert, gelesen zu werden. Er hat später „Gedanken über Wiedergeburt" im Sinn des strengen Realismus veröffentlicht. Sie erinnern an Philipp Nicolai, und lassen die Sakramente darum auch nach ihrer naturhaften Seite zu vollem Recht kommen.

Von Rostock hierher berufen, schrieb im September 1855 Franz Delitzsch das Vorwort zu seiner „Biblischen Psychologie". Muß auch die Bestimmung des Verhältnisses von Gott und Welt bestritten, muß auch die Herübernahme auch nicht zu begründender theosophi-

scher Gedanken beanstandet werden, so ist doch das Eingehen auf solche nur zu oft unbeachtete Gedanken an sich zu loben. Die Arbeit ist viel studiert worden.

Karl von Raumer hatte seine wertvolle Geschichte der Pädagogik geschrieben. Sie sah 1857 schon die dritte Auflage. In diesem Jahre trat Hermann in die theologische Fakultät.

Gerhard von Zezschwitz hatte in Leipzig gelehrt und war endlich in Erlangen eingetreten. In seinem „System der kirchlichen Katechetik" 1863 gab er treffliche Winke über den Katechumenat. Auf gründlichen Studien schreibt er dessen Geschichte. Und wo er in die Dogmatik greift, macht er auf die Gebundenheit vieler aufmerksam, „einen Jacobus und Johannes aus einem einseitigen Paulinismus nie zu ihrem Rechte kommen zu lassen". Ernst legt er zugleich den Ton auf den Kinderglauben.

Drei Jahre später veröffentlichte er seine Vorträge „Zur Apologie des Christenthums". Und endlich möchten wir die freilich weit später erschienene „Christenlehre im Zusammenhang" nicht unerwähnt lassen.

Zu gunsten der Schelling-Baaderschen Philosophie schrieb 1865 Fischer „Zur hundertjährigen Geburtsfeier Baaders". Später gab Preger in München „Geschichte der deutschen Mystik". Wir haben dieses zu erwähnen, um zu zeigen, wie hier im Süden der Mainlinie geforscht und gedacht ward. Und eine Fakultät hat ihre Wurzeln auch im Land.

Das Jahr 1868 brachte uns Heinr. Schmids „Kampf der lutherischen Kirche um Luthers Lehre vom Nachtmahl".

Mit der „Christlichen Dogmengeschichte", deren erster Band 1874 erschien, war Thomasius' Tagewerk gethan. Er starb am 24. Januar 1875. Von Zezschwitz hielt ihm die Gedächtnisrede. Bonwetsch und Seeberg haben, wie gesagt, die zweite Auflage der Dogmengeschichte besorgt.

In diesem Jahre trat G. L. Plitt als Ordinarius ein, bekannt schon durch seine Stellung gegen Heppes Melanchthonische Kirche und seine Einleitung in die Augustana. Mit Herzog redigierte er dann die zweite Auflage der Realencyklopädie.

Zwei Jahre später, am 20. Dezember, ward Hofmann abgerufen. Seine Ethik erklärt auch seine politische Stellung. „Die Verchristlichung des staatlichen und bürgerlichen Wesens ist ihm nur vorübergehend." So schon in Weissagung und Erfüllung offenbar schrift-

gemäß. Aber er legt den Ton zu sehr auf das: So lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe. Er vergleicht den Gang der Kirche durch diese Welt demjenigen Israels durch die Wüste. Dies schattet sich etwas einseitig in der Ethik ab. Sie verkennt oft die hohe Wichtigkeit vom Christentum durchdrungener oder gesetzter bürgerlicher und staatlicher Ordnungen und Formen. — Ein durchaus edler Geist liegt ihm, nach Haucks Mitteilungen, „blutwenig daran, was die Gelehrten sagen, aber sehr viel, ob seine Arbeiten der Kirche zu Nutzen kommen". Und dieser Wunsch hat sich voll erfüllt.

Dies führt uns auf Frank.

Wir haben und erkennen ihn völlig in seiner großen Trilogie, in seinem „System der christlichen Gewißheit, der christlichen Wahrheit und der christlichen Sittlichkeit". Die umfängliche Arbeit über die Konkordienformel war die Vorarbeit. Sie führte die Bausteine sichtend zusammen. Und nun wurden sie von einem mystischen Punkt, dem neuen Ich aus, ideal rekonstruiert.

Den philosophischen Ausgangspunkt sahen wir vorhin bei Hofmann. Ist er dort von Schellingscher Denkweise bestimmt, so auch hier.

Frank will im „System der christlichen Gewißheit" die Erfahrung der Kirche als ganzer im Innern des einzelnen sich wiederholen lassen. „Der Process der kirchlichen Dogmenbildung ist im Grunde nichts Anderes, als ein Process der Selbstbesinnung und Selbstvergewisserung der Kirche hinsichtlich der Realitäten, welche sie als im Glauben beschlossene, von Anfang an erfahrungsmäßig besitzt." Ebenso sind in den einzelnen, sowie dieser als Christ zur Existenz kommt, die Glaubensobjekte, wie die Dreieinigkeit und Christi Werk, untrennbar eingesenkt. Und nun erst tritt die Arbeit der Selbstvergewisserung ein, welche zum bewußten Besitz führt. Dort gibt eine von der Kirche erfahrene Geschichte, hier ein vom einzelnen erfahrenes Ereignis die Anregung. Dort wie hier ein in das theol. Bewußtsein noch nicht Emporgehobenes, sondern erst nur Gegebenes.

Wo Gegebenes? In dem innerhalb der Kirche und im Bereich ihrer Gnadenmittel durch Wiedergeburt und Bekehrung gegebenen neuen Ich in uns. Dies ist das Spektrum, in welchem dieses Ich liest, was es um das Ganze der transcendentalen Dinge sei, durch welche es eben geworden ist, was es nun ist. „Alles was Inhalt der christlichen Gewißheit ist, hat sich in dem Christen abgelagert auf

Grund einer göttlichen Einwirkung.“ [147]) Und darum kann von diesem Grunde in uns aus auch ein ganzes System entfaltet werden. Denn das neue Ich in uns bezieht sich auf alle die Faktoren, durch deren Einwirkung es geworden, zurück. Diese sind aber als ein Ganzes anzusehen. Der Glaube an Gott schließt den an den Dreieinigen in sich. Der in die normale Stellung des Menschen als Christ Eingerückte schaut oder schließt auf Grund seines gegenwärtigen Besitzes und Bedarfs weiter.

Hier beginnen die Schwierigkeiten. Ein gegliedertes Ganzes jenseitiger Dinge hat auf das neue Ich eingewirkt, hat es geschaffen und hat sich in ihm abgeprägt. Und nun soll dies Ich aus innerer Erfahrung das Bild dieses Ganzen nicht nur, nein auch seiner einzelnen Glieder thatsächlich in sich nachweisen. Dies wäre, müssen wir behaupten, nur dann möglich, wenn die Glaubenserfahrung des neuen Ich eine vollkommene, umfassende wäre. Es ist also nur im Himmel möglich. Auf Erden ist der Weg der Erkenntnis ein anderer. Denn „menschliche Beschränktheit und Fehlsamkeit“ trüben eben doch und verhüllen die Erfahrung des neuen Ich.

Aber auch schon der erste Rückschluß aus der Erfahrung und Gewißheit des im Kampf zu erhaltenden neuen Lebens auf einen anfänglichen Sündenfall und die Erbsünde ist nicht vollziehbar. Wir können die Notwendigkeit dieses Schlusses aus jenen Vordersätzen nicht zugeben. Ebensowenig Zwingendes finden wir in dem Verfahren, nach welchem aus der absoluten Befriedigung, welche Wiedergeburt und Bekehrung gewähren, auf eine transcendente absolute Ursache und Macht geschlossen werden soll. Und vollends gewagt muß der Beweis betrachtet werden, daß diese Macht eine persönliche sein müsse. Daß aus der inneren Erfahrung heraus der Chiliasmus gefordert werden könne, darauf muß Frank selbst verzichten. Es hat sich also im Menschen nicht „Alles, was Inhalt christlicher Gewißheit ist, abgelagert auf Grund einer göttlichen Einwirkung“.

In vieler Beziehung ist von Frank mißverstanden. Darin indes geben wir Zöckler recht, daß das neue Ich kein neues Subjekt ist, „mittelst übernatürlicher Influenz“, wie Frank sich ausdrückt. Es ist nur „eine neue sittliche Bestimmtheit“, wodurch das alte und einzige Ich nur verändert wurde. Darum ist es auch, wie Cremer gleichfalls richtig einwarf, ein ungewohnter Begriff der Wiedergeburt, von welchem Frank ausgeht. Denn hierdurch tritt nun doch die Heil. Schrift

in etwas in Hintergrund. Wir reden nicht vom „Vorkommen von Ungenauigkeiten darin, Verwechslungen, Irrungen". Wir sind durch die gesamte neuere Theologie darauf vorbereitet. Aber an die Stelle des Zeugnisses des Heil. Geistes, welches die Kirche der Schriftwirkung zuschreibt, tritt eine dieser Wirkung doch nun auch vorhergehende Gewißheit.

Sie ist nicht so bedenklich, auch nicht für Frank, da ihm in der Schrift immer Korrektur und letzter Halt ist. Aber sie erinnerte an gewisse Anschauungen über das Ich als Erkenntnisorgan, wie wir sie bei der mittelalterlichen Mystik finden. Der Pantheismus verwendete sie dann mit Vorteil. Und es ist nicht unbedenklich, wenn Frank glaubt, das schlechthin Unbedingte, Gott, könne nicht ein Anderes gleicher Art neben sich haben. Ihm ist ausgeschlossen „die Existenz irgend welcher Realität außer Gott, auch wenn wir ihr das Prädicat des Absoluten nicht beizulegen hätten".

Es ist zu bedauern, daß Frank bezüglich des Gottmenschen sich in Schwierigkeiten durch die Annahme der Anhypostasie der menschlichen Natur und die Ablehnung der Enhypostasie in den Logos begibt, Schwierigkeiten, welche, wie Stöckhardt richtig sieht, ihn bald dem Nestorianismus, bald dem Eutychianismus und damit einer Kenose zuführen, welche die evangelische Kirche nicht kennt.

Wir verzichten hier darauf einzugehen.

Oberkonsistorialrat Ranke in München hatte Schleiermachers Dogmatik gelesen. „Es wollte mir — so erzählt er — nicht in den Sinn, daß die christliche Glaubenslehre aus dem christlichen Bewußtsein, nicht aus der in der heil. Schrift gegebenen göttlichen Offenbarung entwickelt werden sollte." — So wird man immer zu urteilen geneigt sein, wenn man nicht erwägt, daß Frank zunächst doch immer nicht von den praktischen Bedürfnissen des Herzens, sondern von der von ihm mit überraschender Meisterschaft geübten wissenschaftlich konstruktiven Methode redet.

Sein großes Streben finden wir auch in „System der christlichen Sittlichkeit". Es war in zwei Bänden 1887 geschlossen.

Die „neue kirchliche Zeitschrift" begann dann zeitgemäß 1890 zu erscheinen. „Wenn unsere luth. Theologie — so eröffnete sie Frank — aufhört, antiunionistisch zu sein — so hört sie auf, zu verstehen, was es um das Bekenntnis der Kirche ist." Hier seine kirchliche Stellung.

Frank war selbstverständlich Gegner der Union. Er trat als solcher nicht bloß schriftlich auf, sondern bewies diese Gegnerschaft auch dadurch, daß er eine Berufung an die Berliner Universität ausschlug. „Ich würde meiner Vergangenheit ins Gesicht schlagen und nur mit befleckтem Gewissen jenen Ruf annehmen können", erklärte er seinen Zuhörern. Auch in der Neuen kirchl. Zeitschrift betonte er diese Gegnerschaft gleich von vornherein. Die letzten Worte, die er in jener Zeitschrift veröffentlichte, und die zugleich bezeichnend sind für seine Stellung zur Schrift, lauten: „Wenn D. Polstorff uns erzählt, ein sterbender Amtsbruder habe ihn in seiner letzten Not „angeschrieen" um ein Schriftwort, ein festes tragendes Schriftwort, statt subjektiver Erfahrungen, so darf ich ihm wohl verraten, daß ich, wenn Gott Gnade gibt, im gleichen Falle es ebenso zu halten hoffe. Nämlich darum, weil ich erfahren habe, woher die Kräfte des ewigen Lebens, die todesmächtigen kommen und in uns einstürmen, hätte ich es nicht erfahren, so würde ich es wohl bleiben lassen, nach solchem Trost zu begehren."

Am 7. Februar 1894 morgens 7½ Uhr entschlief er. Professor Caspari hielt dem großen Theologen die Leichenrede. Er sagte mit Recht in Anlehnung an das Urteil Hofmanns, daß Frank der größte Systematiker der evangelischen Kirche des Jahrhunderts war.

Gehen wir nach Tübingen.

Der alte Steudel vertrat hier die biblische Richtung von Storr, Flatt und Süßkind. Er schrieb 1834 seinen Lehrbegriff der evangel.-protest. Kirche.

Gehen wir zu Tobias Beck, so erinnert uns seine Lehrthätigkeit zu Basel, von wo er nach Tübingen berufen wurde, an den Umstand, daß wie kirchlich, so auch wissenschaftlich Württemberg bis heut dem Einfluß unterliegt, der von Basel ausging. Es hat für Theologie, Mission und „kirchliches Leben" diesem Bann sich bis jetzt nicht zu entwinden vermocht.

In jenem Jahre 1834 veröffentlichte Beck in der Tübinger Zeitschrift Bemerkungen über die Hegelsche Philosophie. Er sagt, ihr Grundfehler sei: daß das System Gott nicht in den Anfang setzt als den, der über und vor allem ist; der Einzige und Ewige; vielmehr nur als den Ersten und Letzten stellt es ihn auf den Gipfel der logischen Progression. Damit schon hatte Beck sich von Strauß, der 1835 sein Leben Jesu veröffentlichte, gelöst. Durch seinen Aufsatz:

„Ueber mythische Auffassung der neutestamentlichen Evangelien-Urkunden" löste er sich auch formell.

Steudel starb 1837. Im folgenden Jahre gab Beck seine „Einleitung in das System der christlichen Lehre".

Und gleich auf der neunten Seite erscheint der Gedanke des Ganzen. „Als Glaube ist das Christenthum weder eine blos subjective Lehre, noch blos objective Geschichte, sondern ein unsichtbares und unergründliches Leben." Aber „Glaube ist ein in der Endlichkeit sich offenbarendes vollkommenes System des unendlichen Lebens, umfaßt also als Lebenssystem verschiedene Theile oder vielmehr Gliederungen in einer Totalität". Diese Totalität expliziert sich als produzierendes allmählich in der Endlichkeit. Urbildlich ist die höchste Explikation in einem „Urprodukt" bereits vorhanden. Nachbildlich reproduziert sich dieses Leben in den Einzelnen. Hieraus wird man schon entnehmen, daß auch Becks höchst geistreiche christliche Lehrwissenschaft nicht zunächst „biblisch", sondern vielmehr philosophisch ist. So nur ists möglich, diesen Mangel an alle dem zu erklären, was zum Gedanken der Sündenvergebung, der Rechtfertigung, der Kirche und der Pflicht der Arbeit für sie gehört. Beck fällt wie aus den Wolken in die Gegenwart hinein. Rothe will die Kirche im Staat aufgehen lassen. Nach Beck hat sie wenigstens gar keinen Anlaß, dieses nicht zu wollen. Beck will die Theologie auf die Schrift gründen. Er will die ihn umgebende Bildung der Zeit nicht gelten lassen. Er will keine Philosophie haben. Aber die Philosophie hat ihn. Ziemlich frei stellt er sich, wie zu erwarten, bezüglich der Lehre von der Taufe, wie er denn dem kirchlichen Bekenntnis überhaupt sich absichtlich fern stellt. Das Nachtmahl stellt er ins Licht der gesamten Heilsökonomie des Alten und Neuen Testaments. Bei dem ersten Mahl mit den Aposteln spendete der Herr auf Grund einer „innern Verklärung". Die Unwürdigen empfangen den Leib des Herrn nicht. Die Studien im Epheserbrief trugen Beck nebenbei eine milde Prädestinationslehre ein. Die von Lindenmeyer nach seinem Tode herausgegebene Erklärung der Offenbarung Johannis zeigt bei mildem Chiliasmus Erklärungen, welche das zu Erklärende erst recht unerklärlich machen.

Die Wirkung Becks war indes eine tiefe, geistlich anregende. Als Nachwirkung sehen wir bei seinen Schülern bei inniger Wärme

eine völlige Unbekümmertheit um die Mittel, welche geistliches Leben auf Erden bewahren und fortpflanzen.

Wir haben Strauß erwähnt. Gehen wir denn auf den fremden Gast ein, den Absenker der Hegelschen Linken auf Tübinger Boden.

Damals, 1835, als der Berliner Vatke seine Religion des A. T. und Baur seine Gnosis veröffentlichte, hatte Strauß sein Leben Jesu erscheinen lassen. Hier will er nicht nur wie Marheineke „das oberste Fett von dem dialectischen Kessel, in welchem das kirchliche Dogma gekocht worden, abgeschöpft, sondern von vornherein alle Ingredienzien vorgezeigt", und den ganzen Prozeß vor seinen Augen vorgenommen wissen. Er fand so die „geschichtsartig eingekleidete urchristliche Idee in der absichtslos dichtenden Sage". Es bleibt nur Rabbi Jesus aus Galiläa geschichtlich übrig. In ihm verdichten sich die Mythen. Statt des historischen Christus erhalten wir die nebelhafte ewig notwendige Idee der Gottmenschheit.

Strauß versicherte, daß nie einer von Leuten seiner Art daran gedacht habe, „den Umstand, daß über dem Begräbniß Schillers bis heut ein Geheimniß ruht, zu der Vermuthung zu benutzen, er sei wohl bei lebendigem Leibe in himmlische Regionen erhoben worden." Und Bruno Bauer meinte dazu: „Mit solchen Sachen hat sich die Menschheit anderthalb Jahrtausende hindurch abquälen müssen!"

Jetzt, 1840, schrieb Strauß seine „Christliche Dogmatik." Er quält sich nicht. Er gewinnt leicht „Übersicht über den dogmatischen Besitzstand" des alten Handelshauses Kirche. Er erkennt auch völliges Fallissement. Die „Voraussetzungslosigkeit", welche er verkündet, besteht darin, daß man die Art und Bewegung der „Idee" inne hat. Diese aber kommt nur in der Gattung zum Ausdruck. Diese Gattung ist Christus, also die Menschheit, in welcher Gott zum Bewußtsein kommt. — „Sind wir noch Christen?" So fragt Strauß deshalb im alten und neuen Glauben. Er antwortet: Nein. An die Stelle Gottes setzt er eben das „Universum".

Von der Panik der Neander und Ullmann und den Widerlegungen der Vermittelungstheologie können wir schweigen.

Durch Eichhorn, Gieseler, Hug, Schleiermacher und Bretschneiders Probabilien war indes die Evangelienkritik gefördert. De Wette hatte in seinem „Lehrbuch der histor.-krit. Einleitung" zu-

sammengefaßt. Jetzt waren durch die Hegelsche Spekulation neue Mittel gegeben, das, was in der Heiligen Schrift unbequem und hart war, zu erweichen. Dichten und Denken der Völker verdichtet sich immer in Persönlichkeiten, welche endlich zu einer Art geschichtlicher Größen werden. Hier war der geistvolle Ferd. Baur am Platz. Er fand, daß der Gegensatz des ebionitischen und pauliniſchen Elements das heilige Schrifttum und die alte Kirche bestimme. Diese erklärt sich aus der kulturlichen Lage des damaligen Heiden- und Judentums. Dort ist das Menschliche betont, hier das Göttliche. Und das Christentum ist der Ausgleich. Es fordert den idealen Christus, der als historischer freilich dem Widerspruch alles Erscheinenden erliegen muß. Die Auferstehung ist der Sieg der Idee. — Man glaubt in Creuzers Symbolik und Mythologie der alten Völker zu lesen. Und immer lauscht Baur, in seinen religionsvergleichenden Arbeiten wie in seiner Dogmengeschichte, auf den Gang der Idee, die sich in ihren Momenten hinter den Stufen der Entwickelung des mythologischen Bewußtseins verbirgt.

Wir kehren nach dem eigentlichen Württemberg zurück. Schweglers Nachapostolisches Zeitalter war 1846 erschienen. Auberlen, der Freund Ludwig Hofackers, war 1847 als Repetent in Tübingen eingetreten. Er hatte als Pfarrvikar über Oetinger geschrieben. Er hat diesen in die theologische Welt wieder eingeführt. Chr. Fr. Schmid arbeitete im echten Sinn einfacher schwäbischer Bibelforschung. Seine „Vorlesungen über biblische Theologie des N. T." gab Weizsäcker nach seinem Tode heraus.

Albert Schwegler war im Januar 1857, Ferd. Chr. Baur im Dezember 1860 gestorben. H. Fichte arbeitete zugleich seine große Anthropologie, jedes Pantheismus spottend. Diese Arbeit ist durchaus nicht hinreichend für die Theologie beachtet.

Mit 1861 war Weizsäcker in die Fakultät getreten. Palmers „Moral des Christenthums" erschien 1864 kurz nach Schmids Christlicher Sittenlehre. Palmer geht wenig systematisch, weit weniger als in seiner tüchtigen Homiletik, er geht praktisch an die Arbeit. Die soziale Verflochtenheit und Aufgabe des Christen beachtet er indes kaum.

Der Heimgang Friedrich Oehlers im Februar 1872 war ein großer Verlust für die Fakultät. Das bezeugen namentlich seine Prolegomena zur Theologie des Alten Testaments. Sie zeigen eben

seine organisch-geschichtliche Auffassung gepaart mit vorsichtig nüchternem Sinn. Die Theologie des A. T. erschien im folgenden Jahre. Die Symbolik kam drei Jahre später durch Delitzsch. In 1873 gab Fichte „Die theistische Weltansicht in ihrer Berechtigung", und gleichzeitig warnte Kübel in seinem „Christlichen Lehrsystem" vor spekulativer Zurechtstellung der Dreieinigkeit überhaupt. Die Warnung ist zeitgemäß, soweit sie den Monismus trifft. Die Versuche, auf Schriftgrund dem göttlichen Wesen nahen zu dürfen, können nie unterbleiben.

Wir gedenken noch Landerers. Als Vermittelungstheolog, so dürfen wir ihn wohl nennen, las er mit etwas zu großer Gründlichkeit und Länge bis zu seinem Tode 1878 Dogmatik.

Kübels Arbeit „Ueber Wesen und Aufgabe der biblischen Theologie" 1889 stellt sehr schön dies als Ziel der Auslegung hin, das Zentrale der Schrift als im fernsten Umkreis vorhanden, und „lebendig in Sonnenradien hinauswirkend", zu erkennen. Sie sieht in dem anscheinend Nebensächlichen, Abgeblaßten immer noch die Verbindung mit der Hauptsache. In seinen „Christlichen Bedenken" von 1890 zeichnet er den Graben zwischen alter und neuer Theologie richtig. Richtig läßt er mit Hamann in der Schrift alles göttlich und alles menschlich zugleich sein. Folgerichtig würde die Unteilbarkeit der Schrift, folgerichtig dann aber auch das Durchdrungensein des Menschlichen durch das Göttliche auf jedem Punkt ohne Ausnahme, wenn auch nicht ohne Abstufung bezüglich der Bedeutung, festzuhalten gewesen sein.

Die alte Verbindung Württembergs und Nürnbergs mit Österreich war seit der Gegenreform und dem Abt Firmian von Salzburg gehemmt. Doch haben wir von Linz und Gmunden bis Wien einige lebendige evangelische Gemeinden. Diejenige von Wien litt am meisten vom Rationalismus und teilte vielfach das Geschick der dortigen theologischen Fakultät. Die dort arbeitenden jüngeren Kräfte haben wir, weil sie eben noch wirkende sind, nicht zu besprechen. Von Wien reicht durch Steiermark und Krain gleichfalls eine schmale Linie alter evangelischer Gemeinden, und ebenso durch Böhmen, wo man die Reste gesammelt und erbaut hat. Gemeinden wie Innsbruck und Meran in Tirol erlagen dagegen unionistischen Anwandlungen.

In Straßburg, der Stätte der Dannhauer und Johann Schmidt,

wirkte bis zu seinem Tode Eduard Reuß in der Fakultät. Seine Geschichte der heil. Schriften des N. T. erschien 1842. Erst 1881 folgte die Fortsetzung für das A. T. Ein größeres Denkmal hinterließ Reuß, als er im April 1891 starb, in seinen Arbeiten für Fortsetzung des Corpus Reformatorum. Die Umstellung des geschichtlich Unrichtigen, die Voranstellung der Prophetie vor das Gesetz, leitete er ein.

Göttingen zeigte immer Geist und Gepräge Mosheims. Klaus Harms meinte, wie er an Petri schrieb, es sei von jeher „Sitz eines Mäßigkeitsvereins" gewesen. Ehrenfeuchter bezeichnete diese Mäßigkeit als „mildes Lutherthum". In der That herrschten Maß und vornehme Zurückhaltung.

Liebner gab hier 1849 den ersten Band seiner Christologie. Er ist der einzige geblieben. In Dresden fehlte die Zeit.

Schlimm ergeht es bei Liebner dem christlichen Schöpfungsbegriff. Schöpfung ist „Fortsetzung dessen, was absoluter- und ewigerweise im ewigen göttlichen Logos geschieht". Damit ist die Schöpfung zum ewigen und notwendigen Ausfluß des göttlichen Wesens gemacht. Schlimm ergeht es aber auch dem göttlichen Trinitätsbegriff. Der Sohn gibt sein trinitarisches Wirken mit der Menschwerdung auf. Dieses Wirken setzt sich in ethische Erlösung um. Und doch ließ das Wort: „Ein naturloser Gott ist selbst nur ein unverständliches Abstractum" anderes erwarten.

In seiner „Praktischen Theologie" von 1859 wies Ehrenfeuchter zuerst der Sendung an die Heiden den Platz unter den kirchlichen Wissenschaften an. Die Arbeit trägt alle Spuren eines tiefsinnigen Geistes. Ötinger, Baader, Rothe, Schleiermacher sind wie für Liebner, so für Ehrenfeuchter bestimmend.

Sein „Christenthum und moderne Weltanschauung" 1876 zeigt den ganzen Umfang der Bildung des Verfassers, der hier wahrhaft Künstler ist.

Neben ihm stand Dorner. Er ging nach Berlin. Wir haben ihn also früher besprochen.

Wie Ehrenfeuchter und Dorner aus Baden und Württemberg, so stammte auch Schöberlein aus dem Süden. Aus Erlangen nach Heidelberg, von hier nach Göttingen berufen, vertrat er, aus denselben Bildungsstoffen wie die eben Angeführten erwachsen, einen ernsten kirchlichen Realismus. Er hatte 1851 dogmatisch „die Grund-

lehren des Heils aus dem Prinzip der Liebe" entwickelt. Dann zeigen die „Geheimnisse des Glaubens" 1872 besser, als die spätere Schrift „Prinzip und System der Dogmatik", seine Stellung. Er betont die Naturseite des Altarsakraments und ihre Wirkung. Er tadelt, worin er irrt, daß die Kirche sich habe hindern lassen, die „geistlich-physische Seite" des Sakraments auszubilden. Er wiederholt seine früheren liturgischen Forderungen.

In seiner Geschichte Papst Alexander III. hatte Hermann Reuter eine bedeutende Arbeit geschaffen. In seiner „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter" hatte er ein fein ausgefeiltes Werk unter nicht ganz zutreffendem Titel gegeben. Von Breslau nach Göttingen berufen, beschloß er hier seine Tage. Ebenso Ewald, den wir früher schon besprachen. Professor Lotze, Verfasser des „Mikrokosmos", hatte, auch an sich, gezeigt, wie hoch der Forscher steht, welcher in aller Bescheidenheit gestehen kann, nicht viel zu wissen. Dennoch war es nicht dieser, sondern ein anderer Einfluß, welcher Ritschl bestimmte.

Ritschl folgte einem anderen Gedankenzuge.

Es hatte sich eben eine Philosophie geltend gemacht, welche vor allem den Theismus wieder zu Ehren zu bringen sucht. Wir deuten auf Chalybäus in Kiel, auf Weiße in Leipzig, auf Fischer in Erlangen, auf Fichte in Tübingen und Ulrici in Halle. Diese Bestrebungen fanden ihren Sprechsaal in der von den beiden letzteren herausgegebenen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Nehmen wir hinzu die auf Herbart fußende Zeitschrift von Allihn und Ziller. Nehmen wir die Arbeiten Fichtes ausdrücklich.

Um das Wesen Gottes an sich brauchte man sich den Kopf nicht zu zerbrechen, wenn man sich Kant zuwandte. Man konnte der transcendenten Dinge sich entledigen, wenn nicht „Werturteile" auf sie einzugehen nötigten. In diesen Werturteilen steckt die „Vernunft" der Rationalisten, das „fromme Bewußtsein" der Schleiermacherianer, das „Gewissen" Schenkels. — In den Tübinger Studien über die alte Kirche wurzelnd, hatte Ritschl die Baursche Kluft zwischen Juden- und Heidenchristentum zu gunsten des Paulinismus 1856 etwas gemildert. Die Arbeit über „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" kam 1870. Diese Rechtfertigung und Versöhnung „bezieht sich in erster Linie auf die von Christus begründete religiöse Gemeinde, auf die Einzelnen nur indem, daß dieselben durch den Glauben sich dieser Gemeinde anschließen".

Dieser Gedanke aber ist mächtiger, als Ritschl selbst. Er führt ihn dahin, einen neuen Maßstab im „Reich", in der Gemeinde, zu finden. Er gibt also zu, daß man Christum nur vom Glauben der Gemeinde aus erkennt, der man sich ein- und unterordnet. Und da nun die Beziehungen des unbekannten Gottes zur Welt und Gemeinde sehr lose sind, so kommt es, daß bei Ritschl selbst Gottesbewußtsein und Gewissen schließlich „sociale Erzeugnisse der Menschheit" sind, um mit Lemme zu reden.

Und — nun stehen wir bei der Hauptsache. — Da jenes Reich nur Selbstverwirklichung Gottes nach seinem ewigen Zweck ist, so kann nicht davon die Rede sein, daß Christus büßend für uns unsere Sünden trug. Dieser Christus ist einfach Mensch. Wir haben nur das Recht, ihn „als Gott zu beurtheilen". Denn er war ewig — nämlich in der Idee Gottes. Die „christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" trat also mit der Anklage auf, daß eine „pietistische und scholastische Verschiebung" der ursprünglichen Anschauung Luthers stattgefunden. Denn die Gemeinde erst hat Christum zum Gott erhoben. „Christus selbst war nicht in der Lage, sich unter diesem Attribut zu bezeichnen." Erstgeborener aller Kreaturen ist er nur „als Ebenbild und Offenbarer des unsichtbaren Gottes". So hören wir Ritschl in seinem Lehrbuche „Unterricht in der Religion" 1875 von der „bleibenden Bedeutung Jesu" reden. „Die solidarische Einheit mit Gott, welche Jesus von sich behauptet, besteht in der Wechselwirkung der Liebe Gottes und des Berufsgehorsams Jesu."

Praktisches Christentum und Sozialismus geben diesem neuen Rationalismus die Form. Kant und die systematische Ausscheidung der Metaphysik spielen nur die Rolle von Zuthaten. Man wird einst staunen, wie Ritschls Theologie bei Abwesenheit geschlossener, einhelliger Grundanschauung so wichtig erscheinen konnte. Die Schule Ritschls kann, wie Polstorff richtig sagt, Jesum und den Sünder einander nur nähern, „wenn sie an diesem die Sünde und an Jesu die Offenbarung streicht".

Allerdings aber ist es ein Verdienst Schleiermachers, daß er das religiöse und sittliche Leben nicht außerhalb der entsprechenden Gemeinschaft denken lehrte. Und es ist ein Verdienst Ritschls, diesen Gedanken aufgenommen zu haben. Er war ihm schon in der Erkenntnis enthalten, daß nicht die einzelnen das ideelle prius der Ge-

meinschaft, daß vielmehr die Gemeinschaft dieses prius ist. „Lebe in der Kirche und sei mit Bewußtsein thätig in ihren Funktionen — wir kommen in diesem Sinn zu Christus nur durch die Kirche." —

Albrecht Ritschl erklärte darum sich durchaus gegen die von Hutter in die evangelische Theologie eingeführte Zwinglische unsichtbare Kirche. Er fand schon 1859 den Rückgang Münchmeyers und anderer auf Luther und Melanchthon zu billigen. Er verlangt für die Kirche die Merkmale des Bekenntnisses, der Kultussitte und eines Beamtenstandes. Denn ihr höchster Zweck, Fortpflanzung des Worts Gottes und Verwaltung der Sakramente sei nur so zu vollziehen.[148]

Demnach mußte Ritschl auch mit Recht gegen die Rechtfertigung als Materialprinzip sich erklären.

Was im übrigen H. Schmidt, Pfleiderer, Bestmann, Kübel, was Frank, Luthardt, Flügel, H. Weiß über die Theologie Ritschls geurteilt, hat durch dessen Schrift über „Theologie und Metaphysik" nicht widerlegt werden können.

Gehen wir zum benachbarten Marburg. Hier wo Hunnius gewirkt, hatte Rettberg am 18. Oktober 1845 das Vorwort zu seiner unvergleichlichen „Kirchengeschichte Deutschlands" geschrieben. Leider reicht sie nur bis zum Tode Karls d. G. Im April 1849 starb ihr Verfasser, ein Historiker ersten Ranges. — Hierher hatte sich von Dorpat aus Professor Heinrich Kurtz begeben. Man wird sich entsinnen, welchen Eindruck sein „Bibel und Astronomie" machte, welches 1865 in fünfter Auflage erschien. Es führte zur Erklärung des Sechstagewerks die vielgeschmähte Restitutionshypothese ein. Auf Kurtz' kirchengeschichtliche Arbeit genügt es nur hinzuweisen. Es ist ein beliebtes Handbuch, in seiner zwölften Auflage auch nach seinem Tode im April 1892 liebevoll bereichert.

Einige Straßen entfernt schrieb bekanntlich Heppe für die melanchthonische Kirche, recht eigentlich sein Eigentum.

Vilmar, der Verfasser der Schulreden, der gelehrte Litterarhistoriker, hatte sich von Kassel nach Marburg gewendet.

Offenbar epochemachend war seine „Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik". Sie erschien 1857 in dritter Auflage.

Vilmar zur „reformierten" Kirche Niederhessens gehörend, suchte praktisch in Kassel, theoretisch als Professor in Marburg jenem Kirchenwesen den lutherischen Charakter zuzusprechen. Indes weder

sein im Jahre 1856 erscheinendes theologisches „Bedenken", noch seine 1860 erscheinende „Geschichte des Confessionsstandes der evangelischen Kirche in Hessen" waren im stande, das Zeugnis zu entkräften, welches die Kirche durch stillschweigende Annahme der Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz thatsächlich sich gegeben hatte.

Von weitreichender Bedeutung dagegen war jene Theologie der Thatsachen.

Vilmars Gabe lag überhaupt in der knorrigen Kraft, womit er den Realismus der Sakramente und die Absolution geltend machte, und die Notwendigkeit der sichtbaren Kirche aus der Augustana nicht nur nachwies.

Er betonte es, sahen wir, die Zeit sei es, „zu den zwei nothwendigen Seligkeitsmitteln, reine Lehre und Sacrament, ein drittes, die beiden umschließendes (und wenn das Apostolicum objective Wahrheit zur Seligkeit enthält nicht minder nothwendiges): die Erhaltung der reinen Lehre und des rechten Sacraments, hinzuzufügen, mithin Ordnungen, eine Anstalt anzuerkennen, durch welche jene Erhaltung in vollster Zuverlässigkeit gesichert wird". Vilmar betonte, „daß dieser Lehrpunkt oder besser diese Thatsache der Kirche eine von den Thatsachen des christlichen Lebens ist, welche von der Christenheit noch erst zu erleben sind". Er fand in diesem Erleben und Erfahren die Signatur der evangelischen Kirche für die kommende Zeit. „Es ringt sich — rief er — eine neue Geburt aus dem Mutterschoße der Christenheit aus Kraft der ewigen Erbarmung los, und, wie das nicht anders möglich ist, mit heftigen Schmerzen."

Denn es sei das Streben dieser unserer Zeit, „auch das Sacrament in das Wort umzusetzen". Der Spiritualist ende immer mit „der Entfernung der göttlichen Leiblichkeit aus dem Sacrament".

„Das Wort aber wirkt — sagt Vilmar — durch den Geist von oben auf den Menschen; das Sacrament dagegen ist eine leibliche That Gottes an dem Menschen; dasselbe wirkt von unten, durch die Leiblichkeit, auf die ganze Persönlichkeit des Menschen nach Leib und Geist zur Erlösung des ganzen Menschen an Geist und Leib."

Am kürzesten haben wir Vilmars Ansicht in einem Briefe an den Verfasser. „Der Fehler liegt darin, daß man die Rechtfertigung aus dem Glauben allein als den Inbegriff aller innerhalb der Kirche zu machenden Erfahrungen ansah, während dieselbe allerdings die Spitze der Erlösungserfahrungen ist, also die Basis aller noch weiter

zu machenden Erfahrungen, aber auch mehr nicht ist. Die Kirche aber bestand schon vorher, ehe diese höchste Erlösungserfahrung gemacht wurde, denn sie ist nichts anderes, als die reale Gegenwart Christi in Wort und Sacrament." Dieses Mißverständnis habe uns, fährt er fort, die Ordnungen zu schätzen gehindert, welche „zur Fortpflanzung und Sicherung des Bewußtseins von der Gegenwart des Herrn" dienen.

Am 23. April 1868 unterzeichneten 45 hessische Geistliche zu Guntershausen einen feierlichen Protest gegen „Einverleibung in die Union" und „Einführung anderer kirchlicher Gestaltungen".

Das war die Wirkung Vilmars, welcher infolge der Annexion seine Pastoral-theologischen Blätter in Zorn hatte eingehen lassen. Er starb am 30. Juli dieses Jahres.

Nach seinem Tode gaben gleichgesinnte Schüler, Israel, Chr. Müller und Piderit, die „Theologische Moral", das höchst wertvolle Collegium Biblicum und die dogmatischen Vorlesungen heraus. Und einer seiner genialsten Schüler, Pfarrer Christian Müller in Fürstenau, durch seine liturgischen Arbeiten bekannt, folgte ihm im Februar 1892.

In Kiel, wo Klaus Harms sein Zeugnis ablegte, schrieb Professor Klostermann seinen Kommentar zum Pentateuch. Für das Bibelwerk von Zöckler bearbeitete er die Bücher Samuelis und der Könige.

Das alte Hamburg war einst Schirm und Burg evangelischen Bekennens. Nichts erinnert mehr an den Umschwung der Zeiten, als dieser Freistaat. Über ganz Deutschland fast reichte der Einfluß des höchst begabten Calvin, welchem Melanchthon nachgab. Da dröhnte von Hamburg aus die Stimme Westphals, und die geistlichen Ministerien der niedersächsischen Städte standen auf, und standen zu ihm. Wir suchten dies zu schildern. Es war eine That des treuen Festhaltens an dem in Luther den Deutschen zunächst Gegebenen. Und jetzt, an der Stätte Philipp Nicolais und Goezes, wurde, trotz des Widerstands des Hauptpastor Kreusler die alte Lehrverpflichtung 1871 dahin abgeändert, daß hinfort nach den „Grundsätzen" der evangelischen Bekenntnisse amtiert werde.

Dort wo einst der ehrwürdige Chyträus, wo die Tarnov, wo Affelmann, Lütkemann und Heinrich Müller gewirkt, war in diesem Jahrhundert eine Theologie gepflegt, welche im großen ganzen mit

Treue sich im Bekenntnis der Väter bewegt. Im Gegensatz zum deutschen Süden erscheint mehr verstandesmäßiges Denken, mehr dogmatischer Spiritualismus, und im Gegensatz zur Mannigfaltigkeit der Interessen und Versuche Erlangens mehr einfaches Innehalten gegebener Richtungslinien. Rostock bildet also eine notwendige Ergänzung.

Eine Ausnahme freilich ist Michael Baumgarten. Denn Delitzsch, welcher hier Weihnacht 1846 das Vorwort zu seinen „Vier Bücher" schrieb, war nach Erlangen gegangen. — Schon Baumgartens „Zwölf Thesen" von 1848 waren es, welche Aufsehen erregten. „Keine Reaction, keine neue Lappen auf das alte Kleid!" — So ruft er. Er erkennt, „daß es heilsam sei, daß die Kirche wieder in eine solche Existenz versetzt werde, daß man den Glauben an sie wieder hervorsuchen muß". Aber hier schon schielt er doch etwas nach den Massen. Und diesem Zuge ist er, trotz des Meisterhaften in seiner Apostelgeschichte 1852 und seinen Nachtgesichten Sacharjas 1854, erlegen. Seines Amts in Rostock 1858 entbunden, verfiel er dem Protestantenverein. Er hatte, Hofmanns Schüler, erhöhte Einsicht in die Gesamtanlage der Schrift und der Propheten gezeigt. Aber der Mangel an Nüchternheit, der nie bekämpfte Feind, übermeisterte ihn. Seine Entfernung aus der Fakultät, sein Anschluß an den Protestantenverein sind bekannt.

Das Millennium war nach Hofmanns Vorgang stark erörtert. Und in derbem Realismus tritt auch Karsten „Die letzten Dinge" 1857 auf die Fläche. „Da Jerusalem und das heilige Land der Ort ist, wo der Herr auf Wolken herniederkommen wird — so ist dieses auch die Stätte, wo jenes tausendjährige Reich des Friedens und der Seligkeit unter dem sichtbaren Haupte Christo in seiner Macht und Herrlichkeit ausgelebt werden wird."

So weit ging Flörke, in Rostocks Nähe, zwei Jahre später in seiner „Lehre vom tausendjährigen Reiche" freilich nicht. Er vertritt nur eine mit der ersten Auferstehung zusammenfallende Erscheinung des Herrn „in sichtbarer Glorie am geöffneten Himmel".

Damit glauben wir die etwa zu beanstandende Seite der dortigen Theologie erschöpft zu haben. Nur daß wir noch auf Kliefoths eschatologische Arbeiten hinweisen.

Adolf Philippi hatte in Dorpat für die livländische Geistlichkeit segensreich gewirkt. Und 1853 lehrte er in Rostock.

Bedeutenderes hat für neuteſtamentliche Schriftauslegung die kirchliche evangeliſche Theologie der Neuzeit nicht geleiſtet, als daß ſie neben Harleß' Epheſerbrief uns Philippis Römerbrief gab.

Auf ihm ruhend entfaltet ſich die Dogmatik von Philippi. Die „Kirchliche Glaubenslehre" war 1854 zu Stuttgart in ihrem erſten Bande erſchienen. Sie nahm deutlich hier ſofort Stellung zur Theologie Schleiermachers. „Wenn Schleiermacher — ſo leſen wir — es für die ſubjective Frömmigkeit für gleichgültig erklärt, ob der objective Gottesbegriff in pantheiſtiſcher oder theiſtiſcher Form gedacht werde, ſo reicht dieſe Äußerung an ſich ſchon hin, um dem offenbarungsgläubigen Chriſten einen Blick in die Tiefe des Abgrunds zu eröffnen, in welchen dieſe Theologie ihn hinabzuziehen droht."

Die vielbändige Glaubenslehre nun ſchließt ſich in ſeltener und preiswürdiger Weiſe eng an die Dogmatik der Kirche. Ja ſie gibt dieſelbe. Geſteht ſie die „Möglichkeit" von Irrtümern in der Heiligen Schrift, die Möglichkeit untergeordneter Differenzen zu, ſo wird ihr Verfaſſer ſchwerlich an irgend einem Punkt der Schrift die Wirklichkeit dieſer Möglichkeit behaupten wollen.

Einen Spiritualismus der Anſchauung zeigt die Glaubenslehre in betreff der Gnadenmittel. Hinſichtlich des Altarſakraments verwirft ſie die reale Auffaſſung, die Einwirkung der verklärten Leiblichkeit des Erhöhten auch auf die Leiblichkeit infolge mündlicher Nießung als neulutheriſch. Wie völlig ſie hierin irrt, glauben wir mehrfach gezeigt zu haben. Es haben die Thomaſius, Hofmann, Höfling, Huſchke, von Zezſchwitz, Schöberlein, Vilmar, Löhe die alte Lehrüberzeugung nun einmal mit Erfolg wieder zu Ehren gebracht.

Dieſes ſollte auch in Mecklenburg geſchehen.

Im Jahre 1869 hatte Harleß in München ſeine Arbeit „Kirchliche und religiöſe Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln" veröffentlicht. Er beweiſt hier aus Joh. 6, daß Chriſti Fleiſch und Blut „nicht allein durch das Mittel des Sacraments empfangen werde". Er zeigt, daß auch der Glaube Subſtantielles empfangen könne. Demnach falle in dieſer Hinſicht der Unterſchied der Wirkung von Wort und Sakrament fort.

Gegen dieſen Spiritualismus trat zunächſt Paſtor Flörke in Teitenwinkel in demſelben Jahre auf. Er hatte „Die Menſchwerdung Gottes abgeſehn von der Sünde" gegen Dorner geſchrieben. Jetzt

schrieb er: „Vom Hochwürdigen Sacrament". Er schrieb es sofort, in demselben Jahre mit Harleß. Hätte Harleß recht — sagt er — so käme es nie zur Priorität des Geistes, zu rein geistlicher Gemeinschaft mit Christo; alle geistlichen Wirkungen wären zugleich leibliche. Das will auch Luther nicht, wenn er sagt: „Das Herz kann nicht leiblich essen, und der Leib kann nicht geistlich essen". Damit beugt Luther jeder calvinisierenden Auslegung vor. Was leiblich ist, kann nur durch ein leibliches Organ aufgenommen werden. Das stand unserer alten Theologie zweifellos fest.

Und doch erneuerte man noch 1887 in Mecklenburg diese Erörterungen. Präpositus Brettner verteidigte sehr gut die alte Lehre gegen Kliefoth und Philippi.[149]) Und er hatte Professor Dieckhoff in dieser Hinsicht für sich.

Dieser war von Göttingen her nach Rostock gerufen. Seiner „Evangelischen Abendmahlslehre" 1854 ist leider kein zweiter Band gefolgt. Aber auch so ist sie die bedeutendste Arbeit, welche wir namentlich über die eucharistische Theologie der Scholastiker besitzen.

In Rostock griff er bei Gelegenheit in jedes theologische Gebiet ein. Er schreibt zur Ehefrage. Er zeigt in der „Lehre Luther's von der kirchlichen Gewalt", daß Höfling von Walther wie von Köstlin beherrscht war. Er zeichnet geistvoll die Entwicklung des Gedankens der Rechtfertigung, den Fortschritt vertiefter Auffassung auf der Linie: Justinus Martyr, Augustin, Bernhard und Luther. Er wendet sich gegen die Ritschlsche Theologie wie gegen die Prädestination. Er wünscht in seinem „Menschwerdung des Sohnes Gottes" 1882, daß man von der absoluten Ubiquität absehe. Sie „greift ohne zwingenden Grund über das hinaus, was für den Glauben durch die Offenbarung gegeben ist". Er tritt in der Schrift „Das Wort Gottes" gegen Volck und von Öttingen in Dorpat. Er nennt es ein schwarmgeistisches Verfahren, den Unterschied zwischen Schriftwerk und fortlaufendem Zeugnis der Kirche zu verwischen. Er gibt in seiner Arbeit „Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift" 1891 allerdings zu, daß menschlich Fehlsames in der Heil. Schrift enthalten sei. Aber er weiß, daß das Göttlich-Gewisse vollständig ausreichend hervortrete. Und hier, nicht im Urteil der Gläubigen, liege die Entscheidung über das, was wahr ist. Die Möglichkeit an sich, daß die Inspiration jeden Irrtum ausschließt, scheint zugestanden.

Sehen wir von der Universität des Landes ab, so haftet der Blick sofort auf dem Präsidenten seines Oberkirchenrats.

Kliefoths „Einleitung in die Dogmengeschichte" hatte schon 1839 bedeutende Winke gegeben. Bedeutender sind die „Liturgischen Abhandlungen". Sie sind tief aus der Geschichte unserer Kirche geschöpft und haben darum ein beherrschendes Ansehen erhalten. Diejenige über Beichte und Absolution, welche 1856 erschien, hat für Abendmahlszucht in weiten Kreisen gewirkt. Alle acht Bände stellen eine bahnbrechende Arbeit dar. Sie stützt zugleich die schon besprochene Lehre von der Kirche.

In der „Zahlensymbolik der h. Schrift", in den Kommentaren zu den Propheten zeigt sich tiefes Organ des Interpreten. Die „Christliche Eschatologie" kam 1886. Ihr Inhalt kann uns hier nicht beschäftigen. Aber sie nimmt zur Frage des Tages deutlich Stellung. „Man hat Moses und Jesaia, Petrum, Paulum, und unsern Herrn dazu, für ebenso viele Professoren angesehen, als von welchen jeder selbstverständlich seine eigene Meinung hat, und hat so herausgebracht, daß jeder seine besondere Theologie führe. — Wir aber stehen unter der Schrift, unter dem Christenthum, nehmens wie es uns geboten wird, und suchens nach unseren Kräften zu verstehen, wie es gegeben ist."

Am 26. Januar 1895 ward er aus der Zeitlichkeit abgerufen. Zwei Jahre vorher hatte er sein sechzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Sein letztes hörbares Wort auf dem Sterbebett war: „Nun haltet mich nicht auf." Er wußte, daß er „eingeschrieben" war.

Gehen wir nun nach Leipzig.

Denn es würde uns schwer werden, in Jena heut Spuren der alten großen Vergangenheit, der Zeit eines Johann Gerhard oder eines Musäus, oder eine Theologie zu finden, welche auf dem Boden der Bekenntnisse die evangelische Kirche zu bauen irgend geneigt wäre. Wir haben zu hoffen, daß auch hier diese Theologie wieder auflebe. Denn Lipsius hat, seit er die Geschichte des Gnostizismus gab und die des römischen Stuhls scharfsinnig beleuchtete, in seinem „Lehrbuch der evang.-protest. Dogmatik", welches er 1879 abschloß, eine Arbeit gegeben, die dem neuesten Zeitbewußtsein entspricht. Er starb 1892, in demselben Jahre mit Kliefoth.

Mit 1846 finden wir Harleß in der Leipziger Fakultät. Er arbeitete zusammen mit Tuch und Niedner, welcher in diesem Jahre

sein Lehrbuch der Geschichte der christl. Kirche herausgab. Harleß sah bald einen strebsamen Kreis junger Leute um sich. Unter ihnen Frank und von Zezschwitz.

Zugleich bildete sich mit 1848 Leipzig zu einer kirchlichen Mitte. In Anlaß der Missionsarbeit, zu welcher hier die evangelische Kirche, auch die der nördlichen Länder, zusammentrat, bildeten sich Konferenzen von Bedeutung. Ahlfeld war, als Harleß 1850 nach Dresden ging, sein Nachfolger zu St. Nikolai geworden. Er ward der Hausvater der Familienabende, die sich an jene Konferenzen schlossen.

In diesem Jahre trat Kahnis in die Fakultät. Er war ohne Vorgänger in unserer Litteratur, als er drei Jahre früher in Breslau „Die Lehre vom heiligen Geiste" schrieb. Seinem Grundgedanken nach, daß neben dem Judentum auch im Heidentum Züge seien, die eine deutliche Bewegung nach dem Logos hin zeigen, hatte er tief auf das Altertum einzugehen. Jetzt gab er 1851 seine „Lehre vom heil. Abendmahl". Sie ist nicht vollständig hinsichtlich der spekulativen Begründung.

Unvergleichlich in gutmütigem Humor und schlagender Kraft ist aber die 1854 geschriebene Absage an die Union. Wir meinen den offenen Brief an Nitzsch. Lehnen wir nicht ab, daraus zu hören. „Ein Lutheraner ohne lutherische Kirche ist wie ein Fisch ohne Wasser. Die preußische Landeskirche, welche sowohl Reformirte als Lutheraner umschließt, sowohl das reformirte als das lutherische Bekenntniß anerkennt, ist, soviel ist gewiß, nicht eine lutherische Kirche. Das Bekenntniß besteht in ihr zu Recht, heißt also, es ist innerhalb derselben gestattet, lutherisches Bekenntniß zu haben, so gut es innerhalb derselben gestattet ist, reformirtes Bekenntniß zu haben. Eine andere Frage aber ist, ob das Bekenntniß einem Lutheraner gestattet, einer Gemeinschaft anzugehören, welche sowohl lutherisch als reformirt ist, also einer das lutherische Bekenntniß neutralisirenden Gemeinschaft. Und diese Frage ist eben keine Frage. —

Man lasse sich nicht irren durch die Stimmen, welche da rufen und rathen: Laßt doch die Bekenntnißfrage ruhen. Treibt Mission, baut Kirchen, greift die Lichtfreunde an, studirt lutherische Dogmatik u. s. w. Dies thun, und die Hauptsache nicht lassen. Zweierlei wird von der Kirche gefordert: sie muß Mutter, sie muß Einheit des Glaubens sein. Mutter des Glaubens ist sie durch Wort und Sacrament, und Einheit des Glaubens in ihrem Bewußtsein von

Wort und Sacrament. Beides vermag sie nur mit einem Bekenntnisse. Gibt die lutherische Kirche ihr Bekenntniß auf, so gibt sie sich auf. Das ist, was Noth ist, nicht jene Marthawirthschaft. Wir Lutheraner treiben auch Mission, bekümmern uns auch um die verwahrlosten Brüder, kämpfen auch gegen die Ungläubigen u. s. w., aber wir machen daraus nicht einen Korybanten-Lärm, der das Weinen einer nach der Milch ihres Bekenntnisses dürstenden Kirche übertönen soll. Wir glauben, daß man dieß alles nur recht thun kann, wenn man es in Kraft und zur Erbauung einer Bekenntnißkirche thut. Nicht so fern ist die Zeit, als Frankreich einen schönen Theil von Preußen zu seinem Reiche geschlagen und das Kernland zu seinem Vasallenreich gemacht hatte. Da vernahm man auch Stimmen, wie: Tragt Unvermeidliches mit Würde. Gebt Erinnerungen auf, welche nun einmal dahin sind. Bekümmert euch nicht um das Allgemeine. Erziehe jeder seine Kinder, zahle seine Abgaben, halte Ruhe, verschönere das Leben mit Kunst und Wissenschaft u. s. w. Man würde nicht mehr von Preußen reden, wenn dieser Philistergeist gesiegt hätte. Aber es gab Stimmen, welche sangen:

Rühmet nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Stand,
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

Jenen Philisterstimmen gleichen die, welche die Erinnerung an die aufgelöste lutherische Kirche niederhalten mit jener Wirthschaftsweisheit."

Leider erschien nun 1861 der erste Band der „Lutherischen Dogmatik". Die Vorrede sagt: „Ich habe nie die Schmach der Orthodoxie gescheut, sofern ihre Sache die Sache Christi ist, und habe mir doch stets gesagt, daß ich für die, welche im Kirchenglauben nur das Alte, Feste und Fertige suchen, kein Gewährsmann werden kann." So folgten denn die überraschenden Abirrungen bezüglich der Trinitäts- und Abendmahlslehre.

Es war am Abend des 4. Februar 1859, als der junge Ikonomos des Katharinenklosters vor Konstantin von Tischendorf jene in ein rotes Tuch geschlagenen 86 Blätter der Handschrift des Alten Testaments hinlegte. Und noch mehr, noch 112 weitere Blätter vom Alten Testament und ein Kodex des Neuen Testaments lagen im Korbe

auf dem Klosterboden. Das Gesuchte war gefunden. Der Codex Sinaiticus ward dem Kaiser von Rußland geschenkt, und von diesem durch Tischendorf ediert.

Nach textkritischen Reisen zu den Bibliotheken von England, Frankreich, Italien, Ägypten und Rußland zu Leipzig am 7. Dez. 1874 im Tode ausruhend, hinterließ Tischendorf nicht nur seine Ausgabe des Neuen Testaments, sondern auch sein Bekenntnis. Am Schluß seiner Schrift: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt" — lesen wir: „Wir können es nur willkommen heißen, daß durch den radicalen Charakter der beiden berühmtesten modernen Biographen Jesu, des Tübinger Luftbildners und des Pariser Zerrbildners, die Gegensätze einer gläubigen und einer ungläubigen Stellung zu den Evangelien und zum Herrn selbst allenthalben geklärt worden sind. Es gibt in der gesamten Litteratur des Alterthums wenig Beispiele von einer so großartigen historischen Beglaubigung, wie sie unsere vier Evangelien in der That aufzuweisen haben."

In diesem Jahre, am 15. Oktober 1874 erklärte das sächsische Kirchenregiment, daß es „in enger Verbindung mit der Landessynode die evangel.-luth. Kirche und ihr Bekenntnis treu und unerschütterlich wahren werde", eine Versicherung, die weithin der Behörde Achtung gewann.

Seit dem Sommer 1859 finden wir in Leipzig auch Professor Keil. Er war in Berlin unter Hengstenberg, Neander, Schleiermacher, Marheineke gebildet. Er hatte 25 Jahre in Dorpat gelehrt. In Leipzig wirkte er bis zu seinem Tode in der Fakultät wie im Missionskolleg. Seine exegetischen Arbeiten führten ihn mit Delitzsch zusammen. Die mit diesem edierten Kommentare sind bekannt. Er selbst blieb im ganzen der exegetischen Richtung treu, treuer, als irgend einer der Schüler desselben.

Delitzsch hatte in Rostock in seiner „Biblisch-prophetischen Theologie" schon die durch Hofmann einem Hengstenberg gegenüber gemachten Fortschritte gezeigt. Er hatte auch die Hofmannschen Grundgedanken gesichtet. Wie er für den Begriff der Kirche und für ihre Abendmahlszucht schrieb, sahen wir früher. Sein Kommentar zum Hebräerbrief war 1857, im folgenden Jahre der über den Psalter erschienen. Der über die Genesis kam 1853. Mit dem Jahre 1867 war er in Leipzig eingetreten. — Er schildert seine Stellung selbst am besten, wenn er einmal sagt, es liege im Beruf der Dogmatik

„das Offenbarungsmäßige oder Christliche an das Gemeinmenschliche anzuknüpfen, wie ja die Offenbarung selbst dies thut". Dies liege schon in der „organischen Verflochtenheit aller theologischen Wissenschaften". Und so führt er in der That ein unübersehbares Material für seine Exegese herbei, wie ein Meister Metalle und Steine von den fernsten Fundorten her für seinen Bau.

Mit 1865 war Kahnis' Dogmatik abgeschlossen. Ein Sturm der Angriffe folgte. Es ist wahr, Kahnis' Behandlung der Apokalypse war ein Bravourstück. Aber es war lange nicht das kleinste. Freunde wie Hölemann und Delitzsch traten kollegialisch hinzu, Kahnis zu verteidigen. Letzterer sagt in seinem „Für und wider Kahnis" nicht unrichtig, man habe es mit einem Manne zu thun, der „thomasartig in einem unfertigen unruhigen Ringen unaufhörlichen Werdens begriffen" sei. Aber der Kern sei „Hingabe an die lutherische Kirche als die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses". Dies allerdings hat sich gezeigt: „Der innere Gang des deutschen Protestantismus" 1874 zeigt deutlich genug, wes Geistes Kind Kahnis sei. Und in seinen Thesen, welche er im April 1880 auf einer Konferenz zu Eisenach entwickelte, sah man es noch deutlicher. Er hatte den kirchlichen Standpunkt wieder eingenommen.

Kehren wir zu Delitzsch zurück.

Als er am 3. März 1885 sein goldenes Doktorjubiläum feierte, umringte ihn eine seltene Liebe und Achtung. Und dieses von vielen Seiten. „Delitzsch hat, sagt O. Pfleiderer, in den späteren Ausgaben der neuen Kritik, immer weitergehende Zugeständnisse gemacht, die seinem ehrlichen Wahrheitssinn zur — Ehre gereichen." So ist es.

Es bleibt nur die Frage, ob jene Zugeständnisse nicht dennoch voreilige waren.

Der Hohensteiner Vortrag, „Der tiefe Graben", zeichnete dann Delitzsch' Grundstellung. „Wenn ich auch in manchen biblischen Fragen der hergebrachten Ansicht widersprechen muß, so bleibt mein Standpunkt doch diesseits des Grabens bei der Theologie des Kreuzes." — So schloß er. Der Graben, welcher unerbittlich in zwei Heerlager scheidet, ist ihm die Anerkennung des Wunders der Auferstehung. Und wir werden bekennen müssen, daß immer ein tiefer Graben klafft zwischen den kritischen Versuchen der Gottesfürchtigen und denjenigen Derer, die frivol von außen her an den heiligen Text treten. Es war dies 1888.

Im Mai 1888 ging Professor Keil, 81 Jahre alt, zur Ruhe. Seine letzte Arbeit war ein Aufsatz über das himmlische Jerusalem mit seinen Edelsteinen.

Doch erwähnen wir, ehe wir Leipzig verlassen, noch G. Lechlers „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation" 1873. Das Werk enthält in seinen beiden Bänden das Ergebnis erstaunlicher Arbeit. Sind wir seit Ullmann bezüglich der „Reformatoren" vor der Reformation etwas argwöhnisch, so finden wir hier die trockenen Thatsachen gegeben.

Wir haben einen dürftigen Überblick über die Theologie gegeben, wie sie innerhalb konfessionell evangelischer Kirchengebiete sich bewegte. Wir haben dabei vorzugsweise die dogmatischen Arbeiten ins Auge fassen, und von lebenden Autoren, deren Entwickelung nicht abgeschlossen vorliegt, überhaupt absehen müssen.

Viertes Kapitel.

Arbeit und Gestaltung.

Der westfälische Friede hatte der evangelischen Kirche in Deutschland Rechte und völligen Rechtsschutz gewährt. Er hatte ihr die Zusicherung gemacht, daß sie, wo der Landesherr anderer Konfession sei, ihrer Rechte ungekränkt genießen solle. Dieser Friede war unter völkerrechtlichen Schutz gestellt.

Für Preußen hatte das Religionsedikt von 1788 auch diese Grundsätze erneuert. Es hatte ausgesprochen, „daß alle drei Haupt-Konfessionen der christlichen Religion, die Reformirte, Lutherische und Römisch-Katholische, in ihrer bisherigen Verfassung — in Unseren sämtlichen Landen verbleiben". Damit war aufs neue dem Bekenntnis Schutz zugesichert, für welches die Verfasser der Konkordienformel von Hertzberg aus die Bildung eines Konsistorii empfohlen hatten.

Aber es war 1808 dieses Konsistorium beseitigt, wie wir sahen. Ebenso nun hatte die jahrhundertelang vorbereitete „Union" der garantierten alten evangelischen Kirche das auch in Art. 16 der Bundesakte anerkannte publicum religionis exercitium genommen. So in Preußen, so in Baden, Nassau, Rheinbayern, Anhalt-Bernburg, Waldeck, welche Preußen folgten, ein Verhängnis, durch welches die evangelische Kirche in Deutschland schwer geschädigt wurde, ein Verhängnis, welches sie aber auch als heilsame Züchtigung für die Sorglosigkeit zu tragen hat, in welcher sie über ihren Gütern einschlief. „Die Vernichtung der luth. Kirche, was die Union unbestreitbar ist, bleibt eine Gewaltthat", wie Stahl sagte. Aber trotz derselben, und gerade durch sie, vermag der Herr der Kirche auch für die Evangelischen, selbst für die unter der „Union" gebundenen Elemente, nun neue Wege zu bahnen.

Der Streifzug in die praktische Theologie kann diesmal kürzer ausfallen.

Das Gebiet ist durch den Austritt Preußens und jener anderen Länder aus dem Geltungsbereich des evangelischen Bekenntnisses verkleinert worden. Wir haben also nur jene Anregungen zu verzeichnen, die von dorther uns kamen.

Der Anfang des Jahrhunderts fand bei uns kirchenrechtlich den breiten Territorialismus. Und so war mit dem Begriff der Kirche als selbständigen Körpers auch der der Kirchenzucht verloren gegangen.

Als Henke 1801 den vierten Band seiner Kirchengeschichte in dritter Auflage gab, sang er das Lob des Thomasius.

Das bedeutendste Ereignis haben wir in der Herstellung synodaler Verfassungen für evangelische Kirchengebiete zu finden. Inwieweit reformierte Vorbilder dienten, mag dahin gestellt bleiben. Jene Verfassungen mit Beteiligung des Laienelements waren innerhalb evangelischer Bestände längst vielfach gefordert worden. Jetzt waren sie infolge des staatlichen Konstitutionalismus unvermeidlich. Und jetzt bedeuteten sie einen Fortschritt. Er gab zum erstenmal rein kirchliche Organe. Aus dem Ämterbestand der Staaten gelöst, vertraten sie einen auf eigenem Gebiet, wenn auch vielfach noch gebunden, sich bewegenden Körper, der in eigener Gliederung und Gesetzgebung aus dem der Umgebung sich abhob.

Den Gedanken der Kirche hatte, wie wir zeigten, der Spiri-

tualismus, das Kind des Territorialismus, verschüttet. Die neue Lage, die eigene Verfassung, hoben ihn empor. Freilich selbst auf evangelischem Gebiet schlug immer wieder eine Geisterei durch, welche Luthers Schrift „gegen die Antinomer" nicht kannte. Das zeigte noch 1893 das „Kirchenrecht" von Sohm, ein Kirchenrecht, welches das Kirchenrecht verwirft. Es löst die Kirche in flüchtige private Bestände auf, die dann allerdings nicht „mit rechtlichem Kirchenregiment beschwert" sind.

Nicht von den Kirchenregierungen, wohl aber vom Pastorat ging die Forderung ernsterer Abendmahlszucht aus. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Forderung dort am bestimmtesten auftrat, wo man den realen Sakramentsbegriff wiedergefunden hatte. Wir erinnern an unsere Nachweise S. 154 ff. und an die Aufstellungen von Löhe, von Zezschwitz, Schöberlein, Vilmar, Flörke, Steffens, Huschke, Münchmeyer in diesem Jahrhundert. Wir meinen das was in seiner „Christenlehre im Zusammenhang" von Zezschwitz so ausdrückte: Wir empfangen den verklärten Leib „nicht nur zu wachsender Nahrung der Personengemeinschaft mit Christo im Geiste, sondern zugleich zu wachsender Verklärungskraft für unsern sündigen irdischen Leib". Wo der mögliche Mißbrauch auch dieses Geheimnisses vorsichtig vermieden wird, hat man in ihm selbst das sicherste Mittel für Verkörperung der Kirche.

Neuerdings machen wir dieserhalb eine traurige Erfahrung. In vielleicht nie dagewesener Fülle behandeln Vereine und Konferenzen Fragen, die im Umkreis liegen, und umgehen die zentralen. Keine dieser aber wird seltener behandelt, als diejenige des Altarsakraments und der darauf sich gründenden Zucht.

Nicht die Dogmatik gehört in dies Kapitel. Nur auf die Ethik blicken wir.

Reinhards „System der christlichen Moral" hatte im Anfang dieses Jahrhunderts immer neue Auflagen erlebt. Es tritt der Antike, es tritt auch Kant entgegen, um den Geist der christlichen Sitte in seiner Eigentümlichkeit darzustellen. Der Leipziger Tittmann hatte in Plattheit geführt. Ammons „Christliche Sittenlehre" zeigt optimistisch die vollendete Wunder- und Geheimnisscheu. Gedenken wir noch der Arbeiten von Baumgarten-Crusius, dann der spekulativen von Rothe, Marheineke und Dorner, endlich derjenigen von Fichte 1850, von Culman, von Hofmann, Wuttke, Vilmar und Frank.

Schließen wir mit der Geschichte der Ethik von Luthardt. An sie verweisen wir auf das Genauere.

Man wird uns erlassen, auf die Predigtlitteratur einzugehen. Die leitenden Arbeiten, welche, als Röhrs Magazin unmöglich geworden, nun eintraten, sind noch in aller Gedächtnis.

Dieser Fülle entsprachen die Arbeiten für Katechetik.

Auf der Linie: Luther, Trotzendorf, Spener war man bis zu Dinter und seinem Sokratisieren gelangt. Es bedarf nicht besonderer Erwähnung, wie seitdem die einschlagenden Arbeiten wuchsen. Denn ein Harnack in Erlangen gab den kleinen Katechismus Luthers, kritisch untersucht 1856 heraus. Im folgenden Jahre kam Löhes „Haus-, Schul- und Kirchenbuch." F. W. Schütze gab 1865 seine trefflichen „Entwürfe". Harnacks Katechetik kam 1882.

Palmers Katechetik sah 1875 die sechste Auflage. Einige Jahre später erschien von Zezschwitz „Christenlehre im Zusammenhang."

Bei Betrachtung des Schulwesens in Dresden schrieb Matthew Arnold, bekannt als Professor in Oxford und Verfasser von Litterature and Dogma ein wenig erstaunt: „Ich finde mit Interesse, daß das Lutherthum weit lebenskräftiger ist, als ich gedacht hatte. — Auch der Katechismus ist besser, als der bei uns gebräuchliche des Dechanten Nowell". So 1885 als Arnold für die englische Regierung die deutschen Schulen studierte.

Die eigentlich kichlichen Arbeiten für Pastoraltheologie eröffnete Klaus Harms mit seinen Reden an Studierende. Sie schlossen in erster Auflage mit 1834 ab, und waren von bedeutendem Einfluß. Hierher gehört die Homiletik von Palmer, Stuttgart 1842, und eine Reihe von ihr angeregter Arbeiten. Die Linie reicht bis auf das „evangelische Brevier" von Dieffenbach und Chr. Müller. Es kam 1857. „Der evangelische Geistliche" von Löhe erschien 1858 im zweiten Band.

Neben Liebners trat 1859 Ehrenfeuchters „Praktische Theologie". Hier ist Kirche „die für die Erde vorhandene Darstellung des das ganze Universum erfüllenden und zusammenfassenden Lebens Christi". Die Arbeiten von Zezschwitz folgten 1861. Das Abendmahl ward richtig als Ziel des Katechumenats bezeichnet.

Die Arbeiten für Pastoraltheologie von Christian Müller, Pfarrer in Fürstenau und seinem Sohn, Kaplan Karl Müller in Michelstadt, treten den Arbeiten Löhes an die Seite. Phil. Dav.

Burks Sammlungen zur Pastoraltheologie gab 1867 Öhler heraus. Piderit gab 1872 Vilmars Lehrbuch, und Kübel zwei Jahre später seinen Umriß der Pastoraltheologie in zweiter Auflage.

Altliturgische Formen hatten sich unter dem Eis des Rationalismus erhalten.

In Thüringen fand man im Anfang des Jahrhunderts noch als Brauch, daß zur Eröffnung der Christmette vier Knaben mit Lichtern in den Händen an vier Punkten der Kirche die Verse eines Liedes nach Weise des alten Quem pastores laudavere intonierten. Von der Kanzel her tönte als Lobpreisung aus Kindermund die erste Strophe des ersten Verses. Die Gemeinde fiel ein. Und so unter Leitung der anderen Knaben die anderen Verse.

Das war ein Rest des Alten. Wo solche sich fanden, nahm man sie langsam nun wieder auf.

Erst 1810 war in Nürnberg die Alba abgeschafft. Schöberlein schrieb 1859 „Über den liturgischen Ausbau des Gemeindegottesdienstes". Er verlangte für den Sakramentsdienst die Alba zurück. Dann gab er seine weiteren Arbeiten in dieser Richtung namentlich für die musikalische Seite des Gottesdienstes. Umfassender arbeitete Kliefoth. Er hatte in seinen „Liturgischen Abhandlungen", deren zweite Auflage 1861 erschien, ursprüngliche Gottesdienstordnungen „in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses" gegeben. Ringsum entstand eine reiche Agendenarbeit. Wir erinnern nur an Petri und Löhe.

Dieffenbach gab eine Handagende.

Lucius gab 1859 seine Agende auf Grund der alten hessischen. Es mag dies genügen, wenn wir etwa noch die 1886 von der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen gegebene Agende hinzunehmen.

Auch auf den Reichtum der Erbauungslitteratur dürfen wir nicht eingehen.

Die Verbreitung populärer Schriften und Kalender hat einen großen Umfang. Die innere Mission in Sachsen gibt den Volkskalender in 25000, die Pfennigpredigten in 15000 Exemplaren aus. Für diesen Betrieb sind die Schriftenvereine in Preußen uns ein erbauliches Beispiel geworden. Und was sie neu auflegen und verbreiten, es entstammt den besten Zeiten der evangelischen Kirche. Pfarrer Rösler stand mit Glück dem württembergischen Bücherverein vor.

Die Allgemeine lutherische Konferenz, Kliefoth und Luthardt an der Spitze, veröffentlichte ein „Allgemeines Gebetbuch", welches 1884 in zweiter Auflage erschien. Es ist eine Arbeit, der man nur wünschen kann, daß es Einheitsband des Zerstreuten werde.

Für das Kirchenlied und seine Geschichte hatte schon Koch in Heilbronn in vier Bänden und seit 1852 in zweiter Auflage gearbeitet. Albert Knapp folgte. Dann leistete Philipp Wackernagel Bedeutendes. Er gab nicht nur Paul Gerhardts geistliche Lieder, er gab eine umfängliche Übersicht des gesamten Schatzes der Deutschen in treuer Darstellung der Originalausgaben. Was die neueren Dichter, was die Spitta, Knapp, Gerok dem alten Schatz hinzufügten, wird eine spätere Zeit erst feststellen.

Im allgemeinen ist man pietätsvoll auf das alte Lied zurückgegangen. Die Zeit war nicht mehr, in welcher man für die Einführung verwässerter Gesangbücher sich bemühte wie im Jeverland. Das Konsistorium versprach denen, welche sich für die Einführung thätig erwiesen: „guter Denkungsart Schutz und Namhaftmachung bei Sereniſſimo". [150])

Was man heut innere Mission nennt, das betrieb schon im Anfang unseres Jahrhunderts der Legationsrat Johannes Falk in Weimar. Er errichtete Sonntagsschulen, er sammelte die Waisenkinder, er sorgte für Bibelstunden. Im Jahre 1817 hatte er in seiner Anstalt 174 Pfleglinge, 11 Seminaristen, 36 Gymnasiasten, 59 Zöglinge. „Ich war ein Lump, — sagt er einmal — wie tausend andere Lumpen in der deutschen Litteratur, die dachten, wenn sie an ihrem Schreibtisch säßen, so sei der Welt geholfen. Es war noch eine große Gnade Gottes, daß er, anstatt mich wie die anderen als Schreibpapier zu verarbeiten, mich als Scharpie benutzte, und in die offene Wunde der Zeit legte. Da wird nun freilich an mir den ganzen Tag gezupft und gerupft."

Am 31. Oktober 1833 zog Dr. Wichern mit seiner Schwester unter das Strohdach des „Rauhen Hauses", des Rettungshauses zu Horn bei Hamburg. Damit war die Anregung für „die innere Mission" gegeben. Die Bedenken dagegen hat die Not der Zeit überwunden. Und wo der kirchliche Glaube noch eine Macht war, nahm die Kirche durch das Pfarramt die Bewegung in ihren Dienst. Es entstanden auf kirchlichem Wege Herbergen, Rettungshäuser und, seit der edle Bodelschwingh den Anstoß gab, auch Blödenanstalten in Menge.

Für die Diakonissensache gab Pastor Fliedner von Kaiserswerth aus in nie genug zu rühmender Weise mit dem Bau seines Hauses 1836 uns die glückliche Anregung. Nun erhoben sich die Häuser im Gebiet auch der evangelischen Kirche überall. Mit Fliedners besonderer Hilfe ward am 19. Mai 1844 das Haus zu Dresden gegründet. Kirchenrat Fröhlich, und nach ihm Rektor Molwitz, führten die Anstalt zu ihrer jetzigen Höhe. Die Häuser zu Neuendettelsau, Hannover, Braunschweig, Altona, Ludwigslust, Leipzig, Guben folgten.

Die erste Bibelgesellschaft hatte 1804 der ehrwürdige Kiesling in Nürnberg gegründet. Wir sahen, wie er tief nach Österreich hinein den Evangelischen die Heilige Schrift zutrug. Zu seinem Kreise gehörte der treffliche Fritschel. Seine Söhne sind reich gesegnete Professoren des theologischen Seminars der Iowa-Synode in Nordamerika geworden.

Die Dresdener Gesellschaft schickte einen Zögling zur Ausbildung für Nordamerika an Löhe. Und im Juli 1844 sandte dieser die beiden ersten Prediger über das Meer. Sie kamen drüben an, gerade hundert Jahre nachdem Mühlenberg dort in die Arbeit trat. Die Nordamerikanische Mission war gegründet. Petri in Hannover und Freiherr von Maltzan in Mecklenburg halfen dem Werk.

Jetzt sendet man von Neuendettelsau aus auch nach Australien und Neu-Guinea.

Die Dresdener Mission war nach Leipzig verlegt. Am 24. Juni 1856 wurde das neue Missionshaus eingeweiht. Graul und Besser, Ahlfeld, Kahnis, Bruno Lindner, Rudelbach, von Zezschwitz nahmen teil. Es wurde Herberge evangelischer Missionare aus allen deutschen Ländern. Bis 1869 zählte man fünf Schweden darunter. Die Boten gehen nach Vorder- und Hinterindien sowie dem deutschen Ostafrika.

Die Hermannsburger Vereine, der der Landeskirche wie derjenige der unabhängigen Kirche, senden vorzugsweise nach Afrika und Indien.

Vielversprechend haben dem Gustav-Adolfs-Verein gegenüber sich die evangelischen „Gotteskasten" gebildet. Die Petri, Münchmeyer, Steinmetz in Hannover hatten in öffentlichem Aufruf den Anstoß gegeben. Die Gotteskasten von Hannover, Braunschweig, Hamburg, Mecklenburg, Sachsen, Bayern, Württemberg sind dann zu gemeinsamer Arbeit zusammengetreten. Man unterstützt die Evangelischen

in Böhmen und Ungarn. Man unterstützt sie auch dort, wo sie uniertem Kirchenwesen gegenüber genötigt waren, in unabhängiger evangelischer Kirche sich zusammenzuschließen. Dies im Gegensatz zum Gustav-Adolfs-Verein.

Sehen wir mit Uhlhorn in die vielseitige Entfaltung der Liebesthätigkeit, so werden wir diese auch dort erkennen, wo wir mit den Formen, in welche sie sich hüllt, nicht einverstanden sind. Und wir werden Gott demütig preisen.

Hiermit schließen wir, auch mit dieser Umschau. Und wir thun es nach dem Vorbild, selbst mit den Worten des edlen Freiherrn von Seckendorf, mit denen er am 20. Dezember 1686 seine Historia Lutheranismi schloß: Patrem domini nostri Jesu Christi supplex invoco, ut ipse gregem suum benigne respiciat, damnisque nostris id offerat remedium, quod ipsius sapientiae optime scit convenire.

Abſchluß.

Wir ſtehen am Schluß unſerer Überſchau. Sie geſtaltete ſich zu einer Geſchichte der Einführung, der Ausführung und der Durchführung deſſen, was wir die Reformation in Deutſchland zu nennen gewohnt ſind.

Werfen wir noch einen Blick auf Gegenwart und Zukunft. Denn es bedarf keines Rückblicks.

Die evangeliſche Kirche nimmt in ihrem Lehrbegriff, der ſich auf Grund der einhellig in allen Erdteilen ſie bindenden Bekenntniſſe entfaltet hat, genau die Mitte der Konfeſſionen ein. Dem rechten Flügel, der griechiſch-römiſchen Kirche gegenüber verbreiten ſich zur Linken in der Vielheit ihrer Bruchſtücke und Bekenntniſſe die reformierten Beſtände.

Die katholiſche Kirche hat das, auch auf dem Konzil zu Baſel noch geſcheiterte Reformationswerk nicht auszuführen vermocht. Slaven und Romanen haben die Ehre, dem höheren Rufe ſich zu unterwerfen und ihm zu folgen, den germaniſchen Völkern überlaſſen. Dieſe, der Reprobus der Sage, hatten wie der letzte Apoſtel, der der Heiden, am längſten widerſtanden. Dann hatten ſie aber mit ihm auch gerufen: Herr wer biſt du?

Und ſeit der Beichtvater der Königin von Spanien mit Leibniz unterhandelte, und ſeit von Hontheim ſchrieb, hat die katholiſche Kirche ſich vollends in ſich abgeſchloſſen, auf Annäherung des Getrennten, freilich nicht auf Unterwerfung desſelben, verzichtend. Denn im Syllabus hat ſie die Länder der Erde ſo verteilt, daß ſie das ausſchließliche Recht auf alle, Evangeliſche und Reformierte das Recht auf nichts, auch nicht das Recht der Exiſtenz zugeſprochen erhielten. Zur allgemeinen Trauer aller Chriſtgläubigen iſt ſodann mit der Verkündigung der Unfehlbarkeit jede Hoffnung auf Reformen und jede Ausſicht auf Annäherung zunächſt beſeitigt. Man ſieht keinen Janſenismus mehr, es bewegt ſich kein Gallikanismus. Dagegen iſt für die Theo-

logie Thomas von Aquino zum alleinigen Muster ernannt, und die „Philosophie der Vorzeit" von Kleutgen macht nicht den Eindruck, als ob ein anderer Maßstab für theologische Wissenschaft ferner genehm sei, als derjenige der alten Scholastik in thomistischer Form.

Mitten unter dem Lärm kirchenpolitischen Angriffs oder der Abwehr infolge ungerechtfertigter Eingriffe der Kulturgesetzgebung indes finden wir am Ende des Jahrhunderts doch zu unserer Freude auch ruhige Stimmen katholischer Gelehrter, denen wir selbst in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie und in den Histor.-polit. Blättern begegnen. Es soll uns immer eine Erhebung sein, durch irgend etwas an die Gemeinsamkeit des Grundes und Ziels, an das eine Vaterhaus erinnert zu werden, welches sich über den Konfessionen wölbt.

Dasselbe dürfen wir von der reformierten Kirche sagen. Nicht nur der Ton, in welchem wir uns anreden und voneinander reden, ist ein würdiger geworden. Die evangelische Kirche wird dessen gern gedenken, was sie nach allen Kämpfen doch von dort auch empfangen konnte. Haben die reformierten Brüder uns endlich doch auch gedient, indem sie mit der Gliederung der Gemeinden unter Laienältesten als Gehilfen des Pfarramts vorangingen, Gehilfen zugleich für eine Sittenzucht, die ein Jakob Andreä bereits in Genf bewunderte, ohne freilich Kenntnis von ihren dortigen Auswüchsen nehmen zu können. Und immer werden Reformierte in ihrem Eifer für praktische Entfaltung und Bethätigung uns eine willkommene Anregung bieten, während wir ihnen für das, was sie fast ausschließlich „Leben" zu nennen geneigt sind, durch Bewahrung der Einheit heilsamer Lehre Wurzel und Quelle behüten. Dies erwägend werden sie, bezweifeln wir nicht, dem alten Eifer für falsche Union vorsichtiger als bisher Gebiß und Zügel anlegen, und so, indem sie auf Entfaltung ihrer Eigenart in eigenem Bau sich beschränken, unsere erhöhte Achtung und Liebe fordern.

Weder die katholische, noch die reformierte Kirche haben den nationalen Boden, haben die ethnologische Unterlage je verleugnen können, auf und aus denen sie emporwuchsen. So hat auch die evangelische Kirche im Norden Europas, so hat sie auch in Deutschland der territorialen Lage, den Eigentümlichkeiten der Stämme, dem tiefgewurzelten Individualismus der Germanen Rechnung tragen müssen, wie in Art, so in Unart, einem Individualismus, einer Eigenart, die uns seit Vilmar niemand besser als Freybe geschildert hat. Gut sagt Pierre Leroux: „Setzt der Franzose den ganzen Menschen

als Basis an, so der Deutsche nur den abstrakten Verstand. So gelangt jener zur Idee der Gesellschaft — dieser zur — Logik." So ist es. Des Deutschen Kraft wirft sich einseitig auf die Doktrin. Logik und bleiches Denken aber zersplittern, und kommen schwer zur That.

Die Einwirkung auf die griechische Kirche wie sie durch Chyträus und die Tübinger überhaupt lange erstrebt wurde, ist darum ebenso ohne Erfolg geblieben, wie diejenige auf die Kirche Englands. Die Beziehungen zu Dänemark und Schweden haben seit Zunahme territorialer Umgrenztheiten abgenommen. Der Wechselverkehr der im Bekenntnis einigen Gebiete hat seit der Zeit der Bacmeister, Lassenius, Lütkens bis auf Rudelbach und Caspari hin in absteigender Linie nachgelassen.

Dagegen brachten die neueren Kulturverhältnisse, die Auflösung der Abgeschlossenheit staatlicher und bürgerlicher Verbände bezüglich des Heimats- und Genossenschaftsrechts, es brachten die Verkehrserleichterungen und die damit erleichterte Freizügigkeit eine nie geahnte gegenseitige Durchdringung der Volks- und Kirchenkörper. Damit sind Veränderungen und Verschiebungen katholischer Einflüsse nach dem Norden, protestantischer nach dem Süden, Europas zunächst, entstanden. Und ebenso sind Elemente des Westens nach dem Osten, und umgekehrt ausgetauscht. So haben sich Veränderungen in numerischer Stärke und in Dichtigkeit für jedes Kirchenwesen, auch das evangelische, ergeben.

Die Verluste der evangelischen Kirche in Deutschland an die „Union" und die katholische Kirche entsprechen denjenigen der Kirche von England durch Loslösung verschiedener Bruchteile der Nonkonformisten. Diese Loslösungen waren die Folge ernster Erweckungen und reformierten positiven Geistes. Jene Verluste waren durch landesherrliche Entschließungen eingeleitet, und gaben den negativen Geistern Tummelplatz. Ersatz fand die evangelische Kirche in Deutschland in den freien Gestaltungen ihres Bekenntnisses in Nordamerika und Australien.

Und hier, wo man Kraft und Liebe an den Aufbau der Kirche, und nicht bloß an die Theorie, zu setzen hatte, hat man die Lehre der Väter eben deshalb im ganzen weit besser bewahrt, als im Mutterlande der Reformation. Jene Kolonien zwang eben die Not, eine große Erfahrung zu machen. Es ist die „daß des Menschen Thun viel weniger von seinem Denken, als sein Denken von seinem Thun abhängt", wie Jacobi einst an Hamann schrieb. — Zur Selbst-

hilfe genötigt, lernten sie im Bauen verstehen, „daß das Christenthum zuerst ein Factum ist und nicht ein Lehrsatz“. Erst Sein, dann Denken. Auf der Grundlage jener einen kirchlichen Bestand rüstig schaffenden und den geschaffenen hingebend fördernder Kräfte erst bewegt sich gesundes kirchliches Denken. Denn indem jenes Faktum des uns selbst anvertrauten Kirchenbestandes unsere Kräfte warm in Anspruch nimmt, regelt, mäßigt und leitet es sie zugleich. Diese Leitung hat dem evangelischen Mutterland der Deutschen auffallend gefehlt. Sie konnten sich, während man ihnen Jahrhunderte hindurch für den Leib, die kirchlichen Ordnungen, sorgte, dem Lehrsatz und der — Logik ungestört hingeben.

Und nun ist im alten Mutterland durch das Vorwiegen der politischen Interessen der öffentlich herrschende Geist ein völlig anderer geworden. Die Zeit der Kabinettspolitik ist der Teilnahme aller am staatlichen Leben gewichen. Diese Fragen und diejenigen der Kultur beschäftigen. Sie halten in zum Teil atemloser Unruhe. Wahlagitationen rütteln immer neu auf. Sie arbeiten wie die technischen Mittel für industrielle Erfolge mit elementarer Gewalt. Wir müssen ihr dienen, oder sie zerreibt uns. Und so zieht auch die Vernunft der Denkenden es vielfach vor, sich auf diesen Dienst zu beschränken.

In dieser Lage bedurfte die evangelische Kirche in Deutschland umsomehr eine in sich geschlossene Theologie. Die zerrissene steht machtlos am Ufer.

„Nachdem — so sagte Tholuck — ein Hofmann die Versöhnung im kirchlichen Sinn, ein Thomasius die communicatio idiomatum, ein Luthardt die wörtliche Inspiration, ein Kahnis die kirchliche Abendmahls- und Trinitätslehre aufgegeben hat — wer ist noch ein völlig bekenntnißtreuer Lutheraner?“ [151]) — Wir könnten erwidern, daß jene dem Bekenntnis nichts zu vergeben, also insofern nichts aufzugeben hatten. Dann aber entsteht die Frage, wo die Kirche ist, welche diese Theorien zügeln sollte. Denn es entstand der bedenkliche Grundsatz, man müsse dem Steppenfeuer der auflösenden Kritik das Zugeständnis entgegensenden, daß es mit der Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift nichts sei. Angesehene Universitätstheologen glaubten sich auf das Bollwerk zurückziehen zu können: „Die Schrift ist das normierende Wort Gottes für die Kirche, und enthält das seligmachende Wort Gottes für den Einzelnen.“ Damit ist die aus den Worten des Herrn der Kirche selbst entnommene, und

ehrfürchtig von unseren großen Dogmatikern ausgebaute Theorie der Inspiration des ganzen Kanon verlassen. Damit ist der Begriff der Inspiration, auch der Wörter, als außerordentlicher Gabe des Heiligen Geistes augenblicklich hingefallen. Es ist vergessen, daß David sagt: Der Geist des Herrn hat durch mich geredet, und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen. Und daß Davids Herr sagt: Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist's, der durch euch redet. Es ist auch nicht mehr verstanden, daß der deutliche Begriff zu seinem Ausdruck das entsprechende Wort fordert, und daß, ist der Begriff völlig bestimmt in der Seele hergestellt, nur ein bestimmtes, nur ein und kein anderes Wort es sein kann, in dem er sich faßt und offenbart.

Die deutschen Universitäten genießen die Achtung mit Recht, welche Europa, so darf man wohl sagen, ihnen zollt. Ihre Ehre ist ihr Fleiß. Eine kleine deutsche Universität leistet — meinte E. Renan, — für Wissenschaft mehr, als alle prunkenden Reichtümer Oxfords. Gewiß, so ist's. Doch stehen die Gefahren hart daneben. Der deutsche Gelehrte glaubt nur zu leicht, „die Allmacht wohne in seinem Dintenfaß" — wie rücksichtslos ein Delitzsch meinte. Denn die Theologen sind eben nicht geschützt vor der oben geschilderten deutschen Art. Mit Recht hat man gesagt, dem Deutschen dünke es „größern Frevel, in der Wissenschaft unconsequent zu werden, als auf dem praktischen Gebiete die einflußreichsten und in den Ueberzeugungen des Volks geheiligtsten Institute zu untergraben".

Alles führt zur Frage, wo die Schuld liege?

Wir wissen, daß die Kirche eben keine der bestehenden Universitäten mehr besitzt. Das war vor mehr als dreihundert Jahren, als Chemnitz und Chyträus, wie wir sahen, im Winter zwei Monate im Kloster Riddagshausen saßen, um auf Grund der Braunschweiger Kirchenordnung die Statuten für die Universität Helmstädt zu entwerfen. Es ist auch lange her, daß Kurfürst August zu Professoren der Theologie nur Männer fast ohne Ausnahme machen wollte, welche im Pastorat gedient hatten. — Wir wissen, woher in Deutschland die Zersplitterung der evangelischen Theologie sich erklärt. Es ist, weil die Staaten vorzugsweise die Kirche formen und leiten, weil sie, und nicht die Kirche, die Universitäten besitzt und besetzt. Oder drücken wir es noch anders aus. Aber schon einmal, am Anfang des Jahrhunderts von der historischen Schule, ist eine Rückbewegung der Geister eingeleitet worden. Und

schon einmal, 1848, ist dann auch, zugleich mit politischen Vorgängen, eine Vorwärtsbewegung, welche auch die praktische Gestaltung der Kirche, wie wir sahen, ins Auge faßte, eingetreten. So dürfen wir hoffen, daß zunächst und jetzt schon, eine historische Schule unter uns sich bildet. Dann dürfte es durch geschichtliches Studium mehr als einem wie Schneckenburger ergehen. Er bekannte von objektivster Stellung aus, — denn seine Vorlesungen in Bern über vergleichende Dogmatik waren frei von jeder konfessionellen Tendenz — er bekannte, daß er aus seinen Arbeiten für Symbolik Achtung für „die Großartigkeit und Tiefe jener Systeme" gewann, in welche unsere Väter „Jahrhunderte lang ihre höchsten Anschauungen niederlegten".

Damit sind nicht Arbeit und Vertiefung ausgeschlossen. Immer größer ist das Erfahrungsgebiet geworden. Weite und Bewegung der Gestirn- wie der Völkerwelt und ihres telluren Untergrunds sind freier gelegt. Immer größer ist die Grundlage geworden, auf welcher der Bau des Gottesreichs zu errichten, oder geistig nach Inhalt und Form nachdenkend zu erfassen ist. Mögen wir die Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts auch als völlig gesicherten Schriftinhalt erkennen, wie wir dieses thun, es wird eine neue Aufgabe dennoch uns zuwachsen. Es ist möglich, die Substruktion an sich feststehender Dogmen tiefer und umfänglicher zu legen. Und dieses jenen Forderungen entsprechend, welche die geistige Arbeit des Abendlands gestellt hat.

Durch die Elemente der Bildung, welche die Philosophie Schellings, welche früher namentlich Süddeutschland hinzutrug, sind gewisse Aufgaben für die evangelische Theologie gegeben. Es sind immer noch Ergänzungen nötig, welche wesentlich in dieser Theologie schon Liegendes, aber als Unbeachtetes und oft Verkanntes, nun ans Licht zu stellen suchen.

Dies bezieht sich schon auf den Gottesbegriff. Bei Johann Gerhard und Quenstedt finden wir einen gewissen formalen Spiritualismus in dieser Hinsicht, allerdings völlig arglos. Er ruht noch mit der Scholastik auf der aristotelischen Philosophie, die wir einziehen sahen. Sie trennt mechanisch Stoff und Form. Diese kommt von außen erst hinzu. So schrumpfen oft, um nur dieses eine anzudeuten, die lebensvollen Bestimmungen der Schrift durch spiritualistische Entleerung zu einem abgezogenen Begriff zusammen. Gott wurde einfach als ens simplicissimum erklärt. Damit war dem Pantheismus die Thür geöffnet, sobald man mit diesen Definitionen Ernst machen wollte. Auf dem Grund des biblischen Realismus hatte,

wie wir sahen, schon ein Ötinger einen volleren und tieferen Gottesbegriff. Hatte also die ältere Dogmatik ihre Wurzeln nicht bis in die vorreformatorischen Lehrpunkte auch in dieser Beziehung zurückgetrieben, so wird die neuere Dogmatik dieses eben nachzuholen haben. Und sie wird damit dem leisen oder lauten Pantheismus entgehen, den fast die ganze Dogmatik in diesem Jahrhundert zeigt.

Denn Schelling und Hegel öffneten ihm die Thore, beide auf Spinoza ruhend. Schleiermacher taumelte in seinem Licht. Ihm war Spinoza „voller Religion nnd voll heiligen Geistes".

Und nun finden wir, wohin wir tasten, natürlichen und übernatürlichen, also heiligen, Geist in dieselbe „Entwickelung" gebunden und so vereinerleit. Es ist richtig, was Kliefoth von Hofmann, den wir doch so hoch stellen, und seiner Theologie sagte. Es fehle ihr, meinte er, darin, daß sie Natur und Gnade nicht unterscheide. Gewiß, es fehlt ihr die Geneigtheit, dem Heiligen Geist sein besonderes Wirkungsgebiet vorzubehalten. Die heilige Geschichte wird so Geschichte einer gottgeleiteten natürlichen Entwickelung. Und die Heilige Schrift wird das im Schrifttum fixierte Ausleuchten eben dieser Entwickelung. Volkstum und Schrifttum sind fast gleichmäßig im allgemeinen geleitet, also irrtumsfähig. Auch dieses, das Schrifttum, ist nicht durch den Heiligen Geist besonders inspiriert. Dieser Mangel tritt bei den meisten der neueren hervor.

Man hat darum unsere alten Dogmatiker gar nicht mehr begreifen können. Man hat die Stellung, welche die Calov und Weller zu Calixt einnahmen, mißbilligt, weil sie Geschichtsfortschritte übersähen. Man hat die Entleerung des Alten Testaments mit Calixt und gegen die Aussprüche des Herrn selbst, zu gunsten dieser „geschichtlichen Entwickelung" auf den Schild gehoben. Man hat den Begriff der Einwirkung Gottes für Israels Leitung und des Werkes des Heiligen Geistes im Alten Testament in das Grab irdisch-gleichartiger geschichtlicher Selbstbewegung versenkt, und in das Chaos des Monismus stürzen lassen. Das ist nicht mehr christliche Geschichtschreibung. Aus diesem Chaos, in das man zusammengoß, holt man nun Reinliches nicht leicht heraus.

So ist unbewußt der Pantheismus — wie von Hartmann in seiner Selbstzersetzung des Christentums einmal anführt, — „die verborgene Religion Deutschlands".

Diesem Pantheismus gegenüber muß die alte, starre, derbe

Dogmatik, muß das Bauernbrot massiver Dogmen wieder in die Theologie treten. Das erkannte Rudelbach, als er darauf hinwies, wodurch die höchsten Probleme des Verhältnisses von Natur und Geist gelöst würden. „Durch den Grundbegriff der Offenbarung und Menschwerdung, dann aber durch die wahrhaft lutherischen Dogmen von der realen Präsenz im Abendmahle und der Ubiquität, endlich durch das Dogma von der Auferstehung des Fleisches." Wir können einfach sagen, die Aufgabe sei, eingehendere Verwertung des in Philipp Nicolai und Arnd bereits Gegebenen, des bei unseren Alten bereits Vorhandenen. Hier sind in den Grundlagen die Wünsche unseres dänischen Glaubensgenossen bereits erfüllt. Die Theologie hat nicht nur, so meint er, das Erlösungsbewußtsein der Reformationszeit, sie hat auch das Offenbarungsbewußtsein der ersten Jahrhunderte in sich zu wiederholen, und so in eins zu fassen. So tritt sie auf die Höhe der Katholizität. Diese Erweiterung ist dann „die Ausführung des Grundgedankens der Reformation".

Wir müssen mit Martensen hierin übereinstimmen. Nur müssen wir hinzusetzen, daß wir dieses in Rückgang unserer alten Theologie auf die griechischen Väter, welches wir betonten, daß wir es in Luther, Arnd, Nicolai (man lese nur die Theoria vitae aeternae) schon besitzen, daß es nur immer neuer Ausgestaltungen bedarf, die vom sicheren Grund aus die neue Kulturumgebung aus diesem deutet, und in ihm münden lassen.

Die Zukunft erhoffen wir. Eins nur wissen wir. „Wir können uns — so sagt einmal Rudelbach — nicht anders überzeugen, als daß da, wo in der evangelischen Kirche eine scharfe innere Selbstkritik die stete Begleiterin ist, und wo man andererseits ökumenische Herzensweite genug hat, das Werk Christi und seines Geistes auch in anderen kirchlichen Gemeinschaften nicht zu verkennen: vor menschlichen Augen die meiste Aussicht ist, daß die Kirche sich aus ihrem ewigen Verjüngungsprozeß ergänzen könne." Das heißt, setzen wir hinzu, daß sie nur dort sich ergänzen kann, wo sie, auf festem zentralen Boden sich orientierend, arbeitet.

Mißachten können wir keine der Kirchengestalten, wenn sie auf dem Apostolikum ruht, und dies schon von dem Gesichtspunkt aus, daß selbst jede Mißbildung nach Irenäus der Kirche irgend einen Mangel wie im Spiegel vorhält, daß so jede dem Ganzen irgend einen Beitrag leiste, sollte es auch nur der sein, in und durch sich

eine Warnung für die übrigen darzustellen, die doch auch mannigfach fehlen, so daß die verschiedenen kirchlichen Gestalten schließlich doch auf eine Gegenseitigkeit im Geben und Nehmen irgendwie angewiesen sind.

Dessen mögen wir auch uns erinnern, wenn wir dicht vor der Schwelle eines Jahrhunderts in der größten Stadt des verkleinerten Deutschland genau dasselbe Bild wie im Jahre 1796 etwa finden. Damals hatte man die Gottfr. Arnold, Bahrdt, Teller, Edelmann, Eberhard, Büsching begünstigt oder nach Berlin gezogen. Heute hat man ebendahin einen Reichtum negativer theologischer Geister gesammelt.

Die Wissenschaft unseres Bekenntnisses hat aber weitherzig wirkliche Förderungen und Ergebnisse der Forschung aus anderm Gebiet herübergenommen. Männer von Zöckler, den wir ungemein hoch achten, bis zu A. Harnack hin haben uns Anregung gegeben. Letztern freilich hat Th. Zahn durch seine historischen Arbeiten wie über das Abendmahl, so über das apostolische Symbolum als Anwalt evangelischen Bekennens und evangelischer Geschichtsforschung ernst in seine Schranken weisen müssen. So wird es auch bleiben, so lange wir dessen gedenken, daß wir alle mannigfaltig fehlten. Und damit kehren wir zu unserem Ausgang zurück.

Wir haben in der Einleitung auch die deutsche Reformation nicht unter den Gesichtspunkt der Entwickelung stellen wollen. Wir fürchten naturhafte Kategorien. Knüpfen wir hier zum Schluß wieder an.

Der Gang der Kirche auf Erden ist der Weg fortgesetzter Enthüllung dessen, was in Christo in Wort und That auf die Erde trat. Der theologischen Forschung der morgenländischen Kirche ward Der offenbar, der da redet, offenbar als dreieiniger Gott. Und sie fand ihn mit Athanasius und bekannte ihn. Dem Tasten und Denken des Abendlandes drängte sich zur Lösung die anthropologische Frage auf. Sie lautete: Wer ist es, zu dem der Dreieinige redet? Und dem Abendland enthüllte sich in Augustinus die tiefe Erkenntnis der Sünde und damit die Erkenntnis der Notwendigkeit der Vermittelung und Sühnung. Aber immer noch umhüllende Binden antiker Auffassung hinsichtlich der Frage der Aneignung des Heils. Das jenseitige Gut war klargestellt, die diesseitige Heilsbedürftigkeit war tief begriffen, endlich erst die Gewißheit über das Verhältnis des Jenseits und Diesseits zur Aneignung des Heils. Das ist ein Stufengang der Aufschlüsse und Enthüllungen. Und diese Betrachtung ist auch geeignet, jede der Kirchengestalten demütig zu machen.

Allerdings glauben wir nur schwer an die Aussicht, welche Möhler uns eröffnete. Er meinte, „an das Bekenntniß der gemeinsamen Schuld wird sich das Versöhnungsfest anschließen“. Das ist zu viel für diese Erde in Aussicht gestellt. Und seit Möhler ist dort viel geschehen. Mit Görres aber sagen wir gern: „Wir alle Katholische wie Protestantische haben in unseren Vätern gesündigt.“ Dieses Geständnis ist das sicherste Mittel der tiefen Erbauung aller Kirchengestalten.

Denn weil nicht ohne Hinzutritt der Sünde getrennt, sind sie alle im Werden. Alle haben das Recht, ihre besondere Stellung in der Erkenntnis festzuhalten. Alle dürfen zum Ausdruck bringen, daß dies die Pflicht der Treue sei, Gegebenes zu bewahren. Alle aber dürfen es nur in der sicheren Erkenntnis, daß sie nur in dieser harten Behauptung eigner Art und Aufgabe, nicht in Preisgabe derselben, nicht in Verschwommenheit und charakterlosem Zerfließen, — dem Ganzen dienen können. Und so sollen alle bauend und bildend auf das gemeinsame Vaterhaus, die Kirche Gottes auf Erden blicken lernen. Die Furcht, das Heilsgut zu schmälern, und die Treue, das Gegebene zu bewahren, also Furcht und Treue, sie haben infolge zugleich menschlicher Sünde Wand um Wand im Hause ziehen müssen. Es lerne denn innerhalb der Wände in eigner Kammer jede der Kirchengestalten ihre Lektion und lerne gründlich. Dann treten im Gedächtnis des gemeinsamen Hauses auch Demut und Liebe hinzu. Und sie reichen trotz aller Wände vom sichern Standort aus in Kammer um Kammer die Hände.

Dies muß dort aber am leichtesten sein, wo man der zentralen Stellung der eignen Konfession, und der Bedeutung dieser Stellung für alle, klar sich bewußt ist. Die erhebende Einsicht, grade die Mitte der großen Linie einzunehmen, ist ein Teil des evangelischen Bewußtseins. Und je fester und schroffer man auf eignem Boden, also in diesem Bewußtsein, gründet, desto leichter ist's, weit zu sein, hoffend und wohlwollend nach allen Seiten zu blicken. Und so wirds immer mehr auch erkannt werden, daß freilich der Erlöser den Seinen auf Erden Macht gab, auf Schlangen und Skorpionen zu treten. Je mehr die Seinen aber wirklich die Seinen sind, desto weniger werden sie die Macht rühmen, sondern des Worts ihres Meisters gedenken. Freut euch nicht, daß euch die Geister unterthan, freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.

Damit sind wir auf das zurückgekommen, was im Vorwort bewegte.

Anmerkungen.

S. 8 Schneckenburger, Vergl. Darst. Stuttg. 1855. S. 34.

1. S. 13 Archiv für österr. Geschichtskunde. Bd. 73 S. 317.
   S. 14 Über Bild: A. Schröder, Ztschr. d. histor. V. für Pfalz und Neuburg. 1893. S. 173.
2. S. 15 Schaumkell, Kultus d. h. Anna. 1893. Später: Maurenbrecher, Gesch. d. kath. Ref. I S. 65.
3. S. 16 Oergel, Beitr. zur Gesch. d. Erfurter Humanism. 1891. S. 55. Kampschulte bei Sybel Hist. Ztschr. 1861. I S. 256.
4. S. 18 Klosterleben, Brieger Ztschr. 1895. S. 297. — Über Meißen: Nuntiaturberichte aus Deutschl. ed. Friedensburg. Bd. IV. Gotha 1893. S. 557. Österr. Visit.: Hammer-Purgstall, Kard. Khlesel. Wien 1847. I S. 29.
5. S. 19 Krebs, Haugold v. Einsiedel. Leipz. 1895. S. 80. Weimar. Luther Ausg. I S. 66. 153.
6. S. 19 F. Geß, Die Klostervisit. d. Herzogs Georg v. Sachsen. 1888. S. 48. M. Lenz, M. Luther. 1883. S. 17. Über Leo X. H. Ullmann bei Quidde, Dtsch. Zeitschr. f. Geschichtswiss. 1895. S. 91.
7. S. 20 Hausrath, Luthers Romfahrt. 1894. S. X.
   S. 22 Monnier, Litt.-Gesch. der Renaiss. u. v. Raumer, Hist. Taschenb. 1861. Nippold, Handb. d. neust. K.-G. 1889. I S. 15.
8. S. 23 Ganz wie Kolde, M. Luther. Gotha 1884. S. 55. Erl. Bd. 31 S. 278.
9. S. 24 N. Archiv für sächs. Gesch. u. Alterthumsk. 1893. S. 140.
10. S. 25 Drews, Disputat. Luthers. Gött. 1895. S. IX. Fr. Koldewey, Gesch. d. klass. Philol. d. Univ. Helmstädt 1895. S. 9 nebst Henkes Calixt. Über Deutsche Theol.: Weim. Luther-Ausg. I S. 153.
11. S. 26 E. Bratke, Luthers 95 Thesen u. s. w. Gött. 1884. S. 256 ff.
12. S. 27 Geß bei Brieger. Ztschr. 1891. S. 534 ff.
13. S. 27 K. Schmidt, Wittenb. unter Friedr. d. Weisen. Erl. 1877. S. 15. S. Weim. Luther-Ausg. I S. 154 über die Bußpsalmen.

14. S. 30 Kolde bei Brieger I S. 472.
15. S. 31 Weimar. Ausg. I. 1884. S. 742.
16. S. 31 Köstlin, Friedr. d. Weise. 1892. S. 58. Fel. Geiß: Neues Archiv für Sächs. Gesch. u. Alterthk. 1895. S. 70. Maurenbrecher, Stud. u. Skizzen zur Gesch. d. Ref.-Zeit. Leipz. 1874. S. 133.
17. S. 33 Preger, Tischreden von Schlaginhausen. Leipz. 1888. S. 8. Krafft, Briefe u. Docum. Elberf. 1875. S. 28. Zu Worms: Das Edikt des Kaisers die Reichsacht betr. ist vom 8. Mai 1521 datiert. Aber es ist nach neuer Sitzung des Staatsrats erst am 26. vom Kaiser unterzeichnet. Und zwar ohne böswillige Absicht trat die Verspätung ein. A. Wrede, Histor. Ztschr. 1896. S. 449 ff.
18. S. 35 Brief Pirckheimers: C. Redlich, D. Reichstag von Nürnb. 1887. S. 112. Janssen, An m. Kritiker. S. 88.
19. S. 35 Gegen Lommatzsch, Luthers Lehre. . . . Berl. 1879. S. 603.
20. S. 38 So Hergenröther in Hefele, Conciliengesch. Bd. IX. Ähnlich Dorner. Gut dagegen Ritschl, Rechtf. u. Vers. I S. 165.
21. S. 38 Josenhans, Württemb. Viertelj. Hefte 1894. S. 358.
    S. 39 Zucker bei Kolde, Beitr. zur Bayr. K.-Gesch. 1894. S. 275: über Dürer.
22. S. 40 Für Karlstadt: Adam, Vitae. Heidelb. 1620. S. 81 und Hoppe zur Ausgabe von Luthers Schr. Bd. 20. Von Kolde übrigens bezweifelt. Köstlin, Luthers Theol. Stuttg. 1863. S. 437.
23. S. 42 Stähelin, Huldreich Zwingli 1895. S. 417. Der Einfluß Storchs auf Karlstadt: Chr. Meier bei Brieger Ztschr. 1895 I S. 117.
    S. 46 Peter d'Ailly, Opp. Straßb. 1490 quaest. 6. Occam. Sent. 4 qu. 4 H. Duns, dist. 11 qu. 3. Dieses genüge. Übrigens m. Realpräsenz. S. 295 ff.
24. S. 48 Uhlhorn, Urban. Rhegius. S. 145. Taf. unten: Buchwald: Poachs handschriftl. Samml. 1884.
25. S. 50 Bullinger, Ref.-G. ed. Hottinger u. Vogeli 1840. Hedio's, Itinerar ed. Erichson bei Brieger. Zeitschr. 1881. S. 414. M. Lenz: Zwingli u. Landgr. Philipp bei Brieger. Bd. III S. 32. Dazu Luthi: Die Berner Politik im Kappeler Kriege. Luthers Predigt v. 21. März: Buchwald, A. Poachs handschr. Samml. Lpz. 1884. S. 75 und Zur Wittenb. Stadt- u. Univ. Gesch. 1893. S. 67. L. an s. Hausfrau: De Wette III S. 512.
26. S. 51 G. Löschc, Anal. Luth. et Mel. Gotha 1892. S. 353. Nicht vergl.: Kolde, D. Augsb. Conf. erl. Gotha 1896. S. 122.
27. S. 51 Wedewer, J. Dietenberger Leben und Wirken. Freib. 1888. S. 120. Über Einzug in Augsb.: Förstemann, Urkund. I. S. 260. Th. Kolde, D. Kanzler Brück. Halle 1874. S. 43.
    S. 52 Loaysas Brief: Baumgarten, Gesch. Karls V. Bd. III. 1892. S. 34. Warum Luther in Koburg blieb: Kolde in geschichtl.

Studien (H. Reuter). Leipz. 1888. S. 206. Ferner: Kolde, Die Augsb. Conf., lat. u. deutsch. Gotha 1896. S. 8 ff.

28. S. 57 Zu Hospinians Mitteilungen: A. Walte, Nachträgliches in Jenaer Jahrb. 1883. II S. 308. Kluckhohn kommt vergebens darauf zurück. Köstlin wie oben S. 227. — G. Buchwald, Luthers letzte Streitschr. Lpz. 1893. So schon Planck sogar.

S. 57 Die lat. Verse zum Schluß aus Bodemann bei Brieger. Bd. VIII S. 297 D. Buch kam aus d. Bibliothek von Heß in diejenige von Molanus, und so nach Hannover.

S. 58 Luthers Bücherbrett. Das Psalterium: Koffmane in Beitr. zur Ref.-Gesch. (Ehrung Köstlins). Gotha 1890. S. 81.

S. 60 Schwenckfeld, Summar. san. compendium doctrinae. V de cursu verbi etc. epistola Basil. 1527: „Cursus verbi dei liber est, non haeret in visibilibus, neque ministro, neque ministerio, neque loco. neque tempori est alligatus. — Quis externe praedicavit Abelo?“ So ist es erklärlich, daß Schw. abgewiesen, über den Stolz der Theologen klagt, namentlich über Luther (Epist. plena pietatis: „ab eo tempore alienati sunt a me Zwinglius et Oecolamp. Lutherus vehementer adversus me exacerbatus est“). Man kann nicht leugnen, daß Sch.'s Schriften in hohem Grade erbaulich und innig gehalten sind. Franck, „Paradoxa ducenta oxiginta“ p. 101. Was Agricola betr. vgl. Kawerau, Joh. Agricola. Berlin 1881. S. 186. Vers. bei Brieger III S. 442. C. Vogt, Bugenh. Briefw. 1888. S. 208 f.

S. 64 Löfche, Anal. Luth. et Mel. Gotha 1892 über d. Tischreden. Später: A. Harnack, Grundriß der Dogmengesch. 1891. II S. 127.

29. S. 67 So v. Hofmann, Encyclopäd. ed. Beftmann. 1879. S. 270. Köstlin, Luther u. Janssen. S. 51. L. an Mascov zu Leitzkau: Enders, Luth. Briefw. Frankf. 1884. I, S. 77.

30. S. 70 Kolde bei Brieger, Ztschr. XIII. S. 552. Erl. Ausg. 22. S. 6.

S. 71 Oben: So Maurenbrecher, Stud. u. Skizzen. Leipz. 1874. S. 344.

31. S. 72 G. A. Köstlin, Gesch. d. Musik. Berlin 1888. S. 198.

S. 76 Diercks, Gesch. Spaniens. II. Berl. 1896. S. 299.

32. S. 77 Brieger, Gasp. Contarini. Gotha 1870. S. 30. Zu Karl V.: Baumgarten, Gesch. Karls V. Stuttg. 1888. Bd. II, S. 704.

S. 78 Nach Orig. Druck, Wackernagel u. Hortleder.

33. S. 81 Melanchth. an Karlowitz, Corp. Ref. VI, p. 880: „Ego cum decreverit princeps, etiamsi quid non probabo, tamen nihil seditiose faciam, sed vel tacebo, vel cedam, vel feram quidquid accidet.“ Er setzt dann auch selbst hinzu: „Fortassis natura sum ingenio servili.“ Die Art, wie er sich unterm 13. Sept. 1549 in einem Brief an Theodor von Maltzan entschuldigt (Corp. Ref. VII, p. 462) ist sehr dürftig. Sein Grundsatz war, wie er im August 1549 an Erasmus Sarcerius schrieb: „nec deseramus ecclesias propter servitutem, quae tamen sit sine impietate“.

S. 81 C. F. Walther, Die Concordienformel I. S. 1877. S. 22.
S. 83 Mel. Vorträge, Nachr. v. d. Kön. Ges. d. Wiss. Gött. 1895. S. 13.
S. 86 Corp. Ref. VI. p. 879, VII, p. 46. 90. 290 (die Briefe von Brenz u. Aquila) und überhaupt. Am besten die Gründe gegen das Interim in „Bekenntniß, Unterricht vnd vermanung der Pfarrherrn vnd Prediger der christl. Kirchen zu Magdeburgk. Anno 1550 Den 13. Aprilis". Amsdorf eröffnet die Reihe der Unterschriften. Übrigens G. Bossert: D. Interim in Württemb. 1895. S. 25—39. Horning, Briefe v. Straßburger Ref. 1887. S. 31. W. Kawerau, Erasmus Alberus in Magdeb. u. Vergl. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeb. 1893. H. 1. Ferner: Pressel, Anecd. Brentiana. Tüb. 1868 (Brenz an Alberus). Das Danklied Albers bei Schnorr v. Carolsfeld: Erasm. Alb. Dresden 1893. Über Osiander: Heide in Maurenbrecher, hist. Taschenb. 1892. S. 225. Brief Majors S. Voigt, Briefw. ber. Gel. mit Herz. Albrecht. 1841. S. 482. 344.

34. S. 88 Magdeb. Centurien. „Es verdient bemerkt zu werden, daß Flacius der erste war, der Aktenstücke aus dem Codex Udalrici mitteilte: Catal. test. verit. II, 399—404." So Dümmler, Forschungen zur deutsch. Gesch. Gött. 1884. S. 421. Benutzt ist ferner: W. Schulte: Beitr. zur Entstehungs-Gesch. Neisse 1885. I S. 1. Über Niedbruck: Löscher, Joh. Mathes. 1895. S. 200. Die Centurien „durch scharfe Kritik und umfassende Forschung epochemachend". So Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen. 1885. I, S. 1. Ebenso in s. Schriftwesen im Mittelalter. 1896. S. 9.

S. 90 Brenz an Mel. Corp. Ref. XII. p. 290.

S. 92 Seehawer, Zur Gesch. des spätern Antinomismus. 1887. S. 39. Für Späteres: Förstemann, Album Acad. Viteb. S. 373.

35. S. 97 Frank, Theol. d. Concordienformel. Erl. 1858. I S. 67. Corp. Ref. XIII. p. 523. Zu Osiander vergl. m. Rupert von Deutz. 1886. S. 315. 389 ff.

36. S. 100 Planck, Gesch. d. protest. Lehrbgr. Bd. V Th. II, S. 422. C. Schmidt, Phil. Melanchth. 1861. S. 423. Corp. Ref. IX. p. 472. 499.

S. 102 Über Moritz: Cornelius in Münchener hist. Jahrb. 1866. S. 182.

37. S. 105 bei Baum, Theod. Beza. I, S. 280. Zu Lasco: Löscher, Hist. motuum u. Salig, Gesch. d. Augsb. Conf. II S. 1099, wonach die Behandlung englischer Exul. in Rostock für dieses wenig löblich war. Der Brief v. Petr. Martyr: C. Ref. IX. p. 347. Melanchthons Schwager: Hartfelder bei Brieger VI S. 145. Übrigens Gillet, Crato v. Krafftheim. 1860. S. 312.

S. 106 Nach: Kaspar von Köckritz v. Flanß S. 9. Der Brief d. Pfalzgrafen: Gluckhohn, Münchener Hist. Handb. 1866. S. 484.

S. 108 Disputat. de orig. peccato et lib. arbitr. inter M. Flacium et V. Strigelium publice Vinariae per integr. hebd. praes. principib. ill. Saxon. anno 1560. Druck v. 1562. Dies die Hauptquelle.

38. S. 109 Keim, Die Ref. d. Reichsstadt. Ulm 1851. S. 354.

S. 110. Über Poissy: von Stälin, Württemb. Gesch. Bd. IV. 1870. S. 608. 612.

S. 111: Zangenmeister, D. Schmalk. Art. Heidelb. 1883. S. 9.

39. S. 120 Jos. Bach, Dogmengesch. des Mittelalters I, Wien 1873 über d. Ingolstädter. Über Canisius: E. Gothein, Ign. v. Loyola. Halle 1895. S. 737. Uebrigens bezüglich der Ingolstädter: Realpräsenz. S. 226.

S. 122 Nuntiaturber. aus Deutschl. ed. d. Preuß. Hist. Institut. Berlin 1896. p. XIV über d. Kardinalskongregat.

40. S. 127 So Ebrard, Dogma v. h. Abendmahl. Frankf. 1845. S. 440. Das Weitere Hutter, Concordia conc. Frankf. 1820. p. 232.

41. S. 129 Forschungen der Ges. für deutsch. Gesch. Bd. 20. S. 23.

42. S. 131 Epist. Henrici Navarr. regis Ultraj. 1679. p. 189.

43. S. 132 Joh. Wigand. De sacramentariismo. Lips. 1585 zeigt die Gesch. des Abendmahlkampfs ums Nachtmahl von 1521—1583. Hierfür also Vorläufer Hutters und Löschers.

44. S. 139 Vgl. Publikat aus d. Preuß. Staatsarchiven. Bd. 43. v. Tschackert, Vers. in K.-Gesch. Studien. Leipz. 1888. S. 166 ff.

45. S. 140 Möller, Lehrb. d. K.-G. III, 1894. S. 68 gut über Luthers Stellung zum Staat. Sohm, K.-Recht. 1892. S. 659. Nobbe, Ueber das Sup.-Amt in Brieger, Ztschr. 1894. S. 427. v. Bezold, Gesch. d. d. Ref. 1886. S. 566. Winter, K.-Visit. v. 1528 bei Niedner, Ztschr. 1863. S. 295. Preuß. Bischofswahl: Richter, K.-O. II. S. 298.

46. S. 142 Lamprecht, Deutsche Gesch. Bd. V, 1895. S. 362. Hauck, K.-Gesch. Deutschlands. III, 1896. S. 969.

47. S. 146 „et ego puer dignitati tuae propositurus quaestionem". Vergl. Buchwald, Wittenb. Stadt- u. Univ.-Gesch. 1893. S. 170. Kolde, A. Althamer. 1895. S. 55. Lenz, Mart. Chemnitz. Gotha 1866.

48. S. 151 Kolde, Althamer. Schulen 1580 in Kurf.-Sachsen: Paulsen, Gesch. d. gel. Unterr. I, Leipz. 1896. S. 296.

49. S. 155 Mit S. Fritschel (verdienstvoll in Kirchl. Ztschr. der Iowa-Syn. Bd. III H. 1. S. 255), den ich ergänze, und zwar gegen Harleß und Philippi, welche hier wohl eine Urkunde an den Tag legten, auch für Brettner, Mecklenb. K.-Bl. 1887. Nr. 8.

50. S. 161 Das Ergebnis der Mission zu den Griechen war Entfremdung. „Les Orientaux — voulant repousser le protestantisme à tout prix, firent plus ou moins cause commune avec les papistes, empreinterent quelque fois à ceux — ci dans leurs écrits théologiques des considérations, des arguments, des expressions, qui leurs paraissaient utiles dans la circonstance." E. Michaud, Revue internat. Berne 1896. I p. 109. Übrigens hierzu: Kaußler, Briefw. zw. Herz. Christoph u. Vergerius. Tüb. 1875. S. 82.

51. S. 162 H. Hopfen, Kaiser Maximilian II. München 1895. S. 188.

Die Verfolgung in Österreich. Zur wesentlichen Ergänzung von Hurter, Gesch. Kais. Ferd. II., Bd. IV. 1851. Siehe die Aktenst. in Archiv für Oesterr. Geschichtskunde. Wien 1889. Bd. 74. S. 164.

S. 164 S. A. Freybe, Ein Rathmannenspiegel. Schwerin 1893.

52. S. 171 Diercks, Gesch. Spaniens. II.

53. S. 175 Häusser, Gesch. d. Zeitalters der Ref. Berlin 1868. S. 463.

S. 182 Zu Bacmeister: Köstlin, Die Baccal. u. Magistri. 1887. S. 19.

54. S. 183 Näheres Henke, Leben Calixts. I, S. 77. Württemb. Schulen: Fr. Paulsen, Gesch. d. gel. Unterr. Lpz. 1885. S. 210. Die Schneckschen Unruhen. cf. die Würtemb. Viertelj. H. für Landesgesch. 1893. H. 3.

55. S. 187 Mor. Ritter, Die Gründung der Union. (V. d. hist. Commiss. d. Kön. Akad. d. Wiss.) München 1870. S. 330. Und Epistol. Henrici Navarr. regis. Ultraj. Ep. 28 p. 187. Hierzu M. Ritter in Sybel, Histor. Ztschr. 1895. Unterh. über die pfälzische Politik. S. 407. Hierdurch wird d. Bündnis mit d. Türkei im Zusammenhang verständlich. Ueber franz. Polit. E. Schneider Württemb. Gesch. 1896. S. 184.

56. S. 191 Gaß, Gesch. d. protest. Dogmatik. 1854. I. S. 410. Zu Osterodt: Epist. clariss. theol. Vol. Rost 1624 (an Schlüsselburg) mit Briefen v. Nicolai.

57. S. 193 Briefe an Hoë: M. S. Dresd. H. 198. Staatsbibl. Anfrage der Fakultät in Dresden: Siehe Cod. M. S. Hoeana Tom. II. Gott.

S. 197 Scioppii, Consil. regium Ticini 1619. p. 6.

S. 198 oben: Häusser, Gesch. der Rhein. Pfalz. Heidelb. 1845. S. 258 über d. Pfalz.

S. 199 Die Haltung Sachsens u. Hoës: „Viel u. längst gewünschter gründl. u. wahrhafft. Bericht v. Joh. Mylius. Leipz. 1620. S. 45 für Hoë eintretend. Übrigens: Ludw. Schwabe, Kursächs. K.-Politik. Neues Archiv für Sächs. Gesch. u. Alterth.-K. Bd. XI. Dresd. 1890. S. 282. Über Dicastus: Gindley, Gesch. d. Gegenref. in Böhmen. 1894. S. 105.

58. S. 200 Häusser, I. S. 318. Bd. II. S. 285. Friedrich an den Sultan: Domine Sultan Osman, Amice et vicine noster magnificentissime — precamur atque obsecramus ut dignetur V. M. hosti nostro aperto Ferd. Caesari efficaciter inhibere. E contra nos regnumque nostrum offerimus — perpetuam pacem — cum nostris legatis singulis annis pretiosa munera et omnia quae ad tributum sunt necessaria ad V. M. beneplacitum et satisfactionem missuros. Aus dem Domarchiv zu Osnabrück bei C. Klopp. Tilly. I. S. 519 Über das Restitut.-Edict: Mor. Ritter in Sybel Histor. Ztschr. 1895. S. 63 ff.

59. S. 201 Jentsch, Geschichtsphil. Gedd. Leipz. 1892. S. 300. Heinr. Leo, Nominalist. Gedankenspäne. Halle 1864. S. 42.

S. 204 „Positiver Fortbau" — so Tholuck, Kirchl. Leben d. 17. Jahrh. I. S. 76.

60. S. 206 K. Werner, Gesch. d. kathol. Theol. München 1866. S. 44. Dazu J. Hansen, Nuntiaturberichte. I. 1892. Einl. S. 38.

61. S. 207 Schon im Catal. testium verit. Lugd. 1597. Tom. II. p. 469. 475 sind Alger, Rupert v. Deutz u. Honorius v. Autun angezogen. Übrigens: Hutter, Anlico-polit. Witt. 1614. S. 229.

62. S. 209 Realpräsenz. Gütersl. 1875. S. 330.

S. 210 D. Weitere zur Christol. mit Thomasius, Christi Person u. Werk. 1857. II S. 502 ff. Dorner, Entwicklungsgesch., weniger sicher.

63. S. 212 B. Mentzer, Opp. lat. Francof. 1669. Tom. II. p. 1242.

64. S. 216 M. S. Gott. Hoeana H. 198 I. zu 1624: das. M. S. Tom. III fol. 367. A. Eberhard, Handb. d. christl. Dogmengesch. 1866. III S. 664.

65. S. 223 Original-Protok. mit eigenhänd. Unterschriften das. M. S. H. 198. I. Orig.-Brief Georgs v. Darmst. fol. 288.

66. S. 224 D. Nähere bei Henke: Calixt, und Schmidt: Gesch. d. synkr. Streitigk. Erl. 1846. S. 42 ff.

67. S. 225 Zu Calixt: A. Ebrard. III. 661. Die preuß. Stände: Breysig, Urk. u. Aktenst. zur Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenb. Bd. III. 1894. S. 241. Bezügl. des Verh. des Kurf. zu den Ständen bin ich für H. Landwehr gegen Droysen und Beyschlag. Hierzu: Kalweit in Altpreuß. Monatshefte 1894. S. 237.

S. 226 Calixt über Thorn: M. S. Hann. Leibniz.

S. 228 Horning über Schmidt: Beiträge ꝛc. Straßb. 1886. S. 18.

68. S. 232 So: M. Koch, Gesch. des deutschen Reichs unter Ferd. III. Wien 1866. II S. 343.

69. S. 235 Sehr gut Troeltsch, Vern. u. Off. bei J. Gerh. u. Mel. Gött. 1891. Die Scholastik: G. Kaufmann, Gesch. d. deutsch. Univ. I. Stuttg. 1888. S. 15 ff. Über die Essenz bei Calov: Syst. 1655. Tom. II. p. 196.

70. S. 237 Zu Herberger: M. S. Hamb. Uffenb. I. p. 67. Vergl. übrigens Tholuck, D. kirchl. Leben d. 17. Jahrh. 1861. I S. 41. Zu Weller das. II S. 77.

71. S. 239 Jenes Urteil über die Periode der Orthodoxie von Tholuck.

S. 242 So: Gass, Gesch. der protest. Dogmatik. I S. 314. Sein Urteil das. über Calov S. 336 ff.

72. S. 245 M. S. Hamb. Uffenb. LXVII.

73. S. 245 Tholuck, Akad. Leben. I S. 17.

74. S. 247 Krabbe, H. Müller u. i. Z. Rost. 66. S. 79.

75. S. 249 So: Roscher in Allg. Ztschr. für Gesch. v. A. Schmidt. Bd. VII S. 354.

76a. S. 252 O. Hartwig, Centralbl. für Bibliothekswesen. Halle 1894. S. 222.

76b. S. 253 Drews, Disputat. Gött. 1895.

77. S. 253 M. S. Hamb. Uffenb. Tom. 84 u. Sup. IX. Studentenleben: Keil, D. deutſch. Stammbücher. Berlin 1893. S. 161. Grohmann, Annal. d. Univ. Witt. 1801. Mart. Chemnitz Brief: Cod. M. S. 99. Göttingen.
S. 256 unten: A. Frantz, D. kathol. Direktor. des Corp. Ev. Marb. 1880. S. 2.
78. S. 260 W. Möller, Lehrb. d. K.-Geſch. III. 1894. ed. Kawerau. S. 388.
79. S. 262 Droyſen, Geſch. d. preuß. Politik III. 2. S. 615.
80. S. 266 Geffcken, Joh. Winckler. Hamb. 1661. S. 376.
81. S. 269 M. S. Dresd. C. 107. Staatsbibl.
82. S. 273 M. S. Hannov. Seckendorf an Leibniz, Meuselwitz d 25 Aprilis 1686 über Speners Berufung: „In Saxonia non fuisse qui locum istum satis digne impleret, mirabuntur non pauci, qui interiora nostra ignorant, et ut alii aetas, alii prudentia desit."
83. S. 275 Quiſtorp in ſeiner Quaestio symposiaca (1666): Fugite quotquot Deum timetis hanc Babylonem, cum certum sit, per hunc inebriandi modum in sanitatem aliorum inter Christianos ethnicismum restaurari.
S. 278 Spener (1670): Cod. M. S. (Gotting.) philos. 115: Veritatis laudem penes Witt. esse fateor et in doctrina totus illis subscribo.
84. S. 281 So Ebrard, Handb. d. Dogmeng. III S. 610.
85. S. 284 So W. Schrader, Geſch. der Friedrichs-Univerſität. Berl. 1894. I S. 63.
S. 285 Spener über Calov: Theol. Bed. I. Halle 1712. S. 587. Dazu Grünberg. S. 180.
86. S. 286 So Breyſig, Urk. u. Aktenſt. zur Geſch. d. Kurf. Friedr. Wilh. v. Brand. Bd. XV. Berl. 1894. S. 157.
87. S. 287 Ritſchl, Geſch. d. Pietismus. II S. 417.
88. S. 289 K. Varrentrapp in Sybel, Hiſtor. Ztſchr. 1893. S. 202.
89. S. 293 Oldenburg, Hundert J. Oldenb. K.-G. I. 1894. S. 426. Unten: Die Klage der Hofprediger. M. S. Hamb. Uffenb. fol. Tom 67. p. 386.
90. S. 298 A. M. „Würdige" Communicanten: Die Indigni auch bei Johann Gerhard Loc. XXII c. 22 § 232 bei Quenſtedt. IV. c. 6 quaest. 11 und Medit. sacrae medit. 18. Grünberg irrt, wenn er in ſ. Spener I. Gött. 1893. S. 32 annimmt, man habe d. heil. A. M. recht eigentlich als „das kirchliche Zuchtmittel" angeſehen. Die Abendmahlszucht iſt notwendige Folge der Furcht, die heilige Speiſe an Unwürdige zu deren Gericht zu geben, Folge des Begriffs des mysterium tremendum.
S. 300 Uhlhorn bei Brieger. Bd. 10. S. 420 über Loccum.
91. S. 304 Vergl. Rothe, Geſch. d. Predigt. 1881. S. 374. Kahnis, Der innere Gang d. deutſch. Proteſtantism. I S. 113.

92. S. 308 H. Beck, Ph. Ad. von Münchhausen. Würzb. 1890.
93. S. 310 Bückmann in Luthardt's Zeitschr. für kirchl. Wiss. 1881. S. 362. Beck, Ernst d. Fromme. Weim. 1865. S. 621.
S. 311 Scheffler, Kirchenbeschreibung. Reuß u. Glatz 1677. S. 667.
94. S. 314 Dibelius, Beitr. zur Sächs. K.-Gesch. I. 1882. S. 243.
95. S. 318 v. Frank, Gesch. u. Kritik d. neuern Theol. 1894. S. 23.
96. S. 319 Bodemann im histor. Taschenb. 1892. S. 46. Ders. aus d. Briefen der Herzogin Charlotte v. Orleans. Hann. 1891.
S. 322 unten: Grünberg über Spener. I. S. 354. Die Rechenbergin M. S. Samml. Berlin. Staatsbibl. Archiv, wo noch über 20 Briefe ungedruckt.
97. S. 330 Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tübingen. 1849. S. 145.
98. S. 336 M. S. Hannov., Leibniz Briefw. Die hier mitgeteilten Briefe bringt Guhrauer nicht, auch nicht Kappens Sammlung einiger vertrauter Briefe, Leipz. 1745.
99. S. 338 Das. M. S. Hann. Nr. 441: An Molanus. Am Schluß der Seite: Jablonsky u. Klement: W. Sybel, Histor. Ztschr. 1889. S. 455 ff. Aufsatz v. Friedberg.
100. S. 341 Lange: Orthodoxia vapulans in cathedra Luthari. Hoßbach S. 183.
101. S. 341 So Kawerau, Aus Halles Litt. Leben 1888 S. 162 u. Schrader, Gesch. d. Friedr.-Univ. 1894. I S. 202.
102. S. 342 Julian Schmidt, Gesch. d. geistigen Lebens in Deutschl. I S. 331. Ähnl. Ritschl, Gesch. d. Pietism. Brieger, Ztschr. f. K.-G. XII S. 19 über Zinzendorf. Grünberg J. Spener. Gött. 1893. I S. 200.
103. S. 346 Blanckmeister, Beitr. zur sächs. K.-Gesch. V. 1890. S. 33. zur Convers. des Prinzen. Unten: zum Preuß. Circularschr. 1718: Frantz, D. kathol. Directorium des Corp. Ev. Marb. 1880. S. 95.
104. S. 348 Schrader, Gesch. d. Fr. Wilh. Univ. I S. 203. Der Brief Löschers an Francke: M. S. Hamb. Uffenb. Cod. 75.
105. S. 348 M. S. Hamb. Uffenb. Cod. 75. No. 208.
S. 349 Pfaff und Cyprian. Vergl. Fischer, Cyprians Leben. Leipz. 1749. S. 131. Am 20. März 1720 bat Pfaff den Vize-Kanzler brieflich, sich über seine „Kirchliche Vereinigung mit denen Reformierten" zu äußern. Cyprian antwortete eingehend. Er schloß: Facile credo, consilia tua ab aulis magno plausu suscipi. Sed Christi servis ante omnia curandum est, quid sentiat dominus exercituum, qui nos brevi avocabit ad mercedem aeternam. Quare, Vir summe reverende, cum nullum ab ecclesia mandatum habens facile admittere possis, quod toti ecclesiae nostrae tuaeque patriae fraudi sit, obtestor te. — Und er zeigt auf die Gefahr, in der Pfaff stehe. Oro te per hospitatoris nostri vulnera, ut contemplari digneris, quanta incrementa inter paucissimos annos in aula vestra Reformatorum religio sumserit.

106. S. 352 Brieger, Ztschr. f. K.-Gesch. XII S. 19.
107. S. 353 So: Kawerau, Aus Halle's Litteraturleben. 1888. S. 124. Vgl. Tholuck, Geist d. luth. Theol. Wittenbergs 1852. S. 310.
108. S. 357 Burk, Bengels Leben. Stuttg. 1831. S. 502.
109. S. 361 Buddeus, Hist. eccl. Halae 1715 I p. 91.
110. S. 369 H. v. Sybel, Histor. Ztschr. 1891. S. 476.
111. S. 376 Semlers Lebensbeschr. Halle 1781 I S. 56.
112a. S. 382 Joh. Dav. Michaelis, eigne Lebensbeschr. Leipz. 1793. S. 14. Lavater an Semler: Walch, Neueste Relig.-Geich. Bd. VI S. 541. Semlers Beantw. d. Fragen.... Halle 1780. S. 428. — Das „Lehrbuch" von Bahrdt war mir nicht zugänglich. Dag. zu S. 389: „Eine Erkl. an d. Publikum". Berlin 1780. S. 16 u. Semler „Beantw. der Fragmente". Halle 1780. S. 428.
112b. S. 390 M. S. Cod. Michael 323. Gott. fol. 342.
113. S. 391 Roepe, J. M. Goeze. Hamb. 1860. S. 58. Walch, Neueste Relig.-Gesch. II S. 267. Goezes „Samml. seltner u. merk. Bibeln" zugl. mit s. Anz. in d. Hamb. Nachr.: Hamb. Stadtbibl.
114. S. 394 F. E. Boysen, Lebensbeschr. Quedl. 1795 II S. 55, 88 u. 94.
115. S. 395 Max Lehmann, Friedr. d. Gr. Leipz. 1894. S. 24.
116. S. 398 Kühnemann, Herders Leben. München 1895. S. 185. Döderlein, Instit. 3. Aufl. 1783. Proleg: Felicitas animi nascitur a conscientia recte factorum. p. 8.
117. S. 399 Morus, Kl. Schr. Bd. I. Leipz. 1794. S. XI.
118. S. 400 Ehrenfeuchter, Christenth. u. moderne Weltansch. Gött. 1876. S. 192.
S. 402 Stäudlins „Ideen zur Kritik des Systems der christl. Relig." Gött. 1791 untersucht den Ursprung der Relig. mit Hume. Insofern zeigt selbst der Nationalismus auf eine der kirchl. Theol. notwendige Ergänzung hin, wie wir sahen.
119. S. 403 Gött. Bibl. d. neusten theol. Litt. 1794 II S. 674. Tieftrunk, Dilucidationes etc II Berol. 1793 p. 242 Vulgari Jesus et apostoli locuti sunt sermone, ita ut in neutram partem diserte deciderint. So malt Tieftr. sich selbst.
S. 405 Henke, Lineam. instit. fidei. Helmst. 1793 p. 117.
S. 407 Nicolai's Blutegel: Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen. S. 38.
120. S. 407 Gust. Frank, Gesch. d. prot. Theol. Leipz. 1862. Th. III S. 47.
121. S. 409 Joh. Galland, D. Fürstin Gallitzin. Köln 1880. S. 119 u. Gildemeister VI S. 13.
122. S. 411 G. Schlosser, Ueber die Duldung der Deisten. Basel 1784. S. 64.
123. S. 411 Perthes Leben I S. 66.
124. S. 414 Storr, Doctr. christ. theoret. Pars I. Stuttg. 1793 — — ex

quorum numero Filius Dei, regnans ad dextram aeterni patris sumit evangelii ministros.

125. S. 414 So noch die neuste Biogr. Herders v. Kühnemann. München 1893. S. 13.

S. 415 J. Fr. Burscher, Doctr. publ. de deo triuno et de Chr. persona. Lips. 1780.

126. S. 418 Pfaff, Das. Frankf. 1747. S. 38.

127. S. 420 Tholuck, Verm. Schr. 1839 Bd. II S. 1. S. unten: Semler in Antw. auf Dr. Bahrdt Glaubensbek. 1779. S. 110. Leipz. Fortges. Samml. alt. u. neuer theol. Sachen. Jahrg. 1728. S. 51.

128. S. 426 Röhrig, Mitth. aus d. evang. K. des Elsasses. Straßb. u. Paris 1855. S. 380. Für Gesch. der Predigt: Rich. Rothe, Bremen 1881 ed. Trümpelmann.

129. S. 427 Hollaz, Ausg. von 1750 p. 1139. Mit Athanasius: hic habemus tanquam radicem resurrect. Fresenius, Communionbuch 1753. S. 39. Hierzu: Treschо, „Die Wiss. selig u. fröhlich zu sterben" 2. Aufl. 1767 Bd. I S. 384. Rieger, Herzenspostille. Ausg. 1839. S. 373. Spener, Vergl. Theol. Bed. Zweiter Theil 1701. Kap. 3. sect. 16.

S. 428 Semler, Lebensbeschr. Bd. II S. 178.

130. S. 428 Fr. Nicolai, Beschr. einer Reise u. s. w. 1783. S. 297. Jahresbericht des Ver. für Gesch. d. St. Nürnberg 1893. S. 4.

131. S. 441 Euphemistisch Lücke: G. J. Planck. Gött. 1835. S. 27. C. F. Stäudlin, Univ. Gesch. d. christl. K. Hann. 1833. S. 31.

132. S. 452 Ph. K. Henke, Allg. Gesch. d. christl. K. Braunschw. 1818. I S. 47.

133. S. 454 Planck, Gesch. d. protest. Theol. Gött. 1831. Vorr.

134. S. 457 Ammon, Fortb. d. Christentums. Ausg. v. 1836. Bd. I S. 381.

135. S. 458. 459 Gottl. Paulus und s. Zeit v. Reichlin-Meldegg. I. Stuttg. 1853. S. 19. J. Chr. Fr. Steudel, D. Glaubensl. der ev. protest. K. Tüb. 1834. S. 152.

136. S. 461 Rudelbach, Reformat., Lutherth. u. Union. Leipz. 1839. S. 617 u. Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gass. Berlin 1852. S. 139. Th. Henke: Schleierm. u. d. Union. Marb. 1868. S. 29.

137. S. 462 Solgers, Nachgel. Schriften u. Briefwechsel. Herausg. v. Tieck u. Raumer. 2 Bde. Leipz. 1826. Ranke, Lebensgesch. v. Alfr. Dove. Leipz. 1890. S. 174.

138. S. 469 Deutsche Ztschr. für chr. Wissensch. u. chr. Leben. Mai 1852.

139. S. 473 Rothe, Theol. Ethik. Witt. 1867. II S. 193. Ueber Bunsen, Rippold, Handb. d. neusten K.-G. II S. 772.

140. S. 476 Dorner, Entwicklungsgesch. der Lehre v. d. Pers. Christi. Bd. II. Berl. 1853. S. 1262.

141. S. 484 Scheibel, Allg. Unterſ. der chriſtl. Verf. u. Dogmengeſch. I. 1819. S. IV. VIII. Aktenmäßige Geſch. S. 20. Nagel, Die Kämpfe der ev. luth. K. in Preußen 1869. Froböß, Kellner. S. 259.
S. 488 M. Art: Huſchke, Realencyclopädie. 2. Aufl.
142. S. 489 Mark Pattison, Essays. Oxford 1889. p. 249.
143. S. 491 Deinzer, Löhes Leben. II S. 278. 389. 125.
S. 497 Rollers Leben u. Wirken. Dresd. 1851 (v. Blüher) S. 81 u. Rühle, Sam. Roller 1878. S. 174.
S. 498 Harleß, Aus m. Leben. I S. 155.
144. S. 501 C. Kraus, Konſervat. Monatſchr. 1893. S. 1281.
145. S. 504 Ch. Thomaſius, Das Wiedererwachen ꝛc. Erl. 1867. S. 220.
146. S. 522 M. Philoſophie der Geſch. Bd. I S. 122. B. Hofmann, Ueber die Schöpfung. Schriftbew. I S. 236, übrigens Schutzſchriften ꝛc. Nördl. 1856—1859. I S. 3. 30. IV S. 2. 7. 10. 18 und Encyklopädie ed. Beſtmann. Nördl. 1879. S. 42.
147. S. 530 N. Kirchl. Ztſchr. 1893. S. 123.
148. S. 540 Otto Ritſchl, Albr. Ritſchls Leben 1896. Bd. II S. 50. I S. 227. 365.
149. S. 545 Mecklenb. K. u. Zeitbl. 1887. Nr. 9. 10. 17. Stöckhardt, N. luth. K.-Ztg. 1896. S. 487 ff.
150. S. 556 Schauenberg, Monatsſchr. f. innere Miſſ. Gütersloh 1885. S. 149.
151. S. 562 Theol. Stud. u. Krit. 1869. S. 128.

Verzeichnis

der hauptsächlichsten im Text selbst angeführten Personen.

Abbt, Thom. 407.
Achery, de 320.
Aemilie Juliane 433.
Aepin 90.
Affelmann 182. 192. 247.
Agricola 60. 79. 82. 163.
Agrippa, Corn. 228.
Ahlfeld 547.
Ailly, de 23. 46.
Alber, Erasm. 85. 89. 167.
Alber, Math. 84.
Alger v. Lüttich 207.
Alting 234.
Ammon, C. F. v. 441. 456. 464.
Amsdorf 82. 87. 92. 96. 119.
Andreä, Jak. 110. 119. 127. 132 f. 161. 183.
Andreä, Valent. 223. 274. 293. 294. 297.
Angelus Sileſ. (Scheffler) 311.
Anton, Paul 281.
Aquila 81.
Arioſt 22.
Ariſtoteles 182. 191. 234. 236.
Arminius 191.
Arnd, Joh. 133. 155. 182. 184. 205. 220. 243. 295. 566.
Arno v. Reichersberg 208.
Arnold, Gottfr. 329. 343. 344.
Arnold, Matthew 554.
Arnswaldt, v. 494.
Athanaſius 567.
Auberlen 535.
Auguſt, Kurfürſt 129. 131.
Auguſti 435.
Auguſtinus 567.
Aurifaber 121.
Ayrer, Jak. 166. 179.

Bach, Joſeph 208.
Bach, Sebaſt. 434.
Bacmeiſter, Lukas 182. 191. 224. 247.
Bahrdt 377.
Balduin, Fr. 181. 221. 254. 290.
Balduyn 49.
Balmes 172.
Baſedow 377.
Battus, Barth. 182. 248.
Baumgarten, Mich. 543.
Baumgarten, Sigism. Jak. 373.
Baumgarten-Cruſius 456.
Baur, Bruno 534.
Baur, Ferd. Chr. 535.
Bebel 273.
Beck, Tob. 532. 533.
Behm 196. 241.
Bengel, Albr. 357. 358 f. 388.
Berg, Hofpr. Joh. 223. 225. 226. 241. 260.
Bernhard, d. G. 23.
Beſold 200.
Beſſer, Wilh. 511. 516.
Beſtmann 540.
Betke 229.
Beuſt, Joach. v. 160.
Beyſchlag 471. 501.

Beza 110. 116. 132. 187. 190.
Bidembach 109. 111.
Biel 23. 115. 207.
Bild, Veit 14.
Bleſſig 442.
Bodelſchwingh, v. 556.
Bodemann 57.
Böhme, Jak. 184. 204. 216.
Bogatzky 346.
Boimelburg, v. 14.
Boltz 165.
Bonhard, A. 490.
Bonaventura 26.
Bonwetſch 527.
Boos, Martin 493.
Bonin 117.
Bourignon, die 283.
Bonſen 392 f.
Braitberger 386.
Brecklin 276.
Breithaupt, Joh. 265.
Brenz 49. 52. 84. 103. 115. 119. 120. 124. 157. 181. 183.
Bretſchneider 454.
Brettner 545.
Breger V.
Briesmann 139.
Brinken, Sigm. v. 251. 314.
Brückner 516.
Bruno, Gord. 173.
Bucer 52. 54. 55.
Buchholzer, G. 73
Buchruker 412 490.
Buchwald, Georg 45.
Buddeus, Franz 500.
Bullinger 478.
Bürcker 145.
Burcking 378.
Buſenbaum 33. 49. 66. 83. 89. 152.
Buſſen 2.
Buttinger 49. 54. 105 120.
Buttſen, v 479
Buxtorf, v 163
Buxtorf 82. 3 432
440
Calixt, Georg 197. 217. 224. 226. 248. 255. 257 f. 260. 293.
Calixt, Ulrich 261. 264. 329. 332.
Calov, Abr. 216. 241. 249. 255. 257 f. 267. 271. 273. 276. 278. 279. 285. 291. 305. 306. 312.
Calvin 100. 103. 104.
Calvör 351. 428.
Caniſius 120.
Canſtein, v. 434.
Capellus 248.
Capito 55
Caraffa 222.
Cardanus 12.
Carpzov, Gottlob 362.
Carpzov, Joh. Ben. I 244. 304.
Carpzov, Joh. Ben. II 278. 280. 287.
Carpzov IV 373.
Carteſius 239.
Caſpari, Karl Heinr. 492.
Celtes 13. 15. 88.
Calvinus 538.
Chemnitz, Chriſtian 263. 328.
Chemnitz, Mart. 102. 110. 114. 116. 121 124. 125. 154. 158. 213. 234. 563.
Chemnitz, Mart. II 253.
Cherburn 246
Chriſtoph, Herzog 109. 121. 122. 126. 143.
Chyträus 127. 133 135. 158. 160. 181. 278. 561.
Celius, M. 159.
Conring 248. 252.
Conring, Herm. 329.
Contarini 77.
Corvinus 86. 146.
Cothmann 182.
Cramm, v. 152.
Cranzius 351. 433.
Crato, 93. 151.
Cremer 530.
Creutzberg, Amad. 432.
Crocius 223.
Cruciger 16. 31. 33.
Cruciger 117.

Cruſius, Chriſtian Aug. 372. 385.
Cruſius, Mart. 184.
Cyprian, Salom. 292. 346. 349. 356. 363.

Dach, Simon 312.
Dannhauer, Konr. 156. 237. 263.
Daub 472.
Decius, J. 162.
Dedeckenn, 290.
Delitzſch, Franz 503. 527. 549. 550.
Denicke 313.
Denk 15. 48.
Derſchau, Reinh. v. 277.
Deutſchmann, Joh. 243. 273. 284. 285. 327.
de Wette 455.
Dieckhoff 545.
Dieffenbach 554.
Diemer 494.
Diepenbrock, 459.
Dietenberger, Joh. 51.
Dietrich, Veit 146. 158. 162.
Dilger 253.
Dilherr 251. 308.
Dippel 285. 343.
Döderlein 398.
Dorner, J. A. 475. 502.
Dorſche 247. 250.
Dreyer 227. 257. 259.
Droyſen 512.
Dürer 13. 20. 29. 39.
Duns, Scotus 46.
Dürr, J. Konr. 251.
Duräus, Joh. 223. 258. 268.

Eber, P. 107, 109.
Eberhard 378.
Eberle 494.
Ebermann 260.
Ebrard V.
Eccard 163.
Eck 30.
Edelmann, Chriſtian 374.
Eder 199.
Edzard, Edz. 310, 371.
Ehrenfeuchter 537. 554.
Eichhorn, J. Gottfr. 405.
Eichhorn, Karl 505.
Einſiedel, Haugold v. 19.
Eitzen, Paul v. 109. 158.
Erasmus 34. 207.
Erneſti, Joh. Aug. 381.
Ernſt, Herzog v. Gotha 221. 265.
Eſper 412. 490.
Evenius 275.
Ewald 454. 538.
Eylert 457.

Faber, Baſil. 88.
Fabricius, Jak. 247. 276.
Falk, Johannes 556.
Fecht, Joh. 329. 341. 346. 360.
Feldner 511.
Felgenhauer, Paul 228.
Feuerborn, Juſtus 250. 268.
Fichte, Herm. 535.
Fichte, Joh. Gottlieb 444. 446.
Finck 221.
Fiſchart 167.
Fiſcher, Chriſtoph 149.
Fiſcher, K. Ph. 526. 528.
Flacius 5. 81. 85. 88. 126. 127. 144. 154. 164 f.
Flatt, Chriſtian 406.
Flatt, Friedrich 442.
Fliedner 557.
Flörke 505. 508. 543. 544.
Flügel 540.
Francke, Aug. Herm. 280. 281. 286. 328. 338. 347. 352 f.
Frank, Seb. 60.
Frank, v. 519. 529 ff.
Franz, Wolfg. 192. 241.
Freiberg, Pankr. v. 152.
Freſenius, Ph. 363. 371. 423. 432.
Freybe, Albert 560.
Freylinghauſen 342. 431.
Freyſtein 433.
Friedberg, Emil 513.

Friedrich III., Pfalzgr. 106.
Frischlin 167.
Fritsch, Ahasver 355.
Fritschel, Siegm. 17. 557.
Fröhlich 557.
Frosch 48.

Gallitzin, Fürstin 409.
Gallus 81. 151.
Garve 397.
Gass, W. 138. 475.
Gedicke, Simon 193. 216.
Geier, Mart. 245. 264. 305. 308.
Georg, Herzog 19. 27.
Georg v. Darmst. 223.
Gerhard, Joh. 182. 189. 196. 215. 220. 221. 224. 245 f. 252. 291. 293. 294. 296.
Gerhardt, Ernst 328.
Gerhardt, Paul 263.
Gerhoh v. Reichersberg 208.
Gerlach, Steph. 160. 183.
Gerok 556.
Gerson 23.
Gervinus 233.
Gesenius, Justus 264.
Gesenius, Wilh. 454.
Gesner, Sal. 188. 190. 235.
Geß 476.
Gichtel 277.
Gieseler 454.
Gillet V. 117.
Gisenius 251.
Gladow 269.
Glapion 31.
Glassius, Sal. 221.
Gockel 236.
Goerres 368.
Goethe 443. 448.
Goeze 380 ff.
Grammlich 431.
Granvella 83. 84.
Graul, K. 489.
Gregor v. Valentia 289.
Gretser (Gretscher) 119. 142. 187. 209.
Griesbach 383. 440.
Großgebauer 262. 274.
Grotius 241.
Grünpeck 13.
Gryphius 315
Guericke 475.

Haberkorn 250.
Habermann, Joh. 130. 159.
Hackspan 251.
Häusser 7.
Hävernick 477.
Hasenreffer 183. 210.
Hahn, Aug. 477.
Hahn, Phil. Math. 409.
Hamann, Joh. Georg 396. 408.
Hamberger, J. 526.
Hamelmann 131.
Hardenberg 108.
Harleß, Ad. 484. 499. 514. 515. 544. 545. 502. 545. 546.
Harms, Klaus 463. 481. 496.
Harms, Ludwig 495. 511.
Harnack, A. 567.
Harnack, Th. 8. 509. 511.
Hase, Karl 455.
Hauck 529.
Haug 343.
Hecker, Gerh. 20. 30.
Hedinger 323.
Hedio 49.
Heerbrand, Jak. 148. 160. 183. 210. 293.
Heermann, Joh. 227.
Hegel 445. 446. 471.
Heilbrunner 131. 135. 187.
Heimburg, Greg. 14.
Heinr. Jul. v. Braunschw. 169.
Heinr. XII. v. Reuß 432.
Helmbold 137. 163.
Helt, Adolf 229.
Hengstenberg 477.
Henke, H. P. C. 404. 452.
Heppe V. 540.
Herberger, Val. 187. 222. 237.

Herder 397. 425. 440.
Hergenröther V. 61.
Hermann, Präf. 513.
Hermann, Kantor 163.
Hermsdorf, Joh. v. 27.
Herolt 17.
Herrnschmidt 433.
Heß, Joh. 33. 157. 162.
Heßhus 96. 106. 109. 125. 145.
Heumann 374.
Hildebrand, Joach. 261.
Hiller 433.
Himmel, Joh. 221. 293. 294.
Hinckelmann 283.
Hinschius 513.
Hoburg, Christian 277.
Hochstetter 346.
Hoë v. Hoëneg 192. 194. 196. 199. 201. 216. 223.
Höfling 504. 525. 545.
Hölemann 550.
Höpfner, Heinr. 216. 245.
Höpfner, Joh. 216.
Hoffmann 131. 133. 136. 182. 235.
Hofmann, v. 5. 523 ff. 528.
Hollaz I 346. 360.
Hollaz II 430.
Homberger, Jerem. 162.
Hommel 492. 505.
Honorius v. Autun 208.
Hontheim, v. 559.
Horb 283.
Hornejus 217.
Horning 494.
Hospinian 137. 196.
Hotton 255.
Huber 134.
Hülsemann, Joh. 226. 244. 248. 252. 256. 262.
Hunnius, Egid. 132. 134. 159. 181. 187. 188. 306.
Hunnius, Nikol. 192. 225. 253.
Huschke, E. 484. 488. 504. 509.
Hutten, Ulr. v. 16. 20. 34.
Hutter, Leonh. 137. 181. 192. 193. 196. 197. 207. 240.

Jablonsky 332. 336. 338.
Jacobi, Friedr. Heinr. 409. 451. 561.
Janssen VI. 6. 17. 20. 26. 179.
Jeremias, Patriarch 160. 183.
Johann Sigism., Kurf. 192. 223.
Jonas, Justus 49. 85.
Irenäus 47. 566.
Judex 144.

Kästner 397.
Kahnis 547. 550.
Kanne, Arnold 451.
Kant, Imm. 396. 442. 538.
Kapff 493.
Karl V. 51. 78. 82.
Karlowitz 81.
Karlstadt 31. 40. 42. 53.
Karsten 543.
Kawerau 17. 26.
Keckermann 191. 236.
Keil 549.
Kellner, Eduard 488.
Keßler 462.
Kießling 435. 557.
Kindermann 326.
Kirchner, Tim. 121. 125.
Kleutgen 560.
Kliefoth, Th. 496. 514. 506. 546. 555.
Klopstock 411.
Klüpfel 166.
Knapp, Albert 493. 556.
Knapp, Georg Christian 441.
Knauft 162.
Knorr v. Rosenroth 276.
Knutzen, Matth. 265.
Koch 556.
Kolde 5.
König, Joh. 247. 262.
Köstlin 5. 46. 57.
Koopmann 496.
Kopernikus 12.
Korthold, Christian 263. 273. 306.

Ätter 276.
Krabbe 504.
Krafft 491.
Krakewitz, B. v. 195.
Krantz, Albert 28.
Krauſſold 504.
Kreusler, Ad. 542.
Krüger, Barth. 166.
Krug, Traug. 405.
Kubel 536. 555.
Kuhlmann, Quirin 277.
Kuhn 7.
Kulmann, Lienh. 166.
Kunſtmann, Bened. 431.
Kurtz 540.

Labadie 263. 276. 331.
Lampadius 192.
Lanckiſch, Mich. v. 274.
Landerer 536.
Lang 25.
Lang, Mich. 330.
Lange, Joach. 341.
Lange, Joh. Peter 474.
Languet 88.
Lasco 101. 103.
Laſius 497.
Laſſaulx, E. v. 8.
Laſſenius 308. 431.
Latermann 226 ff. 249. 257. 259.
Laurenti 434.
Lauterbach, Erh. 216.
Lavater, Rud. 189.
Lechler, G. 508. 551.
Lehmus 504.
Leibniz 176. 322. 323. 324. 332 f. 559.
Lemme 539.
Lenz 19. 134.
Leo, Heinr. 7. 318. 457. 501.
Leo X. 20.
Leroux, Pierre 560.
Leſſing 391.
Letztner 72.
Leuchter, Heinr. 190.
Leuckfeld 326.
Leyſer (Lyſer), Polyk. 128. 133. 134. 165. 180. 192. 199. 221. 235.
Liebner 537.
Lieſching 493.
Lindner 498.
Link, Wenzel 24. 159.
Lipſius 546.
Locher, Jak. 14.
Löffler 440.
Löhe, W. 489. 491. 503. 504.
Löſche 6.
Löſcher, Valent. Ernſt 332. 335. 345. 347. 361. 364 f. 423.
Lonemann, Joach. 167.
Lotze 538.
Lucius 555.
Ludwig v. Heſſ.-Darmſt. 190.
Lücke 470.
Lütkemann 243. 247. 259.
Lütkens (Propſt) 335. 341.
Luthardt 158. 540. 513. 554.

Mabillon 320.
Maccovius 234.
Machiavelli 21.
Mailath, Graf 161.
Major, Georg 89. 92. 148.
Major, Joh. 216. 221.
Maltzan, Fr. v. 497. 557.
Marbach, Joh. 114. 184. 250.
Malvenda 77.
Mareſius 234. 239.
Marezoll 400.
Marheineke 472. 534.
Martenſen 566.
Martini, Corn. 182. 217.
Martini, Jak. 216.
Matthesius 146. 151. 159. 163.
Maurenbrecher VI. 3. 53.
Max I. 13. 19.
Mayer (Meyer), Joh. Fr. 272. 273. 285. 296. 327. 342. 344.
Mecheln, Joh. v. 27.
Meckel, Petr. 166.
Meinhold 501.

Meisner, Balth. 221. 241. 273. 278.
Meisner, Joh. 193. 244.
Mejer 501.
Melanchthon V. 49. 54. 80. 83. 93. 94. 100. 102. 104. 105. 107. 109. 138. 234. 235.
Melissander 159.
Mendelssohn 391.
Menius, J. 92.
Mengering, Arn. 227. 274.
Mentzer, Balth. 182. 189. 190. 196. 211. 215.
Meth, Ez. 273.
Metternich, Gesandter 346. 350.
Meyendorff, v. 121. 152.
Meyer, Friedr. v. 449.
Meyfart, Joh. Math. 251. 253. 274.
Michaelis, Joh. Dav. 374. 382.
Miller 402.
Möhler 568.
Mörlin 86. 102. 107. 110.
Möser, Justus 409.
Moiban 159.
Molanus, Gerh. 268. 325.
Moller, Mart. 159. 184. 187. 307.
Molwitz 557.
Mommsen 2.
Monheim 116.
Morgenstern, Bened. 134.
Moritz, Landgraf 187. 189.
Morus, Nath. 399.
Moscherosch 227. 230. 315.
Mosellan 30.
Moser, Fr. Karl v. 410.
Moser, Jak. v. 359. 410.
Mosheim 373. 383.
Mühlenberg, Heinr. 435. 557.
Mühler, v. 487.
Müller, Christian 542. 554.
Müller, Heinr. 182. 243. 247. 261. 275.
Müller, Jul. 469.
Müller, Karl 554.
Münchmeyer 507. 509. 511. 540. 553. 557.
Münzer 45.
Murner 16.
Musäus, Joh. 221. 246. 268. 269.
Musäus, Peter 251. 329.
Musäus, Sam. 87.
Musculus, Andr. 249.
Musculus, W. 55. 80.
Myconius 49. 159.
Mylius, Georg 181.
Myslenta 227. 249.

Nägelsbach, E. 526. 527.
Nasus, Joh. 168.
Neander 470.
Neuberger 223.
Neuheuser 159.
Neumann, Kasp. 266. 309. 327.
Neumeister, Erdmann 371. 427. 430.
Neuser 125.
Nicolai, Melchior 183. 250.
Nicolai, Phil. 133. 135. 160. 163. 181. 188. 189. 190. 191. 204. 209 307. 566.
Niebuhr, Georg 185. 408.
Niebuhr, Karstens 382.
Niedbruck, Kasp. v. 88.
Niedner 546.
Niemeyer, A. Herm. 441. 452.
Nigidius 150.
Nitsch 422.
Nitzsch, Em. 468.
Nösselt 397.

Oberlin 442.
Occam 23. 46.
Oecolampad 48.
Oehler 535.
Oetinger, Friedr. Christoph 386.
Olearius, Gottfr. 431.
Olearius, Joh. 328. 423.
Olevian 117.
Olshausen 487.
Orth, Sup. 317.
Osiander, Andr. 49. 80. 91. 92. 183. 248.

Osiander, Luk. 146. 148. 167. 183. 212. 220. 224.
Osterodt 189.

Paganus, Peter 165.
Palmer 535. 554.
Paltz, Joh. v. 19.
Pappus, Joh. 122. 130. 184. 250.
Paracelsus 12. 203. 228.
Pareus 188. 189. 191. 196. 197. 249.
Parsimonius 145.
Paul III. 77.
Paulus 457.
Pelargus 195.
Penn, Will. 276.
Perthes, Fr. 411.
Petersen 282. 285.
Petri, Ad. 495. 505. 557.
Peucer 117.
Pez, Bernh. 320.
Pezel 117. 187.
Pfaff, Kanzler Matth. 335. 359. 373. 418.
Pfaffrad 182. 235.
Pfeffinger 29.
Pfleiderer, Otto 540. 550.
Philippi, Ad. 543 f. 545.
Piderit 555.
Pistorius, Joh. 148.
Planck, G. Jak. 100. 109. 125. 220. 249. 399. 441.
Plitt, G. L. 528.
Plütschau 434.
Poach 48.
Poiret 331.
Polentz, von 139.
Poliander 139.
Polstorff 532. 539.
Prätorius, Elias 277.
Prätorius, Jak. 163.
Prätorius, Steph. 275.
Pregizer 250.
Prierias 26.
Pritius, Georg 356. 430.
Pütter 411.
Pufendorf 289.

Quenstedt 237. 243. 267. 273.
Quercetanus 188.
Quirsfeld 431.
Quistorp II, Joh. 247. 261. 275. 309.
Quistorp, Joh. Nikol. 330.

Rambach, Jak. 362. 431. 433.
Ramus 175. 191. 218. 235.
Ranke, L. v. 5. 173. 467.
Rathmann 221.
Ratzenberger 81. 83.
Raumer, Karl v. 484.
Raumer, Rudolf v. 484.
Rautenberg 497.
Rebhuhn, Paul 166.
Reinhard, Oberhofpr. 415. 439.
Reimarus 371.
Reinking 289.
Reiser, Anton 291.
Reissing, Leop. v. 125.
Renan, E. 563.
Rettberg 540.
Reuchlin, Tüb. 330.
Reuß, Kanzler 412.
Reuß, Ed. 537.
Reuter, Herm. 538.
Rhaw, Georg 158.
Rhenanus, Beatus 172.
Richter, Friedr. 433.
Richter, L. VI.
Riedesel, v. 152. 165.
Rieger, Konr. 359.
Ringwald 137. 163. 167.
Rinkart, Martin 197.
Rist, Joh. 228. 231. 264. 313.
Ritschl, Alb. V. 538 f.
Ritter, Heinr. 467.
Röber, Paul 244.
Röhr 455.
Rösler 494. 555.
Rollenhagen, G. 149. 167.
Roller 498.

Roos, Prälat 388. 413.
Rorer, G. 49.
Roth, Friedr. v. 464. 490.
Roth 49.
Rothe, Rich. 473.
Rudelbach 498. 566.
Rühle 498.
Runge 181. 252.
Rupff, Konr. 72.

Sabinus, Georg 249.
Sachs, Hans 166.
Sadeel 131.
Salig 362.
Saltzmann 449.
Sandhagen 281.
Sarcerius, Erasm. 85. 141. 153. 278.
Sartorius, Gen.-Sup. 478.
Saubert 227. 278.
Schade, Kasp. 281. 284.
Schaden, v. 526.
Schalling 191.
Scharff 237. 256.
Scharff (Lüne) 298.
Scheele 515.
Scheibel 484 f.
Scheibler, Christ. 236. 275. 308.
Scheidemann, Dav. 163.
Scheiter, Joh. 216.
Schellhammer 184.
Schelling, Joh. 444 f. 487. 520.
Schelwig, Sam. 341. 360.
Schenkel 479.
Scherzer 245.
Scheurl 27. 29.
Scheurl, v. 506.
Schilter 181.
Schleiermacher, Fr. 442. 461. 466 f.
Schlosser, Joh. Georg 410.
Schlüsselburg 121. 156. 189.
Schmid, Chr. Fr. 535.
Schmid, Heinr. 527. 528.
Schmidt, Christian 441.
Schmidt, J. W. 406.
Schmidt, Joh. 227. 228. 274.
Schmolck, Benj. 431.
Schmuck, Vinz. 216.
Schneck 188.
Schneckenburger 8. 564.
Schnepf, E. 84.
Schnepf, Theod. 183.
Schnesing 163.
Schöberlein 526. 537.
Schöner 412. 435.
Schönfeld 187.
Schopper 184.
Schöttgen 371.
Schrautenbach 352.
Schubert, Heinr. v. 450. 487.
Schuppe 230. 232. 262. 293. 315.
Schurmann 276.
Schwarz 472.
Schwarz (Gotha) 480.
Schwegler, Alb. 535.
Schwenckfeld 44. 45. 59.
Schwendi, Laz. v. 161.
Scriver 259. 264. 273. 308. 309.
Seckendorf, v. 558.
Seeberg 527.
Selnecker, Nik. 128. 145. 154. 159. 163. 169. 181. 278.
Semler 375 f. 389. 404.
Sibulus 27.
Socinus 189.
Sohm, Rud. 553.
Solger 462.
Spalatin 62.
Spalding 377. 401. 425.
Spangenberg, Cyriak. 5. 64. 72. 149. 154. 165. 189.
Spangenberg, Joh. 24. 146. 151. 154.
Spener, Jak. 263. 264. 273. 284. 322. 340.
Spengler, Laz. 159.
Speratus 139. 162.
Spinola 268.
Spinoza 240. 264 f.
Spitta 495. 556.
Spittler 5. 453.
Spizel 273.

Stahlin 491.
Stäudlin, Friedr. 402. 441.
Stahl, Jul. 478.
Stancarus 98.
Staphylus 98. 147.
Stark, Fr. 371. 432.
Staupitz 27. 161.
Steffens, Heinr. 443. 483.
Stegmann, Joh. 251.
Steinmetz, Abt 351. 368. 393.
Steinmetz, Rud., Gen.-Sup. 557.
Stephani 289.
Steudel 532.
Stieffel, Ej. 273.
Stöckhardt 531.
Storr, G. C. 413. 442.
Strauch 266.
Strauß, David 534.
Strauß, Victor v. 495.
Strigel 95.
Strimesius 335.
Sturm, Joh. 184.
Sudhoff V.
Sulzer 397.
Superville 374.
Swaven, Peter 33.

Tanner 187.
Tauler 25.
Tarnov, Joh. 247. 267.
Tarnov, Paul 182. 274.
Taurellus 176. 218.
Teller, Wilh. Abr. 406.
Tentzel, Ernst 326.
Tetzel 26. 27. 29.
Thiele 516.
Tholuck 180. 238. 260. 329. 457. 475. 562.
Thomas v. Aq. 560.
Thomasius, Chr. IV. 281. 283. 290. 320. 342. 416.
Thomasius, Gottfr. 526. 527. 528.
Thummius 183. 212.
Tieck, Ludw. 462.
Tiefstrunk, Heinr. 403.
Tietze 430. 432.
Tilkendorf, Konstantin v. 548.
Tittmann, 440. 464.
Töllner 378.
Treicho, Friedr. 414. 428.
Trithemius 88.
Troeltsch 236.
Trotzendorf 554.
Truber 160.
Tuch 546.
Tucher, v. 29.
Twesten 469.

Uffenbach 325.
Uhlhorn 558.
Uhlich 457.
Ullmann 474. 501.
Ulrici 538.
Ungnad, Hans v. 160 f. 309.
Urbanus Rhegius 48. 154.
Urlsperger 357. 358.
Ursinus 117. 130. 188.
Ursinus 336.

Varenius 182. 295.
Vatke, J. K. W. 534.
Vehus 33.
Venatorius 157.
Venetus, Gabr. 30.
Vergerius 160.
Vietor 191.
Vilmar 507. 508. 540. 560.
Vinet, Alex. 482.
Vitringa 322.
Völter 493.
Voetius 239.
Voltaire 370.
Vorstius 189.

Wackernagel, Phil. 556.
Waitz, Georg 518.
Walch, Franz 374. 384.
Walch, Joh. Georg 360 f. 372.
Waldis, Burkard 39, 166.
Walte 57.

Walther, Ferd. Wilh. 498. 505.
Walther, Joh. 72.
Walther, Mich. 221. 248. 293.
Walther, Wilh. 2.
Wagenseil, Christoph 330.
Wagner, Markus 88.
Warners, Joh. 228.
Weber, Friedr. 442.
Weigel, Val. 133. 203.
Wegscheider 453.
Weller, Jak. 239. 240. 256. 260. 292.
Welz, Baron v. 310.
Wernsdorf, Gottlieb 327. 334.
Westphal 87. 90. 101. 115.
Weyermüller, Friedr. 494.
Wichern 556.
Wigand, Joh. 96. 132. 134.
Wilkens 172.
Wimpina 29.
Winckelmann 182. 189. 212.
Winckler 273. 283.
Winckler, Ulr. Joseph 333.
Wiclicenus 457.
Wizenmann 409.
Wolff 348. 367 f. 369.
Wolrad, Graf 143.
Woltersdorf, Ernst Gottl. 433.

Xylander 117.

Yvon 331.

Zabarella 236.
Zahn, Th. IV. 567.
Zanchius 125.
Zezschwitz, v. 515. 528.
Ziegenbalg 341. 434.
Zinzendorf 339. 345. 348. 352. 357
Zöckler 530. 567.
Zrinyi 161.
Zwingli 42. 44. 48. 50. 175.

Verzeichnis

der hauptsächlichsten im Text enthaltenen Sachen.

Abendmahls-Begriff 40. 41. 42. 45. 47. 52. 53. 154—155.
Abendmahls-Gemeinschaft 52. 53. 56. 153. 155. 298. 299. 334. 335. 350. 491. 505.
Abendmahls-Zucht 153. 155. 298. 299. 427. 491. 553.
Abloß 19. 26. 27. 29.
A[illegible] purus 237.
Ad[illegible] Bewegung 91 f.
Aug. Deutsche Bibl. 386. 390. 400.
Aug. Luth. Konferenz 514. 556.
Annen-Dienst 15.
Anomismus 507.
Antinomismus 60. 553.
Aristotelik 182.
Armenpflege 72. 157. 556.
Aufklärung, die 375 f.
Autorität 5. 3.

Berlenburger Pietismus 343.
Bibel-Uebersetzungen 2.
Bibelwerk 307.

Centurien 88.
Christologische Erörterungen 112 f. 202 f.
Concordia, die 55.
Consensus repetitus 258 f. 265.
Consistorialismus 65. 66. 68. 73. 74. 153.
[illegible] 29.
Corpus evangelicorum 256. 321. 349.
Corpus Reformatorum 455. 557.

Decisio, solida 216.
Dreistände-Lehre 69. 288 f.

Edikt v. 1788 419.
Ehesachen 67.
Eisenacher Konferenzen 517.
Entwicklung. Begriff 1. 565. 567.
Erbauungslitt. 158 f. 307 f. 430.
Exorzismus 184. 297.
Exules Christi 87.

Fragmente—Wolfenb. 389. 391.

Gegenreformation 174. 206.
Gemeinde-Organisation 552. 560.
Generalsynode 1846. 470.
Geschichtschreibung, deutsch-nat. 5. 6.

Hoforediger 145. 292.
Humanismus 3. 13—15. 31. 182. 218. 329. 407. 437.

Independentismus 503 f. 511. 512.
Ingolstädter, die 119. 209.
Inspiration 563.
Interim, das 79 f. 81. 82. 84.

Kabbala 387.
Katechismusübung 151. 306.
Kassel, Gespräch 261.
Katholische Reformation 3. 77.
Katholizität 5. 65. 242. 296.
Kirche, evangel. Bedeutung IV. 9. 564.
Kirche, evangel. Einheit IV. 142. 517.

Kirche, evangel. Namen V.
Kirche, evangel. Stellung IV. 5. 568.
Kirche, griechische 2. 160. 183.
Kirche, melanchthonische V. 5.
Kirche, unsichtbare 540.
Kirche u. Staat 69. 70 f. 289. 290. 418.
Kirchengüter 68. 143.
Kirchenlied 162. 311. 432. 556.
Kirchenrechtliche Theorien 140. 288 f. 418. 501. 506. 553.
Kirchentag 505.
Kirchenzucht 155. 157. 422. 426. 427.
Komödie, geistl. 39. 74. 165. 179. 231.
Konkordienformel 128.
Kryptocalvinisten 117. 124 ff. 133. 480.
Kultus 73. 152 f. 164. 300 ff. 428. 554. 555.

Lehrverpflichtung 382. 420.
Leipziger Disputation 31.
Leipziger Konvent von 1630 : 223.
Lied, das 163. 311 f. 433 f.
Logik 237. 443.

Majoristische Bewegung 92.
Marburg, Disputation 49. 50.
Materialprinzip 5. 540. 541.
Maulbronner Gespräch 117.
Mission 309. 556 f.
Moral 430. 441. 535. 552.
Mystik 25. 276. 311.

Nominalismus 504.

Organisten u. Kantoren 163. 311.
Orthodoxie, tode 239 f. 243. 287.
Osiandrische Bew. 98 f.

Pietist. Streite 282 ff.
Pietismus, der 272 f. 340 f. 347.
Philosophie 182. 191. 235. 236. 237. 239. 325. 367 f. 443 f. 445.
Predigt 16. 145 f. 149—151. 303 f. 423 f.
Promotionen 24. 327.
Protestant. Kirchenzeitung 479.

Quedlinburger Konvent 130.

Ramismus 175. 183. 218.
Rationalismus, der 394 f. 452 f.
Rationalismus, neuer 539.
Realismus 207. 208. 486. 504. 527. 564.
Realprinzip 541.
Rechtfertigung 35. 36. 37. 541. 545.
Reformation, Begriff 1. 4. 5. 6. 9.
Reformierte Kirche. Bedeutung 8.
Religionsedikt (1788) 400. 419.
Restitutionsedikt 198. 222.
Römisches Recht 139.
Romantische Schule 449.

Sakramente, Begriff 56. 544.
Scholastik 207. 232 f.
Scholastiker 23. 46.
Schulwesen 17. 149. 150 f. 429.
Sekte, Begriff 473. 489.
Spiritualismus 486. 504. 508. 533. 564.
Städte u. K.Ordnungen 142.
Studien-Methode 25. 28.
Succession des Amts 147.
Superattendenten 141.
Synergist. Bew. 95 f.
Synkretist. Bew. 217 f. 255 f..

Territorialismus 71. 290. 321. 485. 553.
Territorialsystem 417.
Theosophie 202 f. 387.
Thorner Religionsgespräch 226.

„Ubiquität" 207. 209. 337. 469.
Union, kirchliche 50. 55. 100. 223. 225. 257. 261. 262 f. 333 f. 339. 349. 460.

Variata, die 100. 109. 110. 262.
Vereinswesen 555.
Vermittlungstheologie 460 f.

Wartburgsfest 460.
Worms, Verhör 33.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Von Herrn Kirchenrat D. **R. Rocholl** erschien ferner:

Einsame Wege. (Selbstbiographie R. Rocholls.) Zur Zeit vergriffen.

Aller Schöne Meister. Ein Hamburger Vortrag. 80 Pf.

Karl Eichhorn. Akten zur neuesten Kirchengeschichte. 80 Pf.

Das protestantische Elend. Offener Brief an Herrn Hofprediger a. D. Stöcker. 60 Pf.

Der letzte Tag. Vortrag. 80 Pf.

Kirchliches Handlexikon.

In Verbindung
mit einer Anzahl ev.-lutherischer Theologen herausgegeben.

Begründet von

Dr. ph. **Carl Meusel**
† Superintendent in Rochlitz in Sachsen

fortgeführt von

Ernst Haack,
Ober-Kirchenrat in Schwerin

B. Lehmann,
Past. em. in Dresden

und

Hofstätter,
theol. Lehrer am ev.-luth. Missionshaus in Leipzig.

Komplett in 6 Bänden à M. 10,—, geb. à M. 12,25.

I.—V. Band (bis Sa reichend), der Rest folgt mit thunlichster Beschleunigung.

Das vorgenannte, durch die D. D. Delitzsch, Kahnis, Kliefoth und Luthardt eingeführte Werk giebt Auskunft über alle Gegenstände christlichen Glaubens und Lebens, über alle biblischen Personen und Sachen, über alle Männer und Ereignisse der Kirchengeschichte, über innere und äußere Mission, über die kirchliche Kunst und christliche Sitte, sowie über die theologische Litteratur, und dies alles auf Grund selbständiger wissenschaftlicher Studien. Es kann das Kirchliche Handlexikon deshalb allen Geistlichen, Kandidaten, Lehrern und Studenten, sowie allen gebildeten Laien, die sich für kirchliche Dinge interessieren, als praktisches Nachschlagebuch, behufs schneller und sicherer Orientierung bestens empfohlen werden.

Bonwetsch, Prof. D. **N.**, **Die Geschichte des Montanismus.** 4 Mk.

— —, **Methodius von Olympus.** I. Schriften. 13 Mk.

Bredenkamp, Prof. Dr. **C. J.**, **Der Prophet Sacharia.** 3 Mk.

— —, **Gesetz und Propheten.** Ein Beitrag zur alttestamentlichen Kritik. 3 Mk.

Buhl, Prof. D. **Fr.**, Studien zur Topographie des nördlichen Ostjordanlandes. 1 Mk.

Caspari, Prof. D. **W.**, **Die epistolischen Perikopen** nach der Auswahl von Prof. Thomasius. 5 Mk. 50 Pf., geb. 6 Mk. 70 Pf.

— —, **Die evangelische Konfirmation**, vornämlich in der lutherischen Kirche. 3 Mk.

— —, **Die geschichtliche Grundlage des gegenwärtigen evang. Gemeindelebens** aus den Quellen im Abrisse dargestellt. 2 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 3 Mk.

— —, **K. H.**, **Geistliches u. Weltliches** zu einer volkstümlichen Auslegung des Kl. Katechismus Lutheri. **17.**, mit Bild und Biographie vers. **Original**-Ausgabe. 1 Mk. 60 Pf.; geb. 2 Mk. 10 Pf.

Engelhardt, Prof. D. **M.**, **Das Christentum Justins des Märtyrers.** 9 Mk.

— —, **Schenkel u. Strauß.** Zwei Zeugen der Wahrheit. Ein Beitrag zum rechten Verständnis und zur Ermittelung des Wertes ihrer neuesten Schriften über das Leben Jesu. 2 M. 80 Pf.

Ewald, Prof. D., **Über das Verhältnis der systematischen Theologie zur Schriftwissenschaft.** 75 Pf.

— —, **Über die Glaubwürdigkeit der Evangelien.** 75 Pf.

Frank, Geheimrat Prof. D. **Fr. H. R. v.**, **Die Theologie der Konkordienformel** historisch-dogmatisch entwickelt und beleuchtet. 4 Teile. 12 Mk.

— —, **System der christlichen Gewißheit. 2.** Aufl. 2 Bde. 16 Mk., eleg. geb. 18 Mk. 50 Pf.

— —, **System der christlichen Wahrheit. 3.** verb. Aufl. 2 Bde. 16 Mk., eleg. geb. 18 Mk. 50 Pf.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (**Georg Böhme**), Leipzig.

Frank, Geheimrat Prof. D. **Fr. H. R. v.**, **System der christlichen Sittlichkeit.** 2 Bde. 15 Mk., eleg. geb. 17 Mk. 50 Pf.

— —, **Geschichte und Kritik der neueren Theologie**, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Pfarrer P. Schaarschmidt. 2. durchgesehene Aufl. Mit dem Bildnis des Verfassers. 5 Mk. 80 Pf., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

— —, **Vademecum für angehende Theologen.** 4 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 5 Mk. 50 Pf.

— —, **Zur Theologie A. Ritschl's. 3.** wesentl. erweit. Aufl. 2 Mk.

Gloël, Prof. Dr., **Die jüngste Kritik des Galaterbriefes**, auf ihre Berechtigung geprüft. 1 Mk. 80 Pf.

Graß, K. K., **Das Verhalten zu Jesus** nach den Forderungen der „Herrnworte" der drei ersten Evangelien. 10 Bog. 2 Mk. 50 Pf.

— —, **Das von Jesus geforderte Verhalten zum „Reiche" Gottes** nach den „Herrnworten" der drei ersten Evangelien. 1 Mk. 80 Pf.

Harleß, Prof. D. **A. v.**, **Das Verhältnis des Christentums** zu Kultur- und Lebensfragen der Gegenwart. 2. Aufl. 2 Mk.

Harleß u. **Harnack**, **Die kirchlich-religiöse Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln.** Mit besonderer Beziehung auf das h. Abendmahl. 2 Mk. 40 Pf.

Harnack, Prof. D. **Th.**, **Katechetik** und Erklärung des kleinen Katechismus D. M. Luthers. 8 Mk.

— —, **Der christliche Gemeindegottesdienst** im apostolischen und altkatholischen Zeitalter. 7 Mk.

— —, **Luthers Theologie** mit besonderer Beziehung auf seine Versöhnungs- und Erlösungslehre. I. Abt. 4 Mk.; II. Abt. 8 Mk.

— —, **Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde.** 6 Mk.

— —, **Die freie lutherische Volkskirche.** Den lutherischen Kirchen Deutschlands zur Prüfung und Verständigung vorgelegt. 2 Mk.

Haußleiter, Prof. D. **Johs.**, **Der Glaube Jesu Christi und der christliche Glaube.** Ein Beitrag zur Erklärung des Römerbriefes. 60 Pf.

Höfling, Prof. D., **Die Lehre der ältesten Kirche** vom Opfer im Leben und Kultus der Christen. 1 Mk. 60 Pf.

— —, **Grundsätze evang.-luther. Kirchenverfassung.** Eine dogmatisch-kirchenrechtl. Abhandlung. 3. Aufl. 4 Mk.

v. Hofmann, J. Ch. K., **Die Offenbarung St. Johannis** nach den Vorlesungen für das Verständnis der Gemeinde bearbeitet von Pastor E. v. Lorentz. 3 Mk. 25 Pf., geb. 4 Mk.

Hoerschelmann, Prof. D. **F.**, **Andreas Knopken**, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. 4 Mk.

Kähler, Prof. D. **M.**, **Jesus und das alte Testament.** Erläuterungen zu Thesen. 2. unveränderte Auflage. 1 Mk. 20 Pf.

— —, **Die Wissenschaft der christlichen Lehre** vom evang. Grundartikel aus im Abrisse dargestellt. 2. umgestaltete Aufl. 11 Mk., geb. 12 Mk. 75 Pf.

— —, **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 1894. 1 Mk. 20 Pf.

— —, **Unser Streit um die Bibel.** 2. unveränderte Auflage. 1 Mk. 25 Pf.

— —, **Der sogenannte historische Jesus** und der geschichtliche, biblische Christus. 2. erw. u. erl. Auflage. 3 Mk. 25 Pf.

— —, **Die Universitäten und das öffentliche Leben.** Über die Aufgabe des akademischen Unterrichts u. s. zweckmäßigere Gestaltung. 2 Mk. 40 Pf.

— —, **Wie studiert man Theologie im ersten Semester?** Briefe an einen Anfänger. 2. Aufl. 60 Pf.

Klostermann, Dr. **E.**, **Analecta** zur Septuaginta, Hexapla und Patristik. 3 Mk.

— —, Prof. D. **A.**, **Der Pentateuch.** Abhandlungen zu seiner Entstehungsgeschichte. 8 Mk.

Köhler, Prof. D. **A.**, **Lehrbuch der biblischen Geschichte** des Alten Testamentes. I., II. 1. à 8 Mk. II. 2. 1. 3 Mk. II. 2. 2. 2 Mk. 80 Pf. II. 2. 3. (Schluß) 7 Mk. 50 Pf.

— —, **Die nachexilischen Propheten.** 4 Abtlgn. I. Haggai 1 Mk. 60 Pf.; II. Sacharja. 1. Hälfte. 2 Mk. 80 Pf.; III. Sacharja. 2. Hälfte. 4 Mk.; IV. Maleachi. 2 Mk. 40 Pf.

— —, **Über Berechtigung der Kritik des Alten Testamentes.** 4½ Bog. 1 Mk.

Kohlrausch, Past. **R. A.**, **Vademecum homileticum.** 2000 Predigt-Dispositionen über sämtliche altkirchliche, Thomasianische und andere Perikopenreihen aus den besten Predigten der Neuzeit gesammelt nebst Beobachtungen über die moderne Predigt. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 25 Pf.

Kolde, Prof. D. **Th.**, **Die Loci communes** Philipp Melanchthons in ihrer Urgestalt von G. L. Plitt. **2.** Aufl. 3 Mk. 50 Pf.

— —, **Über Grenzen des historischen Erkennens** und der Objektivität des Geschichtsschreibers. **2.** Abdr. 1891. 60 Pf.

— —, **Die Heilsarmee** („The Salvation Army") nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften. 1 Mk. 50 Pf.

— —, **Friedrich der Weise** und die Anfänge der Reformation. Eine kirchengeschichtl. Skizze. 1 Mk. 50 Pf.

König, Prof. D. **E.**, **Der Glaubensakt des Christen** nach Begriff und Fundament von neuem untersucht. 3 Mk.

— —, **Die letzte Instanz des biblischen Glaubens.** Eine fundamental-dogmatische Studie. 60 Pf.

Kröger, Dr. **H.**, **Die Grundbegriffe christl. Weltanschauung.** Eine philosophische Studie. 8 Bogen. 1 Mk. 75 Pf.

Kügelgen, E. W. von, **Immanuel Kants Auffassung von der Bibel** und seine Auslegung derselben. Ein Kompendium Kantscher Theologie. 7 Bogen. 1 Mk. 60 Pf.

Luther, Oberpastor D., **Das moderne Christentum.** Vortrag. 60 Pf.

Mayer, Dr. **G.**, **Das religiöse Erkenntnisproblem.** I. Bd.: Zur Geschichte des religiösen Erkenntnisproblems. 1. Teil: Vom apostolischen Zeitalter bis Fichte. 2 Mk. 25 Pf.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (**Georg Böhme**), Leipzig.

Müller, Prof. Lic. **K.**, **Symbolik.** Vergleichende Darstellung der christlichen Hauptkirche nach ihrem Grundzuge und ihren wesentlichen Lebensäußerungen. 1896. 8 Mk. 50 Pf., geb. 10 Mk.

Oettingen, Prof. D. **Alex. v.**, **Das göttliche „Noch nicht!"** Ein Beitrag zur Lehre vom heiligen Geist. 10 Bog. 2 Mk. 40 Pf.

— —, **Die Moralstatistik** in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik. 3. vollst. umgearb. Aufl. Mit tabellar. Anhang. 15 Mk.

— —, **Christliche Religionslehre** auf reichsgeschichtl. Grundlage. Ein Handbuch für den höheren Schulunterricht. 6 Mk.

— —, **Die christliche Sittenlehre.** Deductive Entwicklung der Gesetze christlichen Heilslebens im Organismus der Menschheit. 12 Mk.

— —, **Antiultramontana**, kritische Beleuchtung der Unfehlbarkeitsdoktrin. 3 Mk.

Plitt, Prof. D. **G. L.**, **Grundriß der Symbolik.** 3. Aufl. herausgegeben von Prof. D. V. Schultze. 2 Mk. 40 Pf.

— —, **Geschichte der evang.-luth. Mission.** Nach den Vorträgen des † Verfassers neu herausgeg. und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Diakonus Hardeland. I. Hälfte. Ältere Missionsgeschichte. 3 Mk. 50 Pf. II. Hälfte. Neuere und Judenmission. 5 Mk.

— —, **Einleitung in die Augustana.** 1. Hälfte: Geschichte der evangel. Kirche bis zum Augsburger Reichstage. 6 Mk.; 2. Hälfte: Entstehungsgeschichte des evang. Lehrbegriffs. 5 Mk. 60 Pf.

— —, **Die Apologie der Augustana** geschichtlich erklärt. 4 Mk.

Rüling, Past. Lic. **J.**, **Die Grundlagen des christlichen Glaubens** auf Grund von Frank's System der christl. Gewißheit. 1 Mk. 80 Pf.

Rupprecht, Pf. **Ed.**, **Die Anschauung der krit. Schule Wellhausens** vom Pentateuch. 1 Mk. 20 Pf.

— —, **Der Pseudodaniel und Pseudojesaja** der modernen Kritik vor dem Forum des christl. Glaubens, der Moral u. d. Wissenschaft. 1 Mk. 20 Pf.

Schmid, Prof. D. **H.**, **Handbuch der Kirchengeschichte.** 2 Teile. 10 Mk.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), Leipzig.

Schnedermann, Prof. Dr. **G.**, **Die Vorstellung vom Reiche Gottes** in ihrem Gange durch die Geschichte der christlichen Kirche. 1. Stück: Die israelitische Vorstellung vom Königreiche Gottes als Voraussetzung der Verkündigung und Lehre Jesu. 4 Bogen. 1 Mk. — 2. Stück: Jesu Verkündigung und Lehre vom Reiche Gottes in ihrer geschichtlichen Bedeutung. 1. Hälfte: Die Verkündigung Jesu vom Kommen des Königreiches Gottes. 3 Mk. — 2. Hälfte: Die Lehre von den Geheimnissen des Königreiches Gottes. 4 Mk.

— —, **Frank und Ritschl.** Ein erweiterter Vortrag. 75 Pf.

Seeberg, Prof. Dr. **A.**, **Die Anbetung des „Herrn" bei Paulus.** 1891. 80 Pf.

— —, **Der Tod Christi in seiner Bedeutung für die Erlösung.** Eine biblisch-theologische Untersuchung. 5 Mk. 50 Pf.

— —, Prof. D. **A.**, **Der Apologet Aristides.** Der Text seiner uns erhaltenen Schriften nebst einleitenden Untersuchungen über dieselben. 2 Mk.

— —, **Der Begriff der christlichen Kirche.** I. Studien zur Geschichte des Begriffs der Kirche. 3 Mk.

— —, **Lehrbuch der Dogmengeschichte.** I. Hälfte: Die Dogmengeschichte der alten Kirche. 5 Mk. 40 Pf.

Sellin, Lic. Dr. **E.**, **Beiträge zur israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte.** Heft I. Jahwes Verhältnis zum israelitischen Volk und Individuum nach altisraelitischer Vorstellung. 4 Mk.

Sommer, Lic. theol. **J. L.**, **Die epistolischen Perikopen** des Kirchenjahres, exegetisch und homiletisch bearbeitet. **4.** verb. Aufl. 8 Mk. 40 Pf., geb. 10 Mk.

— —, **Die evangelischen Perikopen** des Kirchenjahres, exeg. u. homil. bearb. **3.** verb. Aufl. 8 Mk. 40 Pf., geb. 10 Mk.

— —, **Die evangelischen Perikopen** nach der Auswahl von Prof. D. Thomasius exeg. u. homil. bearb. **2.** Aufl. 7 Mk., geb. 8 Mk. 50 Pf.

Thomasius, Prof. **G.**, **Christi Person und Werk.** Darstellung der evang.-luth. Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus. **3.** Aufl. bearbeitet von Lic. Winter. 2 Bde. 18 Mk., eleg. geb. 21 Mk.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (**Georg Böhme**), Leipzig.

Thomasius, Prof. **G.**, **Die christliche Dogmengeschichte** als Entwicklungsgeschichte des kirchl. Lehrbegriffs dargestellt. **2.** Aufl. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Prof. D. Bonwetsch und Prof. D. Seeberg. 2 Bände in 3 Abt. 22 Mk., eleg. geb. 25 Mk.

Volck, Prof. D. **W.**, **Der Segen Moses Deut. Kap. XXXIII** untersucht und ausgelegt. 4 Mk.

— —, **Heilige Schrift und Kritik.** Ein Beitrag zur Lehre von der Heiligen Schrift, insonderheit des Alten Testamentes. 14 Bogen. 1897. 3 Mk. 25 Pf.

Vollert, Oberlehrer Lic. **W.**, **Gedankengang** des v. Frank'schen Systems der christlichen Wahrheit. 1 Mk. 60 Pf.

— —, **Tabellen zur neutestamentlichen Zeitgeschichte.** 4 Bog. u. 1 Tabelle. 1897. ca. 1 Mk. 40 Pf.

Wegener, Past. Dr., **Ritschls Idee des Reiches Gottes im Licht der Geschichte.** Kritisch beleuchtet. 8½ Bogen. 1897. 2 Mk.

Wuttig, Lic. **W.**, **Das Johanneische Evangelium** und seine Abfassungszeit. ca. 8½ Bogen. ca. 1 Mk. 80 Pf.

Zahn, Prof. D. **Th.**, **Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur.** I. Bd. Tatians Diatessaron. 9 Mk. II. Bd. Der Evangeliencommentar des Theophilus v. Antiochien. 8 Mk. III. Bd. Supplementum Clementinum. 7 Mk. IV. Bd. 8 Mk. V. Bd. 13 Mk. 50 Pf.

— —, **Geschichte des neutestamentlichen Kanons.** I. Band: Das Neue Testament vor Origenes. 1. u. 2. Hälfte à 12 Mk. II. Band: Urkunden und Belege zum ersten und dritten Band. 1. Hälfte. 10 Mk. 50 Pf. 2. Hälfte. 1. Abt. 5 Mk. 70 Pf. 2. Hälfte. 2. Abt. 10 Mk. 50 Pf.

— —, **Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 4 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 5 Mk. 50 Pf.

— —, **Das apostolische Symbolum.** Eine Skizze seiner Geschichte und eine Prüfung seines Inhalts. **2.** Aufl. 1 Mk. 35 Pf.

— —, **Das Evangelium des Petrus.** Das kürzlich aufgefundene Fragment seines Textes aufs neue herausgegeben, übersetzt und untersucht. 1 Mk. 20 Pf.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building